LIBRARY OF PRINCETON
DEC 16 1907
THEOLOGICAL SEMINARY.

Division BS2420
Section .S317
v.1

# Sechs Bücher des Lebens Jesu

von

**Dr. Peter Schegg,**

erzbischöfl. geistl. Rath und o. ö. Professor der Theologie an der k. b. Universität München.

---

**Erster Band.**

**Freiburg im Breisgau.**
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.
**Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.**

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck des Literariſchen Inſtituts von Dr. M. Huttler in München.

# Vorrede.

Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Das Geschehene fällt aber nur zum Theil in die Sinne; auf Auge und Ohr wirken bloß die Einzelnheiten; was sie zu einem Ganzen verbindet, entzieht sich der äußern Welt, wie die Seele im Körper. Mit der Kenntniß der Einzelnheiten hat man den Stoff zur Geschichte, nicht die Geschichte selbst. Um sie zu geben, muß der Geist eingreifen und in so ferne schöpferisch wirken, als er das Zerstreute sammelt, das Gesammelte gestaltet, dem Gestalteten Leben einhaucht.

Der Umfang dieser bildnerischen Thätigkeit hängt bei jedem, der nicht als Augenzeuge schreibt, von den Quellen ab, die er zu benützen hat. Sie werden ihm je nach ihrer Beschaffenheit die Arbeit bald erleichtern, bald erschweren, das Feld seiner eigenen Thätigkeit bald erweitern, bald verengen; immer aber wird ihre gewissenhafteste Würdigung und treueste Verwerthung all seinem Thun und Schaffen zu Grunde liegen. Die Pflicht strengster Gewissenhaftigkeit und Treue wächst mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, und es bedarf keiner Erinnerung, daß, wer die Hoheit

so kam dieß keineswegs von einer Geringschätzung des geschriebenen Wortes, sondern vom Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit den Aposteln. Umgekehrt mußten die Häretiker, denen dieses entscheidende Beweismittel fehlte, zum geschriebenen Worte und, da dieß nicht ausreichte, zu vorgeblichen, geheimen, apostolischen Ueberlieferungen, die sie empfangen hätten, ihre Zuflucht nehmen, wie wir schon an Basilides, einem jüngern Zeitgenossen des Apostels Johannes (zwischen 63 und 132) sehen. Er berief sich, um nur dieses eine Beispiel anzuführen, da sich dasselbe Trugspiel bei den andern wiederholt, auf einen geheimen Unterricht, den er theils von Mathias, dem Apostel, theils von Glaukias, dem Jünger des Petrus, empfangen haben wollte, und citirte nebenbei die Bücher der Kirche, daß sie bestätigten, was ihm mündlich gelehrt worden sei.

Es genügt hier, aus der Reihe der apostolischen Väter und der übrigen katholischen Literatur während des zweiten Jahrhunderts auf zwei Zeugnisse hinzuweisen, die erst in den letztverflossenen Jahrzehnten an's Tageslicht traten, nämlich auf den Brief des Barnabas, der eine Stelle aus Matthäus mit den Worten anführt: wie geschrieben steht, und auf Papias, dessen lang vermißtes Zeugniß für Johannes endlich aufgefunden wurde. Wenige Schriften der alten Welt haben eine solche Fülle von Zeugen — daher der Zorn des Unglaubens und der schlecht verholene Wille, für alles offene Augen zu haben, nur für sie nicht, und nie und nimmer.*)

*) Barn. (4, 14) beruft sich auf Matth. 20, 16: Viele sind berufen, wenige aber erwählt. Diese Stelle ist auch deßwegen bedeut-

Diese Urkunden aber enthalten, wie uns die Einleitung klar machen wird, weder im Einzelnen, jede für sich betrachtet, noch im Ganzen, alle zusammengenommen, was wir eine Geschichte Jesu Christi im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen; denn sie überliefern uns nur jene Summe von Vorgängen und Lehren, welche den Gegenstand des öffentlichen und allgemeinen Unterrichtes (der Kirchenkatechese) bildeten, bei dem die äußerliche Aufeinanderfolge des Erzählten vor dem sachlichen Interesse so sehr in den Hintergrund trat, daß dem Beschreiber des Lebens Jesu die zweifache Arbeit und Aufgabe zufällt, das Gegebene geschichtlich zu ordnen und sachlich zu erklären. Man könnte dieß, nicht ganz unpassend, mit der Doppelbeschäftigung eines Edelsteinschleifers und eines Juweliers vergleichen.

Am absoluten Werthe des Diamanten kann menschliche Kunst nichts ändern, wohl aber am relativen durch die Art und Weise, wie er geschliffen und gefaßt wird. In

---

sam, weil Barnabas wie Jesus Christus selbst dabei zunächst die Juden vor Augen hatte und dem Sinne nach sagte: Geben wir Acht, daß es uns nicht geht, wie den Juden, deren Verwerfung in der Zerstörung Jerusalems offen dalag. „Sehet, sagt er unmittelbar vorher, was an Israel geschehen ist und wie sie verlassen worden sind.“ Auf dasselbe Evangelium (19, 30 und 16, 20a) beruft er sich (6, 13) mit den Worten: Der Herr spricht: Siehe ich mache das Letzte wie (d. i. wahrhaft) zum Ersten. — Ein altes lateinischen Fragment enthält folgende Stelle: Das Evangelium des Johannes ist verfaßt und der Kirche geschenkt worden von Johannes, als er noch lebte, wie Papias, den man den Hierapoliten nennt, ein geliebter Jünger des Johannes, am Ende des fünften Buches erzählt. Er hat das Evangelium genau nachgeschrieben, während es Johannes dictirte. Dasselbe wiederholt auch die Vorrede zur Catena Patrum.

geschickten Händen gewinnt, in ungeübten verliert er unberechenbar an Werth. Der einst vielgenannte Kohi Nur (d. i. der Lichtberg) büßte beim Schnitte fast zwei Drittheile seines ursprünglichen Gewichtes ein. Darum ist aus Furcht vor einem unverhältnißmäßigen Verluste der größte unter den bisher aufgefundenen Edelsteinen, zum Kronschatze des Hauses Braganza gehörig, noch im rohen Zustande. Man schätzt seinen Werth auf 40 Millionen Thaler.

Ein solcher Diamant, doch von ungleich größerm Werthe, ist das Evangelium. Er blieb aber nicht unberührt, sondern fiel seit achtzehn Jahrhunderten in unzählige Hände, die daran schliffen und mannichfache Fassungen versuchten. Nicht wenige haben ihn arg zugerichtet, daß von seinem Umfange kaum so viel übrig blieb, als vom übelbehandelten Kohi Nur; andere hinwieder haben ihn mit so vielen fremdartigen Dingen umgeben, daß die Fassung den Stein fast nicht mehr erkennen läßt. Doch wie viele haben ihn auch, je nach dem Geiste der Zeit, kunstvoll geschnitten und sinnreich gefaßt! Wer bewundert nicht die edle Steinschneidekunst eines Chrysostomus, wer nicht die unerschöpfliche Erfindungsgabe eines Origenes in allegorischen und mystischen Fassungen, wer nicht die hohe Einfalt des Helianddichters?

Ich hatte mich seit mehr als dreißig Jahren der ersten dieser heiligen Künste gewidmet und gestrebt, durch Schnitt und Schliff die vielseitigen Flächen des evangelischen Edelsteines so an's Tageslicht zu stellen, daß sie dem Auge in ungebrochener Klarheit entgegenleuchten möchten; nun wagte ich auch noch das zweite, dem Diamanten eine Fassung zu

geben, oder vielmehr die Diamantenreihe, aus der die Vierzahl der Evangelien besteht, in einen Brillantschmuck so zu vereinen, daß vom Einzelnen nicht die Gesammtheit, von der Gesammtheit nicht das Einzelne verdeckt werde, sondern jeder Stein in der ihm eigenthümlichen Schönheit leuchte und ein wahrhaft harmonisches Ganze aus der Einfassung hervortrete, wirklich ein „Leben Jesu."

Obwohl mich keine Mühe reute, und die Hilfsmittel, welche langjährige Beschäftigung mit dem Gegenstande und eine Reise in das heilige Land boten, gewissenhaft zu Rathe gezogen und darauf geachtet wurde, daß nicht ermüdende Einförmigkeit abschrecke: will diese Arbeit doch nur ein Versuch sein, von jenem unerreichbar hohen Ideale, das uns die göttliche Vorsehung in Jesus Christus gegeben hat, ein möglichst vollständiges, klares, einheitliches und, wie man sagt, anschauliches Bild zu entwerfen.

Die eigenthümliche Beschaffenheit der Quellen brachte es mit sich, daß hie und da eine Verknüpfung der einzelnen Berichte gemacht werden mußte, die gewagt, manchem Leser unhaltbar scheinen mag. Konnte dieß, ohne auf den Charakter einer „Geschichte" zu verzichten, gar nicht vermieden werden, so wurde doch so wenig Gewicht darauf gelegt, daß es jedem frei steht, die Fassung ganz zu zerschlagen, wenn er dabei nur der Diamanten schont.

Gelehrte Ausschmückung habe ich gemieden, das Kapitel von den göttlichen Vorbereitungen möglichst kurz gefaßt (weil die nothwendigen Erörterungen mit der Geschichte selbst gegeben werden), und mich höchster Einfachheit und Verständlichkeit beflissen, damit der geneigte Leser keinen

Augenblick zweifle, es ebenso machen zu können; denn ein Mann, der zu schreiben verstanden hat, rechnet die Bücher, welche einen solchen Eindruck zurücklassen, nicht unter die schlechtesten.*)

Daß man es in der That nicht zu den schlechtesten zählen möge, wünscht um der heiligen Sache willen, die hier vertreten wird, nicht um seinetwillen

München, den 1. August 1874.

der Verfasser.

*) Les meilleurs livres sont ceux que chaque lecteur croit qu'il aurait pu faire. Pascal (Pensées. Collect. de Class. Français. II, p. 2168).

# Inhaltsverzeichniß.

Seite

**Einleitung.**

Die geschichtlichen Urkunden zum Leben Jesu; ihr Ursprung, ihre Geltung, ihr gegenseitiges Verhältniß . . . . . 1

**Erstes Buch.**

Erstes Kapitel.

Die göttlichen Vorbereitungen: Land und Volk. Geburt des Täufers. Verkündigung Mariä . . . . . 15

Zweites Kapitel.

Geburt und Jugend Jesu Christi . . . . . 43

Drittes Kapitel.

Johannes in der Wüste. Taufe und Versuchung Jesu. Erste Jünger . . . . . 78

Viertes Kapitel.

Die Hochzeit zu Kana. Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel. Das Gespräch mit Nikodemus. Jesus auf dem Lande. Rückkehr nach Galiläa. Die Samariterin . . . . . 114

**Zweites Buch.**

Erstes Kapitel.

Jesus heilt den Sohn des königlichen Beamten, beginnt öffentlich zu predigen, beruft vier von seinen bisherigen Jüngern zur Nachfolge, lehrt in der Synagoge zu Kapharnaum, heilt einen Besessenen, die Schwiegermutter des Petrus und in der Nacht noch viele Andere . . . . . 171

Zweites Kapitel.

Erste Missionsreise Jesu in Galiläa. Die Bergpredigt . 199

Seite

Drittes Kapitel.

Der Aussätzige; der Gelähmte; der Knecht des Hauptmannes; Mehrere, die Jesu Jünger werden wollen; Levi — Matthäus; der Seesturm; die besessenen Gerasener; Mahl bei Matthäus; Jairus und sein Töchterlein; das blutflüssige Weib; zwei Blinde . . . . . 249

Viertes Kapitel.

Gesandtschaft des Täufers; daran geknüpfte Reden Jesu; Wahl der siebenzig Jünger und der zwölf Apostel; ihre Mission; ein Pastoralunterricht; der achtunddreißigjährige Kranke; die Sünderin beim Gastmahle des Simon . . . 293

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Hinrichtung des Johannes. Verdächtigungen Jesu durch die Pharisäer. Seine Vertheidigung. Die Seinigen wollen ihn in Sicherheit bringen. Parabeln. Reden Jesu im Kreise seiner Jünger . . . . . 363

Zweites Kapitel.

Meinung des Herodes von Jesus. Aufenthalt in Nazaret. Speisung der Fünftausend. Die Rede vom Himmelsbrote und vom Essen mit ungewaschenen Händen . . . . . 429

Drittes Kapitel.

Reise durch Phönicien und Peräa. Die kananäische Mutter. Abbrechen der Aehren und Heilung des Mannes mit der steifen Hand an einem Sabbate. Zweite Bergpredigt. Heilung eines Taubstummen. Speisung der Viertausend. Mahl bei Martha und Maria. Zeichen aus dem Himmel. Warnung vor dem Sauerteige der Pharisäer . . . . . 480

Viertes Kapitel.

Heilung eines Blinden. Bekenntniß des Petrus. Verklärung Jesu. Heilung eines besessenen Knaben. Aussendung der siebenzig Jünger. Frühmahl bei einem Pharisäer. Erbschaftstheilung. Nachricht von Unglücksfällen in Jerusalem. Reden, Gleichniß vom Feigenbaume . . . . 521

# Ueberſichtliche Zuſammenſtellung des Inhaltes nach den evangeliſchen Parallelen.

| Buch. Kapitel. Paragraph. | Matthäus | Markus | Lukas | Johannes | Seite |
|---|---|---|---|---|---|
| **Erſtes Buch.** | | | | | |
| I. Kapitel. | | | | | |
| §. 4. | | | 1, 5—25 | | 30 |
| 5. | 1, 18—24 | | 1, 26—38 | | |
| | 1, 1—17 | | 3, 23—38 | | 34 |
| 6. | | | 1, 39—55 | | 38 |
| 7. | | | 1, 56—80 | | 41 |
| II. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | | | 2, 1—7 | | 43 |
| 3. | | | 2, 8—80 | | 49 |
| 4. | 2, 1—11 | | | | 53 |
| 5. | 2, 12—18 | | 2, 21 | | 59 |
| 6. | 2, 19—21 | | 2, 22—38 | | 62 |
| 7. | 2, 22, 23 | | 2, 39, 40 | | 66 |
| 9. | | | 2, 41—51 | | 72 |
| 10. | 1, 25 | | 2, 52 | | 76 |
| III. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 3, 1—6 | 1, 1—6 | 3, 1—6 | | |
| | | | 10—14 | | 78 |
| 2. | 3, 7—12 | 1, 7, 8 | 3, 7—9 | | |
| | | | 15—18 | | 82 |
| 3. | 3, 13—15 | 1, 9 | 3, 21 | 1, 23, 31 | 86 |
| 4. | 3, 16, 17 | 1, 10, 11 | 3, 22 | 1, 32—34 | 88 |
| 5. | 4, 1—11 | 1, 12, 13 | 4, 1—13 | | 92 |
| 7. | | | | 1, 15—28 | 102 |
| 8. | | | | 1, 29—59 | 106 |
| IV. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | | | | 2, 1—11 | 114 |
| 2. | | | | 2, 12—13 | 121 |
| 3. | | | | 2, 14—22 | 127 |
| 4. | | | | 2, 23—35 | |
| | | | | 3, 1—21 | 133 |
| 5. | 14, 3, 4 | 6, 17, 18 | 3, 19, 20 | 3, 22—36 | 141 |
| 6. | | | | 4, 1—26 | 147 |
| 7. | | | | 4, 27—42 | 162 |

| Buch. Kapitel. Paragraph. | Matthäus | Markus | Lukas | Johannes | Seite |
|---|---|---|---|---|---|
| **Zweites Buch.** | | | | | |
| I. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 4, 12—17 | 1, 14, 15 | | 4, 43—45 | 171 |
| 2. | | | | 4, 46—54 | 175 |
| 4. | 10, 18—22 | 1, 16—20 | 5, 1—11 | | 185 |
| 5. | | 1, 21—28 | 4, 31—37 | | 191 |
| 6. | 8, 14—17 | 1, 29—34 | 4, 38—41 | | 195 |
| II. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 4, 23—25 | 1, 35—39 | 4, 42—44 | | 199 |
| 2—9. | 5—7, 29 | | | | 202 |
| III. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 8, 1—4 | 1, 40—45 | 5, 12—16 | | 249 |
| 2. | 9, 2—8 | 2, 1—12 | 5, 17—26 | | 253 |
| 3. | 8, 5—13<br>19—22<br>9, 9 | 2, 13—14 | 7, 2—10<br>9, 57—62<br>5, 27, 28 | | 259 |
| 4. | 8, 23—34 | 4, 36—5, 20 | 8, 22—39 | | 268 |
| 5. | 9, 10—17 | 2, 15—22 | 5, 29—39 | | 277 |
| 6. | 9, 18—31 | 5, 22—43 | 8, 41—56 | | 283 |
| IV. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 11, 1—6<br>9, 32—36 | | 7, 18—23 | | 293 |
| 2. | 11, 7—30 | | 7, 24—35<br>10, 13—15 | | 299 |
| 3. | 9, 37, 38<br>10, 1—4 | 3, 13—19 | 6, 12—16<br>9, 1, 2 | | 311 |
| 4. | 10, 5—15 | 6, 7—13 | 9, 3—5 | | 314 |
| 5. | 10, 16—42 | | | | 319 |
| 6. | | | 7, 11—17 | 5, 1—15 | 327 |
| 7. | | | | 5, 16—30 | 335 |
| 8. | | | | 5, 31—47 | 345 |
| 9. | | | 7, 36—8, 3 | | 352 |
| **Drittes Buch.** | | | | | |
| I. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 14, 5—12 | 6, 19—29 | 3, 19, 20 | | 363 |
| 2. | 12, 22—30 | 3, 21—27 | 11, 14—23 | | 370 |
| 3. | 12, 31—37 | 3, 28—30 | 12, 10 | | 376 |
| 4. | 12, 38—45 | | 11, 24—26<br>29—32 | | 380 |
| 5. | 12, 46—50 | 3, 21<br>31—35 | 9, 19—21<br>11, 27, 28 | | 385 |

| Buch. Kapitel. Paragraph. | Matthäus | Markus | Lukas | Johannes | Seite |
|---|---|---|---|---|---|
| 6. | 13, 1—23 | 4, 1—25 | 8, 5—18 | | 388 |
| 7. | 13, 24—43 | 4, 26—32 | 13, 18—21 | | 398 |
| 8. | 13, 44—52<br>34—35 | 4, 33, 34 | | | 404 |
| 9. | 17, 24—26<br>18, 1—10 | 9, 33—50 | 9, 46—50<br>17, 1 | | 411 |
| 10. | 18, 12—35 | | 17, 5—10 | | 420 |
| II. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 14, 1, 2<br>13, 54—58 | 6, 14—16<br>6, 1—6 | 9, 7—9<br>4, 16—30 | | 429 |
| 2. | 14, 13—21 | 6, 32—44 | 9, 10—17 | 6, 1—13 | 436 |
| 3. | 14, 22—36 | 6, 45—56 | | 6, 14—21 | 442 |
| 4. | | | | 6, 22—59 | 447 |
| 5. | | | | 6, 60—71 | 463 |
| 6. | 15, 1—11 | 7, 1—16 | | | 468 |
| 7. | 15, 12—20 | 7, 17—23 | | | 475 |
| III. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | 15, 21—28 | 7, 24—30 | | | 480 |
| 2. | 12, 1—8 | 7, 31<br>2, 23—28 | 6, 1—5 | | 485 |
| 3. | 12, 9—14 | 3, 1—5 | 6, 6—11 | | 493 |
| 4. | | | 6, 17—48 | | 497 |
| 5. | | 7, 32—37 | | | 506 |
| 6. | 15, 32—38 | 8, 1—9 | | | 509 |
| 7. | 15, 39 | 8, 10 | 10, 38—42 | | 512 |
| 8. | 16, 1—4 | 8, 11, 12 | | | 515 |
| 9. | 16, 5—12 | 8, 13—21 | | | 518 |
| IV. Kapitel. | | | | | |
| §. 1. | | 8, 22—26 | | | 521 |
| 2. | 16, 13—19 | 8, 27—29 | 9, 18—20 | | 524 |
| 3. | 16, 20—28 | 8, 30—39 | 9, 21—27 | | 530 |
| 4. | 17, 1—8 | 9, 1—8 | 9, 28—36 | | 534 |
| 5. | 17, 9—13<br>14—21 | 9, 9—13<br>14—29 | 9, 37—43 | | 539 |
| 6. | 17, 22, 23 | 9, 30—32 | 9, 44, 45<br>10, 1—16 | | 547 |
| 7. | | | 11, 1—13 | | 553 |
| 8. | | | 11, 37—52 | | 558 |
| 9. | | | 11, 53, 54<br>12, 1—21 | | 564 |
| 10. | | | 12, 22—59 | | 569 |
| 11. | | | 13, 1—9 | | 580 |

## 1.

Die heiligen Evangelien, diese einzigen urkundlichen Zeugnisse über Jesus Christus, haben zwei Apostel, den Matthäus und Johannes, und zwei Aposteljünger, den Markus und Lukas, zu Verfassern. Ihre Beglaubigung liegt bei Matthäus und Johannes im apostolischen Amte, bei Markus und Lukas in ihrer Verbindung mit den Aposteln. Die erste Beglaubigung nennt man eine unmittelbare, die zweite eine mittelbare, ohne daß dieß eine Verschiedenheit des Ansehens begründete. Sind sie hierin einander gleich, so nicht an Umfang, Inhalt und Form. Das letztere gilt besonders von Johannes, weßhalb man gerne die drei ersten Evangelien verbindet und sie unter dem Namen synoptische, d. i. nach Einem Grundplan bearbeitete Evangelien dem vierten gegenüberstellt.

Der Zeit ihrer Verfassung und dem Leserkreise nach, für welchen sie bestimmt waren, liegen sie weit auseinander. Wählen wir runde Zahlen, so darf, von der Gründung der Kirche oder dem Pfingstfeste an gerechnet, der Ursprung des ersten mit dem fast gleichzeitigen zweiten Evangelium dem Jahre 10, jener des dritten dem Jahre 30 und der des vierten dem Jahre 60 und darüber zugeschrieben werden. Dieß entspricht nach unserer gewöhnlichen Zeitrechnung von Christi Geburt an den Jahren 43, 63 und 93 in, wie gesagt, ungefährer, runder Zeitangabe, wonach also aus dem Apostelkreise dem Beispiele des Matthäus

erst nach fünfzig Jahren Johannes, aus dem Kreise der Apostelschüler dem Beispiele des Markus erst nach zwanzig Jahren Lukas folgte.

Anders verhielt es sich mit der Verbreitung ihrer Schriften; denn die drei ersten Evangelien, obwohl Matthäus und Markus zwanzig Jahre vor Lukas schrieben, wurden fast gleichzeitig Gemeingut der Kirche und Gegenstand der öffentlichen Lesung beim Gottesdienste, etwa seit dem Tode der beiden Apostel Petrus und Paulus. Bis dahin blieb die Schrift des Markus auf den Kreis der römischen, die des Matthäus auf den der palästinensischen Christengemeinden beschränkt, für welche sie anfänglich allein bestimmt waren. Drei Jahrzehnte später machte Johannes die heilige Vierzahl der Evangelien voll.

## 2.

Der Evangelist Lukas bezeichnet als das Vorbild, nach welchem die christliche Aufzeichnung gemacht wurde, dessen Kopie sie gleichsam war, die Katechese. Der katechetische Unterricht bildete eine Schranke für den Inhalt und eine Norm für den Ausdruck (die Form); das erstere, weil die vollkommene Harmonie des Geschriebenen mit dem aus dem apostolischen Munde Vernommenen und Gehörten sorgfältig überwacht wurde; das letztere, weil der Mangel an Sprachgewandtheit im Griechischen dem ersten Unterrichte eine gewisse Gleichförmigkeit aufprägte, von der man später nicht mehr abwich. Sie hatte trotz ihrer Härte etwas Feierliches und gleich dem Inhalte etwas Ungewöhnliches, wie ja auch wir die alten Kirchengebete lieber in alterthümlicher als moderner Sprache lesen und hören.

Die Katechese selbst hinwieder war nicht dem freien Belieben anheimgegeben, sondern nach einem festen Plane geordnet mit doppelter Begränzung, die wir eine räumliche und zeitliche nennen können, indem sie sich ihrem Haupt-

inhalte nach auf die Wirksamkeit Jesu in Galiläa und auf die Zeit des öffentlichen Lebens Jesu beschränkte. Die Ursache davon ist leicht zu erkennen.

Wo sich bereitwillige Zuhörer fanden, da ging die erste, ursprüngliche Predigt der Apostel, ihre anfängliche Missionsthätigkeit, ganz nach dem Muster des Unterrichtes in der Synagoge und Schule, in eine Katechese über, in einen regelmäßigen, zusammenhängenden Vortrag, der vom Hörenden aufgefaßt, dem Gedächtnisse eingeprägt und mit der größten Gewissenhaftigkeit festgehalten wurde. Der Gegenstand des Unterrichtes war genau wie jener in den jüdischen Schulen, geschichtlicher Natur; er konnte dem Wesen nach kein anderer sein. Auf den Grund der Geschichte konnte sich erst, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, der theologische Unterricht z. B. über das Verhältniß der Gnade zum Gesetze erbauen. Die Katechese mußte der geistigen Vorbildung der Gläubigen angepaßt werden, immer aber möglichst einfach und kurz sein. Eine Anhäufung von Einzelnheiten aus dem unendlich reichen Leben Jesu hätte die Ueberwachung erschwert und der früh wuchernden Legende, von der wir im sogenannten Hebräerevangelium ein Beispiel haben, leicht Eingang verschafft. Um dieß zu verhüten, wurde nur ein Theil der Thaten und Wunder Jesu Gegenstand der Katechese, und wurden aus seinen Reden vorzüglich kurze Sentenzen, einfache Lehren und jene Parabeln aufgenommen, welche dem Zuhörerkreise zunächst entsprachen, überall solches, das leicht zu behalten, zu verstehen und zu überwachen war. Aus dem letzten Grunde, dem der leichtern Controllirung, wählte man auch Galiläa, als den bevorzugten Schauplatz der Thätigkeit Jesu, weil hiefür die meisten und beglaubigsten Zeugen vorhanden waren. Es läßt sich eine göttliche Leitung der Kirche, ein Wirken der Apostel im heiligen Geiste ohne feste Ordnung des Unterrichtes von Anfang

an gar nicht denken. Sollten sich unsere Evangelien wie aus einem Chaos unendlicher Einzelnheiten so zufällig herausgebildet haben? wer mag dieß fassen? Wenn aber nicht, worauf gründen sie sich, wenn nicht auf die ursprüngliche apostolische Katechese?

Die apostolische erste Predigt, aus der sich die Katechese wie eine Pflanze aus der Wurzel entfaltete, nahm ihren Anfang, so zu sagen, mit dem Ende, d. i. mit der Auferstehung Jesu Christi. Von da ging sie zurück auf das Leiden und Sterben und weiter auf die Thaten und Lehren des Herrn, besonders in so ferne sie mit den Prophetieen und Vorbildern des Alten Testamentes, als deren Erfüllung, im Zusammenhange standen. Diese Art der Predigt war durch die Umstände selbst geboten. Man konnte nicht davon abgehen. Nur das Interesse für den vom Tode Erstandenen weckte ein weiteres für sein Leben und Lehren. Mit dieser Predigt begann Petrus vor dem hohen Rathe zu Jerusalem, wie Paulus vor Festus und Agrippa zu Cäsarea, auf dem Areopag zu Athen und in allen Synagogen vor den Juden.

Diese rückgängige Bewegung hatte aber einen unvermeidlichen Einfluß auf die Katechese. Durch sie wurde die chronologische Folge aus den Fugen gerückt und Gelegenheit gegeben, die einzelnen Vorgänge im Leben Jesu gruppenweise zusammenzustellen, wobei man sich naturgemäß mehr von sachlichen als andern Rücksichten leiten ließ. Daraus ergaben sich bald größere, bald kleinere Lücken, die man in der Geschichte ließ; auch konnte nicht vermieden werden, daß einzelne Vorgänge aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen, wie wir sagen würden, isolirt und damit der Gefahr ausgesetzt wurden, sich aus der einen und andern Katechese ganz zu verlieren.

Aus dem Gesagten erklärt sich uns, was wir bei Papias, dem ältesten Zeugen für unsere Evangelien, unter

Berufung auf den Jünger Jesu Johannes Presbyter über Markus lesen: „Er schrieb, was von Jesus gesagt und gethan wurde, aus dem Gedächtnisse getreu auf, jedoch nicht nach der Ordnung.“ Der Jünger Jesu Johannes Presbyter, d. i. der Evangelist Johannes selbst, wußte, daß bei Markus die genaue chronologische Reihenfolge der erzählten Begebenheiten fehle; er wußte aber auch, daß sie bei ihm gar nicht gesucht werden durfte, weil er sich an die Katechese hielt, welche andere Zwecke als die einer bloßen Geschichtserzählung verfolgte. Seine Worte: „nicht nach der Ordnung,“ enthielten keinen Tadel, sondern dienten nur zur Orientirung, daß man weder bei Markus, noch bei einem andern Evangelisten suche, was nicht in ihrer Intention lag, und was sie gar nicht geben konnten. Aber deßwegen herrscht doch eine gute Ordnung in allen drei Evangelien, nur keine streng chronologische. Neben dem johanneischen Worte: nicht nach der Ordnung, besteht also recht gut, wenn Lukas in der Vorrede zu seinem Evangelium sagt: „der Ordnung nach.“ Beide haben Recht.

## 3.

Die erste katechetische Schule, die zu Jerusalem, von Petrus geleitet, ist so alt, als die Kirche selbst. Wenige Jahre später wurde eine zweite, die zu Antiochia, auch von Petrus gegründet und dann von Paulus übernommen, dem Barnabas der Apostel, Simon Niger der Prophet, Lucius und Manaem, nach der Tradition Jünger des Herrn, zur Seite standen. Wie wir nun von der Zeit der Wirksamkeit des Paulus an zwei Hauptausgangspunkte für die Mission haben, den ersten zu Jerusalem, der später nach Rom verlegt wurde unter Petrus, und den andern zu Antiochia unter Paulus; so theilte sich auch der ursprünglich Eine Strom der Katechese in zwei Hauptarme, die man nach

ihren Mutterkirchen die jerusalemische und antiochenische, nach ihren Leitern und Vorstehern die petrinische und paulinische Katechese nennen könnte, weniger passend die judenchristliche und die heidenchristliche, weil an der petrinischen Katechese ebenso gut geborne Heiden Theil nahmen, als geborne Juden an der paulinischen. Kleine Aenderungen genügten, um das specifisch jüdische, wo man es nicht umgehen konnte oder wollte, den Gläubigen aus dem Heidenthume verständlich zu machen.

Die Katechese zu Antiochia war aus der zu Jerusalem hervorgegangen. Sie rührte nicht bloß von Petrus her, sondern hatte auch, außer Paulus, lauter solche Lehrer, welche zu Jerusalem unter Petrus gelernt und gelehrt hatten. Grundlage und Ordnung des Unterrichtes brachten sie daher schon von Jerusalem mit; sie hatten nichts neues zu schaffen, nicht von vorne anzufangen. Da aber die antiochenische Katechese vorzugsweise für die Heidenmission bestimmt war, und die große örtliche Entfernung, sowie die geistige Richtung des Paulus eine gewisse Selbstständigkeit beförderten; konnte es kaum anders geschehen, als daß Parabeln und manche Vorgänge aufgenommen wurden, deren man in Jerusalem nicht gedachte, und wiederum anderes wegblieb, oder auch zufällig aus dieser Katechese verschwand, was sich in Jerusalem immerfort erhielt.

## 4.

Werfen wir einen Blick auf die Zeit, da unsere Evangelien geschrieben wurden, so zeigt sich auch hier wie überall der Unterschied des griechisch römischen Charakters vom jüdischen, des indogermanischen Volksstammes vom semitischen. Beim erstern trat sogleich das Verlangen nach schriftlichem Besitze des mündlich Gehörten hervor, nicht so beim letztern, der an mündlichen Unterricht und Bewahrung

des Gehörten ohne Schrift viel mehr gewöhnt war und eine gewisse Scheu hatte, durch die Schrift dem allgemeinen und öffentlichen Gebrauche zu überlassen, was nur der Schule anzugehören schien. Wie langsam und zögernd entstand die schriftliche Sammlung der alten Traditionen, aus denen sich der Talmud bildete!

Kaum daß Petrus die Kirche in Rom gegründet hatte, so bat auch schon die Gemeinde den Begleiter und Dolmetsch des Apostels um Niederschreibung des Gehörten. Von der antiochenischen Katechese existirten, wie Lukas ausdrücklich sagt, viele Bearbeitungen, deren manche bis auf die Anfänge der Kirchengründung zurückreichen mochten. Anders in Jerusalem. Eine schriftliche Fixirung der Katechese nach zehn oder zwölf Jahren ist nicht früh, sondern vielmehr spät und scheint eine besondere Veranlassung vorauszusetzen, die sich unschwer denken läßt, wenn auch das in Jerusalem erschienene Evangelium des Matthäus nichts davon andeutet. Es war die bereits auftauchende Legende, der Jakobus, Bischof von Jerusalem und Oberbischof aller palästinensischen Gemeinden, durch die Mittheilung des Matthäus-Evangelium, das er vielleicht selbst veranlaßt hatte, vorzubeugen suchte. Matthäus wurde aber dazu berufen, nicht bloß weil er zur strengen Richtung des Jakobus gehörte, also nach dieser Seite hin den Judenchristen ein unverdächtiger Zeuge war, sondern auch, weil sich bei ihm Anfänge einer Evangelienschrift schon vorfanden. Denn es lassen sich in seinem Buche zwei Bestandtheile, ein älterer und ein jüngerer, unterscheiden. Anfänglich hatte er nämlich, vielleicht noch zu Lebzeiten Jesu, Lehren und Parabeln gesammelt, indem sich diese zu einer Aufzeichnung vorzugsweise empfahlen. Sie wurden so niedergeschrieben, wie sie Jesus vorgetragen hatte, d. i. in der palästinensischen Volkssprache. Erst lange nachher schrieb er das Evangelium nieder. Da er nun das bereits Ge-

sammelte nicht zu sehr zersplittern wollte, erhielt sein Buch den Charakter eines Lebens Jesu nach sachlich geordneten Gruppen mehr als es an und für sich schon im Wesen der Katechese lag, deren Wiederhall das geschriebene Evangelium sein sollte, ohne einzelne Erweiterungen je nach dem besondern Interesse des Verfassers auszuschließen.

Wie Matthäus für Jerusalem, so schrieb Markus für Rom. Er wich darin von Matthäus ab, daß er sich an die petrinische Katechese im engsten Sinne hielt, d. h. nur aufnahm, was Petrus selbst in der Katechese zu Rom vorgetragen hatte, wobei er über solches hinwegging, was bereits Gemeingut des christlichen Bewußtseins geworden war (z. B. das Vater unser) und keiner Nachhilfe bedurfte. Darum hat er fast lauter Thatsachen, wenig Reden.

Lukas, der schon Vorgänger hatte, wurde eben durch sie zur Verfassung seines Evangeliums bestimmt. Da viele Berichte über Jesus Christus auf Grund der Katechese in Umlauf kamen, alle aber bloße Bruchstücke enthielten, so verursachte dieß mancherlei Unsicherheit, die Lukas durch eine vollständige und zusammenhängende Erzählung beseitigen wollte. Er schrieb nicht gegen seine Vorgänger, sondern nur gegen die durch verschiedene, abgebrochene Berichte fast unvermeidlich gewordene Verwirrung. Da er nach den ihm zu Gebote stehenden Quellen zugleich die Vorgeschichte Jesu aufnahm, die keinen Gegenstand der eigentlichen Katechese ausmachte, so erhielt sein Evangelium einen Umfang, der nicht blos den des Markus-, sondern auch jenen des Matthäusevangeliums übertrifft.

Matthäus hatte von Anfang an öffentliche Geltung; er war selbst Apostel und schrieb auf Geheiß des Bischofes von Jerusalem. Nicht derselbe Fall war bei Markus und Lukas eingetreten; keiner hatte auf Befehl eines Apostels, sondern der eine auf Bitten der römischen Gemeinde, der andere

aus eigenem Antriebe seine Arbeit unternommen; ihre Schriften verbreiteten sich daher erst nach dem Tode der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, als theure Andenken an sie, in weitern Kreisen und über die ganze Kirche hin; dennoch kamen sie in dieser Beziehung dem Evangelium des Matthäus zuvor, weil seiner Verbreitung über Palästina hinaus theils die Sprache, in der es verfaßt war, im Wege stand, theils das früh erwachte Mißtrauen gegen die Rechtgläubigkeit der palästinensischen Gemeinden. Man traute insbesondere ihren Schriften nicht, da apostolische Schriften frühzeitig unterschoben oder verfälscht wurden, wovon gerade das Evangelium des Matthäus ein Beispiel lieferte. Bis daher eine beglaubigte Uebersetzung, unser griechische Matthäus, allgemeine Aufnahme fand, waren Lukas und Markus vielleicht schon mehrere Jahre im öffentlichen Gebrauche. Vor ihnen nun aber verschwanden die übrigen noch vorhandenen Versuche einer Fixirung der Katechese, von denen Lukas redet, wie die Sterne vor der aufgehenden Sonne. Zu diesen drei Evangelien, welche den Doppelstrom der apostolischen Katechese wieder zusammenfließen machten, kam endlich das vierte des Johannes. Es enthielt aber nicht eine selbstständige Katechese, etwa die der ephesinischen Patriarchalkirche gleich der von Jerusalem und Antiochia, sondern nur jene Ergänzungen, um welche sich die johanneische Katechese auf Grund der allgemeinen im Laufe der Jahrzehnte nach und nach erweitert hatte. Sie bestanden außer einigen wenigen Thatsachen und ein paar Zeitbestimmungen vorzugsweise in Reden, deren Mittheilung erst später und auch da nur für einen Theil der Gläubigen gegenüber den unter ihnen eingedrungenen Irrlehren nothwendig geworden war. Indem Johannes diese Ergänzungen auf wiederholtes Bitten der Seinigen und nicht ohne ein Zeichen der Genehmigung von oben sammelte, damit sie durch seine Beglaubigung Gemeingut der Kirche

würden, that er es in Weise einer in sich zusammenhängenden Geschichtserzählung, nicht in Weise eines bloßen Nachtrages etwa zu Matthäus oder Lukas.

Die Evangelien enthalten somit, weder im Einzelnen, jedes für sich betrachtet, noch im Ganzen, alle zusammengestellt, was wir eine Geschichte Jesu Christi im gewöhnlichen Sinne nennen. Sie überliefern uns nur jene Summe von Vorgängen und Lehren, welche den Gegenstand des öffentlichen Unterrichtes bildeten, bei dem die geschichtliche Aufeinanderfolge so wenig in Rechnung kam, daß die synoptischen Evangelien gar keine Zeitangabe enthalten, und bei Johannes selbst aus den wenigen eine wichtige unbestimmt lautet, so daß sich mit voller Sicherheit nicht einmal die Jahre des öffentlichen Lebens Jesu angeben lassen.

Was der Leser oder Lehrer hierin versucht, wie er sich das Einzelne zurecht legt und in ein Ganzes verbindet, mag löblich und verdienstlich sein, wird aber immerhin untergeordneter Natur bleiben. Es ist eine mehr oder weniger gelungene Fassung, die den Werth des Edelsteines an sich nicht alterirt.

# Erstes Buch.

Bis zum Beginne der öffentlichen Wirksamkeit Jesu in Galiläa (im Dezember 781 nach Erbauung der Stadt Rom).

# Erstes Kapitel.

Die göttlichen Zubereitungen: Land und Volk, Geburt des Täufers, Verkündigung Mariä.

## 1.

Die Alpenlandschaft Palästina, in den alttestamentlichen Büchern das Land des Herrn, auch das heilige Land genannt, zwischen der Euphratebene und dem Mittelmeere, fast gleichweit vom Nordpole und vom Aequator entfernt, liegt in Mitte des am reichsten ausgestatteten Zonengürtels der Erde. Ihre Längenausdehnung von Nord nach Süd, vom waldbewachsenen Libanon ($33\frac{1}{4}^{\circ}$ N. B.) bis zur arabischen Wüste ($32\frac{3}{4}^{\circ}$) beträgt 30, ihre mittlere Breite von Ost nach West 15 deutsche Meilen. Der Jordan durchschneidet sie der ganzen Länge nach in einer tiefen Spalte, das Ghor genannt, und theilt die Landschaft in ein größeres West- und ein kleineres Ostjordangebiet mit den beiden Binnenseen, dem galiläischen und dem todten Meere. Der Schwerpunkt der jüdischen Bevölkerung fiel auf die Westseite des Stromes; die Ostseite, im Ganzen weniger dicht bevölkert, zählte neben den Juden noch viele Heiden, theils eingewanderte Römer und Griechen, theils Reste der syrischen Urbevölkerung. Während man zur Zeit Christi im gewöhnlichen Verkehre das Ostjordanland kurzweg Peräa, d. i. das Jenseitige, nannte und davon im Einzelnen nur die Dekapolis, d. i. das Gebiet von zehn in einen Bund ge-

tretenen Städten, ausschied, behielt die Westseite ihre ältere Eintheilung in die Landschaftskreise Judäa, Samaria und Galiläa unverändert bei.

Das Gebiet von Peräa besteht aus einer mächtigen Hochebene von 2000 Fuß mittlerer Höhe, die gegen Ost allmählig zum Euphrat, gegen West dagegen plötzlich aus bedeutender Höhe an steilen Felswänden zum Jordan abfällt. Die Grundfläche des Plateaus überragen breite Bergrücken und viele einzeln stehende Berge, Tell genannt, zwischen denen tiefe, wild zerrissene Schluchten die Waldströme und Winterbäche dem Jordan zuführen. Die nördliche Hälfte, ein Basaltlager, heißt im alten Testamente Basan (Batanea), gegenwärtig Dschaulan, Hauran und Ledscha; die südliche Hälfte, ein Kalk- und Kreidegebirge, hieß vormals Gilead (Galaad), jetzt Adschlun und Belka. Basan, in der alten Zeit voll herrlicher Wälder, ist mit Ausnahme der nördlichen und westlichen Abhänge, welche die immer grüne Steineiche bekleidet, baumlos, dagegen reich an Graswuchs und Getreide und fruchtbar, wenn auch an Schönheit und Fülle nicht mit Gilead zu vergleichen, dessen südlicher Theil, das heutige Belka, zu den lieblichsten Landschaftsbildern gehört, die ein für Naturschönheiten offenes Auge entzücken. Mit dem Lobe des Arabers, der stolz sagt: Du wirst kein Land finden, wie Belka, stimmen auch die abendländischen Beschreiber überein.

Mannigfaltiger ist die Bodengestaltung des Westjordangebietes, in dem bedeutende Längenthäler mit unendlich vielen kleinen Kreuz- und Querthälern abwechseln und dem Ganzen, von der Höhe und aus der Ferne überschaut, das Aussehen eines Netzes mit unzähligen Maschen und Knoten geben. Mit dem jenseitigen Schwesterlande hat es außer dem allgemeinen Landschaftscharakter einer Gebirgsgegend noch das gemein, daß die Höhenzüge gegen Nord und Süd an Masse zunehmen, gegen die Mitte geringer werden und

nahe am Jordan hinlaufen, als ob sie sich da vereinigen wollten, aber durch das Ghor gewaltsam auseinander gesprengt und in ihren Grundflächen so verschoben wurden, daß die Ostseite der ganzen Länge nach die Westseite um mehrere hundert Fuß überragt; denn während die Ebene Esdrelon in Galiläa sich kaum 400 Fuß über das Meer erhebt, hat das ihr gegenüber liegende Hauran eine Höhe von 2000 Fuß, und überragt die Ebene des Belka selbst die Spitzen des ihm parallel hinziehenden Gebirges von Juda. In demselben Verhältnisse stehen die einzelnen Berge zu einander; die westlichen erreichen kaum 3000 Fuß Höhe, für die östlichen ergibt sich als Durchschnittszahl 4000, bei einigen selbst 6000.

An Fruchtbarkeit wetteifern beide Landstriche der Art miteinander, daß jeder seine besonderen Vorzüge hat und sich westwärts die Naturfülle auf der nördlichen, ostwärts auf der südlichen Hälfte concentrirt. Judäa mit seinem Wüstengebirge am todten Meere im Süden hat zu seinem Gegenbilde im Norden den Hauran mit dem steinigten Ledscha, das Fruchtgefilde des Karmel im Norden den Balsamgarten Gileads im Süden, die Palme am südlichen Meeresstrande den Laubwald auf den östlichen Höhen des Nordens.

Hängt die Fruchtbarkeit eines jeden Landes von seiner Bewässerung ab, so sollte man meinen, daß der Jordan, ein Fluß mit bedeutender Wassermenge, die Lebensader Palästina's sei; aber dieß ist, wenn wir das Seebecken von Genesaret ausnehmen, nicht der Fall; vielmehr geht der Strom wegen des tiefen Einschnittes, in dem er dahinrinnt, und wegen des starken Gefälles für das Land fast ganz und gar verloren, auch sonst gibt es wenige Flüsse im Sinne der abendländischen Benennung, und sie haben alle nur einen kurzen Lauf; um so zahlreicher aber sind die Winterbäche und die immerfließenden, oft starken Quellen, welche jedoch wegen der allseitigen Benützung selten das

Meer oder den Jordan erreichen, neben der größten Wohlthat aller regenarmen Länder, dem nächtlichen Thaue.

Da Palästina, südlicher als Griechenland, Sicilien und Spanien, in einer Linie mit der nordafrikanischen Küste liegt, da es Gebirgsrücken und Ebenen von stark abweichender Bodenerhebung durchschneiden, indem der östliche Höhenzug den westlichen um 1000 bis 1500 Fuß überragt, die östliche Hochebene 1000, die westliche kaum hundert über, die Jordanebene dagegen mehrere hundert, ja selbst tausend Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres — und dieß alles in einem Umkreise von wenig Meilen liegt; so ergibt sich eine wunderbare Mischung afrikanischer und europäischer Temperatur, daß theilweise vom heiligen Lande gilt, was arabische Dichter vom Libanon sagen, daß er auf seinem Haupte den Winter, auf seinen Schultern den Frühling und in seinem Schooße den Herbst trage, während der Sommer zu seinen Füßen schlummere. Ist doch der Unterschied der Wärme so groß, daß die Ernte am Jordan der bei Jerusalem, obwohl die Entfernung des einen Punktes vom andern nur acht Stunden beträgt, um vier, die am Meere der auf den gegenüberliegenden Anhöhen um zwei bis drei Wochen voraus ist, daß die Weizenfelder im Ghor 3000 Fuß unter denen von Hebron und 5000 unter denen der Belkahochebenen, ihren nächsten Nachbarn, liegen, und die Thalbewohner in linnenen Kleidern gehen, während es auf den Anhöhen schneit. Indeß wird die sehr große Hitze im Sommer wegen der überaus reinen Luft nur dann drückend und peinlich, wenn der heiße Südwind (Sirocco) weht.

Die Regenzeit beginnt in der zweiten Hälfte Oktober, bisweilen erst im November, und dauert bis zum März oder April. Man zäht 44 bis 48 Regentage*) und als durchschnittliche Wintertemperatur in den hochgelegenen

*) Regentag heißt jeder Tag, an dem Regen fällt, sei es viel oder wenig.

Landschaften, z. B. Nazaret, neun Grad Wärme (Reaumur). Nach dem ersten ergiebigen Gusse, in der heiligen Schrift Frühregen genannt, säet der Landmann die Winterfrucht, d. i. Gerste und Waizen; nach den letzten Regenschauern im März, die das Getreide reifen und das Wiesengrün kräftigen, der Spätregen in den heiligen Büchern, bestellt man das Sommerfeld, d. i. die Baumwollstaude, den Tabak, Hirsen und Bohnen. Die Ernte der Winterfrucht wird im Mai, die der Sommerfrucht gleichzeitig mit den Trauben und dem Obst im September eingebracht.

Peräa erstreckt sich von den Quellen des Jordans am Fuße des großen Hermon bis zum Flusse Arnon, gegenüber von Hebron, der Stadt Abrahams; das Westjordangebiet reichte weiter hinab bis Bersabee (Beersheba), sechs Meilen südlich von Hebron. Die Hauptmasse des Gesammtlandes lag im Norden auf der Ost-, im Süden auf der Westseite. Von den westlichen drei Landschaftskreisen reichte der nördliche (Galiläa) bis Ginäa (heut zu Tage Dschenin) in Einer Linie mit Cäsarea und Bethsean; der mittlere (Samaria) bis Anua in Einer Linie mit Jaffa und Silo; der südliche (Judäa) bis zur allgemeinen Landesgränze, Bersabee. Galiläa hatte eine Längenausdehnung von 45 Minuten (eines Grades) oder 22 Stunden, und 11 Stunden in der Breite, Samaria von 24 Minuten oder 12 Stunden und derselben Breite, Judäa von 50 Minuten oder 25 Stunden und eine Breite, welche im Süden der ganzen Länge gleich kam, im Norden der halben. Die Ebene am Meere und das Ghor gehörten nicht zu Samaria (das somit ganz im Mittelgebirge lag), sondern bis an den Karmel zu Judäa. Als äußerster Grenzort Peräa's im Osten wird von den heiligen Büchern Salcha, das heutige Salkat, genannt, am Südende des Haurangebirges, ungefähr in Einer Linie mit Cäsarea am Meere, so daß der geringsten Breite im Westen die größte Breite im Osten gegenüberstand.

Der Flächenraum des ganzen Landes umfaßte in runder Zahl 500 Quadratmeilen, was ungefähr dem dritten Theile unseres bayerischen Vaterlandes entspricht. Darum sagte der stolze Römer, der Gott der Juden müsse ein kleiner Gott sein, weil er seinem Volke kein größeres Land zu geben vermochte.*) Dieser winzige Landstrich hat indessen nach seiner physischen Beschaffenheit und nach seiner geographischen Lage Vorzüge, die große Reiche aufwiegen und die seine Erwählung zum Schauplatze der Offenbarungen Gottes auch vor dem kurzsichtigen menschlichen Auge rechtfertigen.

Palästina ist mit allen Produkten der südlichen und gemäßigten Zone ausgestattet. Neben der Dattelpalme, dem Zuckerrohre und der Baumwollstaude überziehen es Getreidefelder, Wiesen und Weinberge; neben der Balsamstaude, der Myrrhe, den Orangen- und Citronenbäumen überdecken es Terebinthen, Cypressen, Eichen, Obst- und Olivenhaine. Wer vom todten Meere aus dem Laufe des Jordans aufwärts folgt, durchwandert in wenigen Tagen Formen des Pflanzenreiches, die in anderen Landstrichen und gewöhnlich hunderte von Meilen auseinander liegen. Hier findet sich Alles vor, Menschen und Thiere in dichten Massen und unabhängig von außen zu ernähren, wie in Aegypten, nur mit dem großen Unterschiede, daß die Gestade des Nils eine Oase waren, eingeschlossen von ungeheuren Wüsten, ein isolirter, aus dem großen Völkerverkehre hinausgeschobener Posten, während Palästina im Mittelpunkte des Kulturlebens der alten Welt lag.

Tyrus und Damaskus, Petra und Alexandria, diese gewaltigen Stapelplätze des Handels waren gleichsam die vier Eckpfeiler Palästina's; Phönicien, Babylon und Aegypten, die Träger der ersten Kultur, umgaben es von allen

*) Raumer, Palästina. 4. Aufl. S. 25.

Seiten, wie der Ocean das Festland. Die uralte Karawanenstraße von Damaskus nach Arabien, welche den Norden mit dem Süden, Asien mit Afrika verband, folgte auf wenige Stunden östlicher Entfernung dem Laufe des Jordans; die zweite Hauptstraße von Tyrus über Balbek nach Ninive, von den Innerasiaten die Brücke des Abendlandes genannt, zog nördlich nächst an der Landesgrenze hin.

Bei all diesen Berührungspunkten mit dem Weltverkehre und Völkerleben war Palästina doch ein abgeschiedenes Gebiet, wie Israel ein abgesondertes Volk sein sollte. Gott hatte das heilige Land, sein Land, mit Wällen umgeben, die es vor den verunreinigenden Fluthen der Völkerströme schützen sollten: im Süden die Wüste, im Osten das gefürchtete todte Meer und den schwer überschreitbaren Jordan, im Westen ein ungegliedertes Küstenland. Ein Blick auf die Karte zeigt den großen Unterschied zwischen dem vielgestaltigen, buchtenreichen Kleinasien und dem einförmigen, undurchbrochenen, wie man sagt, unentwickelten Ufersaume von Palästina. Ist dieses an sich schon ungünstig für den Verkehr zur See, weil man keinen Schutz vor den Stürmen hat, so kommt hier noch der Uebelstand einer Meeresfluth hinzu, die von West nach Ost die offenen Häfen und Rheden versandet, so daß die großen Schiffe im freien Meere Anker werfen müssen.

Auf diese Weise behütet konnte Israel im Herzen der alten Welt den ihm anvertrauten Schatz des göttlichen Wortes vor dem Eindringen fremder Elemente rein bewahren, bis er Eigenthum der ganzen Menschheit werden und die Fülle der Zeiten eintreten würde.

Als sie nun aber wirklich kam, schien das erwählte Volk weniger als je dafür vorbereitet, aus eigener Schuld zwar und zu seinem Verderben, jedoch nicht gegen die Vorsehung, indem sich aus der morsch gewordenen Schale des Judenthums leichter der keimfähige Kern seines ewig blei-

benden Gehaltes entwickeln konnte, um im Christenthume ein Baum zu werden, der alle Welt überschattet.

## 2.

Die hundertjährige Herrschaft der Makkabäer, oder wie man gewöhnlich sie bezeichnet, der hasmonäischen Dynastie, welche die Doppelkrone des Priester- und Königthumes in sich vereinigte, glich einem flammenden, unheilvollen Meteore am verfinsterten Nachthimmel Israels. Ihre ursprüngliche Freiheitsliebe war nur zu bald in Despotismus, der kriegerische Muth in Grausamkeit, die religiöse Begeisterung in Selbstsucht ausgeartet. Große Familienanlagen wurden die Ursache von Greueln, deren die Geschichte in so rascher Folge nicht viele kennt.

Schon der Enkel des frommen Mattathias, des Simon zweiter Sohn, Johannes Hyrkanus (von 136 bis 106 v.Chr.), ein Fürst von hervorragenden Eigenschaften, machte sich trotz seiner Erfolge gegen die Samariter und Edomiter beim Volke verhaßt, weil er, in ununterbrochene Kriege verwickelt, das Grab Davids gewaltsam aufbrechen ließ, um mit den dort vermutheten Schätzen seine Miethstruppen zahlen zu können, und zuletzt noch, da sich die Pharisäer nicht genug willfährig zeigten, öffentlich die Sekte der Sadduzäer begünstigte.

Er hatte seiner Gemahlin die Nachfolge zugesprochen. Dafür nahm Aristobulus, der Erstgeborne, eine furchtbare Rache, indem er die Brüder bis auf Einen ins Gefängniß werfen, die leibliche Mutter im Kerker verhungern ließ. Sein unerwarteter Tod, schon im Jahre 105, machte weiteren Unthaten wohl ein Ende, aber Jannäus, der jüngere, zur Regierung berufene Bruder, täuschte die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Das Unglück war nicht im Stande gewesen, die Leidenschaften eines Mannes zu zügeln,

der mit dem Unternehmungsgeiste seines Vaters (Hyrkanus) die Grausamkeit seines Bruders (Aristobulus) verband. Viele tausende von den Pharisäern wurden hingerichtet, achthundert auf einmal vor seinen Augen gekreuzigt, Frauen und Kinder ohne Schonung aus dem Wege geschafft und mit eiserner Faust Empörungsversuche niedergeworfen, ohne anderen Erfolg, als daß er nach 27jähriger Regierung (von 105 bis 78) das von Partheien unterwühlte Reich wie in einem Anfalle später Reue in die Hände seiner Wittwe legte, daß sie wieder gut mache, was noch gut gemacht werden könnte.

Die ebenso thatkräftige und kluge, als fromme Fürstin Alexandra beschwor wirklich, so lange sie lebte, den Sturm; kaum aber war sie todt, da brach der vergeblich niedergehaltene Bruderzwist in einem blutigen Bürgerkriege aus, indem der Eine, Hyrkanus, auf Seite der Pharisäer, der Andere, Aristobulus, auf Seite ihrer Gegner stand (66 v.Chr.)

Keiner hatte einen durchgreifenden Erfolg, und so kam es, daß sich Beide an die Römer wandten. Pompejus, der gerade im Oriente verweilte, entschied für Hyrkanus. Aristobulus, damit unzufrieden, griff zu den Waffen und setzte sich auf dem Moriah fest; allein Pompejus stürmte den Tempelberg, machte ihn und seine beiden Söhne, Antigonus und Alexander, zu Gefangenen, die er nach Rom schickte, und gab dem Lande eine ganz römische Verwaltung und Eintheilung, wobei dem Hyrkan selbst nicht viel mehr als der Titel eines Etnarchen blieb. Damals erschienen zum ersten male römische Adler vor den Mauern Jerusalems, und betrat Pompejus nach der Erstürmung des Tempelberges das Allerheiligste, wo er zu seiner großen Ueberraschung kein Götterbild sah (63).

Nach der Besiegung des Pompejus bestätigte Julius Cäsar den Hyrkan zwar im Hoheprieſteramte, schlug aber Paläſtina zu Idumäa und übergab das Ganze dem edomi-

tischen Fürsten Antipater mit der Vollmacht, seine beiden Söhne, Phasael und Herodes, zu Unterstatthaltern, den einen über Judäa, den andern über Galiläa einzusetzen, worin sie später auch von Antonius bestätigt wurden. So kam das Land in die Gewalt einer fremden Dynastie. Doch war es kein friedlich gesicherter Besitz.

Alexander und Antigonus, die mit ihrem Vater Gelegenheit gefunden hatten, aus Rom zu entfliehen, ließen nichts unversucht, sich ihr väterliches Erbe zurückzuerobern. Das erste Unternehmen schlug fehl; es kostete dem Alexander das Leben, dem Vater Aristobulus auf's neue die Freiheit; das zweite aber gelang durch die Hilfe der Parther. Jerusalem fiel in die Gewalt des Antigonus; der alte, obgleich an sich unschädliche Hyrkanus wurde nichts desto weniger verstümmelt, damit er das Hoheprieſteramt nicht mehr verwalten könne. Phasael, der in Gefangenschaft gerieth, entleibte sich selbst, Herodes aber entkam glücklich und wandte sich nach Rom, wo er durch Antonius und Octavian den Senat für seine Sache gewann. Antigonus wurde als Feind des römischen Volkes erklärt, Herodes zum Könige von Judäa ernannt und unter dem Schutze der römischen Legionen dahin zurückgeführt. Nach dreijährigen harten Kämpfen zog er, wie Pompejus 27 Jahre zuvor, am Versöhnungstage in Jerusalem ein (37 v. Chr.).

Der neue Regent hatte, nach gänzlicher Niederwerfung der parthischen Macht, an den Römern eine so feste Handhabe, daß für seine Herrschaft nichts mehr zu befürchten schien; dennoch fand er, wie jeder Emporkömmling, weder Rast noch Ruhe, so lange, wenn auch nur schwache Trümmer des nationalen Fürstenhauses übrig waren. Als er aber diese ganz beseitigt hatte, wandte sich das böse Gewissen, immer neues Mißtrauen zeugend, gegen die eigene Familie. Nachdem er noch in demselben Jahre den Antigonus, der sich ergeben hatte, wie einen gemeinen Ver-

brecher durch das Beil hingerichtet, ein Jahr darauf den letzten Sprößling der Hasmonäer, der fast noch ein Knabe war, und bald hernach den unglücklichen, bereits verstümmelten greisen Hyrkanus aus dem Wege geräumt hatte, kam die Reihe blutiger Executionen an die Seinigen. Hyrkan's Enkelin, die schöne Mariamne, die einzige von den vielen Frauen, die Herodes wirklich liebte, ihre beiden Kinder und selbst sein Erstgeborner, außerdem unzählig viele, besonders von den Pharisäern, wurden entweder öffentlich hingerichtet oder heimlich bei Seite geschafft, so daß der Kaiser Augustus in einem beißenden Wortspiele sagte, es sei besser, des Herodes Schwein, als dessen Sohn zu sein.

Als Sühne dafür unternahm er großartige und prachtvolle Bauten, vor allem am Tempel in Jerusalem. Aber wie sollte er damit sein Ziel erreichen, da ihre Ausführung schwer auf dem Volke lastete, und viele davon offenbar abgöttischem Unwesen dienten? Nicht bloß Amphitheater, Säulengänge und Bäder, sondern auch Tempel wurden den Imperatoren gewidmet und in die neue prächtige Hauptstadt, Cäsarea am Meere, zum großen Theile Heiden als Bewohner aufgenommen. Er opferte in eigener Person auf dem Kapitole in Rom, feierte heidnische Spiele, stellte einen goldenen Adler über dem Tempelportale in Jerusalem auf, erlaubte sich gewaltsame Eingriffe in den Cultus, setzte Hohepriester ein und ab und nahm den hohepriesterlichen Ornat in seinen Verwahr, um ihn nach Belieben an willfährige Werkzeuge auszuliefern.

So wirkte alles zusammen, das Volk während seiner 34jährigen Regierung unablässig daran zu erinnern, daß der Scepter von Juda gewichen sei (1 Mos. 49, 10).

## 3.

Nicht minder kläglich war der religiöse Zustand des Volkes. Bei dem tiefgesunkenen Ansehen des Priesterthumes,

woran die Hasmonäer, weil selbst priesterlichen Geschlechtes, am meisten Schuld hatten, fiel die ganze religiöse Entwickelung der Schule anheim, die von Natur doctrinär, ohne einen lebendigen und auktoritativen Mittelpunkt nothwendig in verschiedene, feindliche Richtungen auseinander ging. Im Bereiche unserer Geschichte begegnen wir nur den Pharisäern und den Sadducäern; sie waren auch, unter sich selbst wieder in mancherlei Schattirungen von einander abweichend, die beiden Hauptpartheien der damaligen religiösen Bewegung und repräsentirten, wenn ein moderner Ausdruck erlaubt ist, die Conservativen und die Radicalen, indem die Sadducäer immer mehr und mehr dem positiven Judenthum entfremdet wurden. Ueber ihnen stand wohl der hohe Rath zu Jerusalem, allein nur dem Namen nach. Da beide Partheien in seinem Schooße vertreten waren, konnten seine Entscheidungen nicht anders eine Geltung erlangen, als wenn sich darin ihre beiderseitigen Interessen vereinigten. Zu den Sadducäern hielten sich die Aufgeklärten, besonders aus den Vornehmen und Reichen, die mit Auswärtigen, Römern und Griechen viel verkehrten. Den Pharisäern folgte die eigentliche Masse des Volkes und alle, die ein tieferes, religiöses Bedürfniß hatten. Sie bildeten ein mächtiges Bollwerk gegen den Indifferentismus, der von oben herab begünstigt wurde.

Schon der Name Pharisäer, d. i. Ausgesonderter, bezeichnet ihre Tendenz, nämlich Absonderung vom Gemeinen durch Reinhaltung der eigenen Person und des geschriebenen göttlichen Wortes (des Gesetzes). Das erste sollte in der leiblichen und geistigen Selbstbewahrung vor allem Unreinen, das zweite in der Bewahrung des Textes und Inhaltes der heiligen Bücher vor jeglicher Entstellung zu Tage treten. Darnach schieden sich die Lehrer in Schriftkundige (Schriftgelehrte, Sopherim) und in Gesetzeskundige (Gesetzgelehrte, Rabbinen); jene stellten den Wortlaut des geoffenbarten

Wortes fest, diese gaben die Erklärung, welche aber durchaus eine überlieferungsmäßige sein mußte und ein um so größeres Ansehen genoß, je älter sie war, weshalb sie an Ueberlieferungen vom Berge Sinai, d. i. an angeblich mosaischen großen Ueberfluß hatten. Da sie lehrten, daß es keine Offenbarung Gottes gebe, die über das Gesetz hinausgehe, und forderten, daß der vollkommene Pharisäer allzeit etwas mehr thue, als das Gesetz vorschreibe, und etwas mehr unterlasse, als das Gesetz verbiete, geriethen sie auf zwei folgenschwere Irrwege, den der Abwerfung alles dessen, was über den Inhalt des Gesetzes nach ihrer Deutung hinausging, also die principielle Opposition gegen Jesus Christus, und den eines Buchstabendienstes, der zu einem unerträglich schweren Joche wurde. Sie zählten 613 Gebote, 365 verbietende und 248 gebietende, die sich aber unter ihren Händen, wie Blumensträuße aus einem Zauberhute ins Unendliche vermehrten; denn unter den geschriebenen Gesetzen befanden sich nach ihrer bildlichen Redeweise Väter, welche Söhne und Töchter hatten. Den Vater, d. i. das Gebot: Gedenke, daß du den Sabbat heiligest, umgaben 39 Söhne, d. i. Hauptarbeiten, die verboten waren, und viele Töchter, d. i. Nebenarbeiten, die nicht geschehen durften, bis herab auf die geringfügigsten und lächerlichsten Kleinigkeiten, daß man z. B. am Sabbate nicht an einer Blume rieche, weil man sie leicht auch pflücken könnte, was verboten war, so daß ein jüdischer Schriftsteller 1279 Regeln aufzählte, die der gewissenhafte Jude am Sabbat zu beobachten habe. Nichts desto weniger waren dieß verhältnißmäßig leicht zu bewältigende Anwendungen eines Grundgebotes gegenüber andern, z. B. über die Verunreinigungen, die in ein Labyrinth führten, in dem sich selbst solche nicht zurecht fanden, welche ihr ganzes Leben diesem Studium widmeten, und die noch dazu vom größten Einflusse auf das ganze öffentliche Leben waren. Die Pharisäer lehrten

nämlich, daß alles nicht-Israelitische unrein sei, und verlangten darum, daß den Staub von den Füßen schüttle, wer aus heidnischem Lande heimkehre, daß ein vollständiges Bad nehme, wer vom Markte komme, daß man nichts von Heiden annehme und nichts von ihnen abwehre. Wie sehr über dieser Buchstabenklauberei die großen Fragen des sittlich religiösen Lebens, der wahren innern Heiligung bei Seite geschoben und die Heuchelei gleichsam professionsmäßig getrieben wurde, hat man frühzeitig gefühlt, und es fehlt nicht im Schoße des Judenthums selbst an der schärfsten Verurtheilung der Pharisäer. Schon die sieben Klassen, in welche sie eingetheilt wurden, zeugen davon, indem nur zwei ehrend sind, nämlich Pharisäer der Furcht (gleich Job) und Pharisäer der Liebe (gleich Abraham), die andern aber lauten: der Schulterpharisäer, d. i. der jede gute Handlung, die er thut, gleichsam auf der Schulter, wo sie alle sehen können, trägt; der Zeit gewinnende Pharisäer, der da sagt: Warte ein wenig, ich will zuerst ein Gott wohlgefälliges Werk verrichten; der abrechnende Pharisäer, der sagt: Von meinen vielen Tugenden mögen meine wenigen Fehler abgerechnet werden; der sparende Pharisäer, der sagt: Von meinem winzigen Vermögen spare ich mir ab, ein gutes Werk thun zu können; der Pharisäer, der spricht: Ich möchte gern eine von mir begangene Sünde wissen, um als Sühne dafür eine Tugend auszuüben. Wer könnte die Satire noch weiter treiben? Nichts desto weniger betrachtete sie das Volk als die Pfeiler der Religion und hörte auf sie, wenn es auch ihren Lehren nicht nachkam. Allein durch diese Inconsequenz wurde es doch in seinem Gewissen beunruhigt, der Stachel eines weitklaffenden Spaltes zwischen Sollen und Haben blieb im Herzen stecken, den keine Worte wegzuzaubern im Stande waren.

Wider Willen hatten die Pharisäer eine Wunde im Mosaismus blos gelegt, die aus sich selbst nicht heilen

konnte, das Gefühl der Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit des Gesetzes und seiner bloß vorbereitenden Natur; daher das immer stärker hervortretende Sehnen und Verlangen aller Frommen der damaligen Zeit nach dem Messias. Dieß zeigt sich ganz insbesondere in der Vorliebe, mit der man das Thema von der Neugestaltung aller Dinge durch den Messias, mit einem Worte „von der zukünftigen Welt" zu behandeln anfing. Während die letzten Bücher des alttestamentlichen Kanons keine messianischen, an die frühern Propheten sich anschließenden Verheißungen oder Hoffnungen enthalten, wurden in den Jahrzehnten, welche der Geburt Jesu Christi unmittelbar vorhergingen, die heiligen Schriften nicht blos vorwiegend in diesem Geiste gelesen und gedeutet, wie man an den chaldäischen Uebersetzungen, die alles auf den Messias beziehen, sieht, sondern es entstand auch eine eigenthümliche Literatur, die in dichterisch weißagendem Gewande die Tage des Messias beschrieb und sich bis auf heute in den Ueberresten der sogenannten Apokryphen, z. B. im Buche Henoch, in der kleinen Genesis, in den Psalmen Salomons und den ältesten Bestandtheilen der sibyllinischen Bücher erhalten hat.

Dieses war nicht zufällig, nicht bloße Liebhaberei, sondern ein Wetterleuchten, das die elektrische Spannung der geistigen Welt offenbarend fort und fort über den Himmel hinstrahlte, bis sie sich im fruchtbaren, alles erneuernden Gewitterregen der Ankunft des Heilandes auflöste. In dieser Atmosphäre einer freudig bangen Vorahnung lebten alle Frommen in Israel; sie war die nächste Vorbereitung zur Erfüllung selbst. Was jetzt noch die Juden in ihrem täglichen Gebete hersagen: Es möge in Erinnerung vor dir, o Gott, kommen das Andenken des Gesalbten, des Sohnes Davids, dieß erfüllte damals jegliche Brust, dieß strömte tief empfunden über jede Lippe im Gebete:

Thauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab.

## 4.

Luk. 1, 5—25.

Unter solchen Verhältnissen politischer und religiöser Zerwürfniß war der Tempel zu Jerusalem und der öffentliche Kultus das vorzüglichste, wenn nicht einzige Band, von dem der alte Gottesstaat, wie man die israelitische Religionsform gerne nennt, zusammengehalten wurde. Das hohepriesterliche Ansehen mußte zwar durch Parteiumtriebe, durch Verkäuflichkeit und die Gewaltthätigkeiten des Herodes in den Augen des Volkes tief sinken; auch die Pharisäer waren weit entfernt, die hohe Bedeutung des Kultus zu würdigen, weil sich ihr ganzes religiöses Leben in eitler Kasuistik aufzehrte; doch wurden die Feste und täglichen Gottesdienste mit der gewissenhaftesten Regelmäßigkeit gefeiert, und der prachtvolle Tempel bewährte immer auf's neue seine Anziehungskraft, nicht bloß über die jüdische Nation, sondern auch weithin über die Heiden. Er war ein vielbesuchtes Heiligthum, eine Zuflucht für Tausende von Juden nnd Hellenen im Sturm und Drange, der damals die geistige Welt durchbebte.

Hier entzündete sich auch der erste Lichtstrahl der Morgenröthe des Heiles, als ein frommer Priester, Zacharias mit Namen, während er im Heiligthume, das nur die Priester betreten durften, den täglichen Incens darbrachte, zur Rechten des Altares einen Engel erblickte, der aus dem Allerheiligsten, dem Orte der göttlichsten Majestät, zu treten schien und den Erschrockenen mit den Worten anredete: Fürchte dich nicht, dein Gebet ist erhört worden, dein Weib Elisabet wird einen Sohn gebären und du wirst seinen Namen Johannes (der Herr ist gnädig) nennen.

Die einzelnen Funktionen beim täglichen Gottesdienste wurden unter die Priester, welche der Reihe nach von Woche zu Woche sich ablösten, durch das Loos vertheilt, weil es

einen heiligen Charakter hatte. Im Loose verehrte man den Willen Gottes. Für besonders begnadigt galt, wem die Räucherung mit dem Segen zufiel, da sie ursprünglich der Hoheprieſter ſelbſt vornahm. Er ſchloß das tägliche Morgen- und Abendopfer mit einem Incenſe und feierlichem Segen des Volkes.

War Zacharias, wie es leicht zutreffen konnte, zum erſtenmale für dieſen bevorzugten Dienſt durch das Loos erſehen worden, welche Freude mußte es für den alten Mann ſein! Er mochte beim Eintritte in das Heiligthum gleich Simeon ſprechen: Nun läſſeſt du deinen Diener in Friede dahinſcheiden. Doch in dieſen lautern Quell des Seelenjubels miſchte ſich ein bitterer Tropfen. Zacharias hatte kein Kind. Sein Weib Eliſabet, ihm gleich an Tugend und dem Adel prieſterlichen Blutes, war unfruchtbar und ſchon vorgerückten Alters. Wenn Mangel an Kinderſegen auch nicht mehr für ein Zeichen göttlichen Mißfallens angeſehen wurde, galt er doch für eine ſchmerzliche Heimſuchung, die ſchwer auf dem Herzen frommer Ehegatten laſtete. Aber Güte und Milde ermuthigt vor Königen von Fleiſch und Blut, wie vielmehr vor dem Könige der Ewigkeit. Darum iſt es leicht erklärlich, wenn Zacharias in dieſem Augenblicke der Gnade, da er vor den Herrn treten durfte, aus der Fülle ſeines Herzens betete: O daß du meine Freude voll zu machen dich würdigteſt.

Und wie wurde er erhört! Der Engel brachte nicht bloß die frohe Botſchaft von der Gewährung ſeiner Bitte, ſondern zeichnete auch in leuchtenden Umriſſen die Zukunft des verheißenen Kindes, indem er in ſeiner Rede fortfuhr und ſprach: Freude wird dir ſein und Frohlocken, und Viele werden über ſeine Geburt ſich freuen, denn er wird groß ſein vor dem Herrn. Wein und Berauſchendes wird er nicht trinken, und voll des heiligen Geiſtes wird er ſein vom Leibe ſeiner Mutter her. Viele von den Kindern

Israels wird er bekehren zum Herrn, ihrem Gott. Und er wird hergehen vor ihm in der Kraft und im Geiste des Elias, daß er Kindern Vaterherzen zuwende und Ungehorsame zur Gesinnung der Gerechten, daß er herstelle dem Herrn ein zubereitetes Volk.

Der Engel hatte schon in den Worten: Dein Gebet ist erhört, seine himmlische Sendung beglaubigt, denn in das Herz sieht nur Gott; auch war ein dämonisches Blendwerk im Heiligthume des Tempels nicht zu befürchten; aber es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, daß großen Ueberraschungen Zweifel und Bedenken auf dem Fuße folgen; sie kann sich im ersten Augenblicke eines solchen Eindruckes nicht erwehren. Der Mensch glaubt, bei hellen Sinnen zu träumen, und wie träumend sprach Zacharias: Woran werde ich dieß erkennen? denn ich bin alt und mein Weib ist vorangeschritten an Jahren. Der Engel aber entgegnete: Ich bin Gabriel, der vor dem Throne Gottes steht, und wurde gesandt, daß ich zu dir rede und dieses verkünde. Und siehe, du wirst stumm sein und nicht vermögend zu reden, bis auf den Tag, da dieses geschehen sein wird.

Zacharias hatte kein äußeres, wunderbares Zeichen begehrt, wie in der Vorzeit z B. Gedeon und Ezechias thaten. Indem Gabriel doch ein solches ankündigte, ging er über die Erwartung des Zacharias hinaus, fügte aber zugleich als Grund davon bei: Dafür daß du meinen Worten nicht geglaubt hast, die sich erfüllen werden zu ihrer Zeit. Dieß klang wohl wie eine Strafe; sie war indeß nur die mittelbare Ursache der Wahl gerade eines solchen Zeichens; die unmittelbare lag in der Nothwendigkeit, das Bekanntwerden der ihm gemachten Verheißung auf den engsten Familienkreis zu beschränken, weil jede Weiterverbreitung bei der damaligen Stimmung des Volkes den göttlichen Rathschlüssen hindernd in den Weg getreten wäre.

Der Priester sollte sich nicht über die Zeit im Heiligthume aufhalten. Jedes selbstgewählte Verweilen erschien als Mangel der Ehrfurcht vor der Nähe der göttlichen Majestät. Da nun Zacharias länger als gewöhnlich ausblieb, wurde das draußen betende Volk unruhig. Man besorgte, daß ihm etwas zugestoßen sein möchte; und es bestätigte sich nur zu sehr, indem er heraustretend nicht im Stande war, den Schlußsegen, womit die Versammelten entlassen wurden, zu sprechen. Er gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß er eine himmlische Erscheinung gehabt habe, blieb aber stumm.

Schon daran erkennen wir die Absicht des göttlichen Rathschlusses über Zacharias. Wie mußte er sich gedrängt fühlen, die ihm gewordene Verkündigung allem Volke mitzutheilen! Sie war ja nichts anderes, als die Morgenröthe jenes Tages, nach dessen Anbruch ganz Israel seufzete. Aber siehe, er konnte nicht reden; die Botschaft blieb ein Geheimniß.

Es geschah, wie der Engel gesagt hatte; Elisabet empfing und zog sich mit dem freudigen Bekenntnisse: Also hat mir der Herr gethan, da er hersah, hinwegzunehmen meine Schmach, in die Einsamkeit auf ein Landgut zurück, damit ihre Mutterhoffnung vor der Welt verborgen bliebe.

Diese Zurückgezogenheit der Mutter hing so enge mit dem Stummsein des Vaters zusammen, daß sie sich wie von selbst ergab. Beide Eltern waren aus dem Kreise des gewöhnlichen Lebens gehoben worden; sie mußten ein Gut behüten, das der Neugierde nicht Preis gegeben werden durfte. Hätte sich Elisabet nicht ein thatsächliches Stillschweigen auferlegt, des Hin- und Herredens wäre kein Ende gewesen. Da Zacharias die Einsamkeit mit ihr theilte, und gänzliche Zurückgezogenheit bei Frauen im Morgenlande oft vorkommt, machte die Sache kein Aufsehen. Man fand wohl begreiflich, daß eine Familie, über die eine so ge-

heimnißvolle Prüfung gekommen war, einsam und zurückgezogen lebe.

## 5.

Matth. 1, 18–24. Luk. 1, 26–38. (Matth. 1, 1–17. Luk. 3, 23–38).

Sechs Monate darauf wurde Gabriel zum zweitenmale von Gott ausgesendet. Dießmal galt die Botschaft, die er überbringen sollte, einer frommen Jungfrau und Verwandtin der Elisabet, Maria mit Namen, die zu Nazaret in Galiläa nicht blos verborgen und arm, sondern auch unter schwierigen Verhältnissen lebte, um die Gott allein wußte. Sie hatte nämlich von zartester Kindheit an sich ganz Gott gewidmet und den Entschluß, jungfräulich zu bleiben, in einem so klaren Antriebe des heiligen Geistes gefaßt, daß darüber in ihr Herz keine Ungewißheit, in ihren Vorsatz kein Schwanken kommen konnte; und doch war sie mit dem Zimmermann Joseph, gleich ihr aus dem Hause Davids, verlobt worden. Sie wurde Braut eines Mannes und wußte doch, daß sie keines Mannes Weib sein dürfe. Dieß war eine räthselhafte Führung Gottes. Wenn sie auch alles in die Hand dessen legte, der Auswege hat vom Tode, es fehlte nicht an Stunden der Verlassenheit und Angst.

Dieses Räthsel ihres Lebens zu lösen, wurde Gabriel gesandt. Da sie wieder einmal angstvoll betete, erschien ihr der Engel des Herrn und sprach: Sei gegrüßt, du Gnadenvolle! Der Herr ist mit dir. Du hast Gnade gefunden bei Gott; und siehe, empfangen wirst du im Leibe und gebären einen Sohn und nennen seinen Namen Jesus. Dieser wird groß sein, und Sohn des Höchsten wird er genannt werden, und geben wird ihm der Herr, Gott, den Thron seines Vaters David, und herrschen wird er über das Haus Jakobs in Ewigkeit, und seiner Königsherrschaft wird kein Ende sein.

Daß ein Weib bei einer überirdischen Erscheinung zittere und bebe, ist natürlich und selbstverständlich; bei Maria aber kam ein Doppeltes hinzu, ihren Schrecken zu vermehren: das Wort des Engels an und für sich, und dessen Widerspruch mit dem, was sie unzweifelhaft als ihren Beruf, gleichsam als eine unabänderliche Lebensbedingung erkannt hatte. Die an sie ergangene Botschaft enthielt Herrliches, Herzerfreuendes, Augenerleuchtendes. Sie schilderte die Person des erwarteten Heilandes, ganz wie ihn das Volk sich vorstellte; kein Zug an diesem Bilde fehlte. Er werde den gestürzten Thron seines Vaters David wieder aufrichten in Ewigkeit und Sohn des Allerhöchsten genannt werden, die Zierde Israels, das Verlangen der Heiden, der Stolz seiner Mutter; aber Maria — sie durfte nicht Mutter werden durch einen Mann, selbst nicht des Erlösers. Darum entgegnete sie, wenn auch zitternd, mit aller Entschiedenheit: Wie wird dies geschehen, da ich einen Mann nicht erkenne?

Die Botschaft kam ihr wie eine schwere Versuchung vor. Der Engel aber sprach: Der heilige Geist wird herabkommen auf dich, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird dein heiliges Kind Sohn Gottes genannt werden. Und siehe, Elisabet, deine Base, auch sie hat einen Sohn in ihrem Alter empfangen, und dieß ist der sechste Monat bei ihr, die unfruchtbar hieß; denn nicht ist bei Gott unmöglich ein jegliches Wort.

Maria hatte keine Kenntniß vom Zustande der Elisabet. Indem sie Gabriel davon benachrichtigte, die Zeit mit einbegriffen, die Gott allein wissen konnte, gab er ihr ein Unterpfand und Zeichen seiner Beglaubigung, und Maria sprach: Siehe die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.

Sobald sich die heilige Jungfrau in Demuth und Gehorsam unter den göttlichen Rathschluß gebeugt hatte,

mußte Joseph, ihr Bräutigam, Kenntniß von ihrer Mutterschaft erhalten, daß er sie entweder sogleich zu sich nehme, oder verstoße. Dieß war hart, aber nicht zu umgehen. Maria mußte vor Joseph ebenso entschlossen bekennen: Ich bin Mutter, als sie zu Gabriel gesprochen hatte: Ich weiß von keinem Manne. Darin eben lag die heroische Uebung des Gehorsames, daß sie ein Geheimniß auf sich nahm, das sie um das höchste der irdischen Güter, die Ehre, zu bringen drohte. Vor Gott — die jungfräuliche Mutter seines Sohnes; vor der Welt — die untreue Braut eines gerechten Mannes. Wie schrecklich!

Während bisher Lukas unsere einzige Quelle war, greift hier Matthäus in die Erzählung ein. Er sagt, daß Joseph seine Braut heimlich entlassen wollte, um sie nicht bloß zu stellen. Eine heimliche Entlassung nach vorausgegangener Verlobung bestand wie bei einem angetrauten Weibe im Scheidebriefe, welcher die Frau einfach für frei und ledig und jedwedem erlaubt erklärte. Maria nach ihrem Bekenntnisse zu behalten, wäre eine Verletzung der Gerechtigkeit gewesen, gegen sie zu klagen, der Liebe. Die Gerechtigkeit nennt das Böse nicht gut; die Liebe greift dem göttlichen Arme nicht vor.

Doch was zwei reine Herzen zu trennen schien, sollte sie nach dem gnädigen Rathschlusse Gottes erst recht enge verbinden. Ein Engel erschien dem Joseph im Traume und sprach: Joseph, Sohn Davids, fürchte nicht, Maria zu dir zu nehmen; denn die Frucht ihres Schoßes ist vom heiligen Geiste. Sie wird einen Sohn gebären, und du wirst seinen Namen Jesus nennen; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen.

Sagen wir nicht: Wozu nochmal eine Engelerscheinung? Wir begreifen wohl leicht, daß Maria zu Joseph nichts anderes sagen konnte, als: Ich bin Mutter; thue, was dir gut und recht dünkt; aber dringe nicht weiter in mich.

Wie hätte sie ihn ohne ein Wunder von der Botschaft des Engels überzeugen können? und wie gefahrvoll wäre ein gegenseitiges Uebereinkommen für Beide geworden! Sie hätten nie ganz ruhig sein können.

Dem Joseph erschien der Engel im Traume, weil er nur einer Belehrung bedurfte, der Maria im wachen Zustande, weil ihre Einwilligung nothwendig war. In gleicher Weise wurde Maria nicht als Tochter Davids begrüßt, wohl aber als die Gebenedeite unter den Weibern, weil die Botschaft zunächst dem Weibe galt, das der Schlange den Kopf zertreten soll; Joseph dagegen als Sohn Davids und nicht als Gatte, weil der Auftrag an ihn als Glied des Davidischen Hauses ergeht. Er hatte eine Aufgabe seines Stammes zu erfüllen; sie wurde in einem Traumgesichte ihm geoffenbart, und er stand auf und nahm Maria voll Freude zu sich. Nun war alles gut; wie dankten Beide Gott!

Indem Lukas und Matthäus mit ihren Erzählungen dieser Ereignisse zugleich die Stammtafel Jesu von väterlicher Seite verbanden, und zwar der eine (Lukas) in gerader Linie, der andere in derjenigen Zusammenstellung, welche die Berechtigung zur Thronfolge urkundlich nachwies, stellten sie jene zwei Punkte fest, um welche sich als Vorbedingungen des Lebens Jesu wie im Doppelkreise einer Ellipse die ganze alttestamentliche Prophetie über den Messias bewegte: seine Davidische Abstammung und seine übernatürliche Empfängniß.

So allgemein erwartet das Erste war, so unerwartet trat das Zweite ein; und doch hob es allein den Schleier, der fast auf allen Weißagungen lag, da sie dem Messias Eigenschaften zuschreiben, die mit den Schranken, in denen jede rein menschliche Natur sich bewegt, unvereinbar sind. Indeß wurde kraft der göttlichen Vorsehung, die alles nach einem einheitlichen Plane leitet und ordnet, selbst dieses

Geheimniß voraus verkündet, als Gott durch den Propheten sprach: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und man wird nennen seinen Namen Gott mit uns (Emmanuel).*) Hier ist der goldene Schlüssel zu allen Weißagungen, wenn er auch erst nach der Erfüllung in dieser Eigenschaft erkannt wurde.

Beide Evangelisten kommen mit größter Sorgfalt jedem äußern Bedenken zuvor, das gegen die übernatürliche Empfängniß erhoben werden könnte. Ich erkenne keinen Mann, spricht Maria bei Lukas, und bei Matthäus lesen wir: Mit der Herkunft Jesu verhielt es sich so, daß Maria vom heiligen Geiste empfing, ehe sie mit Joseph zusammenkam. Von innern Bedenken wußten sie nichts; sie hielten am Satze fest: Bei Gott sind alle Dinge möglich.

## 6.

Luk. 1, 39—55.

Das Wort des Engels: Siehe Elisabet, deine Base, lautete für Maria wie ein Befehl. Sobald sie daher Joseph in sein Haus aufgenommen und ihre Ehre vor der Welt gerettet hatte, theilte sie ihm ihren Entschluß mit, die Elisabet zu besuchen, nicht wegen des eigenen Geheimnisses, das sie im Herzen bewahrte, sondern wegen der Gnade, die Elisabet erfahren hatte und die groß war vor Gott und den Menschen, würdig, daß sie von Zeugen aus nah und fern anerkannt werde.

Wahrscheinlich begleitete Joseph seine jungfräuliche Gemahlin und kehrte dann wieder an seine Arbeit zurück. Sie konnte aber auch, da die Reise vor den ihrigen vollkommen gerechtfertigt erschien, den Weg allein machen, weil die altjüdische Sitte von der jetzigen Beschränkung der

*) Is. 7, 14.

Frauen im Oriente nichts wußte. Fern von sentimentaler Zaghaftigkeit hatte Maria, wo sie immer sein mochte, keine Furcht. Seinen Engeln, klang es in ihrem Herzen wieder, hat er deinethalb befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen (Ps. 90, 11).

Nazaret in Untergaliläa ist drei Tagereisen von Jerusalem entfernt, und der Wohnort des Zacharias war in der Nähe, wenn er auch nicht namentlich von den Evangelisten aufgeführt wird, da Lukas nur sagt, daß Maria in das Gebirge in eine Stadt Juda's reiste, die Elisabet zu begrüßen. Der Umkreis von Jerusalem hieß wegen seiner hohen Lage das Gebirge oder das Oberland, und dahin verlegt auch die Legende den Aufenthalt des Zacharias; es ist das heutige Ain Karim, d. h. Edel- oder Traubenquelle, von den christlichen Bewohnern St. Johann genannt, zwei Stunden westlich von Jerusalem, wie eine Lilie unter Rosmaringebüschen in einem Thale, das wegen der beiden kräftigen Quellen, die es durchströmen, und der sorgfältigen, überaus lohnenden Kultur des Bodens ein Paradiesesthal zu heißen verdient. Diese Ortsbestimmung ist wohl nicht sehr alt, aber ganz korrekt, da zwanzig Minuten weiter, gegen Süden, mächtige, uralte Ruinen stehen, die Mar Sakaria heißen und als das Landhaus bezeichnet werden, auf dem Elisabet in ihrer Zurückgezogenheit lebte.

Maria zog hin, die Elisabeth zu beglückwünschen, da ihr doch selbst die erste Benedeiung gebührte. Ihre Reise war also ein Akt der Demuth, an dem aber sogleich in Erfüllung ging, was Gott oft verheißt: Demüthige erhöhet er; denn sowie Maria beim Eintritte in das Haus die Begrüßungsworte sprach: Der Herr sei mit dir, antwortete Elisabet nicht, wie man gewohnt war: Der Herr benedeie dich, (Ruth. 2, 4), sondern im heiligen Geiste: Gebenedeit bist du unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Woher ward mir dieses, daß die Mutter meines Herrn zu mir ge-

kommen ist? Denn siehe, bei der Stimme deines Grußes hüpfte das Kind voll Freude auf in meinem Schoße. Selig die geglaubt hat, daß Erfüllung sein wird dem, was ihr gesagt worden ist vom Herrn.

In diesen letzten Worten gibt Elisabet zu erkennen, daß ihr prophetischer Blick, gleichsam im Lichte des Kindes in ihrem Schoße alles umfasse, was mit Maria vorgegangen war. Sie wußte um die Botschaft des Engels; und Maria, einstimmend in diesen prophetischen Jubel, sprach und sang:

Groß machet meine Seele den Herrn,
und frohlockt hat mein Geist in Gott meinem Heilande,
weil er hergesehen hat auf die Niedrigkeit seiner Magd.
Denn sieh, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter,
weil großes mir gethan der Mächtige.
Und Heiliger ist sein Name
von Geschlecht zu Geschlecht
denen die ihn fürchten.
Kraft hat er geübt mit seinem Arme,
zerstreut Uebermüthige im Sinne ihres Herzens.
Machthaber hat er gestürzt vom Throne
und erhoben Niedrige.
Hungrige hat er angefüllt mit Gutem
und Reiche leer fortgeschickt.
Er hat aufgenommen Israel seinen Knecht,
zu gedenken an Erbarmung,
wie er zu unsern Vätern gesprochen,
für Abraham und seinen Samen auf ewig.

Das herrliche Magnificat ist nicht das Werk des damaligen Augenblickes allein, sondern zugleich die Frucht des ganzen Zusammenlebens der frommen Gatten mit Maria während dreier Monate in seliger Zurückgezogenheit.

Zacharias hat diesen Lobgesang in der Form, wie wir ihn besitzen, niedergeschrieben und in seinem Tagebuche mit

seinem eigenen Lobgesange, dem Benedictus, verbunden. Tagebuch und Lieder kamen als ein theures Erbe in den Besitz der heiligen Familie, von der es Lukas vielleicht durch Jakobus den Bruder des Herrn erhielt und in sein Evangelium aufnahm.

## 7.

Luk. 1, 56—80.

Als sich die Zeit für Elisabet zu erfüllen begann, kehrte Maria in ihre Heimath zurück. Elisabet verließ die Einsamkeit und ging nach Ain Karim, wo sie in Mitte der ihrigen gebar. Es war ein Sohn, wie der Engel gesagt hatte. Alle freuten sich, daß der Herr groß gemacht hatte seine Gnade an ihr, und sie kamen bei der Beschneidungsfeier am achten Tage dahin überein, das Knäblein Zacharias zu nennen. Es war nicht gewöhnlich, einem Kinde den Namen des Vaters zu geben, noch auch daß dieß durch Andere geschehe; hier aber beeilten sich Freunde und Nachbarn, es zu thun, weil sie damit ihre Achtung vor dem Vater und ihre freudige Theilnahme aussprechen zu können glaubten. Möchte das Kind dem gleich werden, dessen Namen es trägt.

Sie erwarteten die vollste Zustimmung von Seite der Mutter, eine Weigerung des Vaters wäre als bloßer Ausdruck der Bescheidenheit nicht angenommen worden. Da aber Elisabet entgegnete: Nein; nicht so, sondern er soll Johannes heißen; da sie trotz der Einrede, daß keiner in der ganzen Verwandtschaft diesen Namen trage, darauf verharrte, und Zacharias, dem sie nun zuwinkten, denselben Namen auf eine Tafel schrieb, in demselben Augenblicke aber auch sein Mund geöffnet und seine Zunge gelöst wurde, gaben sie erschrocken nach. Eine heilige Furcht kam über alle Anwesenden; im ganzen Gebirge Juda redete man von diesen

Ereignissen, und die davon hörten, sprachen nachdenklich: Was also wird dieses Kind werden?

Zacharias aber wurde voll des heiligen Geistes, und er weißagete und sprach:

Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels,
weil er heimgesucht hat und geschaffen hat Erlösung seinem Volke,
und erweckt hat uns ein Horn der Rettung
im Hause Davids, seines Knechtes,
so wie er gesprochen hat durch den Mund
seiner heiligen Propheten von Urzeit an,
eine Rettung aus unsern Feinden
und aus der Hand aller unserer Hasser,
Gnade zu üben an unsern Vätern
und zu gedenken seines heiligen Bundes,
des Eides, den er geschworen Abraham, unserm Vater,
daß er uns gebe,
furchtlos, aus der Hand unserer Feinde errettet,
ihm zu dienen
in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor ihm
alle unsere Tage.
Auch du aber, Knabe,
Prophet des Höchsten wirst du heißen;
denn du wirst hergehen vor dem Angesichte des Herrn,
zu bereiten seine Wege,
um zu geben Erkenntniß der Rettung seinem Volke
in Vergebung ihrer Sünden
durch das erbarmungsvolle Herz unsers Gottes,
worin uns heimgesucht hat
ein Sonnenaufgang aus der Höh,
zu leuchten denen, die in Finsterniß
und in Todesschatten sitzen,
um zu richten unsere Füße
auf den Weg des Friedens.

Der Knabe aber wuchs und erstarkte im Geiste, und er war in der Wüste bis auf den Tag seiner Darstellung vor Israel.

Dieser Schlußbericht des Evangelisten ist kurz gehalten und fragmentarisch, aber doch ausreichend, da Lukas keine Geschichte des Johannes zu geben hatte und selbst kaum mehr wußte, als er niederschrieb, so wenig es auch war. Johannes sprach wohl nie von seiner Jugend; sie blieb ein heiliges Dunkel.

In einer Wüste zu leben, war nichts ganz unerhörtes. Elias wohnte lange in der Wüste; Jeremias wünschte, sein Leben in einer Wüste beschließen zu können; Einsiedlerleben in der Wüste führten theilweise auch die Essener. Außerordentlich war nur der frühe und ununterbrochene Aufenthalt daselbst, der indeß mit seinem Berufe zusammenhing. Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, sollte keine Berührung haben mit der Welt.

---

## Zweites Kapitel.

### Geburt und Jugend Jesu Christi.

### 1.

Luk. 2, 1—7.

Der Kaiser Augustus hatte seinem Testamente ein selbstgeschriebenes Breviarium Imperii, d. i. eine Uebersicht der militärischen und finanziellen Staatsmittel beigefügt. Diese statistischen Tabellen, wie wir sie nennen würden, enthielten ein genaues Verzeichniß der Bürger und Bundesgenossen, der Heere und Flotten, der Abgaben und Tribute, der Rechte und Verpflichtungen, und verriethen Detailkenntnisse, die nur durch Landesvermessungen und Volksschätzungen, welche sorgfältig vorgenommen und von Zeit zu Zeit wiederholt wurden, möglich waren.

Augustus hatte in der That während seiner Regierung eine dreimalige Beschreibung seines großen Reiches vornehmen lassen, zuerst im Jahre 726, dann je zwanzig Jahre später, 746 und 766 nach Erbauung der Stadt Rom.

Solche Schätzungen, Census genannt, dehnten sich gelegentlich auch über die engern Grenzen des römischen Reiches auf solche Provinzen aus, die ihre eigene Verwaltung, aber unter römischer Oberhoheit hatten. Den jüdischen Staat traf dieses Loos unter dem ersten Herodes, da er römischer Bundesgenossenkönig nicht in Folge eines freien, gegenseitigen Vertrages, sondern kraft senatorischer Einsetzung geworden war.

Lukas spricht davon und bestimmt die Zeit dadurch näher, daß er den römischen Beamten, der damit beauftragt wurde, nennt. Es war Quirinus. Obgleich uns diese Angabe kein volles Licht verschafft, weil sich über Quirinus und seinen Aufenthalt im Oriente nur spärliche und gelegentliche Notizen vorfinden, so ergibt sich doch mit Sicherheit, daß die Schätzung Judäas unter Herodes eine Folge des zweiten römischen Census im Jahre 746 war. Dieß ist einstweilen genug.

Die Juden hatten gegen jede Volkszählung einen großen Widerwillen, theils aus religiösen Motiven, theils aus national-ökonomischen, weil ihre Art zu zählen so mit Umständlichkeiten verbunden war, daß sie für manchen sehr lästig werden mußte. Sie geschah nämlich nicht nach Ortschaften, wobei einfach die Einwohnerzahl notirt wurde, sondern nach den alten Stämmen. Die Familien wurden nicht in die Register ihrer Wohnorte eingetragen, sondern in die ihrer Stämme und zwar in genauer genealogischer Ordnung nach Männern (d. i. nach den einzelnen Familien), nach Häusern, Geschlechtern und Stämmen.

Ein Beispiel mag es veranschaulichen.

Als es sich handelte, einen Mann ausfindig zu

machen, sprach Josua zum Volke: Ihr sollt hervortreten nach Stämmen; und der Stamm, auf welchen das Loos fällt, soll hervortreten nach Geschlechtern; und das Geschlecht, auf welches das Loos fällt, nach Häusern; und das Haus, auf welches das Loos fällt, nach den Männern. Und, heißt es weiter, von den Stämmen fiel die Losung auf Juda, von den Geschlechtern dieses Stammes auf Sarchi, von den Häusern dieses Geschlechtes auf Sabdi, und von den Männern (den einzelnen Familien) dieses Hauses auf Achan (Jos. 7, 14 flg.).

Diese Ordnung wurde durch alle Jahrhunderte beibehalten, weil sie das sicherste Unterpfand echt israelitischer Abkunft enthielt. Esra drang darauf, daß alle aus Babylon Zurückkehrenden ihr Stammhaus urkundlich nachwiesen. Die es nicht vermochten, wurden nur als Proselyten geduldet. Die Fortführung der Register geschah an den Orten, die als Hauptsitze der Häuser oder Geschlechter galten. Wie die Verzeichnisse der Priesterfamilien in Jerusalem, so waren die des Davidischen Hauses in Bethlehem, das vielleicht daher den früher nicht üblichen Namen Stadt Davids erhielt.

Wurde eine Registerrevision vorgenommen, dann mußten sich die Männer am Orte ihres Hauses stellen; so Joseph in Bethlehem, als der Befehl vom Kaiser Augustus ausging, daß der ganze Erdkreis beschrieben werde.

Maria begleitete ihren Gemahl. Sie that es, vielleicht genöthigt als Erbtochter, vielleicht freiwillig in einem höhern, aber ihr selbst noch unbewußten Antriebe. Ihr Zustand machte kein Hinderniß, da sie ihre Stunde noch nicht nahe glaubte und sich kräftig genug fühlte, eine Reise zu unternehmen, die nur wenige Tage dauern sollte; aber Gott hatte es anders beschlossen.

Als sie in Bethlehem ankamen, war die einzige öffentliche Herberge von Menschen und Lastthieren bereits so an-

gefüllt, daß sie anderswo ein Unterkommen suchen mußten. Sie fanden es außer dem Städtchen in einer Höhle, die zugleich als Stall diente, jetzt aber leer stand, weil die Herden noch im Freien weideten. Beide Gatten entschlossen sich leicht, da zu bleiben, weil ihnen auch die öffentliche Herberge nur Dach und Fach geboten hätte, und sie hier, versehen mit dem Nothwendigen, allein und ungestört waren. Ihr Herz schlug vor Freude und Dank gegen Gott. Wie aber erst dankten sie, als Maria in dieser Nacht, gegen ihre Erwartung, wie es scheint, gebar und das göttliche Kind in eine von den Krippen legte, die sich an solchen Orten überall fanden und nach dem sorglichen, gastfreundlichen Charakter des Morgenländers wohl nie ohne Futter waren.

Bethlehem liegt eine Meile südlich von Jerusalem auf zwei Bergrücken, die ein schmaler Sattel verbindet und dem Städtchen die malerische Gestalt eines Amphitheater geben, in Mitte eines wunderbar lieblichen Hochlandes. Auf dem östlichen Hügel vor der Stadt steht die Kirche der Geburt, dritthalb tausend Fuß über dem Meere, sechzig Fuß höher als der Sion in Jerusalem. Die Häuser der Stadt überdecken den Sattel und ziehen sich über den westlichen Hügel hin. Da die Ausdehnung des ganzen Höhenzuges kaum eine Viertelstunde beträgt, und der östliche Hügel gegen Nord, Jerusalem zu, der westliche gegen Süd, Hebron zu, steil abfällt, weshalb die alte Straße nach Gaza und Aegypten Bethlehem nicht berührte, sondern westlich im Thale blieb, hatte die Stadt nie eine größere Ausdehnung als jetzt. Sie gehörte immer, wenn auch gut gebaut, zu den kleinen Gebirgsstädten des Landes.

Die heilige Höhle befindet sich unter dem Presbyterium der Kirche, von den noch bestehenden Kirchen Palästina's die älteste, da das Mittelschiff mit seinen herrlichen Marmorsäulen constantinisch ist. An der Nord- und Südseite

unmittelbar vor dem Hochaltare führen Treppen in die fünfzehn Fuß tiefer liegende Felsengrotte hinab. Sie hat 35 Fuß in der Länge, 11 Fuß in der Breite und 9 Fuß Höhe. Am östlichen Ende befindet sich eine Nische etwas über dem Boden erhöht, 4 Fuß breit und 8 Fuß hoch. Den Marmorboden schmückt ein goldener Stern, mit der lateinischen Inschrift: Hier ist Jesus Christus von Maria der Jungfrau geboren worden.

Um die christlichen Erinnerungen auszulöschen, ließ der Kaiser Hadrian über der heiligen Grotte einen Hain des Adonis anlegen, wie zu Jerusalem die Grabstätte in ein Heiligthum der Venus umgestaltet wurde. Aber sein Bestreben hatte den entgegengesetzten Erfolg; beide heidnische Denkmäler dienten als Stützpunkte der Ueberlieferung für spätere Zeiten.

Die Evangelien gebrauchen den Ausdruck „Höhle" nicht; Lukas läßt ihn nur vermuthen; aber schon Justinus der Märtyrer im Anfange des zweiten Jahrhunderts und selbst ein Palästinenser sagt, daß Jesus Christus in einer Höhle geboren wurde, und die Spätern insgesammt wissen nicht anders.

## 2.

Zur Bestimmung des Jahres der Geburt geben uns die Evangelien folgende Data an die Hand. Erstens: Jesus wurde unter der Regierung des ersten Herodes geboren, gegen das Ende derselben; als der König starb, war Jesus noch ein Knäblein (Matth. 2, 20). Zweitens: Gleichzeitig mit der Geburt Jesu fand eine Volkszählung statt und stand am Himmel ein wunderbarer Stern. Drittens: Jesus begann seine öffentliche Wirksamkeit mit dem 30. Lebensjahre im 15. Jahre des Kaisers Tiberius (Luk. 3, 1) und im 46. Jahre des Herodianischen Tempelbaues (Joh. 2, 20).

Diese Angaben genügten damals vollkommen, nicht mehr so ganz ist dieses jetzt der Fall; doch geben die beiden letzten Zeitbestimmungen, die unabhängig von einander entstanden sind, ein übereinstimmendes und darum ziemlich sicheres Resultat; daher sie vor allem in Betracht zu ziehen sind.

Der Tempelbau begann nach einer Berechnung des Josephus im achtzehnten*), nach einer andern im fünfzehnten der Regierung des Herodes**), d. h. im achtzehnten seiner Ernennung durch den römischen Senat und im fünfzehnten seines Einzuges in das wieder eroberte Jerusalem. Es war das Jahr 734 der Stadt Rom, im Oktober. Zählen wir 46 dazu, so ergibt sich Ende 780 als erstes Jahr des öffentlichen Lebens Jesu und 750 oder Ende 749 als Jahr der Geburt.

Dasselbe Ergebniß liefert die zweite Angabe, die vom 15. Jahre des Kaisers Tiberius ausgeht.

Augustus starb am 19. August 767; er hatte aber schon anderthalb Jahre zuvor (im Februar 766) den Tiberius zum Mitregenten erhoben und ihm das Imperium Proconsulare in allen Provinzen übertragen***). Nach dieser Mitregentschaft begann das 15. Jahr des Tiberius mit dem Februar 780. Da erging der Ruf Gottes an Johannes in der Wüste, einige Monate früher, als Jesus öffentlich auftrat.

Diesem Ergebnisse widerstreitet nicht, was Tertullian von der Schätzung überliefert hat, indem er sagt: „Es ist bekannt, daß unter Augustus ein Census in Judäa durch

*) Antiqu. 15, 11, 1.

**) Bell. Jud. 1, 21, 1.

***) Tac. Annal. 1, 3: filius, collega imperii, consors tribuniciae potestatis adsumitur omnesque per exercitus ostenditur.

Sentius Saturninus vorgenommen wurde"*), da die Ausschreibung des Census durch die ordentlichen Regierungsorgane, d. i. durch den Präses der treffenden Provinz, geschah, die Ausführung aber einem außerordentlichen Kommissär übertragen wurde. Präses von Syrien, unter dem Judäa stand, war bis zum Jahre 748 Sentius Saturninus, außerordentlicher, kaiserlicher Kommissär Quirinus. Die Arbeit, mühevoll und schwierig, ging langsam vor sich und nahm bei großen Provinzen, die meistens ansehnliche Königreiche repräsentirten, mehrere Jahre in Anspruch. Syrien hatte eine Länge von 180 und eine mittlere Breite von 50 Stunden. Am südlichsten Ende von Syrien lag Paläſtina, im Süden von Paläſtina Bethlehem. Begann die 746 anbefohlene Schätzung im Jahre 747, so konnte es leicht Dezember 749 werden, bis sie über die großen, weitentlegenen Centralpunkte Antiochia, Palmyra, Damaskus, Tyrus und Berytus (Beirut) hinaus Jerusalem erreichte.

Das Jahr 749 entspricht dem Jahre 5 vor Christus nach der gewöhnlichen Zeitrechnung, die 754 als erstes Jahr nach Christus angenommen hat.

## 3.

Luk. 2, 8—20.

Gott wollte, und es lag in der Natur der Sache selbst, daß es nicht an unverwerflichen Zeugen der Geburt des göttlichen Kindes fehle. Der Kreis der Zeugenschaft mußte sich aber nach den Verhältnissen richten; somit konnten, da Jesus nicht, wie Johannes, in Mitte der Seinigen geboren wurde, sondern in der Ferne und in stiller Nacht und Einsamkeit, nur Fremde und solche berufen werden, welche sich

*) Adv. Marc. 4, 19.

in der Nähe aufhielten, Umstände, die fast von selbst auf jene frommen Hirten führten, die, freilich nur dem Scheine nach zufällig, in der Nähe von Bethlehem bei ihren Herden wachten.

Ihre Berufung zur Ehre der Zeugenschaft geschah, wie alles bisher, durch einen Engel. Umstrahlt von himmlischer Glorie, gekleidet in priesterliches Weiß mit goldenem Gürtel, sprach er zu den erschrockenen Männern: Fürchtet euch nicht; ich bringe euch die frohe Kunde großer Freude, darum daß euch heute Jesus geboren wurde, der ist Christus der Herr, in der Stadt Davids. Und dieses sei euch zum Zeichen: Ihr werdet finden ein Kind, eingewickelt in Windeln, das in einer Krippe liegt.

Sowie der Engel dieß gesprochen, umschwebte ihn eine Menge der himmlischen Heerschaaren, die zusammen Gott priesen und sangen: Ehre Gott in der Höhe und auf Erde Friede den Menschen des Wohlgefallens.

Da die Hirten die frohe Botschaft nicht bloß vernehmen und sich freuen, sonst aber in stiller Anbetung bei ihren Herden bleiben, sondern Zeugen sein und Zeugniß ablegen sollten, wurde ihnen ein Zeichen gegeben, an dem sie das Kind erkennen würden. Das Zeichen bildete wohl einen starken Contrast zur Sache. Jesus, d. i. ein Retter, Christus, d. i. ein Gesalbter, ausgerüstet mit dem heiligen Geiste zu seinem Rettungsberufe, ein Herr, vor dem sich Könige und Völker beugen — geboren in einer Höhle, liegend in einer Krippe! Aber gerade in diesem Contraste lag die überzeugende Kraft des Zeichens und Unterpfandes, das sie erhielten. Bei einem Kinde in Glanz und Pracht geboren könnte eine Täuschung mitunterlaufen, aber bei einem Kinde, das in einer Krippe liegt, wer wagte da zu sprechen: Siehe, der Heiland! Siehe, die Erwartung der Völker! Wahrhaftig das Dunkel der Höhle wurde ein Zeugniß für den Lichtglanz der Engelerscheinung, die Krippe des Kind-

leins für den Thron des Herrn; denn Gottes ist es, das Niedrige zu erhöhen.

Wo warst du, sprach Gott zu Job (28, 4), als ich die Erde gründete unter dem Jauchzen der Engel? Wie jene erste Schöpfung der Macht, so begleiteten diese zweite der göttlichen Erbarmung die Engel mit ihren Lobliedern. Himmlischer Gesang, hinströmend über die Welt gleich donnernden Wogen, kann für menschliches Ohr nur in wenig Worten bestehen. Isaias hörte den Gesang der Engel im Himmel: Heilig, heilig, heilig ist der Herr, Gott der Heerschaaren, die ganze Erde ist seiner Herrlichkeit voll; die Hirten hörten den Gesang der Engel auf den Fluren von Bethlehem: Ehre in der Höhe Gott, und auf der Erde Friede den Menschen des Wohlgefallens.

Im Himmel ist Preis, Lob, Danksagung, ein erneutes Heiligsingen der Engel; auf der Erde ist Friede unter den Menschen, die in und durch Jesus Christus ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens geworden sind. Es würde nicht entsprechen, im Lobgesange der Engel eine bloße Wunschformel zu sehen: Ehre sei Gott und Friede sei den Menschen. Nicht was sein *soll*, sondern was geworden *ist*, erfüllte die Engel mit Freude und Jubel, und theilte sich den Hirten mit, daß sie zu einander sprachen: Lasset uns hineingehen nach Bethlehem und sehen dieses Wort, das ergangen ist, das uns der Herr kund gegeben hat. Und sie fanden Joseph und Maria und das Kind, liegend in der Krippe. Voll Freude erzählten sie, was zu ihnen gesprochen worden war, und Alle, die es hörten, staunten; Maria aber bewahrte alle diese Reden und hielt sie zusammen in ihrem Herzen.

Ueber die Hirten erfahren wir weiteres nicht mehr. Es waren ihrer nur wenige, zwei oder drei; denn große Herden hielten sich im Gartenlande von Bethlehem und in der unmittelbaren Nähe der Stadt nicht auf, sondern in

der ferner gelegenen Wüste dem todten Meere zu. Es waren also verhältnißmäßig kleine Herden je unter Einem Hirten, die sich am Tage zerstreuten und bei der Nacht an einem verabredeten Orte, der wechselte, zur leichtern Ueberwachung vereinigten.

Die Legende weiß von drei Hirten. Ihre Gräber wurden am alten Herdenthurme, in dessen Nähe schon Jakob sein Zelt aufgeschlagen hatte (1 Mos. 35, 21), tausend Schritte oder eine römische Meile östlich von Bethlehem gezeigt und mit einer Kirche und einem Kloster geschmückt. Schon Hieronymus bezeichnet den Herdenthurm als die Stätte des Gloria, wohin fromme Pilger von Bethlehem aus wallfahrteten.*) Es ist das jetzige Siar el Ganem d. h. Herdengehöft, ein kleines Plateau mit Grotten, wo noch Vieh eingestellt wird, mit Zisternen, Ruinen und vielen Gräbern späterer Zeit, außer den drei Senkgräbern, welche man leicht als die der drei Hirten der Legende erkennt. Die Gebäude geriethen nach und nach in Verfall und damit verlor sich auch die Erinnerung an ihre Bedeutung, besonders seit der Zerstörung Bethlehems und der barbarischen Verwüstung der ganzen Umgegend durch die Karismier im Jahre 1244. Die Legende wanderte nun auf einen andern Platz über, der näher bei Bethlehem liegt und das Hirtenfeld heißt am Fuße des Hirtendorfes (Bet Sahur). Die alte Stelle wurde erst in neuester Zeit wieder aufgefunden.

Als Tag der Geburt nahm die morgenländische Kirche den 6. Jäner, die abendländische den 25. December an.

---

*) Loc. hebr.: Turris Ader sive gregis quodam vaticinio pastores divinae nativitatis conscios ante significans. Von der hl. Paula erzählt er, daß sie nach dem Besuche der Krippe zum Herdenthurme hinabstieg, bei welchem Jakob seine Herden gehütet und die Hirten gewacht hätten. Epitaph. s. Paulae.

Chrysostomus gab der letztern Annahme den Vorzug*) und seinem Einflusse verdanken wir die Vereinigung beider Kirchen betreff dieser Festfeier. Auch der hl. Augustinus schreibt der Tradition, daß Jesus Christus am 25. März empfangen und am 25. December geboren wurde, ein hohes Alter zu**). Wie dem sei; die Jahreszeit widerstreitet nicht, da Bethlehem ein milderes Klima als Jerusalem und um die Weihnachtszeit oft noch warme Tage und grüne Wiesen hat.

Die Hirten wollten nach Bethlehem hineingehen, fanden aber das Kindlein schon auf dem Wege dahin in einer Höhle. Der Anblick der Höhle störte sie nicht; sie erschien ihnen als ein Schutz- und Bergungsort für den Knaben. An Höhlen haften viele heilige Erinnerungen; dahin flüchtet nicht bloß der Mensch, sondern auch die Gottheit, was vor den Augen der Welt verborgen bleiben soll. Höhlen mit wunderbaren Geheimnissen kennt das ganze Alterthum. Für die Hirten diente die Höhle der Geburt aber auch als Lehre und Warnung, nicht aufzudecken, was Gott in seiner unerforschlichen Weisheit verborgen hielt. Nur wenige Gleichgesinnte wurden zu Vertrauten der ihnen gewordenen Kunde.

## 4.

Matth. 2, 1—11.

Doch was die frommen Hirten von Bethlehem im Schoße ihrer Familien als heiliges Geheimniß treu bewahrten, schien bald darauf von Jerusalem her offenkundig zu werden; denn da waren um eben diese Zeit unter den vielen Fremden, die Jahr aus Jahr ein zum Heiligthume

*) Homil. 31 in diem natal. Chr.

**) De Trinit. IV, 5: sicut a majoribus traditum, suscipiens ecclesiae custodit auctoritas, octavo calendas aprilis conceptus traditur, quo et passus; natus autem traditur octavo calendas januarii.

des Tempels wallfahrteten, morgenländische Weise angekommen, dem messianischen Könige zu huldigen, indem sie sprachen: Wo ist der (neu) geborene König der Juden? denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten. Sie waren dabei so voller Zuversicht, daß es ihnen gar nicht einfiel, vorerst zu fragen, ob er geboren worden sei, oder ob sie sich etwa getäuscht hätten. Die Sterne lügen so wenig, als es an Zeichen fehlen darf, die den Messias in der Ferne wie in der Nähe denen ankündigen, welche auf ihn hoffen.

Aber Jerusalem wußte nichts davon, und Alle erschraken über eine solche Kunde, Herodes, dessen Gastfreundschaft sie als Vornehme in Anspruch nahmen, und die Uebrigen aus dem Volke und seiner Umgebung, die davon hörten. Diese zitterten vor der Grausamkeit des Herodes, er vor der Rache des Volkes. Die bloße Vermuthung, daß der Messias geboren sein könnte, die bloße Sage, daß er geboren sei, ließ bei größerer Verbreitung blutige Scenen voraussehen.

Doch faßte sich Herodes bald wieder. Er hielt den scheinbar offensten und ganz gesetzlichen Weg der Nachforschung ein. Um nicht, wie er vorgeben mochte, einen falschen Messias zu beschützen, oder den wahren ohne Schutz zu lassen, befragte er auf vertraulichem Wege, wie wir sagen würden, den hohen Rath, wo der Messias geboren werden müsse. Die Antwort lautete kurz und bestimmt: In Bethlehem; denn so stehe geschrieben beim Propheten: Aus dir, Bethlehem, Gebiet Juda's, wird hervorgehen der Fürst, welcher weiden wird mein Volk Israel (Mich. 5, 1).

Der hohe Rath antwortete mit derselben Zuversicht wie die Weisen gefragt hatten, und er begründete gleich ihnen seinen Ausspruch durch ein höheres Zeugniß; bei jenen war es die Erscheinung eines Sternes, bei ihm das untrügliche Wort eines Propheten. Auf ein weiteres ließen

sich die Befragten nicht ein sowohl aus Mißtrauen gegen Herodes, als aus Verachtung der Heiden. Was ging diese Heiden der Messias an? Der hohe Rath machte Anspruch auf die allein giltige Verkündigung des Heiles. Von ihm müsse die frohe Botschaft, deren sich Fremde bemächtigen wollten, ausgehen; jede andere Quelle sei trüb und trügerisch.

Daher kam es wohl, daß sich dieses Gerücht, das Jerusalem augenblicklich in Aufregung versetzt hatte, bald gänzlich verlor. Der hohe Rath und Herodes wirkten zusammen, die Weisen todt zu schweigen; ihr Gerede sollte nur eine jener vielen Täuschungen sein über einen fabelhaften, mächtigen König, von dem damals der ganze Orient voll war.

Doch beruhigte sich Herodes damit nicht, sondern suchte sein Interesse für jeden Fall zu wahren, indem er, um von der Sache öffentlich nicht weiter reden zu machen, ihr aber doch auf den Grund zu kommen, die Weisen, welche in seinem Palaste*) nach orientalischer Sitte bewirthet und auch überwacht wurden, noch in der Nacht zum Schein seines Eifers zu sich berief, über alles sie ausforschte und ihnen die Antwort des hohen Rathes eröffnete, wobei er sprach: Forschet fleißig dem Kinde nach; wenn ihr es aber gefunden habt, gebet mir Nachricht, damit auch ich komme und es anbete.

Es war ihm viel daran gelegen, zu erfahren, seit wie lange die Weisen sich mit diesem messianischen Gedanken beschäftigten; darum fragte er nach der Zeit, wir würden sagen, nach der Geschichte des Sternes, d. h. nach seinem Aufgange, seiner Kulmination, seiner Stellung zu den andern Sternbildern, und was sie sonst am Himmel be-

*) Der Königspalast auf dem Sion entgegen der Antonia, die mehr eine Kaserne war, wurde zur Beherbergung fremder Gäste eigens bestimmt und eingerichtet.

obachtet hätten. Bald zeigte es sich, welchen Gebrauch er davon zu machen wußte.

Da Herodes eine so warme Theilnahme kund gab und den Weisen jedenfalls große Vorsicht anempfahl, weil es dem Kinde nicht an Feinden fehlen würde, beschloßen sie, noch in der Nacht nach Bethlehem zu gehen; und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen, schritt vor ihnen her bis zum Hause des Kindleins, wo er stehen blieb. Und sie gingen in das Haus und sie fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, und sie fielen nieder und beteten es an, und sie öffneten ihre Schätze und brachten ihm Geschenke dar: Gold, Weihrauch und Myrrhen, und sie kehrten, gewarnt durch ein göttliches Traumgesicht, auf einem andern Wege in ihre Heimath zurück.

Die Reise nach Bethlehem, die Anbetung des Kindes, die Warnung durch ein Traumgesicht und wahrscheinlich auch das Traumgesicht des Josephs dürften einer und derselben Nacht angehören.

Diese Weisen nennt das Evangelium Magier. Seinem Wortlaute nach heißt Magier groß, seinem Gebrauche nach war es Amtsname der Priester bei den Persern und Babyloniern. Von da bekam das Wort, wie andere persische Amtsnamen, eine weite Ausbreitung und Bedeutung, so daß man allmählig die Sternkundigen überhaupt ohne Rücksicht auf ihren sonstigen Charakter und ihre Heimath Magier nannte. Deßwegen fügt der Evangelist bei: „aus dem Morgenlande." Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche bezeichnete man so Arabien, und Justin der Martyrer nennt wiederholt Arabien die Heimath der Magier.*) Im Hinblicke auf Psalm 71, 9, 10 („die Wüstenstämme werden vor ihm niederfallen und seine Feinde den Staub küssen, die Könige von Tarsis und die Inseln Gaben bringen,

*) Tryph. 77. 78. 88. 102. 106.

Arabiens und Saba's Fürsten mit Geschenken huldigen") macht sie die Legende zu Königen, d. i. zu Stammeshäuptern, und gibt ihre Zahl, obwohl nicht ohne Schwanken, nach den Gaben und als Repräsentanten der ganzen heidnischen Menschheit zu drei an.

Diese dem israelitischen Volke sprach- und stammverwandte Fürstentrias aus Arabien bezeugte durch ihre Aussage: Wir haben seinen Stern gesehen, daß ihnen die, jedenfalls weit im Oriente verbreitete Weißagung Bileams nicht unbekannt geblieben sei: „Ich sehe ihn, doch jetzt noch nicht; ich schaue ihn, doch nicht nahe; es tritt hervor ein Stern aus Jakob und erstehet ein Stab aus Israel (4. Mos. 25, 17)." Da ergab sich wie von selbst, daß neben dem bildlichen Sinn auch am buchstäblichen jene festhielten, denen die Sternbilder am Himmel als Abbilder der verschiedenen Reiche auf Erden galten. Trat im himmlischen Juda, d. i. im Sternbilde der Fische*), auf einmal ein wunderbarer Stern hervor, so enthielt dieses nach dem Gesetze der einfachsten Sterndeutung dasjenige, was am irdischen Juda vorgehe.

Mit der Sternbeobachtung war von jeher die Sterndeutung enge verbunden. Der Glaube war ebenso alt als weitverbreitet, daß die Geschicke der Völker in den Sternen vorgezeichnet seien. Conjunktionen von Planeten, seltene Durchgänge von Planeten durch ein Sternbild, oder Erscheinungen neuer Sterne hielt man für die Abzeichen ebenso außerordentlicher Vorgänge auf der Erde. Gerade um die Zeit der Geburt Jesu Christi war man diesem Studium vorzugsweise ergeben. Die Orakel auf der Erde waren verstummt; da mußte der Himmel herhalten und wunder-

*) Abarbanel im Commentare zu Daniel, die Quellen des Heiles betitelt (Maajene hajjeschuah). Der Widder bezeichnet Griechenland, die Fische Syrien und Palästina.

bare Antwort auf Fragen geben, die eines jeden Menschen Herz erfüllten. Und siehe, vom Himmel kam eine Antwort durch den Stern Jakobs.

Man sage nicht: Wie sollte sich Gott des Aberglaubens zu einer Offenbarung bedienen? Denn hier knüpfte die Erscheinung des Sternes an eine schon gegebene Offenbarung an und gründete sich auf eine in ihrem Grundinhalte wahre Idee, die nur in ihrer Verwerthung und Anwendung abergläubisch wurde, ähnlich wie bei den Gottesgerichten und dem Ziehen von Loosen. Das allen Sterndeutungen zu Grunde liegende Princip ist der Glaube an einen einheitlichen Entwicklungsgang des Himmels und der Erde, dessen Mittelpunkt der Mensch ist. Gott läßt sich in seinen Führungen zum Menschen herab und erhebt ihn ebendadurch stufenweise, unvermerkt, geheimnißvoll, aber sicher zu sich empor. Eine solche wunderbare Herablassung und Führung Gottes beten wir im Stern der Weisen an.

Wie wir uns die Erscheinung des Sternes zu denken haben, läßt sich wissenschaftlich nicht beantworten. Die Erzählung ist populär und so gehalten, daß man leicht erkannte, der Evangelist habe es für etwas Wunderbares und Uebernatürliches gehalten, gleich den Engelerscheinungen und andern Vorkommnissen im Leben Jesu. Es bleibt dabei der Wissenschaft unbenommen, ihr Recht geltend zu machen, und natürliche Anknüpfungspunkte zu suchen, wenn es nicht mit ausschließender Zuversicht geschieht; denn wie viele Geheimnisse birgt uns noch der gestirnte Himmel! Trotz der bewunderungswürdigen Fortschritte der Astronomie kennen wir kaum die Elemente dieser ewig glänzenden Hieroglyphen. Wie ein Kind, das eben nur die Schlüsselblume von den andern unterscheidet, blickt unser Auge über jene Gefilde hin, auf denen „wie Gras der Nacht Myriaden Welten keimen.“*)

*) Kosmos I, 16.

Wollen wir es wagen, Beobachtungen am Sternhimmel mit dem evangelischen Berichte in Verbindung zu bringen, so bietet sich als nächstliegende die der veränderlichen Lichtstärke einzelner Sterne dar, welche periodisch den Glanz eines Sternes erster Größe annehmen und wieder so matt werden, daß sie dem bloßen Auge verschwinden, oder jene des Auftauchens ganz neuer Sterne und zwar mit einer solchen Lichtstärke, daß sie selbst am Tage gesehen werden konnten, nach und nach aber wieder ganz verschwanden.

Die heiligen Väter halten den Stern der Weisen für ein Wunder, das die hohe Bedeutung der Sache in ihren Augen vollkommen rechtfertigt. Die Magier stellten sich ihnen als die Erstberufenen aus dem Heidenthume, die Hirten als die Erstberufenen aus dem Judenthume dar, und Kunst, Poesie und Beredsamkeit aus allen Jahrhunderten wanden unverwelkliche Kränze um diese Doppelberufung, in welche sich die beiden Evangelisten der Jugendgeschichte Jesu so theilen, daß Matthäus, der Evangelist für die Juden, die Berufung der Heiden, und Lukas, der Evangelist für die Heiden, die Berufung der Juden aufgenommen hat. Wo finden wir etwas, das sich an Einfalt, Würde und innerer Wahrheit mit diesen beiden Erzählungen vergleichen ließe? Wenn wir eine bloße Dichtung hätten, würde man mit Recht vor allem nach dem göttlichen Dichter fragen, der in einfache, unscheinbare Worte eine Gedankenfülle barg, deren Reichthum keine Sprache und keine Kunst der Zeiten noch erschöpft hat.

## 5.

Matth. 2, 12—18. Luk. 2, 21.

Die Magier waren vornehm und reich; diesem entsprach der Tribut ihrer Huldigung an edlen Erzeugnissen ihres fernen Heimatlandes, wie sie dem Messias gebührten:

Gold dem Könige, Weihrauch dem Herrn Himmels und der Erde, Myrrhe, d. i. Balsam dem Gesalbten; oder wenn man diese Gaben prophetisch deutet: Gold dem Königssohne, Weihrauch dem Gottessohne, Myrrhe dem Menschensohne, der für uns in den Tod zu gehen bereit war.

Die Hirten waren niedrig und arm; aber sie blieben in ihrem Eifer nicht zurück und boten der heiligen Familie an, was sie hatten, vor allem wohl eine Wohnung in ihrer Mitte. Da wurde der Knabe beschnitten und erhielt den Namen Jesus; da beteten die Weisen an und brachten ihre Geschenke dar, da gedachten die glücklichen Eltern mit dem Knaben immer zu bleiben. Aber siehe, in derselben Zeit und in derselben Nacht, als die Weisen jene himmlische Mahnung bekamen, nicht über Jerusalem heimzukehren, erschien dem Joseph ein Engel im Traume und sprach: Steh' auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Aegypten, und verweile daselbst, bis ich wieder zu dir sprechen werde; denn Herodes ist daran, das Kind aufzusuchen, um es zu tödten.

Der Engel nannte Aegypten, weil Joseph Bedenken tragen konnte, dahin zu fliehen, obwohl es am nächsten lag und seit Jahrhunderten als Zuflucht für Verfolgte diente. Der fromme Israelit hatte eine große Scheu vor Aegypten, dem unreinen Lande; zu einem Aufenthalte für den Messias schien es weniger geeignet, als jedes andere Land. Dieß entging auch dem Evangelisten nicht, und er verweiset darum ausdrücklich auf einen tiefer liegenden Beweggrund des Befehles nach Aegypten zu fliehen, als bloß den der Sicherheit für das Leben des Kindes. So mußte geschehen, sagt er, auf daß die Weißagung erfüllt werde: Aus Aegypten rief ich herbei meinen Sohn.

Joseph konnte von Bethlehem aus über Hebron und Bet Zachara (1. Makk. 6, 31, das heutige Dhoheirîe) in sieben Tagen Aegypten erreichen. In Mitte von Volksge-

nossen, die eine blühende Kolonie mit eigenem Tempel und selbstständiger Literatur bildeten, fiel es ihm nicht schwer, ohne Aufsehen zu verweilen, zumal noch viele Andere dasselbe Loos mit ihm theilen mochten.

Die Legende hat uns die Erinnerung an zwei Stätten des Aufenthaltes der heiligen Familie in Aegypten erhalten, die wirklich Centralpunkte der jüdischen Bevölkerung daselbst waren; die eine in der Nähe von Heliopolis, wo der jüdische Tempel stand, und die andere in der Nähe des alten Memphis; jene zwei Stunden nördlich, diese eine Stunde südlich von der jetzigen großen Hauptstadt des Landes, Kairo. Ein uralter Sykomorenbaum beim Dorfe Matarea, nahe an der einzigen und darum vielbewunderten Quelle Unterägyptens und nahe an den beiden Obelisken von Heliopolis wird als vorübergehende Ruhestätte, eine Krypta in Fostat als ständiger Wohnort der heiligen Familie bezeichnet. Die Krypta reicht in die Zeit der Christenverfolgung hinauf, die darüber erbaute Kirche ist spätern Ursprungs, jedoch auch von hohem Alter. Bei Fostat, das Omar (642 n. Chr.) gründete, lag östlich, dem Gebirge zu, Babylon, eine feste Stadt, die in das sechste Jahrhundert vor Christus hinaufreichte und dem vordringenden arabischen Heere erst nach langem und muthigem Widerstande erlag.

Das Nichterscheinen der Magier in Jerusalem bei ihrer Heimkehr vereitelte die Pläne des Herodes und erfüllte sein argwöhnisches Herz mit quälenden Ahnungen. Soviel war ihm gewiß, daß sie den neugeborenen König der Juden gefunden hatten, und daß ihr Ausbleiben von einer Verabredung mit den Eltern des Kindes herkam, hinter der nur schlimme Absichten stecken konnten. Doch ein Mann, der vor Blut nicht zurückschreckt, weiß sich zu helfen. Herodes ließ in und um Bethlehem vom zweijährigen an abwärts alle Knäblein gewaltsam tödten. Um ganz sicher zu gehen, griff er nicht blos über Bethlehem bei seinem Mordbefehle

hinaus, sondern gab auch den Mittheilungen der Magier über den Stern die weiteste Deutung. Es scheint nämlich, daß der Stern seit Jahresfrist erschienen war. Sein Aufgang, der nicht unbeachtet blieb, bezeichnete die Empfängniß oder Geburt Jesu Christi. Bei zunehmender Lichtstärke entfaltete sich die anfängliche Anregung zum festen Entschlusse im Herzen der erwählten Weisen, den Messias selbst aufzusuchen. Als sie in Jerusalem ankamen, stand der Stern schon neun Monate am Himmel, also war der Knabe sicher geboren, vielleicht schon nahezu ein Jahr alt. Darnach handelte Herodes; bald darauf starb er.

Ueber den Gräueln, womit dieser König die letzten Tage seines Lebens schändete, und über den Besorgnissen, die sein Nachfolger erweckte, vergaß man einzelne Blutthaten, die keinen öffentlichen Charakter hatten. Man war gegen die Hinschlachtung von einigen Kindern, deren Zahl kaum über zehn bis zwölf betrug, ziemlich gleichgiltig geworden.

## 6.

Matth. 2, 19—21. Luk. 2, 22—38.

Herodes starb im Frühlinge 750 kurz vor Ostern. Seine Söhne Archelaus, Antipas und Philippus reisten wegen Testamentsstreitigkeiten an den kaiserlichen Hof nach Rom, einer gegen den andern und jeder mit seinem Anhange. Unterdessen wurde das Reich ganz wie eine römische Provinz behandelt und hart gedrückt. Bis Augustus eine Entscheidung traf und die Brüder in die ihnen zugewiesenen Provinzen, Archelaus nach Judäa, Antipas nach Galiläa und Philippus nach Batanäa zurückkehrten, verfloß eine längere Zeit, die kaum unter drei Monaten berechnet werden darf. Als ihre Regierungsangelegenheiten endlich geordnet waren und Archelaus in Jerusalem eingezogen war, erhielt Joseph durch einen Engel im Traume den

Befehl, nach Judäa zurückzukehren, da, die dem Kinde nach dem Leben strebten, gestorben seien. Erfolgte diese Zurückberufung etwa im Juni 750, so hatte sich der ganze ägyptische Aufenthalt nicht über ein halbes Jahr ausgedehnt.

Das erste, was Joseph auf vaterländischem Boden vornahm, war die Erfüllung einer religiösen Pflicht, die sowohl ihm, dem gesetzlichen Vater, als Maria, der Mutter, oblag, und die man, soweit sie den Vater berührte, die Darstellung (Darbringung) Jesu im Tempel, soweit sie die Mutter anging, die Reinigung Mariä nennt. Da die erste religiöse Handlung in der Regel nicht vor dem dreißigsten, die zweite nie vor dem vierzigsten Tage nach der Geburt stattfand, wurden beide Akte von frommen Eltern gerne mit einander verbunden und bei weiter Entfernung vom Heiligthume bis zu einem der großen Nationalfeste hinausgeschoben, so daß also ein verspätetes Erscheinen des Joseph und der Maria nicht auffiel.

Die Reinigung der Mutter bestand in einem Opfer, für die Armen in zwei Tauben; die Darbringung (Darstellung) des Kindes in der Loskaufung durch den Vater. Der Priester erhielt für den erstgeborenen Knaben fünf Sekel.*) Nun gehörte das Kind den Eltern.

Darnach würde der Ausdruck Darbringung nicht entsprechen; aber bei Jesus ist er doch vollkommen sachgemäß, weil Joseph und Maria mit der Lösung zugleich eine wirkliche Darbringung und Opferung des Kindes in außergewöhnlicher Weise verbanden. Sie lösten das Kind, nicht um es als ihr Eigenthum in Anspruch zu nehmen, sondern vielmehr, um es frei in die Hände dessen zurückzulegen, von dem sie es empfangen hatten. Die Lösung wurde für sie eine Hingabe, ihr Recht ein Verzicht, ein heldenmüthiges Opfer der Unterwerfung unter Gottes Rathschlüsse über dem Kinde, gleich dem Opfer Abrahams, als er seinen

*) Nicht ganz 4 Thaler.

Eingeborenen Gott anheimstellte. Darum vollzogen sie die Lösung gemeinsam und mit dem Kinde selbst, was vom Gesetze nicht gefordert wurde, sondern jedenfalls als der Ausdruck eines besondern Anliegens erschien, das die Aufmerksamkeit derer, die gegenwärtig waren, erweckte und nicht unbekannt bleiben sollte; denn wie in Bethlehem bei der Geburt, so sollte es auch in Jerusalem bei der Darstellung nicht an Zeugen fehlen, daß in Jesus Christus das Heil der Welt erschienen sei. Diese von Gott berufenenen Zeugen waren Symeon und Anna.

Symeon, ein gerechter, frommer Mann, voll Sehnsucht nach dem Troste Israels, hatte von Gott die Verheißung empfangen, daß er nicht sterben werde, bis er den Gesalbten des Herrn gesehen habe. Symeon war somit, gleich dem Sterne am Himmel, ein prophetischer Zeuge Jesu Christi. Wie lange diese prophetische Zeugenschaft oder dieses prophetische Zeichen, das er selbst war, dauerte und über wie Viele sich sein prophetischer Lichtkreis ausdehnte, erfahren wir nicht. Die Geschichte hat uns von den vielleicht Vielen, denen Symeon die ihm gewordene Verheißung anvertraute, nur den Einen Namen der Prophetin Anna überliefert, die, eine Wittwe von vierundachtzig Jahren, nicht vom Tempel wich, in Fasten und Beten Gott dienend Tag und Nacht.

Symeon hatte soeben in einem außerordentlichen Antriebe des heiligen Geistes den Tempel betreten. Es war ihm, als ob endlich die Zeit des Heiles gekommen sei; aber seine Ahnung schien sich nicht zu erfüllen, und seine Seele versank in tiefe Trauer. Da erblickte er Joseph und Maria mit dem Kinde unter der Tempelpforte zum innern Vorhofe; und siehe, über diesen ungewöhnlichen Anblick von Eltern mit ihrem Kinde schwand die Finsterniß, und es wurde Licht in seinem Innern. Er eilte den Eintretenden entgegen, nahm das Kind auf seine Arme und sprach unter

Lobpreisungen Gottes: Nun entlässest du deinen Knecht, o Herr, nach deinem Worte in Frieden; denn meine Augen haben gesehen dein Heil, das du bereitet hast angesichts aller Völker, ein Licht zur Offenbarung für die Heiden und zur Verherrlichung für dein Volk Israel.

Wie staunten die Eltern! denn fast Schritt für Schritt folgten ihnen himmlische Bezeugungen. Und Symeon benedeite sie; aber mitten in der Benedeiung zeigten sich seinem prophetischen Fernblicke dunkle Wolken, die das Sonnenlicht der verkündeten Glorie für Viele in Israel umschatteten und schwere Prüfungen denen bereiteten, welche er so eben selig gepriesen hatte, denn er sprach zu Maria, der Mutter: Siehe, dieser liegt da zum Falle und zum Aufstehen Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Und auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen, auf daß offenbar werden aus vielen Herzen die Gedanken.

Um dieselbe Stunde kam auch Anna, und sie lobpries mit prophetischen Worten das Kind und redete von ihm zu allen, die das Heil Sions erwarteten. Von Symeon wird das Letztere nicht mehr gesagt. Eine rührende alte Legende berichtet nämlich, der fromme Greis sei unmittelbar darauf gestorben; Gott habe sein vertrauensvolles Wort: Nun entlässest du, Herr, deinen Knecht, d. h. nun darf ich sterben, augenblicklich erhört.

„Seit vierhundert Jahren war der Geist der Weißagung verstummt in Israel. Ein langer Winter; aber welch ein Lenz auf einmal! Gesang tönt rings umher, denn es erschien der, dessen Name heißet Wunderbar. Der Engel Gabriel, die heilige Jungfrau, Zacharias, Elisabet, die Engel auf der Flur, Symeon, Anna, sie alle sonnen im Strahl des Heiles, das herab sich vom Himmel auf die Erde senkte. Der Himmel selbst senkte sich mit ihm herab, und die Söhne des Staubes erhoben sich im Gefühl der Wonne; denn der Friedefürst hat den Himmel mit der

Erde ausgesöhnt und der starke Gott, der Vater der Ewigkeit (Is. 9, 6) liegt in Mariens Arm.“*)

Doch diese herrlichen Offenbarungen der Menschenfreundlichkeit Gottes waren nicht die Strahlen einer Morgenröthe, der ohne Unterbrechung ein sonnenklarer Tag gefolgt wäre, sondern vielmehr ein wunderbares Nordlicht, auf das noch eine dunkle Nacht folgte, die nur vorübergehend ein Wetterleuchten der göttlichen Natur im Knaben Jesus durchbrach. Aber so hatte es die ewige Weisheit beschlossen. Die Ankunft des Erlösers sollte über alle Einrede bezeugt sein und doch der Welt ein Geheimniß bleiben.

## 7.

Matth. 2, 22, 23. Luk. 2, 39, 40.

Archelaus, der von Jerusalem und Judäa Besitz genommen hatte, war beim Volke sehr verhaßt. Joseph mußte daher Bedenken tragen, in der Nähe eines Fürsten zu bleiben, der, gleich seinem Vater, alles befürchten ließ. Indeß, wohin sich wenden, ohne die messianische Würde des Kindes zu verleugnen, da sich alle Weißagungen über den Messias in Jerusalem und Judäa concentrirten? Der Engel des Herrn aber belehrte ihn auch darüber in einem Traumgesichte, und die beiden Eltern verließen die heilige Stadt und kehrten nach Nazaret zurück, wo sie zuvor gewohnt hatten.

Hiezu bedurfte es in der That einer höhern Weisung, denn aus eigenem Antriebe hätten sie diesen Aufenthalt so wenig gewählt, als den in Aegypten. Kann von Nazaret etwas Gutes kommen? mochte Joseph denken, wie Nathanael sprach; aber, sagt Matthäus, so mußte geschehen,

*) Stolberg, Gesch. d. Rel. V, 42.

damit das Wort der Propheten erfüllt werde: Er wird Nazaräer genannt werden.

Eine solche Stelle findet sich im Alten Testamente zwar nirgends vor, daß aber der Evangelist selbst ein wörtliches Citat nicht im Sinne hatte, zeigt sein wohl überlegter Ausdruck: Wort der Propheten. Wir müssen also annehmen, Matthäus habe im Namen Nazaräer, wie Jesus vom Volke allgemein genannt wurde, eine Eigenschaft ausgedrückt oder angedeutet gefunden, die dem Messias von den Propheten insgemein beigelegt werde. Was nun dieß für eine Eigenschaft, oder was für ein messianisches Kennzeichen darin enthalten sei, hängt von der Bedeutung des Wortes Nazaräer ab, die mehrfach zu sein scheint, da im Laute Nazaret als Ortsname ein Doppelsinn liegt, wie solches öfter vorkommt. Leitet man es ab von Nazar, so heißt es: Bergungsort, Schutzort, Asyl; nimmt man es als Nebenform von Nezer, so bedeutet es Blume, Blüthe, Sproß. Nach der ersten Ableitung hatte somit Jesus den Beinamen: der Behütete, Beschützte, Gerettete; nach der zweiten: Sproß, Sprößling, der Entsproßene. Beide Benennungen kommen in den Büchern der Propheten als messianische Kennzeichen vor. Siehe, lesen wir bei Zacharias, dein König kommt, gerecht und gerettet ist er (9, 9); und bei Isaias: Ich habe dich berufen zum Heile, deine Hand gefaßt, dich gerettet und dich eingesetzt zum Bunde (42, 6). Bei denselben Propheten, denen sich noch Jeremias anschließt, wird Christus auch Sproß genannt. Siehe, ich bringe, spricht Gott bei Zacharias, meinen Knecht Sproß (3, 8). Sproß ist sein Name (8, 12). Und Isaias sagt: Aufgehen wird ein Reis aus dem Stamme Jesse und ein Sproß aus seinen Wurzeln (11, 1); ebenso Jeremias und zwar wiederholt: Siehe, Tage kommen, spricht der Herr, da lasse ich aufgehen von David einen gerechten Sproß (23, 5, auch 38, 15).

Nach prophetischer Voraussage sollte der Messias ein Behüteter sein und Sproß heißen, und siehe, lehrt uns Matthäus, es ging dadurch in Erfüllung, daß Jesus in Nazaret erzogen wurde und den Namen der Nazaräer erhielt.

Nazaret, drei Tagreisen nördlich von Jerusalem, sechs Stunden östlich vom Mittelmeere und ebensoweit westlich vom See Genesaret, liegt in einem ziemlich hohen, zwanzig Minuten langen und acht bis zehn Minuten breiten Gebirgskessel, den auf drei Seiten tiefe Thäler von den alten Verkehrswegen gänzlich abschnitten und zu einem so vereinsamten Winkel machten, daß der Name Nazaret im Alten Testamente nirgends vorkommt. Schon dieß, vielleicht noch mehr der Charakter der Einwohner, brachte die Stadt in Mißkredit, wobei es nicht an Schimpf und Spott fehlte. Große Abgeschiedenheit und Beschränkung der Heirathen auf ein enges Gebiet wirken im Laufe der Jahrhunderte immer nachtheilig; gewisse Neigungen und Angewöhnungen werden erblich und prägen der Bevölkerung nicht zu ihrem Vortheile einen eigenthümlichen Typus auf, wie man überall in den abgeschiedenen Thälern und Hochebenen der großen Centralgebirge beobachtet.

Das Klima von Nazaret ist mild und gesund, die Hochebene ohne ergiebige Bewässerung mehr durch den Fleiß der Bewohner, als von Natur aus fruchtbar, das Landschaftsbild lieblich, in der Ebene wegen beschränkter Aussicht etwas eintönig, um so großartiger auf den Anhöhen ringsum mit Fernsichten an das Meer und den schneebedeckten Hermon.

Hier brachte Jesus seine Kindheits- und Jugendjahre als ein wahrhaftiger Nazar, d. i. ein Behüteter und Geretteter, in solcher Verborgenheit zu, daß ihn nicht bloß im allgemeinen die Einwohner, welche gegen die Familie des Joseph, als eine nicht eingeborene, leicht eine gewisse Abneigung

haben konnten, sondern auch seine Brüder und Schwestern ziemlich unbeachtet ließen. Nach vollen dreißig Jahren hatte Nathanael, der in dem nur anderthalb Stunden entfernten Kana wohnte, wo Verwandte der heiligen Familie lebten, nichts von Jesus, dem Sohn Josephs gehört, das ihn irgendwie interessirt hätte.

## 8.

Dürfen wir es wagen, ein Bild dieses verborgenen Lebens zu entwerfen?

Wenn nach allgemein menschlichem Gefühle das Glück eines stillen, innigen Familienlebens zu den höchsten irdischen Gütern gehört, wie nun gar ein so zartes Zusammensein, als das der heiligen Familie zu Nazaret, wo alle Segnungen des Himmels und alle Tugenden der Erde verbunden waren! Da erblühte nach kurzen Winterstürmen der duftende Lenz eines Friedens und Glückes, um den sie Engel beneiden mochten. Im Anblicke des Häuschens von Nazaret konnte man mit dem königlichen Sänger ausrufen: Es ist wie Morgenlicht, wenn die Sonne aufgeht, wie ein Morgen ohne Wolken (2. Sam. 23, 4).

Maria war in einem Kreise, wo nur Liebe und Friede waltete, die glücklichste jungfräuliche Gattin, die beneidenswertheste jungfräuliche Mutter, und ihr Leben an der Seite Josephs und des göttlichen Kindes eine ununterbrochene Kette der reinsten Freude und einer Seligkeit, deren die ersten Eltern theilhaftig geworden wären, wenn sie ohne Sünde geblieben sein würden. So scheint es, und so war es auch, aber nur zum Theil und unter Einem Gesichtspunkte. Maria lebte ein Leben der Liebe und in so ferne ein seliges Leben, aber auch zugleich ein Leben der Opfer und tiefgreifenden Seelenleiden und in so ferne ein Kreuzesleben. Auf wunderbarste Weise vereinigte sich in ihr die

Doppelweißagung: Du bist die Gebenedeite unter den Weibern, und ein Schwert wird deine Seele durchdringen.

Die Opfer, welche von Maria in diesen Tagen des nazaretanischen Stilllebens trotz der schützenden Hand Josephs und der liebenden Nähe ihres göttlichen Kindes gefordert wurden, und die sie gebracht hat, waren so groß, daß sie nur durch ihre Liebe möglich wurden. Nie sind länger andauernde Prüfungen des Glaubens über ein Menschenherz verhängt worden, nie ist die Hoffnung mühevoller festgehalten und krampfhafter umklammert worden, als wir an Maria in Nazaret sehen.

Sie hatte bei der Darstellung im Tempel das Kind Jesus in die Hände des himmlischen Vaters zurückgegeben und auf seinen Besitz verzichtet, indem sie nicht anders dachte, als daß Jesus von früher Kindheit an in ein außerordentliches Verhältniß zu Gott und zur Welt treten werde, wie bei dem Knaben Johannes geschah, dessen Leben nur ein Vorbild dessen sein konnte, was sich im Leben Jesu in großartigerer Weise erfüllen müsse. Doch siehe, von all dem geschah nichts. Jesus blieb im elterlichen Hause, wirkte nichts außerordentliches, sondern war in allem den übrigen Kindern gleich. Welch' ein undurchdringliches Geheimniß! Von Johannes redete mit Staunen und Bewunderung alle Welt, und Jesus blieb zehn und zwanzig, ja volle dreißig Jahre unbeachtet und ungekannt bei seiner Mutter. Sollte er nicht die Herzen Israels, seines Volkes, zu Gott bekehren und die Heiden seinem himmlischen Vater zuführen nach dem Worte Symeons: Ein Licht zur Offenbarung für die Heiden? Kaum schien es so, denn Jahre um Jahre vergingen, und alles, was man von ihm sagen konnte, enthielten die Worte: Er war seinen Eltern unterthan, Worte, die auf den Welterlöser und Sohn Gottes am wenigsten von allen zu passen schienen.

Dieß war für Maria eine lange Nacht des Glaubens, eine dreißigjährige Prüfung, deren Umfang und Tiefe wir nicht zu fassen im Stande sind. Bei der unendlichen Liebe, die sie zu ihrem Kinde hatte, mußte sein räthselvolles verborgenes Leben für sie ein ununterbrochener Gegenstand des Kummers sein. Ist Jesus von seiner Bestimmung abgeirrt? Hat Gott seine Verheißung zurückgenommen? Wie wird dieses beängstigende Schweigen enden? Solcher Fragen konnte sich Maria gar nicht erwehren, und sie waren es, die das friedlich stille Dach ihrer Heimath oft zu einem Gethsemani, zu einem Kalvaria, zu einem Orte der tiefsten Seelenleiden machten. Aber in all diesen dunkeln Stunden richtete sie an ihren Sohn nie eine Frage. Sie wollte den Schleier des Geheimnisses, der auf ihm lag, nicht eigenwillig heben; als die Magd des Herrn betete sie demüthig an, wo sie nicht begriff. So hatte Gott einen unaussprechlich bittern Tropfen der Glaubensprüfung in diesen übervollen Becher der reinsten, heiligsten Mutterliebe gegossen.

Je unbegreiflicher dieses verborgene Leben für Maria war, desto sorgfältiger und unermüdlicher überwachte sie alle Handlungen des heranblühenden Knabens und Jünglinges, ob nicht da oder dort ein Schimmer der ihm innewohnenden Gottheit die dunkle Nacht ihres Glaubens erleuchte. Aber sie sah nichts. Er arbeitete mit Joseph und half ihr, der Mutter, am liebsten bei den niedrigsten Arbeiten des Hauses. Außerordentlich mochte nur sein stilles Thun und Wirken, die Ehrfurcht vor seinen Eltern, der anhaltende Ernst seiner nächtlichen Gebete sein. Wenn sie nun ihr Kind Wasser tragen, oder an der Seite des Joseph die rauhe Zimmermannsaxt führen sah, da ahnte sie mit innerstem Zittern, daß Gott gerade dieses Opfer des Gehorsams, der Entäußerung und Verborgenheit fordere, damit, wie Adam durch Ungehorsam und Selbsterhebung

gesündigt hatte, Jesus durch Gehorsam und Selbstentäußerung genugthue; und sie klammerte sich, wenn auch unter heißen Thränen, an diesem Anker der Hoffnung fest, der auf ein neues gewaltsam erschüttert wurde, als Joseph in ihren Armen unter den Segnungen Jesu starb, und sie nun allein dastand, umgeben von Räthseln und Geheimnissen, die keine menschliche Hand lüften konnte.

## 9.

Luk. 2, 41—51.

Nach jüdischer Sitte begann bei Mädchen mit dem zwölften Jahre und einem Tage, bei Knaben mit dem dreizehnten Jahre und einem Tage das mündige Alter. Von da an hieß der Knabe „gadol", d. i. groß, mündig, und wurde zur Beobachtung der mosaischen Ritualgebote angehalten. Eine erste Pflichterfüllung dieser Art bestand in der Wallfahrt auf das Paschafest, wenn sie möglich war. Sie galt als eine Art Einweihung in das religiöse Leben des Israeliten und wurde gerne feierlich begangen.

Sowie Jesus in dieses Alter kam, begleitete ihn außer Joseph auch Maria nach Jerusalem. Als arme und einfache Pilger reisten sie nicht allein, sondern folgten der großen Karawane auf dem Hin- und Herwege, wozu man acht bis neun Tage brauchen mochte, da sich die Masse der Festbesucher nicht über die gebotene Zeit in Jerusalem aufhielt.

Am 14. Nisan Abends wurde das Pascha gegessen, am 15. war der eigentliche Festtag, am 16. wurden die Erstlingsgaben vom Getreide dargebracht, denen sich die freiwilligen und sonstigen Opfer der einzelnen Israeliten anschlossen. Hatte man dafür noch den Morgen des 17. Nisan freigelassen, dann konnte die galiläische Karawane um die Mittagszeit aufbrechen und bis zum Abende Beeroth,

das heutige Bireh, drei Stunden nördlich von Jerusalem, erreichen, dessen Lage am Abhange einer mäßigen Anhöhe und an einem reichlich fließenden Brunnwasser zum Bleiben einlud. Die Legende hierüber ist wohl nicht sehr alt, aber aus innern Gründen glaubwürdig. Schöne Ruinen zeugen noch von der prachtvollen Kirche, welche die Tempelherrn hier erbaut hatten.

Da man die Zahl der Festpilger durchschnittlich auf eine halbe Million und darüber schätzte, war an den beiden Haupttagen ein solches Gedränge, daß von einem längern, ungestörten Aufenthalte im Tempel keine Rede sein konnte. Erst vom siebzehnten abends an wurde es ruhiger, und dieß benützte Jesus, im Hause seines himmlischen Vaters zu weilen. Er blieb deßhalb in Jerusalem zurück und zwar ohne Vorwissen seiner Eltern, aber nicht, wie um von seiner freieren Stellung als Volljähriger gleich Gebrauch zu machen, denn das Gebot: Ehre Vater und Mutter hatte damit nicht aufgehört, sondern aus einem besondern Antriebe des heiligen Geistes. Joseph und Maria hatten sein Zurückbleiben nicht gemerkt, theils weil es Gott als eine Glaubensprüfung so wollte, theils weil sie von jeder ängstlichen Sorge um ihr Kind, dessen Gehorsam Alle kannten, frei waren. Er habe sich, dachten sie beim Aufbruche, der Jugend angeschlossen, die Psalmen singend in freudigster Stimmung vorausgeeilt war. Darum blieben sie, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, in Mitte der Karawane, die langsam ziehend sich weit ausdehnte und große Zwischenräume ließ. Als sich aber am Abende nach und nach Alle am bestimmten Lagerorte sammelten, und Jesus nirgends gefunden wurde, kehrten sie um und suchten den Vermißten bei den nachfolgenden Pilgerschaaren, bis sie wieder in Jerusalem ankamen. Doch traten sie den Rückweg erst am andern Morgen an, da der Knabe mit einem verspäteten Zuge noch in der Nacht kommen konnte. Die Wegstrecke

zurück war unbedeutend; Joseph und Maria blieben aber absichtlich den ganzen Tag auf der Straße, weil sie da eher Aussicht hatten, dem Knaben zu begegnen, als in der von Fremden noch voll angefüllten Stadt, die sie vor Untergang der Sonne zu betreten sich kaum entschließen mochten, um in ihrer Herberge Nachfrage zu halten. Man wußte nichts vom Knaben, und die liebenden Eltern brachten eine kummervolle Nacht im Gebete hin, das nicht unerhört blieb. Denn da sie am andern Morgen, es war nun der dritte Tag, den Tempel betraten, sahen sie in der sogenannten Quaderhalle, die auf der Ostseite des Vorhofes als Synagoge diente, ihr Kind in Mitte einer großen Versammlung, sitzend unter den Lehrern, wo er eben so weise antwortete, als demüthig fragte.

Der Evangelist sagt mit leicht erkennbarer Absicht: sitzend unter den Lehrern. Jesus war also im Kreise der Schüler nicht geblieben, sondern von den staunenden Lehrern in ihre Mitte genommen worden. Darin lag wohl eine seltene, aber nicht gerade ganz unerhörte Auszeichnung. Der Hoheprieſter Heli hörte auf die Worte des jungen Samuel, und Daniel hielt, noch ein Knabe, Gericht über die Ankläger der Susanna. Wer beugt sich nicht vor der göttlichen Weisheit, wo sie aus einem bescheidenem Munde kommt? Du hast dir, sagt der Psalmist, aus dem Munde der Säuglinge und Kinder Lob bereitet (8, 3). In Jesu Wort und Miene mußte sich etwas Außerordentliches geoffenbart haben, das die Hörer mit Entzücken erfüllte und die Lehrer zu bereitwilligen Höhrern machte, ohne daß dadurch Gesetz und Herkommen verletzt worden wäre, weil es nicht während eines ordentlichen Synagogen-Vortrages, der seine bestimmte Ordnung hatte, sondern bei einer sonstigen, freien Besprechung geschah, dergleichen in der Quaderhalle und auch anderswo in den weiten Tempelräumen oft statt hatten. Ein zufälliges Wort, eine gelegentliche Frage konnten ein Gespräch entzünden, für das sich bald Viele mit Eifer und

gespannter Aufmerksamkeit interessirten. Ein ähnlicher Zufall veranlaßte jene Unterredung, an der Jesus einen so ruhmreichen Antheil nahm, daß Lehrer gleich Schülern um ihn herfaßen, als seine Eltern herzukamen.

Dieser Anblick erfüllte sie, sagt der Evangelist, mit Entsetzen. So groß auch ihre Freude über das Wiedersehen war, ihr Schrecken über das, was sie sahen, war noch größer; denn jetzt, glaubten sie, sei der Zeitpunkt gekommen, da Jesus nur mehr seinem messianischen Berufe leben werde. Obwohl sie darauf gefaßt waren; als es Ernst zu werden schien, fiel es ihnen doch so schwer auf's Herz, daß Maria in rührender Zärtlichkeit ausrief: O Kind, warum hast du uns dieses gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Man fühlt leicht, daß aus diesen Worten liebender Klage mehr der Schmerz über die Trennung herausklingt, die bevorsteht, als über jene, die vergangen war. Ach, wollte sie damit zugleich sagen, wenn es geschieden sein muß, warum wolltest du uns ohne den Trost des Abschiedes verlassen?

Er aber sprach zu ihnen: Warum suchtet ihr mich? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?

Indem Jesus antwortete: Ich muß, sprach er deutlich aus, daß, soweit es von seinem Willen abhinge, er ihnen jede Glaubensprüfung ersparen würde; so aber stehe er unter einem höhern Willen. Er müsse dem leben, das thun, dem sich unbedingt hingeben, was im Willen und und Rathschlusse Gottes liege. Das hätten sie bedenken, und ihn darum gar nicht suchen sollen.

Dieß scheint höchst einfach, und doch sagt der Evangelist, daß es Joseph und Maria nicht verstanden hätten, weil, dürfen wir beifügen, was Jesus that, im Widerspruche zu sein schien mit dem, was er sprach; denn er blieb ja nicht u dem, was seines Vaters war, sondern stand auf

und ging mit seinen Eltern nach Nazaret und war ihnen unterthan, als ob nichts vorgefallen sei.

Wenn sie dann später diese Worte in ihrem Herzen erwogen, wie der Evangelist ausdrücklich von Maria berichtet, so erkannten sie wohl, daß sein Leben und ihr Leben mit ihm vor allem ein Opfer des Gehorsams sein müsse; und wie sie sich unter den Willen Gottes gebeugt hätten, wenn Jesus in Jerusalem zurückgeblieben wäre, so beugten sie sich auch unter das schwerer zu Begreifende, daß er mit ihnen zog und in seine erste Verborgenheit zurückkehrte.

So kam in das verborgene Leben Jesu nur Eine Unterbrechung, doch nicht in der Heimath oder sonst im engern Kreise der Seinigen, sondern in der Ferne und unter unbekannten Menschen, entrückt denen, die nur den Maßstab der Neugierde und des Mißtrauens daran gelegt haben würden.

## 10.

Matth. 1, 25. Luk. 2, 52.

Die beiden Evangelisten, denen wir Mittheilungen aus der Jugendgeschichte Jesu verdanken, haben noch zwei gelegentliche Nachrichten aus diesem Zeitraume, von denen sich die eine (bei Matthäus) auf die Eltern, die andere (bei Lukas) auf den Knaben bezieht.

Matthäus erzählt, daß Joseph die Maria, seine Gemahlin, nicht erkannte, bis sie gebar.

Maria hatte vom heiligen Geiste empfangen. Darüber wurde Joseph durch einen Engel belehrt und aufgefordert, die Maria zu sich zu nehmen. Joseph gehorchte sogleich; aber gerade diese schnelle Bereitwilligkeit würde, wenn er seine Gemahlin nach der Aufnahme in sein Haus erkannt hätte, dem Zweifel Raum gelassen haben, ob nicht Jesus doch der natürliche Sohn Josephs sei. Eine Selbsttäuschung

über den Ursprung des Kindes wäre in diesem Falle immerhin denkbar gewesen, und weder Joseph noch Maria hätten darüber zu einer wahren Ruhe und Zuversicht kommen können, zwar nicht aus Mißtrauen auf ihre eigene Wahrhaftigkeit, wohl aber auf die Wahrhaftigkeit der englischen Botschaft. Auch der Satan kleidet sich in einen Engel des Lichtes. Diesem, wenn auch leisen, aber gerechtfertigten Bedenken, das im Gewissen der beiden Eltern, wie im Herzen Anderer, früher oder später hätte erwachen müssen, stand die Thatsache entgegen, daß Joseph seine Gemahlin Maria nicht erkannte.

Durch die Empfängniß vom heiligen Geiste wurde Maria ganz und gar dem irdischen Lebenskreise der Ehe entrückt; sie war ein Heiligthum geworden, das jede Berührung entweiht haben würde. Die Mutter Gottes konnte wohl die jungfräuliche Gemahlin und Lebensgenossin, aber nicht das Weib eines Mannes sein. Dieß war eine selbstverständliche Folge, der sich Joseph so bereitwillig unterwarf, als er Maria voller Freuden zu sich nahm. Auch nach alttestamentlicher Erkenntnißstufe hatte die Ehe einen tiefern Grund als den des bloßen Naturlebens.

Lukas schließt seinen Bericht über den Knaben Jesus mit den Worten: Er nahm zu an Weisheit und Alter und Huld vor Gott und den Menschen.

Indem der Evangelist das Zunehmen an Weisheit mit dem Zunehmen an Alter verbindet, bezeugt er nicht bloß einen wirklichen Fortschritt an Wissen in Jesus, sondern auch zugleich einen solchen, der dem jedesmaligen Alter, dem Knaben-, dem Jünglings- und dem Mannesalter entsprach. Und indem er von einer Huld vor Gott und den Menschen spricht, gibt er zu erkennen, in welchem Sinne der Ausdruck Huld gemeint sei. Huld vor Menschen ist Wohlgefallen, welches Menschen an Jemanden haben. Alle die mit Jesus zusammenkamen, waren ihm freundlich

zugethan, hatten Freude und Wohlgefallen an ihm und wandten ihm ihr Wohlwollen zu. Ebenso ruhte Gottes Wohlwollen auf dem Knaben und zeigte sich in allem, was ihn umgab und ihm begegnete; alles erwies ihn als einen Liebling des Himmels nach dem Worte des Herrn: Siehe, mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

Da der Sohn Gottes Mensch wurde, wollte er auch in jeder Beziehung, die Sünde allein ausgenommen, als Mensch erfunden werden. Er unterwarf sich daher allen Gesetzen der natürlichen Entwicklung sowohl der Seele als des Leibes, so daß beide ebensowenig etwas frühreifes und vorzeitiges als mangelhaftes und unvollkommenes an sich trugen. Sein Zunehmen an Wissen war darum nicht scheinbar, die Offenbarung der dem Alter entsprechenden Einsicht nicht eine bloße Herablassung zu seiner Umgebung, sondern der Knabe gewann Kenntnisse nach und nach, wie er nach und nach größer wurde, und wie es im Wesen der menschlichen Natur liegt. Als Kind hatte er auch ein kindliches Wissen, das durch Lernen wuchs und zunahm, aber so, daß als Gegenstand des Lernens nur die rein menschliche Erkenntnißsphäre der natürlichen Dinge, nicht der übernatürlichen diente.

---

## Drittes Kapitel.

Johannes in der Wüste. Taufe und Versuchung Jesu. Erste Jünger.

### 1.

Matth. 3, 1—6. Mark. 1, 1—6. Luk. 3, 1—6, 10—14.

Ain Karim oder St. Johann (siehe oben 1, 6) liegt in einem östlichen Seitenarme des großen, von Nord nach Süd streichenden Terebinthen- (Hanina-) Thales. Auf der

südlichen Ecke der Einmündung, anderthalb Stunden von Karim entfernt, zeigt man steil und hoch über der Sohle des Hauptthales eine Felsengrotte mit einem schmalen Eingange, zu dem in den Felsen gehauene Stufen führen. Sie hat die Größe eines mäßigen Zimmers, 21 Fuß Länge und 9 Fuß Breite mit derselben Höhe. Auf der Langseite gegen Süd befindet sich eine Bank, die als Lagerstätte dienen kann; zwei unregelmäßige, künstliche Oeffnungen gegen Nord geben Licht. Unterhalb der Höhle sprudelt aus dem Felsen ein frischer Quell, der sich in einem selbstgegrabenen Becken zisternenartig sammelt und von da über grün eingesäumte Blöcke am unzugänglich steilen Abhange in die Tiefe abfließt, wo er in den Anpflanzungen verrinnt. Rings herum ist Gesträuch, früher wahrscheinlich Laubwald bis an den Felsenrand, den nur mehr eine spärliche Vegetation überkleidet. Diese liebliche Einsiedelei mit einem freien Ausblicke über das Terebinthenthal hin, heißt Kerker (al Habiß, Grotte) des Johannes und die Umgebung Wüste des Johannes, weil er hier nach der Legende seine ganze Jugendzeit zubrachte und in Gebet und strenger Ascese, fern von allem Verkehre mit den Menschen, Gott diente, bis der Ruf des Herrn an ihn erging.

Von da begann für ihn ein anderes Leben. Gleich einem Missionäre wanderte er von Station zu Station, aber so, daß er sich auf die Wüste beschränkte, Wüste in dem Sinne gemeint, daß er keine Stadt und kein Dorf betrat. Wo er eine Zeit lang blieb, zu predigen und zu taufen, strömte ihm von allen Seiten die Bevölkerung des Landes entgegen.

Der vierte Evangelist führt zwei Stationen namentlich auf, Bethania jenseits des Jordans (1, 28) und Aenon bei Salim (3, 23, 24); verbinden wir damit den Ort, welchen die Legende als Taufstelle Jesu bezeichnet, und ziehen wir in Betracht, daß Herodes, der über Galiläa und Peräa

herrschte, den Johannes ins Gefängniß warf, so ergibt sich als dessen eigentlicher Missionsdistrikt die Jordanlandschaft zwischen dem galiläischen und dem todten Meere in einer Längenausdehnung von dreißig Stunden.

Zu Taufplätzen dienten die Jordanfurten, welche die Verbindung zwischen dem diesseitigen und jenseitigen Palästina unterhielten, dann auch geeignete Wassergebiete in den Seitenthälern, woran kein Mangel war. Man kennt drei Jordanübergänge an alten Straßen, den nördlichen für Galiläa unterhalb des Sees von Genesaret an der Mündung des mächtigen Waldstromes Jarmuk (jetzt el-Mandur), den mittleren für Samaria beim Einflusse des Jabok (jetzt Sarka) und den südlichen für Judäa gegenüber von Jericho. Sie dürfen als Centralpunkte der johanneischen Mission angesehen werden.

Predigt und Taufe waren bald verbunden, bald getrennt. Johannes taufte nicht immer, wenn er predigte, und er predigte nicht immer, wenn er taufte; beides hing von Umständen ab. Den Hauptinhalt seiner Predigt: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe, geben die Evangelien an, den Ritus der Taufe setzen sie als bekannt durch die christliche Taufe voraus. Sie gedenken nur des mit der Taufe verbundenen Sündenbekenntnisses. Während die Leute ihre Sünden bekannten, wurden sie getauft. Wenn sie nun nach der Taufe fragten, was sie thun sollten, um würdige Früchte der Buße zu bringen, antwortete er: Wer zwei Kleider hat, gebe dem, der nicht hat; und wer Speise hat, thue ebenso. Zu den Zöllnern sprach er: Treibet nicht mehr ein, als euch festgesetzt ist, und zu den Soldaten: Schrecket niemanden, klaget niemanden falsch an und begnüget euch mit eurem Solde.

Dieß waren Worte der Liebe und Milde, die um so tiefern Eindruck machten, als sein Leben das Spiegelbild der größten Abtödtung, ja einer Strenge war, wie man

sich kaum die alten Propheten, Elias und Elisäus, vorzustellen wagte. Er verließ niemals die Wüste, trug ein Kleid von Kameelhaar unter einem ledernen Gürtel und nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig. Was hätte ein solcher Bußprediger nicht wagen dürfen zu fordern? und siehe, er begehrte nur Gerechtigkeit und Erbarmen, das Gott wohlgefälliger ist, als Opfer.

Die Kleidung des Johannes war nicht besonders auffällig, da sie in dem rauhen, aus Kameelhaaren gewebten Hemde bestand, das bei den Alten kurzweg der Sack hieß und in Zeiten öffentlicher und allgemeiner Trauer auch von den Vornehmen auf dem bloßen Leibe getragen wurde. Anders verhält es sich aber mit der Nachricht über seine Nahrung; denn während man darin leicht übereinkommt, daß er das härene Bußkleid von Jugend an trug, entsteht die Frage, ob dieß auch von den Heuschrecken und dem Honig als seiner einzigen Speise gelte. Es ist möglich, aber weniger wahrscheinlich, da die Johanneswüste keine Heuschreckenlandschaft war, eher die weit hingestreckte, salzige und unfruchtbare Jordanebene mit den tiefer liegenden Jordansauen, wo es Baumhonig gab; denn dieser ist hier gemeint, nicht der Bienenhonig, der immer als Sinnbild eines lieblichen Genusses steht.

Baumhonig d. i. ein honigartiger Saft, den die Blätter und Stämme gewisser Gesträuche und Bäume ausschwitzen, wird überall gegessen, wo er sich vorfindet, nicht so die Heuschrecken. Daß man sie aber in Palästina, Arabien und Afrika bis auf den heutigen Tag ißt, weiß alle Welt. Die Dorfaraber sagen spottend von den Wüstenarabern: Sie beten um Heuschrecken, wie andere Leute um Regen. Man bringt sie in Schnüren angefaßt auf den Markt und sammelt ganze Säcke voll, um sie zu salzen und zu dörren und so für die Winterszeit aufzubewahren.

## 2.

Matth. 3, 7—12. Mark. 1, 7, 8. Luk. 3, 7—9, 15—18.

Da zu allen Zeiten der Erfahrungssatz galt: Aus den Augen, aus dem Sinn, würde sich nach und nach auch der Eindruck eines solchen Beispieles abgeschwächt und verwischt haben, wenn Johannes nicht mit der Predigt und Taufe eine Verheißung verbunden hätte, die das Volk in tief greifende und bleibende Spannung und Aufregung versetzte, indem er, würde man sich jetzt modern ausdrücken, eine zeitgemäße Idee zum allgemeinen Bewußtsein brachte.

Sein Wort: Das Himmelreich ist nahe, war der zündende Funke, der nicht mehr erlöschte. Nun begriffen die Zuhörer seine Aufforderung zur Buße und verstanden die Vornahme einer Taufe, indem sich jene als innere, diese als äußere Zubereitung für das kommende Himmelreich leicht zu erkennen gab.

Der Ausdruck Himmelreich, statt: messianisches Reich, war neu; Johannes wählte aber absichtlich diese bisher nicht gehörte Benennung, um die innere Natur des messianischen Reiches, wie sie in den Prophetieen angedeutet wird, recht hervorzuheben und in den Vordergrund zu stellen; denn sie schildern dieses Reich als ein himmlisches sowohl nach seinem Ursprunge, der unmittelbar von Gott kommt, und nach den in ihm waltenden Grundsätzen, die nur heilige und himmlische sind, als auch nach den von ihm ausströmenden Gütern und Segnungen, welche die Erde zu einem Himmel machen.

Da die Ankündigung des messianischen Reiches von Allen mit Freude, ja mit heißhungriger Begier vernommen wurde, unterwarfen sie sich ohne Widerrede der Taufe, obwohl in ihr etwas lag, das den jüdischen Stolz demüthigte Waschungen nämlich und Bäder, d. i. Selbsttaufen (Selbstuntertauchungen) kamen bei ihnen oft vor, aber getauft zu

werden nur bei den Heiden, welche sich in die israelitische Gemeinde aufnehmen ließen. Doch fügten sie sich, weil die Taufe ein Vorbild in der Urgeschichte des Volkes hatte, und weil diese neue Art der Taufe (des Untertauchens) einen Vorzug vor jener ersten anzudeuten schien. Sie hielten die Johannestaufe in der Wüste für eine Einweihung in den messianischen, den neuen Bund, gleichwie es die Taufe am Sinai für den mosaischen, den alten Bund gewesen war. Während sie aber jene erste Taufe an sich selbst vorgenommen hatten, zum Zeichen ihrer freien Einwilligung, wurde diese zweite, jetzige Taufe an ihnen vollzogen zum Zeichen ihrer Erwählung und kraft des prophetischen Wortes: Ich werde euch sammeln, spricht der Herr, aus allen Ländern und euch in euer Land bringen und auf euch sprengen reines Wasser (Ezech. 36, 24, 25). Darnach vertrat Johannes in der Taufe die Stelle Gottes.

Diese äußere, prophetische Seite der Taufe erfaßte man leicht, nicht aber ebenso die innere, symbolische, als ein Siegel der Buße und als ein Zeichen der Entfernung alles dessen, was, unheilig und sündhaft, den Menschen für die Empfangung und Aufnahme der messianischen Gnade unfähig mache. Johannes selbst aber legte gerade darauf das höchste Gewicht. Während er die Taufe niemand aufdrängte oder befahl, hielt er jene, die sich taufen lassen wollten ohne die rechte Zubereitung des Herzens, mit den strafenden Worten von der Taufe zurück: „Schlangenbrut! Wer hat euch gelehrt, daß ihr dem bevorstehenden Zorne entgeht? Bringet also würdige Früchte der Buße und glaubet nicht, daß ihr bei euch sagen dürft: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch, daß Gott aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken kann. Schon liegt die Axt an der Wurzel der Bäume. Jeder Baum also, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen."

Auf die Frage, ob Johannes bestimmte Personen so

angeredet habe, antwortet schon der Ausdruck „Schlangenbrut"; denn dieß klang so allgemein, als wie bei uns: „Sünder" in einer Kanzelrede. Er redete also niemand persönlich an, was darum Beachtung verdient, weil seine Worte nun jene Härte und bittere Rücksichtslosigkeit verlieren, welche in ihnen zu liegen scheinen, so daß sie mit der Milde und Nachsicht gegen Alle, die sich aufrichtig an ihn wandten, nicht im Widerspruche stehen. Johannes erfüllte, was man jetzt meint, wenn man sagt: Auf der Kanzel ein Löwe, im Beichtstuhle ein Lamm.

Er hatte in dieser Strafrede jene leider sehr zahlreiche Klasse von Zuhörern und scheinbaren Anhängern vor Augen, die das Evangelium „Pharisäer" nach ihrem Bekenntnisse, der Apostel Paulus „fleischlich gesinnte Juden" nach ihrem wahren Charakter nennt, die den Tag des Messias als einen Tag des Gerichtes nahe glaubten, aber so daß die Axt des göttlichen Zornes den Baum der Heiden treffen werde und jene, welche, obgleich Juden, nach ihrem Thun und Lassen den Heiden gleich geachtet werden müßten, z. B. Zöllner, Soldaten, öffentliche Sünder. Als Nachkommen Abrahams könne ihnen der Segen des messianischen Reiches nicht entgehen; eben für sie komme der Messias, und die Taufe, welche sie bereitwillig von Johannes annahmen, sei als Einweihung ein Recht, das ihnen zustehe, nicht eine Gnade, die an Bedingungen geknüpft wäre.

Die Folge eines solchen Gegensatzes der Predigt des Johannes zur Gesinnung dieser Leute war leicht vorauszusehen. Sie wandten sich von ihm ab und beobachteten ihn seitdem mit einem Mißtrauen, das in dem Maße wuchs, als die Anhänglichkeit und Verehrung von Seite des Volkes zunahm, indem es nicht bloß seine Taufe und Predigt aufsuchte, sondern auch anfing, ihn selbst für den Messias zu halten, der seine Einsamkeit bald verlassen und sich an die Spitze ihm begeistert ergebener Patrioten im Kampfe gegen die

Fremden stellen werde. Dagegen verwahrte sich Johannes mit aller Entschiedenheit, indem er sprach: Ich taufe euch nur mit Wasser zur Buße; der nach mir kommt, ist mächtiger als ich. Dessen Schuhe zu tragen, oder, wie Lukas sagt, dessen Schuhriemen zu lösen, ich nicht vermag, der wird euch mit heiligem Geiste und Feuer taufen. Er hat seine Wurfschaufel in der Hand und wird seine Tenne reinigen, und einführen wird er den Weizen in seine Scheune, die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.

Diese Protestation half indeß wenig; denn ein Volk gibt eine Hoffnung nicht so leicht wieder auf, und überdieß waren die Worte des Johannes den damaligen Zuhörern nicht so klar und verständlich, als sie es uns sind, die wir in der Erfüllung leben.

Er sprach: Ich kann die Bußfertigen nur mit Wasser taufen; der nach mir kommt, wird sie mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen.

Ich kann den Unbußfertigen nur predigen, sie nur warnen; der nach mir kommt, wird sie als Spreu von seiner Tenne hinwegfegen.

Ich bin nur die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn; er ist der Herr.

Ich habe nur das Wort; er hat die Macht. Dieses Alles ist wohl für uns sehr einfach; die Zuhörer aber konnten der Meinung sein, daß der Herr Gott selbst sein werde; denn Johannes hatte ihn nicht genannt. Darum tauchten von Zeit zu Zeit neue Anfragen auf.

Daß er selbst seinen bloß vorbereitenden Beruf mit voller Klarheit erfaßte und erkannte, zeigen die merkwürdigen Worte: Ich vermag nicht, ihm die Schuhe zu tragen. Darin liegt die feierlichste Bezeugung, daß sie Beide verschiedenen Lebenskreisen angehören. Der niedrigste und letzte Sklave, der seinem Herrn die Schuhe entgegent ägt oder von seinen Füßen löst, gehört doch in den Lebenskreis

seines Herrn, er macht mit ihm eine Familie aus. Bei Johannes ist dieß nicht der Fall, er gehört dem Kreise, der sich um den Messias her bilden wird, nicht an. Dieß ist der Schlüssel zu all seinem Thun und Reden.

Johannes gehörte noch dem alten Bunde an; darum machte er keinen Versuch, mit Jesus in Verbindung zu kommen, oder sein Schüler zu werden.

Johannes gehörte dem alten Bunde an, darum ist seine Beschreibung des Himmelreiches ganz den alten Prophetieen entnommen. Der Messias kommt zum Gericht; er wird die Unbußfertigen verbrennen mit unauslöschlichem Feuer, wie es beim Propheten heißt: Ihr Feuer wird nicht erlöschen (Is. 66, 24). Die aber Buße wirken, wird er sammeln und mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen, in Geist und Feuer eintauchen und untertauchen, nach dem Worte des Propheten: Ich werde ausgießen meinen Geist über alles Fleisch, spricht der Herr (Joel. 3, 1), und wiederum: Er (der Messias) wird sein wie Feuer des Schmelzers (Mal. 3, 2).

## 3.

Matth. 3, 13–15. Mark. 1, 9. Luk. 3, 21. Joh. 1, 23, 31.

Johannes hatte aus dem Munde seiner Eltern wohl öfter von Jesus, dem Sohne der Maria gehört, ihn aber nie gesehen. Der Aufenthalt des Einen in der Wüste, das verborgene Leben des Andern in Nazaret hielt beide gleich entfernt. Aber auch später, als die Botschaft an Johannes erging, zu predigen und zu taufen, verließ er die Wüste nicht, um Jesus aufzusuchen, daß er ihm gleich den Hirten und Magiern seine Huldigung, wenn auch ganz in der Stille darbringe. Er nannte sich nur die Stimme des Rufenden in der Wüste: „Bereitet den Weg des Herrn, machet eben seine Pfade", und davon ist er nie abgewichen.

Indeß sollte der Täufer nicht bloß die Wege des Herrn bereiten, sondern von ihm auch Zeugniß geben. Dieß machte aber ein persönliches Zusammentreffen nothwendig. Darum verließ Jesus, als seine Zeit sich zu offenbaren gekommen war, Nazareth und ging hinab an den Jordan, um sich taufen zu lassen, und erhielt Johannes die himmlische Verheißung, daß er Jesum sehen werde, zugleich mit einem Zeichen, woran er ihn erkennen solle.

Ueber Zeit und Ort dieses Zusammentreffens enthalten die heiligen Urkunden nichts; dagegen bezeichnet die Legende den Ort, und betreff der Zeit spricht alles dafür, daß die Ereignisse rasch auf einander folgten.

Wenn die Missionsthätigkeit des Johannes am Jordan gegen Ende September 780 begann, als die glühende Hitze des Sommers nachließ, so dürfen wir die Taufe Jesu kaum über die ersten Tage des Novembers hinausrücken, an die sich unmittelbar der Aufenthalt in der Wüste bis Mitte Dezember anschloß. Jahreszeit und Temperatur legen dieser Berechnung kein Hinderniß in den Weg, da die Jordanebene wegen ihrer tiefen Lage ein tropisches Klima hat. Ihre Bewohner, sagt ein nationaler Schriftsteller gehen noch in linnenen Kleidern, wenn es im übrigen Judäa bereits schneie.*)

Zur Taufstelle macht die Ueberlieferung einen Platz, der als Erinnerungsstätte des Durchzuges der Israeliten durch den Jordan schon seit Jahrhunderten geheiligt war. Auch andere Erinnerungen, z. B. daß sich im nahen Gilgal Prophetenjünger befanden, unter denen Elias und Elisäus lebten, machten diesen Ort ehrwürdig und geeignet, als erste Taufstation für Johannes zu dienen. Jetzt ist sie, eine halbe Stunde nördlich vom heutigen Pilgerbade, verwachsen und unzugänglich, aber an den Ruinen alter Gebäude noch zu erkennen.

*) Jos. Bell. Jud. 4, 8, 3.

Die Verheißung, welche Johannes über Jesus empfangen hatte, erfüllte ihn mit Freude und Sehnsucht. Tag für Tag harrte er auf ihn und auf die Botschaft, die er bringen werde. Er war zu allem bereit. Die Begegnung mit Jesus, dachte er, werde das Ende seiner Wirksamkeit sein; aber es schien ganz anders kommen zu wollen. Denn da er eines Abends nach vollendetem Tagewerke und nachdem er die Volksschaaren entlassen hatte, in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne einen Mann ganz allein und gesondert von den Andern herkommen sah, und in seinem Innern plötzlich der Gedanke auftauchte: Dieser muß Jesus sein, eine Ahnung, die mit jedem Schritte der Annäherung des Unvergleichlichen zuversichtlicher wurde, — wie mußte er erschrecken, als dieser, ohne ein Wort zu sprechen, sein Kleid ablegte und sich anschickte, von ihm getauft zu werden!

Das sei ferne, rief Johannes aus und hielt ihn zurück, ich habe nöthig von dir getauft zu werden. Damit begehrte er nicht etwa die messianische Feuer- und Geistestaufe, sondern er weigerte sich nur, die Wassertaufe an Jesus vorzunehmen. Müsse Einer von ihnen Beiden getauft werden, sei es an ihm, sich taufen zu lassen. Daß dieß nicht geschehe, wußte Johannes recht wohl, aber ebenso fest war er auch davon überzeugt, daß jenes nicht geschehen dürfe. Doch Jesus entgegnete und sprach:

Laß es für dießmal zu, denn also ziemt es uns, damit wir jede Gerechtigkeit erfüllen.

Und Johannes taufte ihn.

## 4.

Matth. 3, 16, 17. Mark. 1, 10, 11. Luk. 3, 22. Joh. 1, 32—34.

Der göttliche Rathschluß der Taufe, den Jesus angedeutet hatte, bezog sich auf Johannes und auf Jesus zu-

gleich. Für Johannes diente sie als Mittel, das ihm versprochene Zeichen zu geben, für Jesus als Vorspiel seiner feierlichen Einweisung in das messianische Amt.

Betrachten wir zunächst das zweite, als das offenbar wichtigere.

Die Taufe nimmt im Opferleben Jesu dieselbe Stelle ein, wie seine Beschneidung und Darstellung im Tempel; ihnen zur Seite als Ergänzung und Gegenbild stehen die Geburt im Stalle, die Flucht nach Aegypten und das Handwerkerleben in Nazaret. Die ersten drei Thatsachen stellen Jesum dar als gekommen in der Aehnlichkeit des Fleisches der Sünde (Röm. 8, 3); die andern drei als gekommen in Knechtesgestalt und Selbstentäußerung.

Jesus sollte an sich die Zeichen der Sünde und die Merkmale des Fluches tragen ohne Sünde und Schuld; denn nur mit diesen Zeichen, gleichsam Brandmalen der Schuld an seinem Leibe konnte er als ein Schuldiger behandelt und der göttlichen Gerechtigkeit überliefert werden. Solche Zeichen und Merkmale waren aber die Beschneidung, die gesetzliche Lösung, die Taufe.

Diesem Charakter der Taufe entsprach auch das Gebet Jesu, nachdem er getauft worden war. Es kam nicht aus einem jubelvollen Herzen, als Dank und Lobpreis Gottes, sondern aus einem leidvollen, als heiliges Mundsiegel der Ergebung in den Rathschluß des Vaters und des Gehorsams bis in den Tod.

Die Taufe war ein Akt der Sühne für unsere Sünden, indem er, der Sündenlose, sich öffentlich in die Reihe der Sünder stellte und ihnen gleichgeachtet sein wollte, damit aller Gerechtigkeit Genugthuung geschehe.

Fassen wir dieß ins Auge, so ergibt sich ohne Schwierigkeit, in wie ferne man seine Taufe ein Vorspiel der Einweisung in das messianische Mittleramt nennen könne; denn es lag in der Natur der Sache, daß sich Jesus nicht selbst als Messias

darstelle, sondern daß er in seinen heiligen Beruf eingeführt werde. Dieß konnte an und für sich betrachtet in doppelter Weise geschehen, entweder durch Johannes, der kraft seiner Stellung dafür berufen schien, oder durch eine direkte himmlische Beglaubigung. Der Vater im Himmel hatte die zweite Art gewählt, weil sie zugleich einen Trost und die süßeste Vergeltung für einen Gehorsam enthielt, dessen Bitterkeit und Schwere zu ermessen wir nicht im Stande sind.

Die heilige Menschheit Jesu konnte nur zittern und beben, als Johannes an ihr that, was bloß an Sündern geschah. Wie später auf dem Oelberge betete sie vor der Taufe: Vater, wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber, und nach der Taufe: Vater, dein Wille geschehe. Und siehe, während dem, daß er betete, öffnete sich der Himmel, und es kam der heilige Geist in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.

Wie auf die Geburt im Stalle zu Bethlehem die göttliche Bezeugung durch die Hirten und Weisen, und auf die Darstellung im Tempel durch Symeon und Anna folgte, so auf die Taufe durch die Stimme des Vaters und durch die Herabkunft des heiligen Geistes. Es war dieß nicht bloß eine feierliche Verkündung, sondern auch zugleich eine symbolische Darstellung; die Stimme aus dem Himmel bezeugte die eingetretene Fülle der Zeiten, die Erscheinung der Taube ihren Geist und ihren Charakter, beides in vollkommenster Uebereinstimmung mit den alten Verheißungen, in denen wir lesen: Siehe, mein Knecht, mein Erwählter, an dem meine Seele Gefallen hat. Ich habe meinen Geist auf ihn gelegt. Er wird nicht lärmen, nicht Parthei machen, seine Stimme wird nicht gehört werden auf der

Gasse; ein zerknicktes Rohr bricht er nicht, den glimmenden Docht löscht er nicht aus (Is. 42, 1—3).

Die Taube, ein Lieblingsthier bei allen Völkern, wie das Lamm, ist eben deßwegen auch ein Lieblingssymbol. Sie galt zu jeder Zeit als Bild der Liebe und Zärtlichkeit, der Sanftmuth und Innigkeit, der Frömmigkeit und Einfalt. Ihre Erscheinung über Jesus, während der Vater sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, sinnbildete nicht im allgemeinen die Eigenschaften des heiligen Geistes ab, sondern ganz insbesondere die Eigenschaften des in Jesus Christus (d. i. dem Messias) wirkenden Geistes der Sanftmuth und Liebe, der Innigkeit und Einfalt.

Der Gegensatz zum zornigen, unduldsamen, rechthaberischen Geiste der Pharisäer, der mehr einem streitlustigen Hahne glich, hätte nicht schöner ausgedrückt werden können.

Man hat schon sehr frühe die Meinung gehegt, daß diese himmlische Offenbarung bei der Taufe eine Vision gewesen sei. Aber diesem widerspricht sowohl die Art und Weise, wie die Evangelien von ihr berichten, indem Lukas ausdrücklich sagt, der heilige Geist sei in leiblicher Gestalt wie eine Taube auf Jesus herabgekommen, als auch und mehr noch ihr eigenes Wesen und ihr Ziel und Ende. Eine visionäre Proclamation wäre etwas sich selbst aufhebendes, eine Ausrufung, von der man nichts vernähme. Zudem war die Erscheinung der Taube das Zeichen, an dem Johannes Jesum erkannte, wie er selbst bezeugt: Ich sah den Geist wie eine Taube vom Himmel herabsteigen, und er blieb auf ihm. Ich kannte ihn selbst nicht; aber der, welcher mich gesandt hat, mit Wasser zu taufen, sprach zu mir: Ueber welchen du sehen wirst den Geist herabsteigen und auf ihm bleiben, derselbe ist's, der mit dem heiligen Geiste tauft. Dieß habe ich gesehen und deßwegen bezeugt, daß dieser ist der Sohn Gottes.

Die Einführung Jesu in sein messianisches Amt sollte bezeugt werden; aber vom Täufer allein, nicht zugleich von mehreren aus dem Kreise seiner Jünger, noch viel weniger vom gesammten Volke. Eine so herrliche Darstellung Jesu vor Vielen hätte, bei den ungeläuterten messianischen Vorstellungen der Masse, statt guter, die schlimmsten Folgen haben können. Die Gnade übereilt sich so wenig, als die Natur.

## 5.

Matth. 4, 1—11. Mark. 1, 12, 13. Luk. 4, 1—13.

Jesus Christus wurde auf diese himmlische Bezeugung hin voll des heiligen Geistes. Der Evangelist bezeichnet damit einen außerordentlichen, erhöhten Zustand des geistigen Lebens, ähnlich wie bei den Aposteln am Pfingstfeste, wo es auch heißt: Alle wurden voll des heiligen Geistes (Apostelg. 2, 4).

Man kann eine solche erhöhte geistige Lebensäußerung, wie man modern, allerdings verflachend, aber doch nicht unrichtig sagt: eine gehobene Stimmung, nach ihrer Ursache und nach ihrer Folge in Betracht ziehen. Bei Jesus war sie nach ihrer Ursache eine außerordentliche Einwirkung der göttlichen Natur auf die menschliche, nach ihrer Folge ein in demselben Maße außerordentlicher Zustand der Freude und Seligkeit als himmlische Tröstung für das Opfer der Taufe.

In dieser seligen Geistesfülle drängte es ihn, die Wüste, d. i. ein ungestörtes Alleinsein aufzusuchen, und er verweilte gleich seinen beiden Vorbildern, Moses und Elias, vierzig Tage darin, ohne Speis und Trank und ohne Verlangen darnach. Diese Tage mögen für ihn wie Minuten dahingeschwunden sein, denn für das Uebernatürliche gibt es keinen irdischen Zeitmesser; vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag.

Aber es folgt auf jede gewaltsame, länger dauernde Spannung der Kräfte eine Schwäche, aus der sich die Natur erst nach und nach wieder erholt. Dasselbe geschah auch bei Jesus. Als die Geistesfülle nach vierzig Tagen, ich darf nicht sagen, sich erschöpft hatte, wohl aber mit ihren übermächtigen Fluthungen aufhörte und in ihre natürlichen Ufer zurücktrat, fiel die menschliche Natur in Jesus einem Zustande der Ermattung anheim, den der Widersacher des Menschengeschlechtes, Satan, nicht unbenützt vorübergehen ließ, da mit der leiblichen Schwäche, das Evangelium sagt: Es hungerte ihn, auch zugleich eine geistige Erschöpfung verbunden war.

Sowie die leibliche Natur Jesu nach Speise zu verlangen anfing, kam der Versucher und sprach: Wenn du der Sohn Gottes bist, so befiehl, daß diese Steine Brot werden, d. h. zeige deiner erschöpften Natur, daß jene Vorgänge am Jordan keine Sinnestäuschungen waren, daß du wirklich derjenige bist, der spricht, und es geschieht.

Der Teufel meinte es also, wie es schien, ganz gut. Er wollte nicht, daß sich Jesus vor *ihm*, sondern daß er sich vielmehr vor seiner eigenen Natur als der Allmächtige bewähre. Er wollte auch nicht einen Zweifel in ihm erwecken, was unmöglich gewesen wäre, oder ihn bei der Ehrbegierde, dem verwundbarsten Flecke gewöhnlicher Menschen angreifen; wohl aber wollte er, und darin lag seine Versuchung, das leibliche Begehren so steigern, daß sich die menschliche Natur im Bewußtsein ihrer göttlichen Kräfte weigere, einen Zustand nutzloser Qual länger zu ertragen. Die Wüste bietet keine Speise; hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen.

Jesus aber entgegnete und sprach:

Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das kommt aus dem Munde Gottes.

Das heißt: Eine Selbsthilfe, wie du sie mir einreden willst, ist hier nicht nothwendig, und darum nicht erlaubt; denn — und nun folgt eine Beweisstelle, die eine doppelte Anwendung zuläßt und deßhalb auch eine doppelte Beweiskraft enthält. Nämlich: Es ist überhaupt nicht nothwendig, Steine in Brot zu verwandeln, weil alles, was Gott will, dem Menschen zur Nahrung dient, und es ist speciell hier nicht nothwendig, Steine in Brot zu verwandeln, d. i. meinen leiblichen Hunger jetzt zu stillen, weil der Mensch nicht vom Brote allein lebt, das seinen Leib nährt, sondern auch vom Worte Gottes, das seinen Geist nährt. Jegliches hat seine Zeit, die Sättigung des Leibes und die der Seele.

Der versuchliche Charakter der Zumuthung des Teufels lag im Reize zur Selbsthilfe. Die Entgegnung hätte nicht einfacher und schlagender sein können. Sie lautete: Selbsthilfe durch ein Wunder ist nur im Falle der Noth erlaubt. Dieser Fall ist hier nicht eingetreten; also ist sie nicht erlaubt. Sie ist aber nicht eingetreten, weil Gott in der Erhaltung des Menschen nicht auf die irdische Nahrung beschränkt ist, und weil der Mensch nicht wie das Thier nur einen Leib, sondern auch einen unsterblichen Geist hat, dessen Speise das Wort aus dem Munde Gottes ist. Um des Leibes willen darf der Geist nicht hungern, wohl aber um des Geistes willen der Leib. Da kann es eine Zeit des gebotenen Hungers geben; da kann auch bei hungerndem Leibe der Satz gelten: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Er gilt überall, wo die Pflicht ruft. Unter einer solchen Pflicht stand Jesus in der Wüste.

Der Teufel gab aber seine Sache noch nicht für verloren. Er versuchte ein zweites und nahm Jesus mit sich in die heilige Stadt, wo er ihn auf die Zinne des Tempels stellte und sprach: Wenn du der Sohn Gottes bist, so stürze dich da hinab; denn es steht geschrieben: Er hat

seinen Engeln deinethalb befohlen, und sie werden dich auf den Händen tragen, damit du nicht stoßest deinen Fuß an einen Stein.

Auch hier meinte es der Teufel nach allem Anscheine gut. Er verschaffte Jesu, der auf jede Selbsthilfe in einer schwierigen Lage verzichtete, Gelegenheit, sich der Hilfe Gottes zu versichern. Sich selbst mag der Mensch etwas verweigern; aber wer wird sich weigern, anzunehmen, was Gott darbietet?

Nicht jeder Versuch ist auch eine Versuchung, nicht jede Anreizung enthält auch einen Reiz. Die Zumuthung, sich von einem Thurme herabzustürzen, hätte für uns Alle mehr schreckendes und grauenerregendes, als lockendes und reizendes. Der Antrag des Teufels mußte also, wenn er den Charakter einer Versuchung haben sollte, eine verwandte Stimmung in Jesus vorfinden, irgend ein Verlangen, das dieser Vorschlag auf dem kürzesten Wege und in der nachhaltigsten Weise zu befriedigen schien. Eine solche Stimmung erfüllte wirklich den Herrn; es war dieß der sehr natürliche Wunsch, die großen Schwierigkeiten, welche der messianischen Thätigkeit im Wege standen, mit einem Male beseitigt zu sehen. Die Erreichung dieses Wunsches betrachtet der Teufel als eine ganz leichte Sache. Wenn sich Jesus von der Zinne des Tempels in die Mitte des stets zahlreich im Vorhofe versammelten Volkes herabstürzt, d. h. wenn er plötzlich, wie vom Himmel kommend, stolz und herrlich niederschwebt, wird man ihn freudig als den Messias begrüßen. Und siehe, fügt er bei, das hält nicht schwer; denn Gott hat seinen Engeln befohlen, dich auf ihren Händen zu tragen.

Der Teufel verlangt von Jesus nicht, daß er sich ohne allen weitern Zweck vom Tempel herabstürze. Das wäre plump und abgeschmackt gewesen; er sagt vielmehr ganz plausibel und fein: Wenn du der Sohn Gottes, d. h.

wenn du der Messias bist, so zögere nicht, das Mittel zu ergreifen, welches dir die Ausübung deines Amtes am meisten erleichtert; denn Niemand erschwert sich selbst seine Arbeit.

Jesus aber erwiederte:

Es steht auch geschrieben: du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen.

Die Antwort ist ebenso treffend, als kurz. Hat der Teufel eine Schriftstelle gefunden, die als Beweis dient, daß sich Jesus vom Tempel ohne Furcht stürzen *könne*, so beruft sich Jesus auf eine Schriftstelle, als Beweis, daß er es nicht thun *dürfe*. Es wäre Vermessenheit und Sünde, auch wenn ihn Engel auf ihren Händen tragen würden.

Gott versuchen heißt Gott auf eine Probe stellen, ob er etwas außerordentliches thue, in einem Falle, wo eine solche Herausforderung nicht begründet ist, sondern wo sie als Unglaube oder Frechheit ausgesprochen wird. Die Israeliten in der Wüste versuchten Gott, indem sie murrten wider ihn und sprachen: Wird er uns einen Tisch bereiten können in der Wüste? Statt gläubig und demüthig auszuharren, überzeugt, daß er geben könne, geben wolle, und zur rechten Zeit geben werde, forderten sie trotzig ein Wunder. Gott that es, er schickte die Wachteln, aber zu ihrem Verderben. Auf dieselbe Stufe stellt Jesus die ihm vom Teufel zugemuthete Handlung. Wenn er sich vom Tempel stürzte, würde er dem Volke in der Wüste gleichen. *Wie* die Hindernisse, die seinem Berufe im Wege stehen und die allerdings seine Seele zittern machen, gehoben oder überwunden werden, habe er Gott zu überlassen; hier vorgreifen so oder so, hieße den Knoten gewaltsam zerschneiden, und Gott versuchen, was nicht erlaubt ist.

Wiederum nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre

Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dieses alles werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.

Es ist Aufgabe des Messias, die Welt zu erobern. Das haben alle Propheten verkündet. Er wird herrschen von Meer zu Meer. Dazu ist er in die Welt gekommen, darnach drängt es ihn. An dieses mächtige innerliche Drängen und Sehnen knüpft der Teufel, als der Fürst dieser Welt, seine letzte Versuchung, indem er ihm den Besitz der Welt anbietet und in einem gewissen Sinne Gott überbietet, gerade wie er bei der Versuchung unserer Stammeltern gethan hatte. Der erste Adam hatte in sich den Drang, Gott ähnlicher zu werden, um im Namen Gottes Herr zu sein über die Schöpfung; der Teufel bot ihm Gleichheit mit Gott an, um die Herrschaft über die Welt kraft eigener Vollmacht auszuüben. Der zweite Adam hat das Verlangen, diese verlorene Herrschaft im Namen Gottes wieder zu erobern; der Teufel bietet sie ihm von freien Stücken und zum selbsteigenen Besitze an.

Die bisherige Anreizung zu einer bloß mittelbaren Untreue gegen seinen Beruf ging über in eine direkte Verlockung zum Abfalle von seinem Berufe. Tritt über, sagte der Teufel, ich gebe mehr. Das war deutlich gesprochen; aber ebenso deutlich war auch die Antwort; denn Jesus sprach zu ihm:

Weiche zurück, Satan! Es steht geschrieben: Den Herrn deinen Gott sollst du anbeten und ihm allein dienen.

Da wich der Satan, und siehe, Engel kamen und bedienten Jesum, wie dem Elias in der Wüste ein Engel Speise brachte und der Hagar ein Engel eine Quelle zeigte, auf daß sie nicht mit ihrem Kinde verschmachte (1 Kön. 19, 5. 1 Mos. 21, 17 flg.).

Der Evangelist Lukas schließt seinen Bericht mit den Worten: Nachdem der Teufel jede Versuchung vollendet hatte, wich er von Jesus bis auf die festgesetzte

Zeit. Wegen des Zusatzes: bis auf die festgesetzte Zeit, d. h. bis auf jene Zeit, welche im Rathschlusse Gottes zu erneuten Angriffen und zu Versuchungen bestimmt war oder bestimmt wäre, fragte man, ob eine solche Zeit gekommen sei, und man bejaht es unbedenklich mit Hinweisung auf die Nachstellungen der Pharisäer und den Verrath des Judas. Mir scheint mit Unrecht. Nach Ueberwindung der ersten Versuchung konnte es keine zweite mehr geben, für Jesus so wenig als für Adam, wenn er die erste bestanden hätte. Der Teufel hat keine Gewalt mehr über Jesus. Er ist überwunden. Das zeigen die Evangelien; denn wo er von nun an Jesu entgegensteht, zittert er und ruft er aus: Was bist du gekommen, uns vor der Zeit zu quälen?

## 6.

Aus dem Mitgetheilten sehen wir, daß dem Beginne der messianischen Thätigkeit eine ungöttliche Macht in den Weg trat. Dem göttlichen Werke an der Welt widersetzte sich das Ungöttliche in der Welt; ein Kampf erhob sich, der nicht ausbleiben konnte, nur daß er nach dem Rathschlusse Gottes eine leiblich sichtbare Gestalt annahm. Nicht Princip kämpft gegen Princip, nicht Geist gegen Geist mit unsichtbaren Waffen, sondern Person gegen Person, der Fürst dieser Welt unter Entfaltung all seiner Macht und Herrlichkeit gegen den Menschensohn. Ueber den Grund dieser Zulassung steht uns kein Urtheil zu, obgleich es nicht an Anhaltspunkten fehlt, indem wir sagen können: 1. Wie die Entscheidung Adams ein äußerer Vorgang war, sollte es auch die Christi sein. 2. Nur ein äußerer Vorgang konnte uns als Beispiel dienen. 3. Die Einwilligung Jesu, daß er vom Teufel versucht werde, war ein Act des Gehorsams und der Selbstentäußerung.

Deßwegen hört aber die Versuchung nicht auf, geheimnißvoll und unbegreiflich zu sein; und dieß war der Grund, warum sie nur nach ihrem Hauptinhalte, nicht nach ihren Einzelnheiten Gegenstand der allgemeinen Katechese wurde. Markus sagt bloß: Jesus war in der Wüste vierzig Tage, und er wurde vom Teufel versucht; und er war unter wilden Thieren, und die Engel dienten ihm. Es ist dieß eine liebliche, poetisch gehaltene Schilderung der Versuchung, bei der man die Absicht des Gegensatzes zu Adam leicht durchschimmern sieht. Adam im Paradiese, Jesus in der Wüste; Adam in Mitte einer ihm unterworfenen Schöpfung, Jesus mitten unter wilden Thieren; Adam geschreckt von Engeln mit flammenden Schwertern, Jesus erquickt von Engeln, die ihn bedienten. Das Paradies wurde für Adam durch Engel zu einer Wüste, die Wüste wurde für Jesus durch Engel zu einem Paradiese. Adam erlag der Versuchung und verlor das Paradies; Jesus überwand sie und gewann wieder, was verloren war.

Johannes überging die Versuchung ganz, Matthäus und Lukas erzählen sie, jeder in seiner Weise, ohne die Quelle anzudeuten. Die Apostel konnten darüber nur aus dem Munde Jesu selbst Kunde erhalten. Wahrscheinlich sprach er davon erst in jenen Belehrungen, welche nach der Auferstehung folgten. Da, am Ende seines Tagwerkes mochte er ihnen erzählen, auf welch schmerzliche Weise es für ihn begonnen hatte, und wie bei der Fußwaschung mochte er zu ihnen sprechen: Ihr nennt mich Meister und Herr, und mit Recht, denn ich bin es. Wenn nun ich von dem mir vorgezeichneten Wege in keiner Weise eigenwillig abgewichen bin, so dürft auch ihr nicht davon abweichen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben.

Die Versuchung Jesu war indeß nicht bloß ein Beispiel und Vorbild für uns, sondern auch ein wesentlicher Theil des Erlösungswerkes selbst; sie gehörte mit zur Erfüllung

seiner heiligen Lebensaufgabe. Jesus mußte, sagt der Apostel, in allem seinen Brüdern gleich werden, auf daß er ein mitleidsvoller und treuer Hoheprieſter vor Gott zur Versöhnung der Sünden seines Volkes werde. In so ferne er gelitten hat und versucht worden ist, kann er denen, die versucht werden, zu Hilfe kommen (Hebr. 2, 17, 18). Und wiederum: Wir haben keinen Hoheprieſter, der mit unsern Schwachheiten kein Mitleid haben könnte, sondern einen, der in allen Stücken, so wie wir, versucht worden ist ohne Sünde (4, 15). Damit sagt der Apostel: Jesus Christus mußte, um wahrer Mittler zu sein, in allem uns gleich werden, wie er in allem Gott gleich war; denn nur, wer die auseinander gehenden Interessen zweier Partheien ganz und vollkommen kennt, kann Beide ausgleichen, ohne die eine oder andere zu verkürzen. Dem göttlichen Erbarmen steht gegenüber das menschliche Elend. Jenes kannte Jesus nach seiner göttlichen Natur von Ewigkeit, dieses sollte er in seiner menschlichen Natur kennen lernen und erfahren. Zum menschlichen Elende gehört aber auch, und nicht als dessen kleinster Theil, die Versuchung.

Auch das strengste Festhalten an der Sündelosigkeit Jesu schließt die Möglichkeit versucht zu werden nicht aus; denn die Versuchung eröffnet wohl einen Weg zur Sünde, die Versuchlichkeit selbst ist aber nichts sündhaftes. Es standen dem Herrn vermöge seiner Macht verschiedene Wege der messianischen Wirksamkeit offen. Wenn nun seine menschliche Natur vor dem Wege der Leiden und Verfolgungen, der Mühsale und Hindernisse zurückbebte, wie sie, rein für sich betrachtet, gar nicht anders konnte, und wenn der Satan ihr einen andern Weg, den der Müheloſigkeit und Ehre zeigte: so war dieß eine Versuchung, welche Jesu die ganze, erdrückende Schwere seines Berufes empfinden machte. Muß denn sein Leib im Besitze der Allmacht Mangel leiden? muß seine Seele auf die geringste

Genugthuung der Ehre und Anerkennung verzichten? Wo sich andere Möglichkeiten darbieten, warum sie nicht ergreifen? In der Zumuthung, es zu thun, bestand die Versuchung, in der Ablehnung und erneuten Unterwerfung unter Gottes Willen und Rathschluß ihre Ueberwindung. Anderer Natur war die dritte Versuchung. Sie war ein letzter, von vornherein vergeblicher Versuch, die Rathschläge Gottes zum Heile des Menschengeschlechtes zu vereiteln. Jesus sollte nicht mehr in seinem Berufe irre, sondern davon abwendig gemacht werden. Der Satan wollte ihm die Weltherrschaft abtreten, wenn er zu ihm übertrete.

Da in der Versuchung eine Tendenz zum Bösen liegt, konnte sie für Jesus nur von außen kommen. Seine sündelose Natur machte einen solchen innerlichen Vorgang, den Jesus etwa in Form einer Parabel mitgetheilt hätte, zur Unmöglichkeit. Ebenso wenig konnte die Natur mit ihren Reizen auf Jesus versuchlich einwirken, da sie in den Menschen nichts hineinlegt, sondern die in ihm liegenden Kräfte nur weckt. Die Versuchung mußte also vom Teufel kommen; ob sie indeß eine Vision oder ein äußerer Vorgang gewesen sei, wird verschieden beantwortet. Schon der heilige Cyprian sprach sich für das erstere aus und verglich mit der Versuchung Jesu die Visionen des Propheten Ezechiel, der auch im Geiste nach Jerusalem getragen wurde. Aber Inhalt und Form sind dagegen. Eine Vision, in der die Kräfte des Menschen gebunden sind, eignet sich nicht zu einer Versuchung, und die Form der Erzählung selbst läßt nur auf einen wirklichen, äußern Vorgang schließen. Es bleibt da wohl manches für uns ein Geheimniß, aber es ist nicht mehr und nichts anderes als das Geheimniß der Demuth. Jesus ließ dem Teufel Gewalt über seinen Leib, ohne sich ihm hinzugeben, als Sühne

dafür, daß sich Adam im Paradiese dem Teufel hingab, der keine Gewalt über ihn hatte.

Die Entrückung auf eine Tempelzinne und jene auf einen hohen Berg geschah augenblicklich kraft der dem Satan gelassenen Macht; denn er verstellte sich vor Jesus nicht, er suchte ihn betreff seiner Person nicht etwa unter der Gestalt eines Engels zu hintergehen. Er stand vor ihm als Satan, aber wie der Gleiche vor seines Gleichen, als der Fürst dieser Welt, wie ein Blitz aus dem Himmel Doch siehe, jetzt erfüllte sich, worauf Jesus zurückblickte, als er später einmal sprach: Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen (Luk. 10, 18). Jetzt drang Jesus in das Haus dieses Starken und band ihn.

Als Schlange zeigte sich Satan vor Adam, und als Fürst der Welt trat er aus dem Paradiese; als Fürst der Welt erschien er vor Jesus, und als Schlange mit zertretenem Kopfe stürzte er von der Höhe des Berges der Versuchung.

## 7.

Joh. 1, 15—28.

Die Hoffnung, welche der Täufer haben mochte, von nun an, nach der Taufe, in einen ununterbrochenen, wenn auch, wie man sagen könnte, bloß passiven Verkehr mit Jesus zu treten, erfüllte sich nicht. Jesus verschwand vielmehr so plötzlich aus seinem Gesichtskreise, als er darin aufgetaucht war. Doch machte ihn dieß nicht irre; der Anblick und die Erkennung Jesu verdoppelten vielmehr seine Thätigkeit, indem er zur Predigt und Taufe auch noch dieß fügte, daß er sich seiner Jünger wie eines vervielfältigenden Echos der Predigt vom Himmelreiche bediente.

Diese seine Jünger, die kamen und gingen, wurden dadurch, daß sie ihre Lebensstellung nicht aufgaben, in den

Stand gesetzt, überall, in den Städten, wie in den Dörfern, Gläubige zu gewinnen, gleichsam Propaganda in der Sache ihres Meisters zu machen. Unter allen Schichten der Gesellschaft vom Taglöhner bis zum Hofbeamten, vom Zöllner bis zum gesetzeseifrigen Pharisäer gab es Johannisjünger, welche die Wallfahrtszüge ordneten und dem Täufer zuführten.

Diese neue Aufregung, die durch seine Jünger in die Volksmassen kam und viel dazu beitrug, daß der Glaube, Johannes sei der Messias, immer allgemeiner wurde, beunruhigte den hohen Rath, und er beschloß, als oberste geistliche Behörde, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und nicht länger mehr unthätig zu bleiben.

Die Verkündigung des nahen Himmelreiches war diesen Herrn in Jerusalem recht und genehm; auch gegen seine Ascese an sich selbst und gegen seine Bußpredigt hatten sie, so lange Johannes in der Wüste, fern von ihnen blieb, wenig einzuwenden; aber etwas Phantastisches und Nebelhaftes, etwas das gar nicht zu ihrer Idee vom Himmelreiche paßte, lag unbestritten in seinem ganzen Wesen. So wie Johannes sich gab, taugte er offenbar zu ihrem Messias nicht; dieß mußte ein ganz anderer Mann sein.

Damit sie nun vor allem darüber ins Reine kämen, ordneten sie eine Gesandtschaft an ihn ab mit der Frage, wer er sei. Johannes bekannte ohne Umstände vor allem, wer er nicht sei, indem er sprach: Ich bin nicht Christus. Dieß vernahmen die Abgeordneten mit großer Befriedigung, und sie setzten ihre weitern Fragen, da eine Hauptsache glücklich erledigt war, schon mit leichterm Herzen fort und sprachen, als schriftkundige Männer (es waren Priester und Leviten aus der Sekte der Pharisäer) auf der Skala der Würdenträger im messianischen Reiche um eine Stufe herabsteigend: Bist du Elias, oder der Prophet?

Beim zweiten Worte: Prophet, meinten sie jenen großen, unbekannten Propheten, den Moses angekündigt zu

haben schien, als er sprach: Einen Propheten aus deiner Mitte, gleich mir, wird erwecken der Herr dein Gott, den sollt ihr hören (5 Mos. 18, 15).

Wie es heißt: Siehe, ich sende euch Elias den Propheten, ehe kommt der Tag des Herrn (Mal. 3, 23); so, dachte man, werde auch dieser, dem Moses gleiche Prophet dem Messias vorangehen oder in seinem Gefolge sein. Für einen von diesen konnte sich Johannes immer noch halten, wenn er auch die messianische Würde geziemend ablehnte.

Doch er verneinte zu ihrer größten Freude selbst dieses, und nun hielt sie nichts mehr ab, eine direkte Antwort von ihm zu begehren, indem sie sprachen: Wer also bist du, damit wir Bescheid denen bringen, die uns gesandt haben. Und er antwortete: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet gesprochen hat!

Ein solches Bekenntniß war ganz nach ihrem Wunsche; doch konnten sie nicht umhin, Eines dagegen zu bemerken. Bei einer so untergeordneten Stellung scheine es nicht correct, zu taufen. Auch darüber gab er ihnen eine Aufklärung, indem er sprach: Ich taufe mit Wasser; mitten unter Euch aber stehet, den ihr nicht kennt, der nach mir Kommende, der mir vorangekommen ist, denn er war früher als ich, dessen Schuhriemen zu lösen ich nicht im Stande bin.

Nun waren sie vollkommen zufrieden gestellt und kehrten mit der Ueberzeugung nach Jerusalem zurück, daß von Johannes nichts zu befürchten sei. Sie hatten seinetwegen keine Besorgniß mehr, und was er noch weiter ganz mysteriös von einem sagte, der in ihrer Mitte sei, den sie nicht kennen, ließen sie auf sich beruhen. Da galt ihnen einstweilen der Satz: Kommt Zeit, kommt Rath.

Dieß geschah, sagt der Evangelist, zu Bethania jenseits des Jordans. Johannes hatte also in der Zwischenzeit seine bisherige Taufstation mit einer andern vertauscht.

Der Winter, d. i. die Monate Dezember, Jäner und Hälfte Februar hatten theils wegen der anhaltenden Regengüsse, theils auch wegen der Kälte eine Unterbrechung in die regelmäßigen Predigten und Taufen gebracht. Beim Beginne des Frühlings aber, d. h. von Mitte Februar an, wo man ihn wieder ohne Beschwerde in der Wüste aufsuchen konnte, war der Jordan von den Winterbächen so angeschwollen und reißend geworden, daß er an vielen Stellen gar nicht, an vielen nur mit Mühe und Gefahr übersetzt werden konnte. Wollte Johannes während einer ziemlich langen Zeit nicht ganz vom östlichen oder westlichen Jordangebiete abgeschnitten sein, so mußte er eine Station nahe an einem Brückenübergange suchen. Dafür eignete sich kaum ein Platz besser, als die Umgebung der heutigen Brückenruine Dschisr (d. h. Brücke) Damieh beim Einflusse des Jabbok in den Jordan.

An diesem altem Uebergange auf der Straße von Sichem (Nablus) nach Ramoth (es-Salt) breitet sich nicht bloß ein ansehnliches, auf beiden Seiten leicht zugängliches, jetzt noch angebautes Thal aus, sondern auch die Gegend selbst hatte, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte, einen heiligen Charakter. Sie war eine der wichtigsten Erinnerungsstätten aus der Patriarchenzeit, da hier Jakob mit dem Engel Gottes kämpfte und den Namen des Ortes Phanuel, d. i. Erscheinung Gottes nannte (1 Mos. 32, 31).

Der Name Phanuel ist seit Jahrhunderten verschwunden, vielleicht trat an seine Stelle Bethania, d. i. Haus des Bedrängten, wegen der Begegnung mit Esau, vor der Jakob in Angst und Besorgniß war. Zur Zeit Christi mochte sie eine bloße Zollstation sein, deren Namen sich später nochmal in Bethabara änderte.

Johannes taufte jenseits des Jordans auch deshalb, weil dießseits bis an die Jordanebene das Gebiet der Samariter reichte, mit denen er keinen Verkehr hatte.

## 8.

Joh. 1, 29—59.

Dieses Bethania jenseits des Jordans wurde noch durch andere Vorgänge denkwürdig, die rasch auf einander folgend, den Täufer in eine zweite Conjunktion mit Jesus brachten, wo er gleich einem Planeten in der Sonnennähe wunderbar aufstrahlte, um dann allmählig im Morgenglühen des anbrechenden Tages unterzusinken.

Sein Wort: Mitten unter euch stehet, den ihr nicht kennt, war kaum gesprochen, als es sich schon bewahrheitete. Am nächstfolgenden Tage sah er Jesus unter den Volksschaaren, die zu ihm herauskamen, und er sprach: Siehe, d. i. hier, in eurer Mitte ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt. Er ists, von dem ich sprach: Nach mir kommt ein Mann, der mir vorangekommen ist, denn er war früher als ich. Ich kannte ihn selbst nicht, aber der mich gesandt hat, mit Wasser zu taufen, sprach zu mir: Auf welchen du den Geist herabkommen siehst und bleiben über ihm, der ist's, der mit dem heiligen Geiste tauft. Und ich habe gesehen und bezeugt, daß dieser ist der Sohn Gottes.

Alle hörten voll Staunens und freudiger Ueberraschung, aber ohne zu wissen, welchen unter ihnen er meine, da sich Jesus auf keine Weise bemerklich gemacht hatte; noch war dazu seine Stunde nicht gekommen. Während aber die große Masse dieses nur ahnungsweise begriffene Wort des Täufers wieder vergaß, haftete es tief im Herzen einiger von seinen Jüngern, und es drängte sie mit einer heiligen, ihnen selbst nicht klaren Ungeduld, den also Bezeugten zu sehen und ihm nahe zu kommen. Sie redeten darüber wohl mit Johannes selbst, der sie tröstete und die baldige Erfüllung ihres Wunsches verhieß. Und siehe, schon des andern Tages, als der Täufer nur von zweien

seiner Jünger, Andreas und Johannes, umgeben war, ging Jesus in ruhiger Majestät, mit gesenktem Blicke und der innerlichsten Sammlung, man möchte sagen, wie einer, der etwas sucht oder ins Gebet vertieft ist, an ihnen vorüber. Seht da, sprach Johannes, das Lamm Gottes!

Die Beiden verstanden den Wink, verabschiedeten sich mit dem Friedenskusse von ihrem Meister und gingen in freudigster Aufregung hinter Jesus her, hatten aber nicht den Muth, ihn anzureden. Erst als er sich umwandte und sie voll herzgewinnender Milde fragte: Was suchet ihr? sprachen sie: Rabbi, d. i. Lehrer, wo bleibst du? Sie meinten einen der umliegenden Orte, wo jene von den Pilgern zu Johannes in der Wüste übernachteten, welche ihre Heimath nicht mehr erreichen konnten. Wahrscheinlich hatten sich diese Ortschaften schon darauf eingerichtet; aber bei einem großen Zudrange mochte man nicht selten in Verlegenheit kommen. Die beiden Jünger boten ihm bescheiden ihre Dienste an, wenn er etwa noch keine Herberge hätte. Dieß war nun nicht der Fall, denn Jesus antwortete:

Kommt und sehet!

Mit diesen freundlichen Worten lud er sie ein, bei ihm zu bleiben. Und sie blieben bei ihm. Es war, als er sie einlud, die zehnte Stunde, d. i. vier Uhr Abends nach unserer Zählung.

Ihre Gespräche an diesem Abende scheinen mehr Bekenntniße von Seite der Jünger, als Mittheilungen von Seiten Jesu gewesen zu sein. Sie erzählten, was Johannes von ihm bezeugt, wie es sie zu ihm hingedrängt habe. Sie waren voll Freude und Dankbarkeit, voll des Glaubens und der Zuversicht; denn es kam ihnen gar nicht in den Sinn, am prophetischen Geiste ihres Meisters zu zweifeln.

Jesus sprach von sich kaum mehr, als daß er seinen Namen und seine Heimath, in die er zurückkehren werde, nannte mit dem leisen, freundlichen Andeuten, daß sie ihn

begleiten dürften, da es ihr gemeinsames Reiseziel sei. Mehr wollten sie nicht; denn einstweilen glaubten sie an Jesus als den Messias nicht um seinet-, sondern um des Täufers willen.

Als sie am Abende ausgingen, wahrscheinlich um einiges einzukaufen oder sonstiges zu besorgen, weil die Herbergen im Morgenlande nur Dach und Fach bieten, und ihr Herz brannte, Freunde zu treffen, denen sie ihr Glück erzählen könnten, begegnete Einer von ihnen, Andreas, seinem eigenen Bruder Simon. Komm! rief er ihm voll Dank gegen Gott zu (denn dieses Wiedersehen war Gnade des Himmels), wir haben den Messias gefunden. Und er zögerte nicht, mit ihm zu gehen, da auch er Zeuge gewesen war, als Johannes Tags zuvor ausgerufen hatte: Siehe, das Lamm Gottes.

Bei seinem Anblicke sprach Jesus:

Du bist Simon, des Johannes Sohn, du wirst Kephas, d. h. Fels (Petrus) genannt werden.

Die ganze Bedeutung dieser Worte erkannte und ahnte der Angeredete nicht; aber so viel sah er, daß Jesus ihn kenne, und daß er auf ihn baue und vertraue, wie auf einen Felsen; und er war entschlossen, Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern; sein ganzes Leben sollte ihm gewidmet sein.

So waren ihrer am ersten Abende schon drei, die ihm anzugehören sich bereit erklärten: Simon, von Jesus Petrus genannt, sein Bruder mit Namen Andreas und der andere von den zwei ersten Jüngern, der nicht genannt wird, uns aber doch, ja eben deshalb bekannt ist; denn es war der Berichterstatter selbst, Johannes der Evangelist.

Gerade dieser Umstand einer theilweisen Selbstbiographie erklärt uns die eigenthümliche Rechnung nach Tagen, die nicht von einer bestimmten Zeitangabe, sondern von einem, der Zeit nach ganz unbestimmt gelassenen Ereignisse, der Gesandtschaft des hohen Rathes, ausging. Der Evan-

gelist war nämlich gegenwärtig, als die Abgesandten zum Täufer kamen. Sie traten pomphaft auf, und hatten Sorge getragen, daß man sie nicht übersehe. Vor allem sollten seine Jünger mit ins Interesse gezogen werden. Gewiß war es ihnen nicht gleichgiltig, und der friedliche Ausgang einer Sache, die sie mit Besorgniß erfüllt hatte, machte sie glauben, daß mit dem Tage dieser Gesandtschaft ein Wendepunkt für das Leben ihres Meisters eingetreten sei. Dieses wurde er in der That, aber weniger für ihn, als für sie, indem nun Dinge geschahen, die ihrem Leben eine neue Richtung gaben.

Die Anfänge davon datirte Johannes nach Ort, Tag und Stunde.

Noch verdient unsere Beachtung, daß diese drei sich selbst Jesu darstellten, daß sie nicht von ihm berufen wurden. Er nahm sie freundlich auf, aber er hatte nichts gethan, sie an sich heranzuziehen, oder das Band, welches sie an Johannes knüpfte, zu lockern. Dieser Mittelstand zwischen Jesus und Johannes war eine Vorschule für ihre eigentliche Berufung.

Jesus und seine neuen Begleiter begannen am andern Tage ihre Heimkehr nach Galiläa auf dem Ostufer des Jordans, überschritten unterhalb Pella den Strom und erreichten bei Bethsean (Skythopolis) die Damaskusstraße, der sie etwa bis zum heutigen Chan et-Tuddschar (d. i. Herberge der Kaufleute) in der Mitte zwischen Nazaret und Tiberias folgten, von wo sie über ein fruchtbares Hügelland nach Kana gingen, dessen Entfernung von Bethania ungefähr fünfzehn Stunden betrug.

Unter Wegs vermehrte sich die Reisegesellschaft um zwei Männer; der eine war Philippus aus Bethsaida, der andere Nathanael aus dem eben genannten Kana. Beide waren gegenseitig und zu Petrus, Andreas und Johannes nicht bloß nahe und nächste Landsleute, sondern auch treue

Freunde und ergebene Jünger des Täufers. Alle fünf hatten, so scheint es, die Wallfahrt an den Jordan gemeinsam gemacht, und nur der Umstand, daß der Täufer den Andreas und Johannes bei sich zurückbehalten hatte, und Simon Petrus um seines Bruders willen in Bethania zurückgeblieben war, hatte sie getrennt. Unter Wegs sprachen vielleicht Philippus und Nathanael ebenso oft von Petrus und seinen Genossen, als sie von ihnen.

Die Berufung der zwei neuen Gefährten, wenn wir den Ausdruck Berufung schon hier gebrauchen wollen, erfolgte an einem und demselben Orte, vielleicht zu Bethsean, das heutige Beisan (d. i. Ort der Sicherheit), einer einst sehr bedeutenden Stadt im wasserreichen östlichen Absenker der großen Esdrelonebene, wo sie Jesus einholte, der eben um ihretwillen sich auf dem Wege beeilt hatte.

Wie groß war die Freude der Drei, als sie nach einem anstrengenden Tagemarsch von neun Stunden unvermuthet, wie sie meinten, dem Philippus begegneten! Wenige Worte genügten, ihn vom Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen und ihn gläubig zu machen; denn was sie sagten, gründete sich ganz und gar auf das Zeugniß des Täufers, das ihnen über alles ging.

Da nun Jesus gleich nach den ersten Vorstellungen und Begrüßungen zu Philippus sprach: Folge mir nach, d. h. schließe dich mit deinen Freunden mir an, und dadurch seinem innersten Herzenswunsche liebreich zuvorkam, bat er, von solcher Güte ermuthigt, den Nathanael herbeirufen zu dürfen. Er fand ihn aber nicht in der Herberge, sondern draußen unter einem einsamen Feigenbaume. Wir haben, sprach er da zu ihm mit freudig bewegter Stimme, den gefunden, von welchem Moses im Gesetze geschrieben hat und die Propheten, Jesus, den Sohn des Joseph, von Nazaret. Nathanael richtete sich auf und entgegnete, wie bitter enttäuscht: Kann von Nazaret etwas gut sein? folgte aber doch dem Worte des Freun-

des: Komm und sieh! und ließ sich dem Nazaräer trotz seines Vorurtheiles als einen Johannesjünger vorstellen.

Jesus blickte ihn an und sprach zu seiner Umgebung:

Wahrhaftig ein Israelite, in welchem kein Trug ist.

Nathanael erwiederte: Woher kennst du mich? Jesus antwortete:

Ehe dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaume warst, sah ich dich.

Nathanael sprach: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels. Jesus erwiederte:

Weil ich dir sagte, daß ich dich unter dem Feigenbaume gesehen habe, glaubst du? Du wirst Größeres als dieses sehen.

Wahrlich, wahrlich sage ich euch: von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes aufsteigen und herabsteigen auf den Menschensohn.

Jesus offenbarte sich dem Nathanael als den, der hört und sieht, wohin ein menschliches Ohr und Auge nicht dringt. Er hörte den Philippus rufen, er sah den Nathanael unter dem Feigenbaume sitzen. Dieß war ihm nur möglich, wenn er alles hörte und sah, was er hören und sehen wollte. Für Nathanael lag aber in der Nennung des Feigenbaumes noch ein anderes Merkzeichen; er erkannte darin, daß Jesus recht wohl wisse, was in seiner Seele vorging und vorgehe, daß vor ihm das Herz wie die Ferne offen da liege.

An was mochte Nathanael unter dem Feigenbaume, wo er ferne von der Unruhe einer öffentlichen Herberge ruhte, denken, wenn nicht an die Worte des Täufers: Siehe das Lamm Gottes? Worte, die sein Herz mit sehnsüchtigem Verlangen erfüllten. Noch hatte er nicht gesehen, was er gläubig in sich aufgenommen; noch hatte er nicht gefunden, was er von da an gesucht. Welchen Eindruck mußte

es auf ihn machen, gerade in diesem Augenblicke das frohlockende: Wir haben gefunden, aus Freundesmund zu hören, und jetzt von Jesus daran erinnert zu werden!

Andreas, der seinem Bruder Petrus unerwartet begegnete, faßte sich kurz: Wir haben den Messias gefunden. Philippus, der seinen Freund Nathanael aufsuchte und ihn nachdenkend im Garten der Herberge fand, sagte in Erinnerung an die Gespräche unter Wegs: Wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben. Nathanael, der Jesum selbst anredete, gebrauchte die Ehrenprädikate: Du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels. Alle drei sagen dasselbe; jeder drückt sich anders aus, wie es seiner Seelenstimmung am angemessensten ist. Die Benennung Sohn Gottes hatte Nathanael vom Täufer vernommen; er legitimirte sich dadurch als dessen Jünger. Sein Bekenntniß: Sohn Gottes, König Israels, löst den mehr allgemeinen Begriff Messias in seine beiden wesentlichen Bestandtheile auf und erklärt ihn. Nur der König Israels, welcher zugleich Sohn Gottes ist, ist der Messias, das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt.

Nathanael war auf eine Zurechtweisung gefaßt. Er hatte das Wort des Philippus aus einem, wie er jetzt wohl einsah, unzureichenden Grunde in Zweifel gezogen. Aber siehe, statt eines, wenn auch liebevollen Vorwurfes, folgte die freundlichst entgegenkommende Aufnahme mit der Verheißung: Du wirst Größeres sehen.

Es ist genug, wenn man in die Ferne und in das Herz sieht. Mehr bedarf es zur Bestätigung einer höhern Sendung nicht. Es war kein Kleines, um dessentwillen Nathanael glaubte; wenn ihm nun Jesus noch ein Größeres verhieß, so that er's weniger um des Nathanael als um seiner selbst willen. Du wirst Größeres sehen, ist der

Ausdruck der Zuversicht und Sicherheit der Jesu innewohnenden Macht. So redete kein Prophet.

Der Fragesatz: glaubst du? ist eine nicht ungewöhnliche Form der rücksichtsvollen Umgangssprache für den einfachen bejahenden Satz. Mit andern Worten lautete die Entgegnung Jesu: Da du auf dieses Zeichen hin glaubst, so schließe dich deinen Freunden an und folge mir nach; du wirst Größeres sehen, als du schon gesehen hast.

Die weitere, an Alle gerichtete Rede: Ihr werdet von nun an den Himmel offen sehen, enthält zunächst den Grund, warum seine Jünger von nun an Größeres sehen; weil sich ihnen nämlich ein ganz neuer Gesichtskreis, der des Himmelreiches, von dem Johannes gepredigt hat, eröffnet. Die Hinweisung auf jene Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah, die auch sie von nun an erblicken sollen, ist leicht zu erkennen; schwerer, wie sich die Jünger die Sache dachten und vergegenwärtigten; zunächst wohl so einfach und buchstäblich als möglich, der Art, daß sie den Menschensohn, Jesus von Nazaret, in einem ununterbrochenen Verkehre mit dem Himmel und den Engeln sehen würden. Und warum nicht? Warum sollten sich die Engelerscheinungen, von denen die heiligen Bücher viel zu erzählen wissen, am Messias nicht wiederholen? Sie fanden darin nichts Auffälliges, wenn sie auch gar bald die geistige Bedeutung dieser seiner Worte kennen lernten. Hier handelt es sich nur darum, was sie damals erwarteten und sich vorstellten, nicht zu welcher Einsicht sie später gelangten. Der Messias umgeben von Engeln entsprach ganz und gar ihrem Ideale.

Für uns ist der den Himmel Eröffnende Jesus Christus selbst. Die Engel, die mit ihm bei seiner Geburt herabgestiegen sind, steigen von ihm hinauf zum Himmel als Gebete für uns und kommen vom Himmel als Erhörungen herab. Er hat die Pforten des Himmels, wie die einer

eroberten Stadt, geöffnet und den ununterbrochenen Verkehr zwischen Himmel und Erde in seiner Kirche wieder hergestellt. Nun ist der Himmel auf der Erde; Tag für Tag erfüllt sich die Bitte: Dein Reich komme!

---

## Viertes Kapitel.

Die Hochzeit zu Kana. Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel. Das Gespräch mit Nikodemus. Jesus auf dem Lande. Rückkehr nach Galiläa. Die Samariterin.

### 1.

Joh. 2, 1—11.

Im Jahre 781 (der Stadt Rom) fiel der 14. Nisan, an welchem von den Juden Ostern gehalten wird, auf den 30. März. Dreißig Tage zuvor, Sonntag den 1. März oder wahrscheinlicher am vorausgehenden Sabbat war Purim, ein Fest, das unter großem Zusammenflusse von Menschen begangen wurde, weil es einen specifisch nationalen Charakter hatte. Da 781 ein Sabbatjahr, von October zu Oktober gerechnet, war, reisten noch mehr Leute als sonst nach Jerusalem.

Die Heimkehr benützten Viele, besonders Galiläer, zu einem Besuche des Täufers in der Wüste. Darunter befanden sich Petrus, Andreas, Johannes, Philippus, Nathanael und Andere aus der Zahl der Johannesjünger von allen Himmelsgegenden, weil kundbar wurde, daß der hohe Rath eben um diese Zeit eine feierliche Gesandtschaft an ihren Meister abzuordnen beschlossen habe.

Wenn die Gesandtschaft und ihr Gefolge an Theilnehmenden und Neugierigen am ersten Tage nach Purim Jerusalem verließ, so erhalten wir eine den Angaben des

Evangelisten ganz entsprechende Wochenchronik. In diesem Falle kamen die Abgeordneten am zweiten Wochentage (Montag) in Bethania jenseits des Jordans an; am dritten sah der Täufer Jesus unter der zu ihm herausgeströmten Volksmenge, am vierten wieder, aber dießmal nur in Gegenwart seiner beiden Jünger, Andreas und Johannes, die Jesu nachfolgten. Noch an demselben Tage schloß sich ihnen Petrus an, am nächstfolgenden Tage Philippus und Nathanael in Bethsean, wo sie gemeinsam übernachteten. Es war der fünfte Wochentag; am sechsten, Freitag, gingen sie nach Kana.

Der nahe Sabbat erscheint als nächster und äußerer Grund, um dessentwillen Jesus nach dem von der Hauptstraße nicht zu weit entlegenen Kana ging; denn Nathanael war aus diesem Orte, und Jesus selbst hatte hier eine bekannte Familie, so daß sich leicht eine passende Unterkunft für den Sabbat finden ließ.

Als nun die Jünger, nachdem sie untergebracht waren, Jesus in das Haus seines Gastfreundes begleiteten, kamen sie gerade zu einer Hochzeit. Daß sie alle festgehalten und eingeladen wurden, entsprach schon der Landessitte und war auch im Falle einer daraus erwachsenden Verlegenheit nicht zu umgehen. Jesus hätte zwar im Namen seiner Jünger ablehnen können, er that es aber nicht, weil er eben um ihretwillen gekommen war.

Man hielt am Freitage Abends zum Eingange des Sabbates gerne ein Festmahl, welches mit religiösen Ceremonien und Gebeten umgeben war. Wollte man, wie bei einer Hochzeit, längere Zeit der Geselligkeit widmen, dann wurde früher zu Tisch gegangen.

Erst nach dem Mahle, aber noch vor dem Anbruche des Sabbates, betrat Jesus den Speisesaal zur großen Freude Aller, zur größten seiner Mutter, die auch zugegen war und in diesem unerwartet baldigen Wiedersehen ein

Unterpfand seiner Liebe erkannte. Dieß gab ihr Muth, ein Anliegen vorzutragen, indem sie nach den ersten Begrüßungen, da man sie ungestört mit ihrem Sohne ließ, sprach: Sie haben keinen Wein, d. i. nicht genug Wein.

Der drohende Mangel an Wein beunruhigte Maria weniger wegen des unerwarteten Zuwachses neuer Gäste, weil da Nachbarn und Freunde bereitwilligst ausgeholfen hätten, als wegen des hereinbrechenden Sabbates, der es unmöglich machte, sich anderswoher Wein zu verschaffen. Man durfte mit Anbruch des Sabbates kein Gefäß über die Gasse tragen. Wenn der Wein für diesen Abend auch ausgereicht hätte; Mangel am andern Tage würde nicht minder empfindlich gewesen sein; es hätte mit dem besten Willen niemand helfen können.

Jesus erwiederte:

Was ist zwischen dir und mir, Weib?

Meine Stunde ist noch nicht gekommen.

Da Jesus bis jetzt ein verborgenes Leben führte, hat sowohl die Rede der Mutter, als die Antwort des Sohnes befremdet. Wie erklärt sich, fragte man, eine solche Zumuthung und eine solche, wenn auch nur scheinbare Abweisung? Beides findet seine befriedigende Lösung, wenn wir einen Blick rückwärts werfen. Denn als Jesus Nazaret verließ und von Maria Abschied nahm — heimlich ist er nicht entwichen, oder wie aus einem Gefängnisse entflohen — sagte er seiner Mutter Alles, nämlich daß sie einander nicht mehr angehörten, bis er sein Werk vollbracht haben würde; daß er bis dahin keine andere Mutter, keine andern Brüder habe, als die, welche sein Wort hören und den Willen seines Vaters im Himmel thun werden. Eine solche Trennung war ein großes, schweres Opfer des Gehorsams und der Unterwerfung unter den göttlichen Willen für Beide, vorzüglich für Maria. Sollte sie ihr Mutterherz in Freud, in Kummer, in Leid, überall und allzeit ver-

leugnen? Sie konnte es nicht immer; so gleich hier; dann später, als ihn seine eigenen Verwandten wie einen Verrückten in Sicherheit bringen wollten, endlich unter dem Kreuze. Aber Jesus blieb sich im Gehorsam gegen Gott, in der Selbstverleugnung immer gleich; als daher Maria voll freudiger Erwartung und wie um von ihrem geheiligten Mutterrechte Gebrauch zu machen, sprach: Sie haben keinen Wein, entgegnete er: Was ist zwischen mir und dir? d. h. (wie wir uns ausdrücken würden): Mutter, dieses ist gegen unser Gelöbniß. Noch ist meine Stunde nicht gekommen, d. h. noch sind wir ferne von jener Stunde, die ich die meine nennen darf und die darum auch die deine sein wird, die Stunde der Vollendung meines Tagewerkes, wo nichts mehr zwischen uns stehen wird.

Jesus redet oft von seiner Stunde, immer aber so, daß er darunter die seiner Vollendung im Auge hat.

Die Zurechtweisung oder, sagen wir lieber, dieses Weisen des rechten Geleises, in dem sie Beide, Mutter und Sohn, bleiben müßten, kränkte und entmuthigte Maria nicht. Jesus hatte nur ihre Bitte nicht gelten lassen, keineswegs den Inhalt ihrer Bitte, etwa als seiner unwürdig, getadelt. Darum wartete sie nicht ab, was er thun werde, sondern gab gleich darauf, seiner Hilfe gewiß, den Dienern, welchen die Besorgung des Weines oblag, und derer kaum mehr als zwei waren, den Auftrag, mit aller Bereitwilligkeit und Stille zu verrichten, was ihnen Jesus anbefehlen werde. Sie hatten wahrscheinlich kurz zuvor die Maria, welche mit bediente und in der engern, mehr vertraulichen, häuslichen Sphäre alles so überwachte und ordnete, wie der Speisemeister in der seinigen, vom drohenden Weinmangel vertraulich in Kenntniß gesetzt und dadurch ihre Fürbitte mit veranlaßt.

Im Atrium des Hauses vor dem Speisesaale standen wegen der Waschungen vor und nach Tisch, sechs große,

steinerne Krüge mit Wasser. Diese ließ Jesus, da man davon bereits gebraucht hatte, neu füllen, daraus schöpfen und dem Speisemeister zum kosten bringen, daß er als Kenner entscheide, ob beim Wechsel der Weine der Abstand des einen vom andern nicht zu groß sei. Die beiden Diener thaten es ehrerbietig und schweigend. Sie erwarteten etwas Außerordentliches und wurden über die unterdessen geschehene Verwandelung des Wassers in Wein wohl weniger in Staunen als in Freude versetzt. Wunderbare, ähnliche Hilfeleistungen kamen in der Geschichte des erwählten Volkes öfter vor, warum nicht auch jetzt im Kreise einer frommen Familie, der sie von Herzen ergeben waren und deren Beschämung sie auf's tiefste betrübt hätte?

Als der Speisemeister, der vom Vorgefallenen nichts wußte und das Dargebotene für eine aus dem Keller geholte neue Sorte hielt, das zu Wein gewordene Wasser kostete, rief er überrascht den Bräutigam und sprach zu ihm: Jederman setzt zuerst den guten Wein vor, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringern; du hast den guten Wein bis jetzt aufgespart.

Er redet recht gewerbsmäßig: Ueberall, wo er noch servirt habe, bringe man zuerst den bessern, dann den geringern, weil es eitle Verschwendung wäre, den Trunkenen bessern Wein zu reichen. Wir dürfen ohne Anstand beim wörtlichen Ausdruck: trunken bleiben. Es ist ein sehr dehnbarer Begriff, den man, wenn auch der Orientale vor der Trunkenheit einen großen Abscheu hat, bei einem frohen Mahle ohne entehrenden Nebenbegriff gebrauchen konnte. Der Speisemeister drückte nur sein Erstaunen aus und gab sich gewiß zufrieden, wenn der Bräutigam antwortete: Siehst du nicht, wie sehr diese Tischgesellschaft eine Abweichung von der gewöhnlichen Tischordnung rechtfertigt? Als er sich dann zu den Dienern wandte, mochten sie einfach sagen: Komm, Herr, und siehe.

Der Evangelist schließt die Erzählung mit den Worten: Dieß that Jesus als Anfang der Zeichen, und er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn. Anderes von den Wirkungen dieses Wunders sagt er nicht, weil Jesus selbst nichts anderes beabsichtigt hatte. Nur um zu zeigen, wie Jesus seine Herrlichkeit geoffenbart habe, fügte er seinem Berichte bei, daß jeder dieser Krüge zwei bis drei Metreten gefaßt habe, also sehr groß gewesen sei, da ein Metretes ungefähr 36 Liter enthielt, der Gesammtinhalt der Krüge also wenigstens zwischen fünf bis sechs hundert Liter betrug. Da der Evangelist den Zweck angibt, um dessentwillen die Krüge im Atrium standen, nämlich wegen der jüdischen Waschungen, zu denen man viel Wasser brauchte, befremdet ihre Größe nicht. Geehrten Gästen wusch man gleich beim Eintritte ins Haus die Füße, allen insgesammt vor und nach Tisch die Hände und zwar nicht etwa bloß die Fingerspitzen, sondern bis an die Handgelenke. War die Tischgesellschaft zahlreich, so brauchte man mehrere große Wassergefäße, aus denen mit Bechern oder Schalen in kleinere, zum Waschen geeignete Becken geschöpft wurde, und mehrere Diener. Was man nicht selbst hatte, wurde bei solchen Gelegenheiten entlehnt, gleichwie man an Dienern, Köchen und Speisemeistern dingte, so viel man brauchte.

Wollte Jesus den Brautleuten dadurch eine Wohlthat erweisen, daß er Wasser in Wein verwandelte, so durfte dieß nur an vollgefüllten Gefäßen und auf eine Weise geschehen, durch die das Wunder über allen Zweifel erhoben wurde. Es mußte der Augenschein vorliegen, daß hier nicht irgendwie eine Täuschung stattgefunden habe. Deßhalb befahl er, die Krüge mit Wasser voll zu machen. Dieß mußte bezeugt sein; das viel oder wenig, ob ein Hektoliter oder deren fünf bis sechs kam nicht anders in Frage, als in so ferne die größere Menge sichtlicher

den Charakter eines Wunders und einer Wohlthat abprägte.

Vielleicht hatte sich eine Tochter der Maria Klopä, also eine von den nächsten Verwandten Jesu, nach Kana verheirathet; jedenfalls war es ein Kreis frommer Angehörigen, die außer der Wohlthat des Wunders auch noch die höhere Gnade des Glaubens empfangen sollten.

Nach Johannes war das Wunder zu Kana die erste Offenbarung der Herrlichkeit Jesu. Diese Thatsache, über die sich der Evangelist leicht unterrichten konnte, harmonirt mit dem, was wir verborgenes Leben Jesu nennen. Ein Wunder auch im engsten Kreise der Seinigen hätte dieses verborgene Leben unterbrochen und seine Herrlichkeit geoffenbart, was nicht im Rathschlusse Gottes lag. Maria und Joseph, welche die Botschaft des Engels empfangen hatten, glaubten, wenn auch unter schweren Kämpfen; sie also bedurften keines Wunders, dessen erster Zweck immer die Erweckung des Glaubens ist, wie der Evangelist selbst angibt: Seine Jünger glaubten an ihn, und dürfen wir beifügen, die Seinigen.

Für Beide war dieses Wunder von gleicher Wichtigkeit. Jesus trat zu den Seinen von nun an in ein neues, ganz anderes Verhältniß; das Zeichen, welches er vor ihnen wirkte, enthielt die Berechtigung dazu. Die Jünger, welche an ihn um des Johannes willen glaubten, sollten es von an um seinetwillen thun; darum wirkte er ein Wunder. Es stört nicht, daß der Evangelist bloß von den Jüngern sagt: sie glaubten. Ihr Glaubensbekenntniß hatte nämlich einen ganz bestimmten Inhalt: Jesus, der Christus (Messias), der König von Israel, der Sohn Gottes. Dieß war bei den Seinigen, Maria ausgenommen, nicht der Fall. Ihr Glaube, ein noch unbestimmtes Anerkennen göttlicher Heimsuchung in Jesus, war nicht, was der Evangelist unter Glauben verstand, aber einstweilen genug.

Jesus hat sich in diesem Wunder als den Herrn der Natur erwiesen; er hat die Freude durch seine Gegenwart geheiligt; er hat den Seinigen ein Liebeswerk gethan und sie mit den zartesten Banden an sich geknüpft: dieß reicht hin, seine That vor Aller Augen zu rechtfertigen. Fragt man aber, warum gerade dieses sein erstes Wunder sein sollte und nicht eine Todtenerweckung oder Teufelaustreibung, die Aufsehen erregt haben würden, so möchte ich antworten: Eben weil es kein Aufsehen machte und doch seine Herrlichkeit offenbarte.

## 2.

Joh. 2, 12, 13.

Am andern Tage, dem Sabbate, machte Jesus den Seinigen die wohl ganz unerwartete Mittheilung, daß er nicht nach Nazaret, sondern nach Kapharnaum gehen werde. Doch konnte er sie darüber leicht beruhigen; der nächste Beweggrund in ihren Augen war die Wahl eines, wie wir sagen würden, neutralen Bodens, wo er bis zur Offenbarung seiner messianischen Herrlichkeit ungestört wohnen konnte. Das gesehene Wunder und die Mittheilungen der Jünger machten es ihnen klar, daß Kapharnaum nur ein Durchgangspunkt nach Jerusalem sei. In der kurzen Zwischenzeit von heute an bis auf den Tag seiner Offenbarung in der heiligen Stadt war ihnen jeder Ort als Aufenthalt gleichgiltig. Sie erklärten sich daher für bereit, nicht bloß ihn zu begleiten, sondern selbst nach Kapharnaum mit Preisgabe von Nazaret zu übersiedeln, damit sie in seiner Nähe bleiben könnten. Jesus gab einstweilen nur das erste zu; die Uebersiedelung auf eine spätere Zeit oder andere Gelegenheit verschiebend. Indem der Evangelist sagt: Nach diesem (d. i. das Wunder in Kana) ging Jesus nach Kapharnaum hinab, er und seine Mutter und seine Brüder

und seine Jünger, und sie blieben daselbst nicht viele Tage, gibt er in den letzten Worten deutlich zu erkennen, daß eine Uebersiedelung nach Kapharnaum nicht stattgefunden habe. Gleichzeitig mit den Seinigen entließ er auch die Jünger auf Wiedersehen in Jerusalem.

Kana, in einem östlichen Seitenthale der fruchtbaren Ebene Zabulon (dem heutigen al-Battauf) gelegen, ist von Kapharnaum eine gute Tagreise entfernt. In drei Stunden erreicht man am Fuße des Berges der Seligkeiten die Hauptstraße, in weitern drei die Uferebene des Sees von Gennesaret bei Magdala, von wo sie nach Kapharnaum überfuhren. Ostern war nahe. Wenn Jesus nach dem Sabbate, Sonntags den achten März, Kana verließ, so konnte er bis zum sechsundzwanzigsten in Kapharnaum bleiben.

Er reiste allein nach Jerusalem oder in Begleitung von einigen, etwa zwei seiner Jünger, des Petrus, bei dem er wohnte, und des Johannes, den er zu sich beschieden hatte. Wahrscheinlich betrat er die Stadt erst nach den beiden Hauptfesttagen (den 15. und 16. Nisan, Dienstag den 31. März und Mittwoch den 1. April), da er das Pascha nicht feiern, es aber auch nicht in Jerusalem selbst umgehen wollte. Unnöthigen Anstoß vermied er zu jeder Zeit. Die beiden ihn begleitenden Jünger nahmen daran um so weniger Aergerniß, als auch der Täufer, ihr Ideal, weder wegen Ostern noch um eines andern Festes willen die Wüste verließ.

Jesus hielt nur einmal Ostern. Darüber ist kein Zweifel; er konnte nur ein Pascha feiern und nur so wie er es gefeiert hat.

Freunde, Bekannte und andere, vielleicht schon in großer Anzahl, empfingen ihn voll Freude. Sie erwarteten nicht anders, als daß er sich hier und jetzt offenbaren werde. Wirklich geschah solches und zwar in einer Weise, die ihren Hoffnungen ganz entsprach, dann aber, wie es schien, in das Gegentheil umschlug. Ihren Hoffnungen entsprach, daß

Jesus, als er zum erstenmal mit seinen Jüngern den Tempel betrat, die Verkäufer und Händler austrieb; aber diesen glorreichen Anfang durchkreuzte hinwieder, daß er vom Tempel nicht sogleich auch Besitz nahm, sondern sich den Vortheil wieder entwinden ließ.

Doch möchte es, ehe wir in der Erzählung weiter gehen, nicht ungeeignet sein, im Allgemeinen ein Bild von Jerusalem zu entwerfen, um für das Einzelne, dessen von nun an da und dort gedacht werden muß, eine Grundlage zu haben.

Die heilige Stadt, wie sie noch genannt wird, liegt am südlichen Ende einer Felsenzunge, die auf drei Seiten von meist steil abfallenden Thälern umgeben ist und nur gegen Nordwest mit der Hochebene in der Breite von etwa achthundert Schritt zusammenhängt. Obwohl dritthalb tausend Fuß über dem Spiegel des nahen Mittelmeeres wird die Stadt doch rings von höheren Bergen eingefaßt, so daß man in ihr nirgends eine Fernsicht hat; gegen Südwest allein öffnet sich etwas die Gegend.

Die beiden Thäler, zwischen denen Jerusalem wie in einer Gabel liegt, sind das Kidron- und Gichon-Thal. Der Kidron (Cedron), das meist trockene Bett eines Winterbaches, nimmt seinen Anfang bei den Gräbern der Richter, eine halbe Stunde nordwestlich von der heutigen Stadt, in einer unbedeutenden Einsenkung. Eine Viertelstunde läuft das Thal südlich, dann wendet es sich gegen Ost und nach zehn Minuten wieder gegen Süden, wo es anfängt, die Stadt vom Oelberge zu trennen und rasch in eine große Tiefe hinabsinkt, die am nordöstlichen Ecke der alten Stadt hundert, am südöstlichen Ecke der Tempelfläche hundert fünfzig Fuß beträgt. Der Abhang auf Seite der Stadt ist sehr steil, der gegenüberliegende Oelberg weniger, aber höher.

Das zweite Thal im Westen der Stadt bildet zuerst ein fla-

ches Becken, in dessen Mitte der sogenannte obere Teich sich befindet. Hier war die Gichonquelle, die von Ezechias überdeckt und durch einen unterirdischen Kanal in die Stadt geleitet wurde. Es läuft in fast südlicher Richtung bis an die äußerste Spitze der Landzunge, auf der Jerusalem liegt. Da wendet es sich in starkem Falle gegen Ost und mündet in das Kidronthal. Dieser östliche, tiefe Theil des Gichon heißt auch Gehenna, d. i. Thal (Ge) des Hinnom. Der Vereinigungspunkt beider Thäler ist ein offener, schöner, mit Gärten überdeckter Platz von etwa fünfhundert Fuß im Quadrat.

Die Felsenplatte über diesen Thälern ist kein ebenes Terrain, sondern durch zwei Quer-Einschnitte getheilt, die vier Erhöhungen bilden. Die Bodenerhebungen der südlichen Hälfte sind im Westen der Sion und im Osten der Moriah, die der nördlichen Hälfte im Westen der Golgatha-, und im Osten der Gareb-Hügel, welche beide an ihrem südlichen Ende den gemeinsamen Namen Akra hatten.

Die alte davidische Stadt beschränkte sich auf den Sion, dann kam wegen des Tempels auch der Moriah hinzu. Der Moriah überragt das Kidronthal durchschnittlich um hundert Fuß. Der Sion um das Doppelte; in demselben Verhältnisse steht auch ihr Umfang. Allmählig siedelte sich am südöstlichen Ausläufer der Golgatha- und Gareb-Anhöhe, im Winkel, den der Sion und der mehr sich nach Norden hinauferstreckende Moriah bildeten, eine Vorstadt an, die Ezechias im achten Jahrhunderte v. Chr. mit einer Mauer umgab und Unterstadt nannte.

Dieses etwas vergrößerte Jerusalem wurde von Nebukadnezar (Nabuchodonosor) zerstört, nach dem Exile in demselben Umfange aufgebaut und bis in die Zeit nach Christus erhalten; denn der erste Herodes baute zwar den Tempel, richtete sich zwei Paläste ein und befestigte die Oberstadt, für ihre Erweiterung aber that er

nichts, da er nicht in Jerusalem, sondern in Cäsarea residirte. Erst sein Enkel verband die mittlerweile entstandene neue Vorstadt, Bezetha genannt, welche sich über den Golgatha- und Gareb-Hügel hin ausbreitete, durch eine Mauer mit der Stadt, wie Ezechias mit der ersten Vorstadt gethan hatte.

Trotz dieser Erweiterung um ein Drittel seines Umfanges blieb Jerusalem nicht bloß hinter den Hauptstädten der Nachbarreiche, Tyrus, Damaskus, Balbeck und Antiochia, sondern auch hinter Provinzialstädten seines eigenen Gebietes zurück. Gaza, Gerasa, und noch andere Städte Palästina's waren größer als Jerusalem, dessen Umfang in der Zeit seiner größten Ausdehnung nur zu 33 Stadien d. i. anderthalb Stunden angegeben wurde. In Mitte eines schwer zugänglichen Gebirges, außerhalb der großen Verkehrswege der alten Welt, ohne politisches Gewicht, ohne Fluß, auf einem Felsengrunde mit spärlicher Vegetation ermangelte es aller Vorbedingungen und Hilfsmittel zu einer großen Stadt, und es wäre vielleicht schon längst vor Christus ganz bedeutungslos geworden, wenn ihm nicht der Tempel eine unvergängliche Stelle in der Welt- und Menschengeschichte gesichert hätte.

Die Tempelfläche auf dem Moriah bildete ein Quadrat von 500 Ellen (700 Pariser Fuß), das eine hohe Mauer mit Arkaden nach innen umgab. Der Boden hob sich da terrassenförmig, so, daß der Tempel selbst den höchsten Punkt einnahm. Der freie Platz zunächst innerhalb der Ringmauer hieß das Profane (Gemeine), weil hier auch Heiden Zutritt hatten. Er umgab den Tempel von allen Seiten und war gegen Süd und Ost breiter als gegen Nord und West, indem der Tempel nicht ganz in der Mitte stand.

Der gewöhnliche Eingang für die Opferthiere war im Westen durch das Schafthor, für die Leute im Süden durch die beiden Huldathore, gedeckte Aufgänge, wodurch sie den

Namen Hulda, d. i. Maulwurf erhielten. Die beiden Thore gegen Nord und Ost wurden, weil sie unmittelbar ins Freie führten, und darum sehr fest waren, nur ausnahmsweise geöffnet.

Schritt man über diesem Raum hin auf den Tempel zu, so gelangte man zuerst an eine drei Ellen ($4\frac{1}{2}$ Par. F.) hohe Brustwehr von Stein mit Inschriften in mehreren Sprachen, die allen Nichtjuden das weitere Vordringen untersagten. Hinter dem Steingitter führten Stufen zur zweiten Terrasse. Sie lag um dreizehn Ellen höher und war auch von einer Arkaden-Mauer umgeben, welche den eigentlichen Tempelplatz, den heiligen Raum einschloß, eine Fläche von 322 Ellen in der Richtung von Ost nach West und 135 Ellen in der Richtung von Süd nach Nord mit einem Hauptthore gegen Ost und je vier Seiteneingängen gegen Süd und Nord. Durch diese Thore kam man zuerst in den Laienvorhof, ein Quadrat von 135 Ellen, auf drei Seiten mit Gallerien über den Arkaden, für die Frauen, um gesondert von den Männern, die unten blieben, beten zu können. Da die Frauen diesen Vorhof nicht überschreiten durften, nennt man ihn auch den Frauenvorhof. Am westlichen Ende lief quer über den Platz (ähnlich dem Gitter, welches den Chor vom Schiffe in unsern Kirchen trennt) eine Mauerwand mit einem Prachtthore, durch welches man auf die dritte, 7 Ellen höher liegende Terasse, den Priestervorhof, kam. Hier befand sich der Brandopferaltar, ein Quadrat von 32 Ellen, dessen Kern wahrscheinlich im heiligen Felsen der heutigen Omarmoschee enthalten ist, etwas gegen Süden das Waschbecken und endlich 22 Ellen gegen Westen gerückt der Tempel selbst auf einem erhöhten Steinfundamente von 6 Ellen oder 12 Stufen.

Der Tempel von weißem Marmor war 100 Ellen lang (von Ost nach West), 100 Ellen hoch und an der östlichen Eingangs- d. i. Vorderseite eben so breit. Von Ein-

zelnheiten unterscheidet man daran die Fronte, das Heilige und das Allerheiligste. Die Fronte hatte in der Mitte eine Eingangshalle (Portikus, Vorhalle), die ein Vorhang schloß. Von da trat man in das Heiligthum durch eine große Pforte mit doppelten Flügelthüren und einem Vorhange zwischen ihnen, weil sie wegen ihrer Größe und Schwere offen standen. Es hatte 40 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 60 Ellen Höhe. In der Mitte stand der goldene Rauchopferaltar, auf welchem der tägliche Incens dargebracht wurde, nördlich davon der Tisch mit den Schicht- (Schau-) broten, südlich der siebenarmige Leuchter. Zwei Vorhänge, die eine Elle von einander abstanden, trennten es vom Allerheiligsten, das ganz leer und dunkel war; nur ein Stein bezeichnete die Stelle, wo die Bundeslade stehen sollte. Es maß 20 Ellen Länge, Breite und Höhe. Darüber, wie über dem Heiligthum bis zum ebenen Dache befanden sich Säle, rings an den Seiten bis zum Portale mehrstöckige Anbauten.

Man habe zu diesem Baue, sagt der Geschichtschreiber Josephus, Steine verwendet, die 45 Ellen lang, 6 breit und 5 hoch gewesen seien, und Tacitus vergleicht die verschiedenen Vorhöfe mit ebenso vielen Festungen. Noch sieht man in Jerusalem an der Tempelmauer rohe, cyklopische Blöcke von 20 bis 24 Fuß Länge und 5 Fuß Höhe und einen Eckstein an der Westseite von 30 Fuß Länge und siebenthalb Fuß Höhe.

## 3.

Joh. 2, 14—22.

Nach einer Notiz des Talmud*) verlegte der hohe Rath im 40. Jahre vor der Zerstörung Jerusalems den

*) Rosch ha-Schanah f. 88. a. Haneb. Rel. Alterth. S. 333.

öffentlichen Lehrsaal, d. i. die Synagoge, wo die Sabbatlesungen gehalten, streitige Fälle entschieden, disputirt und Unterricht ertheilt wurde, aus der Quaderhalle zuerst in die Buden (Markthalle), dann später in die Stadt. Da sich die Quaderhalle (Lischchat ha-Gasith) auf dem Tempelplatz, am gewöhnlich geschlossenen Ostthore befand, und da die Markthalle der Stadt gegenübergestellt wird, so muß auch sie irgendwo im äußern Tempelvorhofe gesucht werden, und zwar zunächst an der Westseite rechts oder links vom Schafthore, indem diese Markthalle mit ihren Buden, die vermiethet wurden, als Bazar für Gegenstände diente, die man zu den Opfern brauchte, und die um der größern Bequemlichkeit willen gleich an Ort und Stelle gekauft werden konnten, nämlich Salz, Weihrauch, Mehl und anderes Zubehör. An großen Concurstagen bei den Hauptfesten stellte man auch Opferthiere zum Verkaufe hier auf und Wechseltische, an denen man reine Münze, die allein in den Opferkasten gelegt werden durfte, gegen ein Aufgeld bekam. Jede Münze nämlich, die einen Kopf oder eine ganze Figur zum Gepräge hatte, galt für unrein.

Indem diese rabbinische Nachricht eine Verlegung des Lehrsaales auf dem Tempelplatze meldet, ohne den Grund anzugeben, während sie doch das Jahr in runder Zahl bestimmte, läßt sie merken, daß man nicht gerne davon redete. Sie war das Werk Jesu, wenn es auch nicht auf das erste Mal, sondern nur bei seinem wiederholten Einschreiten gelang. Um neuen Unannehmlichkeiten auszuweichen, hob der hohe Rath den Tempelmarkt auf und machte aus der Halle einen Lehrsaal.

Die beiden Tage des 14. und 15. Nisan konnte man außer dem Paschalamme keine Privatopfer darbringen. Um so größer wurde der Zudrang von Seite der Fremden in den nächstfolgenden Tagen und um so störender die Handelschaft auf dem Tempelplatze. Alle Unbetheiligten nahmen

Aergerniß daran und fügten sich nur der Nothwendigkeit. Wenn daher Jesus, von seinen Jüngern begleitet, an einem dieser Tage den Tempelplatz betrat und, das Marktgetümmel überschauend, einen Strick ergriff, mit dem er Händler und Thiere vor sich her zum Westthore hinaustrieb; so that er nur, was alle Pilger und Tempelbesucher längst gewünscht hatten, daß Einer komme und diesem Unfuge ein Ende mache.

Jesus wand, sagt der Evangelist, der Augenzeuge war, eine Geisel aus Stricken und trieb Alle aus dem Tempel hinaus, auch die Schafe und die Rinder, und er verschüttete die Münze der Wechsler und warf die Tische um. Und zu den Taubenverkäufern sprach er:

Traget dieß hinweg! Macht nicht das Haus meines Vaters zu einem Kaufhause.

So that er Vielen und nicht Einer leistete Widerstand. Erst nachdem er zu den Seinigen zurückgekehrt war und sich in der Menge zu verlieren schien, als ob nichts vorgefallen sei, zum großen Staunen der erwartungsvollen Jünger, die dachten, es werde nun so Schlag auf Schlag mit Ausfegen des alten Sauerteiges fortgehen, faßten Tempelaufseher und Mitglieder des hohen Rathes Muth, ihn zu interpelliren, wie wir sagen würden. Sie berührten aber dabei wohlweislich nur die rechtliche, nicht die moralische Seite. Da man nicht alles, was an sich gut und löblich ist, unter allen Umständen thun darf, konnten sie zu einem Fremden und Unbekannten mit Fug sprechen: Welches Zeichen weisest du uns auf, weil du dieses thuest, d. i. durch welches Zeichen beweisest du deine Vollmacht zu einem solchen Eingriffe in unsere Rechte?

Jesus stellte die Befugniß, an ihn eine solche Forderung zu richten, nicht in Abrede, vielmehr sprach er seine volle Bereitwilligkeit aus, ihnen nicht bloß irgend eines, sondern gerade jenes Zeichen zu geben, das erhaben über alle, so

recht das Zeichen der Zeichen, ein Vollmachtsbrief ohne Gleichen sein werde, indem er antwortete:

Brechet ab diesen Tempel, und in drei Tagen werde ich ihn aufrichten.

Wer einen, auf sein Wort hin abgebrochenen Tempel, wie den zu Jerusalem, in drei Tagen wieder aufbaut, ist gewiß und unzweifelhaft Herr in diesem Tempel.

Dieß war ein Räthsel. Da man nun solche Sprüche, die einen tieferen Sinn durchblicken ließen, liebte, blieben die Gegner beim Wortlaute stehen, aber so, daß sie nicht das Widersinnige der Forderung, sondern das Unerhörte des Versprechens hervorhoben. Sie sagten nicht: Welch' ein Unsinn, so etwas von uns zu begehren! sondern vielmehr: Wie abenteuerlich, so etwas zu versprechen! Sechsundvierzig Jahre wurde an diesem Tempel gebaut, und du wirst in drei Tagen ihn aufrichten?

Durch diese gemäßigte Sprache wollten sie ihn zu einer nähern Erklärung, wie er's meine, veranlassen; aber er gab ihnen darauf keine Antwort, und sie selbst hüteten sich, die Sache weiter zu treiben. Doch merkten sie sich seine Worte und machten noch nach Jahr und Tag Gebrauch davon — ein sprechender Beweis, mit welchen Augen sie von dieser Stunde an alle Schritte und Tritte Jesu überwachten. Er war nicht ihr Mann und gefährlicher als Johannes, der in der Wüste blieb und sie nicht selbst im Tempel beunruhigte.

Wenn der Evangelist am Ende seines Berichtes beifügt: Jesus sprach dieses von dem Tempel seines Leibes; so gibt er die Lösung des Räthsels nicht etwa in seinem Sinne, sondern im Sinne Jesu selbst. Er berief sich auch später und, so oft als die Juden ein Zeichen von ihm begehrten, immer und nur auf dieses Zeichen aller Zeichen, seine Auferstehung, wenn auch unter einem andern Bilde, dem des Jonas.

Jonas wird ins Meer geworfen und nach drei Tagen aus der Tiefe wieder zum Leben emporgehoben; der Tempel wird abgebrochen und nach drei Tagen wieder aufgerichtet. Jonas spricht zu den Schiffsleuten: Werfet mich ins Meer; Jesus zu den Bauleuten: Brechet ab diesen Tempel. Der Tempel ist somit Bild, Jonas Vorbild Jesu Christi; jener ist Bild nicht kraft dessen, was an ihm geschieht, sondern kraft dessen, was er ist; dieser Vorbild nicht kraft dessen, was er ist, sondern kraft dessen, was an ihm geschieht, daß sich also Bild und Vorbild gegenseitig ergänzen.

Die Vergleichung des Tempels mit dem Leibe Jesu Christi hat einen doppelten Berührungspunkt, einmal in dem, was sie beide sind, dann in dem, was sie wirken. Der Tempel ist das Haus Gottes; in Jesus Christus wohnt die ganze Fülle der Gottheit. Die Zusammengehörigkeit mit dem Tempel ist die Bedingung des alttestamentlichen, die Zusammengehörigkeit mit Jesus die des neutestamentlichen Heiles.

Damals verstanden die Jünger nicht, was seine Worte: Brechet ab diesen Tempel, bedeuten, wie sie überhaupt selbst bei viel deutlicheren Vorhersagungen sein Leiden, Sterben und Auferstehen nicht fassen konnten. Erst nachdem er auferstanden war, wurde ihnen alles klar; jetzt gedachten sie seiner bisher unverstandenen Worte, schauten sie im Lichte der Auferstehung und glaubten, wie der Evangelist sagt: Als Jesus auferweckt wurde von den Todten, erinnerten sich seine Jünger, daß er dieß gesagt hatte, und sie glaubten der Schrift und dem Worte, das Jesus gesagt hatte.

Doch kam dieses Nichtverstehen keineswegs von bloßer Kurzsichtigkeit seitens der Jünger, sondern vom Rathschlusse Gottes. Nichts anderes als die Auferstehung selbst sollte das Zeichen der Zeichen sein, das die vorhergehenden urkundlich besiegle und dem Glauben eine unerschütterliche

Grundlage gebe. Die Jünger glaubten immer, aber erst die Auferstehung gab ihrem Glauben jene Stärke und Sicherheit, in der sie die Welt überwanden.

Daß man sich trotz der Dunkelheit und des Schweigens Jesu viel mit diesen Worten beschäftigte, zeigen spätere Vorgänge. Man sah darin einen direkten Angriff auf die Staatsreligion und benützte sie darum als Klagepunkt gegen Jesus und seine Jünger. Zeugen traten auf im hohen Rathe wider Jesus, die sprachen: Wir haben ihn gehört, da er sprach: Ich werde diesen mit Händen gemachten Tempel abbrechen und in drei Tagen einen andern, nicht mit Händen gemachten aufbauen (Mark. 14, 58). Dasselbe geschah gegen Stephanus. Zeugen sagten aus: Dieser Mensch hört nicht auf, Reden auszustoßen wider die heilige Stätte und das Gesetz; denn wir hörten ihn sagen: Jesus von Nazaret wird zerstören diese Stätte und ändern die Ueberlieferungen, welche wir von Moses empfangen haben (Apostelgesch. 6, 13, 14).

Die Aussage der Zeugen war lügenhaft, aber die Lüge bestand nicht in der Deutung, sondern in der Wiedergabe der Worte Jesu. Wirklich trat an die Stelle des alten, von Händen gemachten Tempels, der aber nicht von Jesus, sondern von den Juden abgebrochen wurde, ein neuer, nicht von Händen gemachter.

Das erste Wort Jesu im Tempel ist eine Hinweisung auf seinen Tod, und eben dieses Wort schürzte den Knoten der tragischen Verwickelung, die seinen gewaltsamen Tod herbeiführte.

Besuchte Jesus Christus für sich allein den Tempel, da berührte es ihn wenig, ob und welche Mißbräuche sich eingeschlichen hatten. Wo er aber als Lehrer, umgeben von Jüngern im Tempel auftrat, wäre Schweigen und Nichthandeln ein Zeichen der Menschenfurcht gewesen.

## 4.

Joh. 2, 23—25. 3, 1—21.

Jesus blieb in Jerusalem. Die Erstlinge seiner öffentlichen Thätigkeit gehörten der heiligen Stadt und dem Lande Juda, wie man es vom Messias erwartete. Sein Auftreten war somit ganz correkt. Erst nachdem sich dieser Boden als unfruchtbar erwiesen hatte, wandte er sich unter Thränen davon ab. Wenn Jesus bei seinem letzten, feierlichen Einzuge in Jerusalem über die Stadt weinte, und wehklagend ausrief: Jerusalem, Jerusalem, wie oftmals wollte ich deine Kinder sammeln, sowie sammelt die Henne ihre Küchlein unter die Flügel, und du hast nicht gewollt; so galt dieß vorzüglich von der Zeit seines ersten und einzigen längern Aufenthaltes. Die große Masse, wie in allen vielbewegten Hauptstädten gleichgiltig, ignorirte ihn, die Pharisäer dagegen und der hohe Rath, denen er im Wege war, arbeiteten gegen ihn, und selbst aus jenen, die wegen seiner Wunder, die er wirkte, an seinen Namen glaubten, war keiner, dem er sich anvertraute, d. h. den er zu einem seiner Jünger gemacht hätte. Weder in der Schaar der zwölf noch der siebenzig fand sich einer aus Jerusalem. So stand es um die Stadt; wahrlich ein Zustand zum Weinen, der indeß einen kleinen Kreis von treuen Anhängern, zu denen man auch die edlen Bethanier Lazarus, Martha und Simon zählen darf, nicht ausschließt. Sie waren die verschwindende Ausnahme, jene die herrschende Regel. Aus diesem Grunde vielleicht hat Johannes vom ganzen, mehrmonatlichen Aufenthalte Jesu zu Jerusalem und in der Umgebung nur ein Gespräch und das letzte Zeugniß des Täufers, ehe er ins Gefängniß kam, in seine ergänzende Katechese und dann auch in sein Evangelium aufgenommen.

Jesus behielt von den galiläischen Jüngern und Freunden, welche sich am Feste um ihn versammelt hatten, nur ein Paar bei sich. Wenn ihn Petrus und Johannes nach Jerusalem begleiteten, so mögen dießmal Jakobus der jüngere und Nathanael bei ihm geblieben sein. Es ist dieß selbstverständlich nur eine Vermuthung, die sich aber dadurch empfiehlt, daß Jesus auf der später erfolgenden Rückreise zunächst nach Kana ging. Er that es den beiden Jüngern zu lieb und jenen guten Seelen, die ihm dort mit dankbarer Verehrung ergeben waren.

In Jerusalem wohnten sie bei einem gläubigen Gastfreunde, vielleicht im Hause der Mutter des Markus auf dem Sion.

Da kam einmal ein Mitglied des hohen Rathes, der Pharisäer Nikodemus, ein reicher Mann, in der Nacht zu Jesus und sprach: Rabbi, wir wissen, daß du von Gott als Lehrer gekommen bist; denn niemand kann diese Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm.

Weil es der Evangelist für selbstverständlich hielt, daß sich Jesus überall durch Zeichen und Wunder beglaubigte, übergeht er deren nähere Bezeichnung. Jedenfalls waren es, außer der Tempelreinigung, nur im engern Kreise der Gläubigen gewirkte, wodurch er ihn zugleich stetig erweiterte, so daß ihrer nach und nach viele wurden, wie Johannes ausdrücklich bezeugt. Zu diesen vielen gehörte auch Nikodemus. Zeuge der Zeichen, die Jesus wirkte, wurde er gläubig, und es ließ ihm keine Ruhe, bis er nicht vor Christus selbst ein Bekenntniß seines Glaubens ablegte; allerdings schüchtern, da er in der Nacht kam, aber ohne daß es der Aufrichtigkeit seines Herzens Eintrag that, und ohne daß ihn Jesus darüber tadelte. Er war mit dem zufrieden, was ihm Nikodemus einstweilen an Glauben darbrachte. Als mehr verlangt wurde, machte er das in ihn gesetzte Vertrauen nicht zu Schanden.

Sein Bekenntniß drückt noch nicht den Glauben an Jesus als den Messias aus, doch den an Jesus als einen von Gott gesendeten Lehrer, welcher der Messias sein könne.

Dieß war, aus einem aufrichtigen Verlangen nach dem Heile stammend, genug. Darum nahm ihn Jesus freundlich auf. Da es aber seine Art war, weniger zu beachten, was der Fragende sagte, als vielmehr, was er im Grunde seines Herzens meinte, ging er auch dießmal gleich darauf über und sprach:

Wahrlich, wahrlich sage ich dir, wenn Jemand nicht wiedergeboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Nikodemus wollte in der That hören, was Jesus als Bedingung der Theilnahme am nahen Himmelreiche, sei er der Messias oder nicht, fordere oder sich denke. Er dachte dabei an irgend ein bestimmtes gutes Werk, oder eine fromme Uebung, die je nach Stand, Alter und Lebensweise verschieden sein würde. Jesus aber schien im Gegentheile von Allen ein und dasselbe zu fordern, und zwar eine Sache, die so tief ging, daß sie nur unter dem Bilde des Todes, auf den eine Wiederbelebung folge, dargestellt werden könne. Da er sich gar nicht denken konnte, was Jesus meine, blieb er in seiner Entgegnung beim Bilde stehen, indem er sprach: Wie kann ein alter Mann geboren werden? Kann er zum zweiten Male eingehen in den Schoß der Mutter, und geboren werden? Wenn vom Phönix die Sage gehe, daß er sich durch Selbstverbrennung verjünge, und wenn man das Samenkorn in die Erde lege, damit es durch die Verwesung zu einem neuen Dasein gelange; ob denn am Menschen etwas ähnliches, sei es am Leibe oder Geiste vorgehen müsse, damit er am Himmelreiche Theil nehmen könne? Eine solche Forderung, sie heiße wie immer, mußte um so mehr befremden, als der Jude sein ganzes religiöses Leben für eine Vorbereitung auf das Reich des Messias hielt. Das alttestamentliche Leben in seiner Vollkommenheit, so

glaubten Alle, befähige an und für sich für das Himmelreich, und man stelle an den Einzelnen nur in so ferne mit Recht noch Forderungen, als er sich gestehen müsse, das Ideal der israelitischen Vollkommenheit nicht erreicht zu haben. Nicht das Fundament, sondern nur Einzelnes am Aufbaue bedürfe einer Nachhilfe.

Jesus aber blieb bei seinem Worte; doch nicht so, daß er es bloß wiederholte, sondern daß er mit dem Bilde den eigentlichen Ausdruck verband, indem er entgegnete:

Wahrlich, wahrlich sage ich dir, wenn jemand nicht geboren wird aus Wasser und dem Geiste, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen; d. h.:

Die allen gleich nothwendige Vorbedingung zum Himmelreiche ist jene Geburt, welche durch das Wasser und den heiligen Geist vollzogen wird, für unser Verständniß: die christliche Taufe.

Damit erinnerte Jesus den Nikodemus an das Wort des Täufers: Der hinter mir Gehende ist's, der mit dem heiligen Geiste tauft, wobei er zugleich einem möglichen Mißverständnisse desselben Wortes in der andern Form (bei Matthäus und Lukas) vorbeugt: „er wird mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen", als ob in der messianischen Taufe Feuer an die Stelle des Wassers treten werde. Johannes schilderte die messianische Taufe nach dem, was sie von der seinigen unterscheidet, Jesus nach dem, was sie Beide gemeinsam haben und was sie unterscheidet. In der messianischen Taufe verbindet sich mit dem Wasser der heilige Geist und zwar in einer Weise, die dem Feuer gleich das Alte im Menschen verzehrt und alles neu schafft.

Soweit ging die Erklärung; dazu fügte Jesus nun auch die Begründung, indem er weiter sprach:

Was vom Fleische geboren wird, ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, ist Geist.

Ursache und Wirkung sind nach ewigen Gesetzen gleichartig. Vom Fleische kommt Fleisch, vom Geiste Geist; vom Fleische gibt es keinen Uebergang zum Geiste, wie es in der Natur von einer Art zur andern keinen Uebergang gibt. Nie wird aus einem Bären ein Pferd, nie aus einem Löwen eine Ziege und ebenso wenig durch eigene Fortbildung aus dem fleischlichen Menschen der geistige des messianischen Reiches. Diesen Beweis hielt Jesus für so einleuchtend und selbstverständlich, daß er fortfuhr:

Wundere dich nicht, daß ich dir sagte: ihr müßt von neuem geboren werden.

Doch war dem nicht so; vielmehr fing das sich wundern bei Nikodemus erst recht an; denn die Folgerung: Ihr müßt, ruhte auf einem Obersatze, den Nikodemus nicht zugeben konnte. Wie? der Israelite (im guten Sinne des Wortes) sollte Fleisch und so im Gegensatze zum Geiste des Himmelreiches sein, daß man darauf hin die Nothwendigkeit einer Neugeburt aus Wasser und dem Geiste behaupten dürfte? Und wenn; besteht etwa diese Neugeburt in einer sichtbaren Umgestaltung, in einer engelartigen Vergeistigung und Verklärung, ohne die eine Theilnahme an der Herrlichkeit des messianischen Reiches nicht stattfinden könne, etwa wie man sich vergeistigte Leiber der Auferstandenen dachte?

Diese Frage lag nahe, und Jesus sprach, gleichsam als ob sie gestellt worden sei:

Der Wind weht, wo er will, und du hörst seine Stimme, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. Also ist jeder, der aus dem Geiste geboren worden ist.

Dieß heißt mit anderen Worten: Wie man den Wind nicht sieht, ihm nicht mit den Augen folgen kann, daß man daraus sein Kommen und Gehen erkennt; wie man ihn aber fühlt und hört und um sein Dasein weiß: so ist es

mit der Neugeburt aus Wasser und dem heiligen Geiste; man sieht sie nicht, aber man erkennt sie doch; sie offenbart ihr Dasein so entschieden, daß es nicht geleugnet werden kann.

Die Neugeburt, welche gleich der johanneischen Taufe, ihrem Vorbilde, durch Untertauchung in Wasser vorgenommen wird, ist nicht etwas an sich sichtbares, wie eine leibliche Geburt, daß sie, woran man nach einzelnen Schilderungen der Propheten vom messianischen Reiche denken könnte, etwa in ewiger Jugend und Schönheit bestünde, sondern rein geistig.

Die Güte und Freundlichkeit Jesu gab dem Nikodemus Muth zu bekennen, daß er ernste Bedenken habe. Er sprach: Wie kann dieß geschehen? ohne, müssen wir ergänzen, mit der Schrift in Widerspruch zu kommen, die den Israeliten durchweg als Kind Gottes darstellt, d. i. als einen solchen, der den heiligen Geist hat. Das Fleisch im Gegensatze zum Geiste ist das sündliche, unreine Fleisch, welches vor Gott mißfällig und die Mittheilung des heiligen Geistes unmöglich macht. Dieses Fleisch ist durch die Beschneidung entfernt worden, so daß ein, vom Willen unabhängiger Gegensatz von Fleisch und Geist im Leben des wahren Israeliten nicht stattfindet. Fehlt die Voraussetzung: der Gegensatz von Fleisch und Geist, so fällt auch die Forderung einer geistigen Neugeburt hinweg.

Sein Wie schien also vollkommen gerechtfertigt, doch ging Jesus nicht darauf ein, sondern sprach vielmehr befremdet:

Du bist der Lehrer Israels, und dieses weißt du nicht?

Die Vorstellung von einer Neugeburt, auf das geistige Leben beschränkt, was Jesus ausdrücklich bezeugte, war den Pharisäern nicht ganz fremd, nur wurde sie auf die Heiden allein angewendet. Sie lehrten, daß der Heide durch vollkommene Verneinung seiner bisherigen Bildungsstufe zu einem Kinde werden müsse, um durch die Beschneidung der Verheißung Israels theilhaft zu werden. Ihr Lehrsatz

lautete: Wie ein neugeborenes Kind ist, wer Proselyt geworden ist. Ein solcher muß in seinem geistigen Leben ganz von vorne anfangen. Daß nun Jesus dieselbe Forderung an den Israeliten stelle, um Theil zu haben am messianischen Reiche, kam dem Nikodemus, weil in Widerspruche mit der Schrift, als unmöglich vor. Wie kann dieß geschehen? Sollte die ganze bisherige Entwickelung des Judenthums vergeblich gewesen sein?

Der Sünder bedarf einer geistigen Wiedergeburt durch die Buße, der Heide durch die Beschneidung, darüber war kein Streit. Wie aber der fromme Israelit einer solchen, dargestellt durch die Taufe mit Wasser, bedürfen sollte, begriff Nikodemus nicht, weil die pharisäische Schule den Glaubenssatz, daß der Messias sein Volk von den Sünden erlösen werde, ganz äußerlich von den Sünden des Einzelnen auffaßte. Eine Erbsünde, die dem Menschengeschlechte als solchem, gleichviel ob Heide oder Jude, anhafte und die zur Theilnahme am Reiche Gottes unfähig mache, kannten sie nicht. Darüber machte Jesus dem Nikodemus einen sanften Vorwurf: Du bist der Lehrer Israels, und weißt dieses nicht?

In der Frage liegt nicht der Ausdruck eines strafenden Unwillens, sondern vielmehr eines mildernden Zweifels an der Möglichkeit. Wie du, ein Lehrer, sollte das Fundament seines eigenen Lehrsystemes nicht klar vor Augen haben? Ist so etwas denkbar?

Der Apostel Paulus citirt im Briefe an die Römer (3, 9—18) zum Beweise, daß Alle, Juden wie Heiden unter der Sünde stehen, eine Reihe biblischer Zeugnisse. Sie könnten noch um ein Bedeutendes vermehrt werden, haben aber ihre eigentlich beweisende Kraft nur in der Tiefe des menschlichen Bewußtseins selbst. Wer sich nicht als Sünder fühlt, für den spricht auch die heilige Schrift vergebens von der Sünde. Dieses Bewußtsein hatte die

Lehre der Pharisäer abgeschwächt und zurückgedrängt. Das wuchernde Unkraut des Hochgefühles, die erwählte Nation zu sein, ließ das demüthigende Gefühl, trotz alledem ein Sünder zu sein, nicht aufkommen.

Die Frage Jesu erweckte es wieder in Nikodemus, wenn auch nicht auf einmal in seiner ganzen Stärke, doch nach und nach; anders hätte er sich gleich der Masse der Pharisäer von Jesus abwenden müssen. Auf eine tiefer eingehende Belehrung verzichtete Jesus, nicht aber auf eine Warnung, indem er sprach:

Wahrlich, wahrlich sage ich dir: Was wir wissen, reden wir, und was wir gesehen haben, bezeugen wir, und unser Zeugniß nehmet ihr nicht an.

Am Uebergange der Rede aus der Einzahl (ich, du) in die Mehrzahl (wir, ihr) sieht man, daß Jesus weder sich, noch den Nikodemus, jeden ausschließlich nach seiner Persönlichkeit, vor Augen hatte, sondern vielmehr nach dem, was sie repräsentirten: Jesus die lehrende Kirche, Nikodemus das lehrende Pharisäerthum, die lehrende Synagoge. Jesus spricht eine Prophetie über das Ganze aus, in der zugleich eine Warnung für den Einzelnen lag. Ihr nehmet nicht an, gilt dem Ganzen; die Warnung für den Einzelnen ergab sich von selbst.

Nikodemus glaubte im Sinne der Pharisäer zu reden, als er sprach: Wir wissen, daß du von Gott gekommen bist. Jesus zeigt ihm, daß dieß nicht der Fall sei. Schon jetzt glauben sie nicht; denn kein Gläubiger ist, wer nur annimmt, was, würden wir sagen, in seinen Kram paßt. Dieß traf bei den Pharisäern zu und trat um so mehr hervor, je entschiedener Jesus unbedingten Glauben forderte. Er drückt dieses sehr bezeichnend in den Worten aus:

Wenn ich euch das Irdische sagte, und ihr nicht glaubet, wie werdet ihr glauben, wenn ich euch das Himmlische sage?

Wir haben da einen Beweis aus der Erfahrung mit einem Schlusse vom Kleinern auf das Größere. Die Erfahrung lag noch nicht handgreiflich vor, Nikodemus wußte darum nicht; aber Jesus der Herzenskenner wußte und sagte es, daß der Glaube der Pharisäer schon am Irdischen, das er lehre, Schiffbruch leide, insoweit, müssen wir hinzudenken, es nicht nach ihrem Sinne ist. Die bildlichen Ausdrücke: das Irdische, das Himmlische, bezeichnen das nahe und das ferne Liegende, das Faßliche und das Unfaßbare in der Lehre Jesu. Alles bisher Gelehrte nannte er ein Irdisches, auch die Nothwendigkeit der Wiedergeburt; dazu dürfen wir beispielsweise noch die Bergpredigt und die Parabeln zählen, während die Lehre von seiner Gottheit, von dem Genusse seines Fleisches und Blutes, von der Erlösung durch das Kreuz ein Himmlisches sind. Das Evangelium enthält also geoffenbarte Wahrheiten, die, an sich himmlischer Natur, außer dem Kreise des menschlichen Geistes liegend, nur im Glauben erfaßt werden können.

Den unmittelbaren nächsten Erfolg dieser Unterredung theilt uns der Evangelist nicht mit, weil der weitere Verlauf der Geschichte darüber selbst Aufschluß gab. Nikodemus wurde ein treuer, wenn auch zur Zeit noch stiller Jünger des Herrn.

## 5.

Joh. 3, 22—36. (Matth. 14, 3, 4. Mark. 6, 17, 18. Luk. 3, 19, 20.

Nikodemus hatte sich nur auf die Zeichen und Wunder Jesu berufen, nicht auf seine Lehre, die doch auch, Allen leicht erkenntlich, den Stempel ihres himmlischen Ursprunges an sich trug. Es dient dieß für uns zu einem Fingerzeige, daß Jesus in seiner Lehre bis jetzt weder nach Inhalt noch nach Form vom allgemeinen Typus wesentlich abwich. Wunder und Zeichen ließen sich die Pharisäer wohl ge-

fallen, aber gegen eine massenhafte Einwirkung auf das Volk in öffentlichen Predigten mit Lehrsätzen, welche den ihrigen entgegen waren, würden sie gleich von Anfang, wie später in Galiläa, mit vereinten Kräften aufgetreten sein. Da wäre die Gefahr des Verlustes viel größer, als die Hoffnung des Gewinnes gewesen. Selbst als Jesus bald nach dem Gespräche mit Nikodemus die Stadt wegen ihres Unglaubens, wie er selbst zu Nikodemus sagt: Ihr glaubet nicht, verließ, und das jüdische Gebiet außer Jerusalem zu seinem Aufenthalte erwählte, mied er soweit es thunlich war, jeden öffentlichen Conflikt mit den Pharisäern und, wie wir sagen würden, mit der öffentlichen Stimmung des Volkes. Er reiste umher, wirkte Wunder, sammelte Jünger, taufte und lehrte, aber nur im Kreise bereitwilliger Zuhörer, nicht in den Synagogen oder vor großen Volksmassen im Freien.

Dieses, nur in Verhältniß zu später, stille Wirken Jesu in Judäa blieb nicht ohne Frucht und Trost. Bethania mit Lazarus und Martha, Bethlehem mit den frommen Hirten und ihren Kindern, Ain Karim (St. Johann) mit den jüngern Freunden des Zacharias und der Elisabet, Arimathäa (Ramle) mit Joseph dem Rathsherrn und andere Orte Judäa's waren Stationen, wo Jesus gerne verweilte und die als bleibende Mittelpunkte für die Gläubigen dienten. So wurde auch in Judäa gerettet, was gerettet werden konnte, und tausend dankbare Erinnerungen knüpften sich an diesen Aufenthalt, obwohl uns davon, außer dem Gespräche mit Nikodemus, nur eine überliefert worden ist, die sich, scheinbar zufällig, an die Notiz anklammerte, daß Jesus taufte.

Jesus selbst taufte nicht, sondern nur seine Jünger; dagegen tauften die Johannesjünger nicht, sondern nur er selbst. Dieß veranlaßte Unzufriedenheit von Seite der Johannesjünger, die sich voll Eifers um ihren Meister annah-

men. Sie wären einverstanden gewesen, daß Jesus taufe; aber daß er selbst gerade nicht taufte, sondern durch seine Jünger taufen ließ, schien ihnen eine Ueberhebung Jesu und eine Beiseitesetzung des Johannes, der durch die taufenden Jünger gleichsam überflüssig gemacht werde. In gewissem Sinne war beides richtig; Jesus taufte wirklich deßwegen nicht selbst, weil er mehr war als Johannes, und seine Jünger ersetzten wirklich durch ihr Taufen die Taufe des Johannes, da wo er selbst nicht hinkam. In diesem letztern Umstande ist auch der Grund zu suchen, warum die Jünger Jesu überhaupt tauften.

Die Wassertaufe des Wüstenpredigers war eine Vorbereitung auf das nahe Himmelreich, das von Jesus, wie von Johannes geprediget wurde. Viele in Judäa, die Jesum hörten und seine Wunder sahen, wären, obwohl er es nie forderte, gerne getauft worden, um nichts zu versäumen, was sie des Himmelreiches würdig machen könnte. Aber Johannes war weit weg, in Galiläa; daher befragten sie wohl die Jünger und diese hinwieder den Herrn selbst, ob es keinen Ersatz für die Johannestaufe gebe, und er gestattete ihnen zu taufen, weil es ein heilsames Mittel zur Selbsterkenntniß und zur Erweckung des Glaubens war. Der Form wie der Wirkung nach spendeten die Jünger nur die johanneische Taufe durch Wasser zur Buße. Sowie sie aber einmal tauften, kam zu diesem gleich ein zweites, das den Johannesjüngern noch mehr zu Herzen ging.

Die ganze Erscheinung Jesu Christi gab ihn als denjenigen zu erkennen, der über Johannes stehe. Diesen unbestrittenen Vorzug trug man nun auch auf seine Taufe über. Selbst solche, die Gelegenheit hatten, von Johannes getauft zu werden, wollten lieber von einem Jünger Jesu getauft sein. Offenbar trat Johannes etwas in den Hintergrund.

Da meinten seine Jünger, nicht länger schweigen zu

dürfen; man müsse ihn über den Stand der Dinge aufklären. Gelegenheit dazu bot die Unterredung mit einem Manne, der entweder von einer solchen Taufe durch die Jünger Jesu herkam, oder sie Angesichts der johanneischen aufsuchte.

So ist wohl die kurze Notiz im vierten Evangelium zu verstehen, die nur als Einleitung zum letzten Zeugnisse des Täufers dienen sollte, und die lautet: Es war eine Erörterung (ein Disput) seitens der Johannesjünger mit einem Juden über die Reinigung (die Taufe), d. h. sie stellten einen Mann zur Rede, der von der Taufe durch die Jünger Jesu kam, oder sie zu erhalten suchte, sie also thatsächlich der johanneischen vorzog und dessen auch kein Hehl hatte.

Mit diesem lebendigen Beweise traten sie vor ihren Meister und sprachen: Der bei dir war jenseits des Jordans, von dem du Zeugniß gegeben, siehe, der tauft, und Alle kommen zu ihm.

Johannes aber antwortete und sprach: Es kann ein Mensch sich nicht etwas geben, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben worden ist. Ihr selbst bezeuget mir, daß ich gesprochen habe: Ich bin nicht Christus, sondern daß ich gesendet worden bin vor ihm. Wer die Braut hat, ist der Bräutigam; der Freund des Bräutigams, welcher stehet und auf ihn höret, freuet sich wegen der Stimme des Bräutigams. Diese meine Freude ist nun voll geworden. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

Dieses wiederholte und letzte Zeugniß war dem Evangelisten so bedeutsam, daß er auch den Ort angibt, zu Aenon bei Salim, wo Johannes damals taufte, weil da viel Wasser war.

Freilich ergeht es uns bei dieser Ortsbestimmung, wie bei Bethania jenseits des Jordans. Wir kennen weder Aenon noch Salim, und dürfen nur so viel als sicher annehmen, daß es in Galiläa zu suchen sei, weil Herodes, der

den Täufer hier, in Aenon, ergreifen ließ, weder über Judäa noch Samaria eine Gerichtsbarkeit hatte, und von einer Auslieferung des Johannes an ihn nirgends die Rede ist.

Der heilige Hieronymus hält Salumias, acht römische Meilen (drei Stunden) südlich von Skythopolis (vrgl. oben 3, 8) für Salim; da es aber in diesem Falle außerhalb Galiläa liegen würde, müssen wir es anderswo suchen, wahrscheinlich nordwestlich von Skythopolis in einem jener Thalgründe, die als Wasserabzüge für die galiläischen Gebirge dienten. Im Buche Judith (4, 4) wird ein Thal Salem genannt, wohin man eine Besatzung legte, um den Holofernes aufzuhalten. Dieses Thal war, scheint es, nahe bei Bethulia, das man im heutigen Bet-Ilfa wiedergefunden hat. Bet-Ilfa liegt aber im nämlichen Thale wie Skythopolis. Es ist der schmale östliche Ausläufer der großen Ebene Esdrelon und durch seinen ausnehmenden Wasserreichthum wichtig. Außer dem Ain Dschalud (Goliathsquell) durchströmen es noch drei starke Bäche. Ein Theil dieses Thales konnte Salim heißen, nach einer allgemeinen Sitte im Oriente, die Benennungen zu lokalisiren, wornach ein Thal oder ein Bach seinen Namen mehrmals wechselt.

Dem sei indeß wie ihm wolle; wir sehen jedenfalls aus der Bezeichnung der Taufstelle, daß der Evangelist Johannes noch immer mit seinem ersten Lehrer, dem Täufer Johannes, in Verkehr stand, sowie wir aus der weiten Entfernung Aenons vom gegenwärtigen Aufenthalte Jesu den Schluß ziehen dürfen, daß der Täufer sich absichtlich zurückzog. Er trat aus der Sonnennähe mehr und mehr in die Sonnenferne, zum Zeichen, daß Jesus wachsen und er abnehmen müsse. Diese Entfernung war aber keine Trennung, da die Jünger Jesu, die früher Johannesjünger gewesen waren, mit immer gleicher Liebe und Verehrung an ihrem alten Meister hingen. So lange Johannes lebte,

sollte dieses heilige Band nicht gelöst werden; es kam nur zu bald die Zeit seines Hinscheidens; denn Herodes ließ ihn noch in diesem Jahre gegen Ende von 781 ergreifen und später hinrichten.

Dieser Fürst hatte das Weib seines Bruders Philippus, Herodias, mit ihrer Einwilligung entführt und geheirathet, worauf sich seine rechtmäßige Gemahlin, eine Tochter des Königs Aretas, zu ihrem Vater flüchtete. Darüber hätte sich wohl der Täufer aus eigenem Antriebe so wenig geäußert, als es später Jesus that. Was im liederlichen Haushalte der halbheidnischen Herodianer vorging, lag ihnen fern; dazu waren sie nicht gesendet worden.

Wenn Johannes doch mit seinem: Es ist dir nicht erlaubt, das Weib deines Bruders zu haben, hervortrat, so müssen wir annehmen, daß die Veranlassung dazu von Herodes selbst ausgegangen sei. Da nämlich diese Verbindung, schon als ein politischer Mißgriff, vom Volke ungern gesehen wurde, war ihm viel daran gelegen, das Gehässige und Anstößige seiner neuen Ehe dadurch zu mildern, daß Philippus auf Fürsprache des Täufers hin bewogen werde, der Herodias den Scheidebrief zu geben und seine Ehe mit ihr gesetzlich aufzulösen. Gewalthaber halten in solchen Dingen gar vieles für möglich, und zudem fehlte es nicht an Vorwänden und Beschönigungen. Schon daß aus dem größern Uebel ein kleineres werde, mochte es rechtfertigen, wenn sich Johannes der Sache annehme. Da dieß fehlschlug, bemächtigte sich Herodes der Person des Täufers. Der Mund, welcher nicht zusagte, mußte verstummen; der nicht einwilligte, mußte unschädlich gemacht werden. Dieß forderte schon die Klugheit. Weiter geschah dem Täufer einstweilen nichts zu Leid. Seine Jünger durften ihn besuchen und ihm Dienste leisten.

## 6.

Joh. 4, 1—26.

Dieß geschah bald nach seinem letzten Zeugnisse über Jesus zur nicht geringen Freude der Pharisäer vielleicht weniger wegen des Täufers, als wegen Jesus selbst. Denn war auch der Wüstenprediger keineswegs ein Mann nach ihrem Herzen, so kamen sie doch selten in einen offenen Conflikt mit ihm, weil er die Einsamkeit nie verließ, so daß ihnen immer ein großer Einfluß und weiter Wirkungskreis blieb; auch hatte er die Ehre der messianischen Würde entschieden abgelehnt. Anders verhielt es sich mit Jesus. Für ihn gab der Täufer selbst Zeugniß, lehrend und Wunder wirkend durchzog er Judäa von Ort zu Ort, gewann überall Anhänger und trat in einer Weise auf, wogegen sie nicht aufkommen konnten, bis ihnen die plötzliche Gefangennehmung des Täufers neuen Muth einflößte. Was ein Herodes vermochte, durfte auch ihnen nicht zu schwer fallen; aber siehe, Jesus verließ, ehe sie etwas unternahmen, das Land und ging wieder nach Galiläa.

Doch wäre es ein Irrthum, wenn wir glaubten, ihnen aus dem Wege zu gehen, sei sein einziger, oder auch nur der hauptsächlichste Beweggrund gewesen. Es war dieß nur die äußere Veranlassung zu einem Wirken ganz anderer Art. Mit der Gefangensetzung des Täufers war für ihn die Stunde gekommen, seine immerhin noch theilweise Verborgenheit und Zurückhaltung aufzugeben. Das Zurücktreten des Einen wurde ein Signal für das Auftreten des Andern. Die eine Predigt vor großen Volksmassen hörte auf, die andere begann. Den Rufenden in der Wüste löste der Rufende im bewohnten Lande ab. Jesus kam, das vom Täufer verlassene Gebiet einzunehmen. Nicht Furcht, sondern der göttliche Rathschluß führte den Herrn nach Galiläa zurück. Worüber sich die Pharisäer freuten, dieß schlug in

das gerade Gegentheil um. Seine Flucht war, wenn wir dieses Bild gebrauchen dürfen, eine Kriegslist, um sie auf einem ihm günstigern Felde gänzlich zu schlagen. Darüber sollten ihnen bald die Augen aufgehen.

Der gerade Weg nach Galiläa führte durch Samaria.

Diese kleinste von den diesseitigen Provinzen Palästina's lag, wenn wir zwei bekannte Städte nennen wollen, zwischen Joppe im Süden und Cäsarea im Norden, beide am Meere. Ihre Längenausdehnung überschritt nicht sechs deutsche Meilen, und dasselbe gilt auch von der Breite, da die Jordanebene und die Meeresniederung nicht zu Samaria gehörten. Die Bewohner dieses schönen, ungemein fruchtbaren Mittelgebirges, eine Mischung von Heiden und einem Reste der altisraelitischen Bevölkerung, lebten in einer Nationalfeindschaft mit den Juden, denen sie als Ketzer und Eindringlinge verhaßt waren. Selbst der Weise Ben Sirach sagt: „Zwei Völker hasset meine Seele, und das dritte, welches ich hasse, ist kein Volk: die welche wohnen im Gebirge Seir und die Philister und das thörichte Volk, welches wohnt in Sichem (50, 27, 28), d. i. die Samariter. Sind wir, sagt der jüdische Geschichtschreiber Josephus Flavius zu ihrer Charakterisirung, im Unglück, so verleugnen sie unsere Verwandtschaft mit uns und sagen damit die Wahrheit; lächelt uns aber ein günstiger Stern, so wollen sie schnell gute Freunde sein und zu uns gehören.*)

Ihr Tempel auf dem Berge Garizim wurde, wie wir schon erzählt haben (siehe oben 1, 2), um 130 v. Chr. zerstört und später die ganze Nation von den Pharisäern in den Bann gethan, wofür sie in reichlichem Maße bei Gelegenheit Gleiches mit Gleichem vergalt. Da aber die Pharisäer nur die Leute, nicht zugleich das Land für unrein erklärten, konnte es auch ein strenggläubiger Jude ohne Bedenken durchreisen, wenn er nur den persönlichen Verkehr

*) Antiqu. 11, 8.

nach Möglichkeit vermied.*) Die großen Pilgerkarawanen umgingen aus religiösem Eifer Samaria; der einzelne Pilger war dazu nicht angehalten, und es hing von seiner Stimmung ab, wie weit er sich mit den Samaritern einließ oder sie mit ihm. Eine nationale Scheidung trennte nirgends alle Schichten der beiderseitigen Bevölkerung in gleichem Maße.

Hauptherd der Samariter, wo sie sich auch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, war die alte Stadt Sichem (später Neapolis, jetzt Nablus) am Fuße des Garizim, auf dem ihr Tempel stand. Gerade diesen Ort erwählte Jesus, sich den Samaritern zu offenbaren. Denn, sagt der Evangelist, Jesus kam auf der Reise durch Samaria zu einer Stadt, Sychar genannt, nahe bei dem Felde, welches Jakob seinem Sohne Joseph gegeben hatte. Dort war der Jakobsbrunnen, und Jesus, von der Reise müde, setzte sich am Brunnen nieder. Es war um die sechste Stunde.

Der Jakobsbrunnen wird noch gezeigt, eine halbe Stunde vor der heutigen Stadt gegen Osten, am Uebergange der großen Makna-Ebene in das schmale Seitenthal von Nablus. Er hat alle Anzeichen hohen Alterthums und trotz der vielen Verschüttungen eine Tiefe von 75 Fuß, die im 17. Jahrhundert noch 105 mit einem Wasserstande von 15 Fuß betrug. Säulentrümmer und Mauerüberreste weisen auf einen alten Bau. Schon im 4. Jahrhundert stand über dem Quell eine von Platanen umgebene Kirche, aus deren Krypta das Wasser in ein tiefer liegendes Becken geschöpft wurde, das den Pilgern zum Baden diente. Wenn aber auch diese alten Zeugen fehlten, würde die Lage selbst

*) Avoda Sara (H.) f. 44, 4: Das Land der Chutäer (d. i. Samaria) ist so weit rein, daß man von dessen Feld- und Baumfrüchten essen darf; ein Israelit darf durchreisen und übernachten.

für die Sicherheit der Tradition sprechen. Hier vorüber ging die Straße von Jerusalem nach Skythopolis und, direkt Galiläa zu, nach dem heutigen Dschenin am Eingange in die Ebene Esdrelon. Wie Jesus Christus, so ruhte wohl jeder israelitische Wanderer im Schatten der Bäume am Brunnen aus und gedachte des Patriarchen Jakob und seines vielbewegten Lebens. Er hatte nämlich das Feld rings herum von den Sichemiten gekauft, den Brunnen gegraben und lange da gewohnt. Nach seinem Tode fiel es dem Joseph als Erbtheil zu, dem es so theuer war, daß er sich hier begraben ließ. Man zeigt seine Grabmal noch, etwa 300 Schritt nördlich vom Jakobsbrunnen fast in der Mitte des Thales zwischen dem Ebal und dem Garizim.

Statt Sychar erwartet man Sichem zu lesen, der bekannte Name jener uralten Stadt, die schon zur Zeit Abrahams stand und in der ersten Geschichte des Volkes Israel oft vorkommt. Später knüpften sich aber an diesen Namen so schmachvolle und traurige Erinnerungen, daß man ihn mit einem andern vertauscht zu haben scheint. Nach Josephus hieß Sichem bei den Samaritern Mabortha, nach unserm Evangelisten bei den Juden Sychar. Beide Namen haben ähnliche Bedeutungen: Mabortha heißt Uebergang oder Paß, Sychar nach der Schreibweise im Talmud Schloß oder Riegel. Das alte Sichem am Eingange zum Seitenthale gelegen glich einem absperrenden Hügel oder Schlosse. Der Kaiser Vespasian, der die Stadt zerstörte, dann wieder, aber weiter einwärts im Thale gegen Westen aufbaute, gab ihr den Namen Neapolis (Neustadt), der ihr geblieben ist.

Der Weg von Jerusalem zum Jakobsbrunnen über Bethel beträgt 14 Stunden. Wenn Jesus im Chan von Lebona, dem heutigen al-Leban übernachtete, konnte er bis Mittag den Jakobsbrunnen erreichen. Beide Orte sind etwa fünf Stunden von einander entfernt, die Landschaft da-

zwischen ist aber gebirgig und der Weg sehr beschwerlich, bis man in die Makna-Ebene herabsteigt.

Als Jesus beim Jakobsbrunnen ankam, setzte er sich ermüdet nieder. Seine beiden Begleiter ließ er in die nahe Stadt gehen, Lebensmittel zu kaufen und ihm herauszubringen, nicht wegen zu großer Ermüdung, oder weil er als Rabbi eine unreine Berührung mit Samaritern vermeiden wollte, sondern weil er etwas vorhatte, was durch ihre Gegenwart vereitelt worden wäre. Während er nämlich allein dasaß, kam eine Samariterin, Wasser zu schöpfen.

Zur Mittagszeit holte man in der Regel kein Wasser, geschweige ein entfernt liegendes, wo anderes ganz in der Nähe war. Die Frau hatte mit Absicht diese Stunde gewählt, weil sie mit niemanden, wenigstens mit keinem aus der Stadt zusammentreffen wollte, und sie hatte sich den weiten Weg nicht reuen lassen, weil sie dem Wasser aus dem Jakobsbrunnen besondere, reinigende Kräfte zuschrieb. Ein, allerdings irre geleiteter, religiöser Sinn trieb sie dahin; Scheu vor dem Urtheile der Leute hielt sie ab, es gemeinsam mit andern zu thun. Könnten sie nicht sagen: Nun dieser thuts vor allem Noth, gereiniget zu werden?

Daß Jesus von einem so kostbaren Wasser trinken wolle, verstand sich von selbst, und die Frau hätte ihm bereitwillig den Eimer hingereicht, wenn er gewartet hätte, bis sie geschöpft haben würde. Da er aber sogleich, vielleicht statt des Grußes, oder doch unmittelbar nach demselben, ehe sie zu schöpfen begann, um einen Trunk bat, wurde sie überrascht. Der Fremdling wollte, so viel merkte sie leicht, ein Gespräch mit ihr anknüpfen; darum erwiederte sie in einem Tone, der nicht frei von Ironie war: Wie verlangst du, ein Jude, von mir zu trinken, die ich eine Samariterin bin? Dieses Wie ließ durchschimmern, daß Jesus wohl noch etwas im Sinne habe, sonst würde

er ihr nicht so freundlich entgegenkommen, da bloßer Durst der Beweggrund seiner Bitte nicht sein konnte, weil rings herum Wasser in Hülle und Fülle war, und ein Jude nicht leichthin mit einer Samariterin anknüpfte.

Jesus gestand zu, es sei wirklich nicht der Durst, sondern das Verlangen, mit ihr in einen Verkehr zu treten, der Grund seiner Bitte gewesen, aber in einen Verkehr, bei dem der Gewinn ganz auf ihrer Seite sei, indem er entgegnete:

Wenn du die Gabe Gottes kennen würdest und den, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken; du hättest ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.

Vergegenwärtigen wir uns, daß die Frau zu einer ungewöhnlichen Zeit Wasser holte, und daß sie an eine allwaltende Vorsehung Gottes glaubte, wo es keinen Zufall gibt, so lautete die Antwort Jesu in ihrem Sinne: Nicht wurdest du gesendet, mir in meinem Durste Wasser zu reichen, sondern ich wurde gesendet und bin gekommen, dir in deinem Durste die Gottesgabe eines lebendigen Wassers zu bringen, und wenn du dieß erkannt hättest, würdest du mich darum gebeten haben.

Diese Worte, so gewinnend und wohlwollend sie auch schienen, setzten die Frau nichts desto weniger auf eine schwere Probe. Sie hätte sein anspruchsvolles Anerbieten verächtlich abweisen können. Was gingen Samariter die Gottesgaben der Juden an? Doch sie bestand zu ihrem Seelenheile die Prüfung. Die Erscheinung Jesu war von solch überwältigender Hoheit, daß die Samariterin, fern von Hohn und eitlem Nationalstolze, der außer sich nichts anerkennt, voll Bescheidenheit nur hervorhob, was in ihren Augen eine Spende lebendigen Wassers von Seite Jesu unmöglich machte, indem sie entgegnete: Herr, du hast nicht, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief;

woher hast du das lebendige Wasser? Bist du etwa größer als unser Vater Jakob, welcher uns den Brunnen gab, und selbst daraus trank, und seine Söhne und seine Herden?

Sie blieb, wie wir sehen, beim einfachen Wortlaute: lebendiges Wasser, d. i. Quellwasser. Dieß kann Jesus hier ohne ein Wunder nicht geben. Oder ist er ein zweiter Moses, der Wasser aus dem Felsen schlug und sich dadurch größer als Jakob zeigte, welcher dieß nicht vermochte, sondern sich einen Brunnen graben mußte.

Oeffentliche Brunnen hatten Schöpfräder, Seile und Eimer; hier fehlte, wie es scheint, alles, weil der Jakobsbrunnen nicht zum allgemeinen Gebrauche diente, und Fremde gerade verhindert werden sollten, von seinem geheiligten Wasser zu trinken, da sich anderes Quellwasser in der Nähe reichlich vorfand.

Jesus ging auf ihre Frage, woher er sein Wasser nehme, nicht ein, sondern fuhr in seiner Rede, als ob er gar nicht unterbrochen worden wäre, fort, indem er den Gegensatz seines Wassers zum ihrigen schilderte und bewies, mit welchem Rechte also vielmehr sie von ihm zu trinken verlangen solle, als er von ihr, indem er sprach:

Jeder, der von diesem Wasser trinkt, wird wiederum dürsten;

wer aber vom Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird nicht mehr dürsten in Ewigkeit, sondern das Wasser, welches ich ihm geben werde, wird in ihm Quelle eines Wassers werden, das aufquillt in's ewige Leben.

Wer von ihrem Wasser trinkt, sind seine Worte, dürstet wieder, wer aber von seinem Wasser trinkt, nicht mehr in Ewigkeit. Das erste geschieht, weil sich ihr Wasser im Menschen nicht ergänzt, es ist bald aufgezehrt, und neuer Durst hebt an; das zweite geschieht, weil sich sein Wasser aus sich selbst ergänzt und im Menschen zu einer

immer sich erneuernden, aufsprudelnden Quelle wird, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie die Kluft des Grabes überspringt und hineinströmt in's ewige Leben, dahin zurückkehrend, von wo sie ausgegangen, und Himmel und Erde verbindend.

In unserm irdischen Dasein herrscht ein beständiger Wechsel zwischen Durst (Verlangen) und Sättigung; wie beim Wasser, so bei allen, auch geistigen Gütern. Was Jesus Christus uns bietet, das allein trägt den Keim eines unvergänglichen Wachsthumes und damit einer ewigen Befriedigung in sich. Der Glaube an ihn stillt alle Bedürfnisse des menschlichen Geistes für Zeit und Ewigkeit. Was wir von ihm kraft des Glaubens empfangen, ist Gnade und Wahrheit, nicht bruchstückweise, nicht ein Ast oder Zweig, sondern der Baum selbst, mitsammt der Wurzel, aus der ewiges Leben und Wachsthum in ihn hineinströmt, der Trunk mit sammt der Quelle, die nicht versiegt.

Nun wissen wir, was Jesus unter der Gabe Gottes und dem lebendigen Wasser gemeint habe: die von ihm geoffenbarten Wahrheiten des Evangeliums, mit Einem Worte, sich selbst, als das Licht, welches in der Welt leuchtet, als der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Soweit konnte die Samariterin Jesu Worten nicht folgen; aber sie erkannte, daß er von etwas Hohem, Gutem und Beseligendem spreche, das er geben könne. Sei es nun was immer; es ist eine Gabe Gottes, welche auf jeden Fall den mühseligen Gang zum Brunnen heraus unnöthig machen wird. Das Wasser der Jakobsquelle ist besser als anderes; was er geben kann, besser als dieses; wie sollte sie nicht darnach begehren und darum jetzt wenigstens bitten, da sie es aus Unwissenheit zuvor nicht gethan hatte? Darum sprach sie: Herr, gib mir dieses Wasser, damit ich nicht dürste und nicht hierher komme, zu schöpfen.

Beachten wir bei dieser Bitte wohl, daß die Samariterin weniger wegen leiblichen, als wegen geistigen Durstes zum Jakobsbrunnen herausgegangen war. Sie hatte ein unruhiges Gewissen, das ein Trunk von diesem Wasser beschwichtigen, Flecken an ihrer Seele, welche dieses Wasser hinwegwaschen sollte. Gerade der heutige Gang mochte vorzüglich eine solche Veranlassung gehabt haben. Sie suchte Ruhe für ihre Seele, und bat den Herrn darum, ohne es zu bekennen. Doch auch dieß mußte geschehen; anders konnte sie an der Gabe des lebendigen Wassers nicht Theil nehmen. Um sie nun bis dahin zu bringen, sprach Jesus:

Gehe hin, rufe deinen Mann und komme hieher.

Dieß war ein Griff in ihr Herz. Was sollte sie antworten? bekennen oder verheimlichen? Sie überwand sich und blieb bei der Wahrheit, indem sie entgegnete: Ich habe keinen Mann. Sie sprach nicht: ich bin Jungfrau; noch: ich bin Wittwe; noch: ich bin eine Entlassene. Wie viel Beschämendes lag in ihrem: Ich habe keinen Mann! Es war nicht das ganze Bekenntniß, aber genug; einem weitern kam Jesus selbst zuvor, indem er entgegnete:

Du hast richtig gesagt: ich habe keinen Mann; denn fünf Männer hattest du, und jetzt ist, den du hast, nicht dein Mann; darin hast du wahr gesprochen.

Wir würden die Bedeutung ihres Geständnisses verkennen, wenn wir glaubten, die Samariterin habe ihre Schande durch einen zweideutigen Ausdruck verdecken wollen. Pharisäischer Verstellung gegenüber hätte Jesus nicht geantwortet, wie er hier that. Dazu kommt, daß die Rede: Ich habe keinen Mann, aus dem Munde eines Weibes damaliger Zeit ein Wort war, das man im allerschlimmsten Sinne: Ich bin eines jeden Weib, auszulegen geneigt sein mußte. Ihr Bekenntniß war aufrichtig, nur nicht voll-

ständig; aber siehe, wie das Fehlende Jesus, der Herzenskenner, ergänzt hat!

Was er von ihrem Lebenswandel aufdeckt, ist sehr stark, jedoch bei dem Leichtsinne, mit welchem auch unter den Juden Ehen eingegangen und wieder aufgelöst wurden, nicht unerhört. Näheres werden wir nicht inne. Vielleicht hatte sie keinen Mann durch den Tod verloren, sondern sich von allen fünf den Scheidebrief geben lassen, und es mit dem sechsten, wie wir sagen würden, so probirt. Sie muß eine Frau von außerordentlichen Eigenschaften gewesen sein, die sich aber mehr von ihren Neigungen und Launen, als der heiligen Sitte leiten ließ, ohne ganz gemein und niedrig zu werden; davor bewahrte sie immer noch ihr religiöser Sinn und eine Naivität, der man im gewöhnlichen Leben nur zu gerne alles nachsieht.

Da Jesus also sprach, erkannte die Frau, wer er sei und welche Gabe Gottes er ihr bringen wolle, und sie bekannte es, indem sie entgegnete: Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, daß zu Jerusalem der Ort ist, wo man Gott anbeten muß.

Den befremdenden Uebergang von einem Satze zum andern haben wir uns im Sinne der Samariterin etwa so zu denken: Ich sehe, daß du gekommen bist, mir Vergebung und Aussöhnung mit Gott anzubieten; dieses ist das lebendige Wasser, von dem du spracheſt. Wohin also muß ich, um der Versöhnung theilhaft zu werden, mich wenden, hieher zu unserm Heiligthume auf dem Garizim, oder dorthin zum eurigen in Jerusalem? Sie sagte nicht: Was muß ich thun, sondern wohin muß ich gehen? Dieß war nach samaritischer, wie jüdischer Vorstellung das erste. Alles was man thut, ist vergeblich, wenn es nicht in der rechten Weise geschieht. Ihre Frage ließ den heroischen Entschluß durchblicken, auch nach Jerusalem zu pilgern;

denn im Worte des Propheten Gottes betete sie den Willen Gottes an. Wäre sie zu diesem Aeußersten für eine samaritische Büßerin nicht bereit gewesen, so würde sie ihre Frage anders formulirt haben. Der Name des verhaßten Jerusalem wäre nicht über ihre Lippen gekommen. Ihre Frage war der Ausdruck eines Heldenmuthes, der alles übrige, was noch zu thun sein würde, miteinbegriff. Ohne den wahren Gottesdienst gibt es keine wahre Sühne. Darüber war sich die Frau (und dieß ist ein Zeugniß ihres männlichen Verstandes) vollkommen im Klaren.

Sie sagte: dieser Berg, ohne ihn zu nennen, weil der Garizim unmittelbar vor ihnen dalag, etwas mehr nördlich der Ebal. Das dazwischenliegende Thal, auf seinem Grunde nur fünfzehn- bis achtzehnhundert Fuß breit, hatte Moses zum Orte der Beeidigung des Volkes bestimmt, die Josua vornahm. Sechs Stämme standen am Garizim, sechs am Ebal und in der Mitte die Bundeslade. Die Beeidigung bestand in einer ausführlichen und feierlichen Segens- und Fluchformel, worauf die Israeliten mit Amen antworteten.

Von der Stadt aus erreicht man in zwanzig Minuten die Hochfläche des Garizim, wo 800 Fuß über dem Thale der Tempel stand, der um 330 (v. Chr.) erbaut und um 130 zerstört, noch in Trümmer lag, die aber von den Samaritern, wie einst von den Juden die Ruinen des Tempels in Jerusalem, zu ihren drei Hauptfesten, Pascha, Pfingsten und Laubhütten, benützt wurden. Der Anblick seiner Ruinen erweckte immer auf ein neues die Liebe zu ihrem unterdrückten Kulte und den Haß gegen ihre Unterdrücker; und doch sagt die Frau voller Entschiedenheit: Herr, wohin soll ich gehen? Sei's nach Jerusalem; dein Wort ist mir heilig.

Diese, von uns eben geschilderte Seelenstimmung durchschaute nur Jesus. Er bewährte sich vor ihr als wahrer Prophet Gottes nicht bloß dadurch, daß er ihr vergangenes

und ihr gegenwärtiges Leben aufdeckte, was nicht gerade ein absolutes Geheimniß war, sondern noch mehr dadurch, daß er in ihr Herz sah und die Motive kannte, um derentwillen sie ihre Frage gestellt hatte. Darum sprach er nicht etwa mit dem Psalmisten: An Brandopfern hat Gott kein Gefallen; ein Opfer vor Gott ist ein zerknirschter Geist (50, 18, 19); oder mit dem Propheten: Bringe nicht weiter vergebliche Opfer; wasche, reinige dich; schaffe weg die Bosheit deiner Anschläge, höre auf, Frevel zu üben (Is. 1, 12 flgd.); sondern ganz auf ihre Frage eingehend:

Weib, glaube mir, daß die Stunde kommt, da ihr weder auf diesem Berge, noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet.

Ihr betet an, was ihr nicht kennet; wir beten an, was wir kennen, denn das Heil ist aus den Juden.

Siehe, kein Wort des Tadels vernimmt die Frau trotz ihres verbrecherischen Wandels, sondern nur der Belehrung und zwar gleich im höchsten Sinne, als ob Jesus vor der Unschuld selbst und der heiligsten Lernbegierde stehe, wie später, da seine Jünger zu ihm sprachen: Herr lehre uns beten.

Die Antwort ist doppelt. Die eine und erste lautet: Vom höchsten, idealen, oder was dasselbe ist, vom messianischen Standpunkte aus betrachtet, hat weder der Jude noch der Samariter Recht. Es kommt die Stunde und sie ist jetzt im Anbruche begriffen, da man Gott überall anbeten wird, da man jeden Ort der Welt zu einem Moriah oder Garizim, d. i. zu einer Gott wohlgefälligen Stätte seiner Anbetung machen kann, wie der Prophet sagt: Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange ist groß mein Name unter den Völkern, und an jedem Orte wird geräuchert und meinem Namen reine Gabe dargebracht

(Mal. 1, 11). Allein — und nun folgt die zweite Antwort — solches gilt nur von der Zeit, die jetzt eintreten wird, nicht von der bisherigen. Bisher sind die Juden im Besitze des einzig gesetzmäßigen Gottesdienstes, nicht die Samariter. Jene wissen, was sie anbeten, diese wissen es nicht; d. h. jene beten einen bekannten Gott an, einen Gott, der sich ihnen in seinen Propheten und auserwählten Werkzeugen immerfort offenbarte, und es letztendlich durch den Messias thun wird; diese einen Gott, der ihnen nie nahe getreten ist, nie seine Diener zu ihnen gesendet hat, so daß ihr Altar auf dem Garizim jenem zu Athen glich, der dem unbekannten Gotte geweiht war.

Die Beweisführung, wenn wir sie in eine uns geläufige Formel fassen wollen, lautete somit: Jenes Volk, von welchem der Messias kommt, hat den echten Gottesdienst, weiß, was es anbetet. Der Messias kommt vom Volke Israel; also hat es den wahren, echten Gottesdienst und gilt, bis der Messias gekommen sein wird, der Satz: Man muß Gott in Jerusalem anbeten.

Die Frau machte keine Einrede, obwohl Jesus in den eigentlich entscheidenden Worten: Das Heil kommt von den Juden, nur eine Behauptung ausgesprochen, keinen Beweis geführt hatte. Sie blieb bei ihrem Bekenntnisse: Du bist ein Prophet, gesendet, mir den Willen Gottes zu verkünden; ganz im Gegensatze zu den Pharisäern, die aus solchen Reden, die mit ihren Anschauungen und Vorurtheilen nicht harmonirten, den Schluß zogen, daß Jesus kein Prophet sei. Darum fuhr er in seiner Belehrung, die ein bereitwilliges Ohr fand, fort und sprach:

Aber es kommt die Stunde, und sie ist jetzt, da die wahren Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden; denn auch der Vater verlangt, daß man ihn also anbete.

Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Im Wörtchen „aber" ist, wenn wir den Fortschritt der Rede anschaulich herstellen wollen, ein ganzer Satz enthalten, nämlich: Aber trotzdem, daß der Jude weiß, was er anbetet, wird man von nun an in Jerusalem so wenig, als hier auf dem Berge Gott in der bisherigen Weise anbeten; denn die wahre d. i. die vollkommene Anbetung, deren Stunde gekommen ist, geschieht im Geiste und in der Wahrheit.

Die bisherige Anbetung war nach Ort und Zeit beschränkt, weil sie eine unvollkommene war. Die Beschränkung diente ihr als Schutz und Stütze, gleichwie Deckblätter die noch zarte Knospe und die Schale den Kern schützt. Mit der vollkommenen Anbetung fallen diese Stützen und Schutzmittel weg; sie sind nicht mehr nothwendig. Gott ist Geist, über Zeit und Raum erhaben, ewig, allgegenwärtig; darum kann die vollkommene Anbetung weder auf Zeit, noch Raum beschränkt sein. Gott ist die Wahrheit; darum kann die vollkommene Anbetung nur von dem dargebracht werden, der im Besitze der Wahrheit ist. Man sage aber nicht, dieß sei eine Uebung für die jenseitigen, seligen Geister; nein, Gott sucht auf der Erde unter den Menschen also beschaffene Anbeter, und ihre Stunde ist gekommen; von nun kann und wird man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten.

Anbeten im Geiste heißt in der Innerlichkeit des gesammelten Herzens, in der Losgerissenheit von dieser Welt, in der Freiheit von den sinnlichen Einflüssen beten. Je innerlicher und freier in diesem Sinne die Seele betet, desto mehr betet sie im Geiste. Zwei Dinge verstehen sich aber hier von selbst, einmal daß eine solche Freiheit nur im Stande der Wiedergeburt und Gnade möglich ist; dann daß wir in diesem irdischen Leibe der äußerlichen Mittel nicht

ganz entbehren können. Allein da zeigt sich eben das Gebet im Geiste, daß wir sie nur als Mittel betrachten, nicht als das Gebet selbst, welches innerlich sein muß. In der Wahrheit anbeten heißt im Besitze der christlichen Erkenntniß und in Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus beten. Je klarer diese Erkenntniß und je inniger diese Lebensgemeinschaft, desto vollkommener das Gebet. Die christliche Wahrheit ist kein bloßes Wissen, sondern zugleich ein Leben in diesem Wissen; aus diesem Leben entspringt die Anbetung in der Wahrheit. Der allein betet in der Wahrheit, der mit Jesus Christus vereinigt ist, wie die Rebe mit dem Weinstock.

Jesus stellt, wie überall, so auch hier ein Ideal auf, nach dem wir uns bilden sollen. Ein solches Ideal schwebte schon den heiligen Betern im alten Bunde vor, und sie strebten darnach, wie wir es thun sollen, aber auf einer verhältnißmäßig so niedern Stufe, daß Jesus selbst vom Größten unter den vom Weibe Geborenen, von Johannes dem Täufer, sagen mußte: Der Kleinste im Himmelreiche ist größer als er.

Die Samariterin erkannte recht wohl, daß Jesus von der messianischen Zukunft rede und sie als unmittelbar bevorstehend ankündige, wogegen ihr, angesichts der johanneischen Predigt: Das Himmelreich ist nahe, die ihr nicht unbekannt geblieben war, keine Bedenken kamen. Auch was Jesus davon lehrte und vortrug, nahm ihr Herz bereitwillig hin; nur daß sie, nicht im Stande, seinen Worten zu folgen, die weitere, wie ihr schien fruchtlose Besprechung darüber mit einer zarten Bemerkung abzulehnen suchte, indem sie entgegnete: Ich weiß, daß der Messias kommt. Wann er kommt, wird er uns alles verkünden. Sie wollte das Gespräch auf einen ihr näher liegenden Gegenstand überleiten. Er möge sagen, was sie jetzt thun müsse; der Messias, den sie sich in unbestimmter,

wenn auch naher Zukunft dachte, werde sie lehren, was dann zu thun sei.

Jesus sprach zu ihr:

Ich, der mit dir redet, bin es.

Während dieser Rede kamen seine Jünger und unterbrachen das Gespräch. Dieß geschah nicht zufällig, sondern war von Jesus vorhergesehen und gewollt. Es sollte der Frau auf diese Ueberraschung Zeit zum Nachdenken gelassen werden. Die Dazwischenkunft der Jünger war eine Glaubensprüfung für die Samariterin. Unter dem ersten Eindrucke der Rede Jesu: Ich bin's, zögerte sie kaum, ihn anzubeten. Wird sie es aber auch später thun? Werden bei reiferer Ueberlegung nicht allerlei Bedenken kommen? Schien sie nicht ein glücklicher Zufall vor einem übereilten Schritte zu bewahren?

Die Samariterin bestand die Prüfung, nicht so, daß sie blieb und trotz der Jünger ihre Huldigung darbrachte, sondern in einer Weise, die ihrem Charakter noch besser entsprach, indem sich da ihr Glaubensbekenntniß zugleich mit einem Sündenbekenntnisse verband, was bei einer Huldigung angesichts der Jünger, die sie ganz und gar nicht kannten, ohne Bedeutung gewesen sein würde.

## 7.

Joh. 4, 27—42.

Die Frau bewährte sich in ihrem ganzen Verhalten als muthig, besonnen, offen und bescheiden. Die Ankunft der Jünger unterbrach das Gespräch. Sie hielt es für ungeziemend, vor ihnen zu reden, wurde aber keineswegs erschreckt, daß sie etwa verwirrt und beschämt entfloh. Warum sollte sie auch dieß, da sie ein gutes Gewissen und ein Recht an den Brunnen hatte und ihrer Vergangenheit

nach keine schüchterne Taube war? Nicht außer Fassung gebracht, sondern mit vollem Bewußtsein ließ sie den Krug am Brunnen stehen, damit sich die Jünger seiner bedienen könnten. Sie entfernte sich, weil ihre Anwesenheit hinderlich schien, und eilte in die Stadt zurück; aber auch dieses nicht in Verwirrung, sondern mit dem Entschlusse, die erste, frohe Botschafterin des Heiles in Samaria zu sein, indem sie zu den Leuten sprach: Kommt, sehet einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich gethan habe. Ist dieser etwa der Christus?

Ihre Verkündigung des Heiles war mit einem tief demüthigenden Bekenntnisse verbunden. Gerade dieß machte auf jene, zu welchen sie sprach (denn es gab eine wunderbare Umwandelung kund), einen so tiefen Eindruck, daß sie schnell entschlossen waren, ihr zu folgen. Darin liegt für uns ein Wink zur Beantwortung der Frage, wem sie ihre Mittheilung machte; nicht dem nächsten Besten, sondern Freunden und Nachbarn, die, mit ihrem Leben und ihrem Charakter vertraut, den zu sehen begierig sein mußten, der solches über sie vermochte.

Die gegenwärtige Stadt ist eine halbe Stunde vom Jacobsbrunnen entfernt; die alte Stadt lag mehr östlich am Eingange des Seitenthales; Schutthügel lassen noch ihre Lage erkennen. Indeß hat die etwas größere oder geringere Entfernung keinen Einfluß auf unsern Vorgang, weil Jesus und die Jünger einer längern Ruhe bedurften und vor zwei oder drei Uhr nach Mittag kaum an Aufbruch und Weiterreise dachten. Bis dahin konnten die Samariter leicht zu Jesus herauskommen.

Es hatte die Jünger in Staunen gesetzt, als sie Jesus mit einem Weibe reden sahen. Wohl hüteten sich die Rabbinen vor religiösen Gesprächen mit Frauen, und es fehlte nicht an allerlei Sprüchen ihnen zu Ungunsten, z. B.: Wer seine Tochter im Gesetze unterrichtet, ist wie einer, der

Narrheit treibt*) u. s. w. Sie mieden überhaupt den Verkehr mit Frauen, als Wesen niederern Ranges, die eines höhern geistigen Lebens nicht fähig seien. Hätten die Jünger, was kaum wahrscheinlich ist, je ein solches pharisäisches Vorurtheil gehabt, so wären sie schon längst davon geheilt worden; denn Jesus machte in seiner Herablassung, Milde und Liebe keinen Unterschied. Frauen gehörten zu seinen innigst Vertrauten, wie Männer; Allen erwies er sich gleich als Lehrer, Arzt, Freund und Heiland. Und doch wunderten sich seine Jünger, und zwar mit Recht nach den hier vorliegenden Umständen. Besonderes mußte vorgefallen oder von Jesus beabsichtigt sein, anders hätte er sich nicht allein, auf der Reise begriffen, mit einem fremden Weibe, dazu einer Samariterin, die ihm nur Mißtrauen entgegentrug, in ein Gespräch eingelassen. Jesus verkehrte mit den Frauen, wie mit den Männern, aber immer so, daß er die Schranken, welche die allgemeine Sitte gezogen hatte, nie überschritt. Waren die Jünger vorher der Meinung gewesen, er habe sie in die Stadt geschickt, um dem auszuweichen, was nun doch eingetroffen sei; so kam ihnen jetzt unwillkürlich der Gedanke, ob er nicht gerade um dessentwillen allein am Brunnen geblieben sei. Aber sie fragten ihn nicht; sie sprachen nicht: Was suchst du? oder was redest du mit dem Weibe? d. h. was geht dir ab, Meister, daß du mit ihr redest? warum thust du dieß? Es kam ihnen nie in den Sinn, eine Rechtfertigung seines Thuns zu begehren oder stillschweigend zu erwarten. Was er that, war immer heilig und gut und in sich selbst gerechtfertigt.

Da sie ihn aber gänzlich in sich versunken sahen, brachen sie endlich das ängstliche Stillschweigen und sprachen bittend: Rabbi, iß doch! Er entgegnete:

Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennet.

Sie redeten unter einander: Hat ihm jemand zu essen gebracht? Er aber sprach:

*) Talm. Sota f. 20.

Meine Speise ist, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesandt hat, und daß ich sein Werk vollbringe.

Rede und Gegenrede sind einfach. Die Jünger nahmen die Erwiederung Jesu: Ich habe eine Speise, nach ihrem Wortlaute. Darüber belehrte er sie. Nun wußten sie, was er meine, den Willen Gottes. Seine Antwort hat aber einen bedeutsamen doppelten Sinn; nämlich einmal, daß dem Verlangen, Gottes Willen zu thun, jedes andere Begehren weichen müsse; dann, daß der Erquickung, welche im Bewußtsein liegt, den Willen Gottes gethan zu haben, keine andere zu vergleichen sei. Meine Speise, sagt Jesus Christus, d. h. was mich speiset und erquickt, worüber ich alles andere vergesse, speise und erquicke es wie immer den Menschen, ist der Wille Gottes, den ich thue. Zugleich aber sagt er auch mit denselben Worten: Dasjenige, wornach ich verlange, wie der Hungernde nach der Speise, ist, daß ich den Willen Gott thue. Den Willen Gottes zu thun, ist mein Hunger; den Willen Gottes gethan zu haben, meine Sättigung.

Um seiner Jünger willen (dürfen wir annehmen), ließ er sich doch herbei, etwas zu essen. Während sie nun dasaßen und ausruhten, unterhielt er sich liebreich mit ihnen von dem, was vorgefallen war und anderem. Wir besitzen aus dieser Unterredung ein kleines Bruchstück, das uns überliefert worden ist, weil sich der Apostel später mit besonderem Interesse daran zurückerinnerte.

Indem Jesus über die großen Weizenfelder hinblickte, die sich damals, wie noch jetzt, in der Maknaebene ausbreiteten, und die beim Aufgange der Saat einem grünen, lieblichen, von Bergen eingeschlossenen Seebecken glichen, sprach er zu ihnen:

Saget ihr nicht: es sind noch vier Monate, dann kommt die Ernte?

Siehe, ich sage euch, hebet eure Augen auf und sehet die Felder, daß sie schon weiß sind zur Ernte.

Der Erntende empfängt Lohn und sammelt Frucht ins ewige Leben, daß zugleich sich freuen sowohl der Säende, als der Erntende.

Mit diesen Worten wies Jesus auf die herankommenden Samariter hin und auf ihre Bereitwilligkeit, den Glauben anzunehmen. In ihnen wachse die Saat, die sein Gespräch mit der Samariterin ausgestreut habe, so schnell heran, daß sie bereits reif erscheine zur Ernte und nicht als eine die Erwartung täuschende Ernte, sondern als eine gute Frucht ins ewige Leben. Darum werde Freude sein dem Sämanne, denn er werde aus seiner Saat Frucht empfangen, und Freude den Erntenden, denn sie werden für ihre Arbeit Lohn empfangen. Freude werde sein ihm, dem Säenden, und ihnen, seinen Jüngern, den Erntenden.

Bis daher konnten die Jünger dem Worte Jesu folgen; sie sahen ein, daß er von der Bekehrung der Samariter rede, daß bei dieser Arbeit er der Säende gewesen sei, und sie die Erntenden sein werden. Hatten sie auch vom Einzelnen keine klare Vorstellung, so begriffen sie doch den geistlichen Sinn des Ganzen; denn es war nicht ungewöhnlich, den Unterricht mit einer Aussaat zu vergleichen. Zu diesem fügte aber Jesus noch etwas, welches in der uns überlieferten Form den Jüngern ein Räthsel bleiben mußte, bis mit der Erfüllung seine Lösung kam. Es war für sie ein prophetisches Räthsel, indem er fortfuhr:

Hier ist das Sprüchwort richtig: Ein anderer ist es, der säet, und ein anderer, der erntet.

Ich habe euch gesandt zu ernten, wo ihr nicht gearbeitet habt.

Andere haben gearbeitet, und ihr seid in deren Arbeit eingetreten.

In der Regel ist der Säende und der Erntende eine

und dieselbe Person. Die nämlichen, welche ernten, haben auch gesät. Trifft dieß nicht zu, dann sagt man mit Recht zu den Erntenden: Andere haben gearbeitet, und ihr seid in ihre Arbeit eingetreten; denn die Ernte ist leicht, die Bestellung des Feldes mühevoll; man säet mit Thränen und erntet mit Frohlocken.

In dieses Verhältniß des Säens und Erntens stellt Jesus seine Arbeit und die seiner Jünger. Er säet, er arbeitet; sie ernten und treten ein in das Erbe seiner Mühen. Dieß ist vollkommen wahr; aber ebenso wahr ist, daß es die Jünger erst nach der Vollendung des Werkes unserer Erlösung ganz begreifen lernten. So lange Jesus lebte, trat dieser Unterschied nicht hervor; da säten und ernteten Jünger und Meister in gemeinsamer Arbeit; aber nach seinem Tode, vom Pfingstfest an, erkannten sie ganz und vollkommen, daß all ihr Thun nur ein Ernten dessen sei, was Jesus Christus in seinem Leben und Sterben gesät hatte.

Als die Samariter ankamen, baten sie Jesus, bei ihnen zu bleiben. Nichts scheint einfacher und natürlicher als eine solche Bitte. Sie konnte der einzige Beweggrund ihres Herauskommens sein. Was der Frau nicht zustand, ihm Gastfreundschaft anzubieten, ergänzten sie. Doch näher angesehen, verhält es sich anders. Niemand tritt gerne solchen unter die Augen, die in das Herz sehen und dessen Geheimnisse kund geben; man geht ihnen lieber aus dem Wege. Wie dem Weibe hätte Jesus auch einem jeden von ihnen thun können. Dieß war ihre Glaubensprüfung. Sie sprachen aber nicht: Herr, gehe hinweg von uns; bist du gekommen, unsere Sünden aufzudecken und uns zu verderben? sondern vielmehr: Herr, bleibe bei uns, daß wir kennen lernen, was zu unserm Heile ist.

Vergleichen wir eine ähnliche Glaubensprüfung, die aber nicht bestanden wurde und deßhalb um so belehrender

ist. Jesus kam später in das Gebiet der Gerasener und heilte zwei Besessene, die tobsüchtig und ein Schrecken der ganzen Umgebung waren, allerdings auf Kosten einer Herde Schweine. Die Leute aus der Stadt, die vom Vorgefallenen hörten und herauskamen, hatten aber keine Augen für die geistige Wohlthat, sondern nur für den zeitlichen Verlust; und um einen größern, den sie fürchteten, abzuwenden, sprachen sie zu Jesus: Gehe von uns hinweg, wir bitten dich.

Die Samariter hätten auch so denken und handeln können. Sie thaten es nicht, und er blieb bei ihnen. Und hatten viele an ihn geglaubt wegen der Worte des bekennenden Weibes, so glaubten noch viel mehr wegen seiner eigenen Worte, und sie sprachen zu ihr: Wir glauben nicht mehr wegen deiner Rede; sondern wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist wahrhaftig der Heiland der Welt.

Der Evangelist sagt: Viele glaubten; aber viel und wenig sind dehnbare Begriffe, wenn ihnen nicht ein bestimmter Maßstab zu Grunde liegt, der hier fehlt. Es ist daher immer möglich, daß sich die Zahl der Gläubigen nicht weit über den Kreis der Bekannten des Weibes, der ein ziemlich weiter gewesen sein mag, ausdehnte. Daß sie selbst Wasser holte, schließt eine bessere gesellschaftliche Stellung ihrerseits nicht aus, denn diesem Gange zum Brunnen lag ein religiöses Motiv, wenn auch ein gutes Stück Aberglaube zu Grunde. Vielleicht war sie eine samaritische Magdalena, die auch ernst gesinnte Männer trotz ihrer Verirrungen an sich gefesselt hatte.

Sie bildete von nun an den Mittelpunkt einer religiösen Gemeinschaft, die den von Jesus gestreuten Samen des göttlichen Wortes unter sich wie im Schoße der Erde bewahrte, bis er, neu belebt vom Regen der apostolischen Predigt, keimte und aufging und Frucht trug.

# Zweites Buch.

Bis zum zweiten Aufenthalte Jesu in Jerusalem am Purimfeste (18. März 782).

# Erstes Capitel.

Jesus heilt den Sohn eines königlichen Beamten, beginnt öffentlich zu predigen, beruft vier von seinen bisherigen Jüngern zur Nachfolge, lehrt in der Synagoge zu Kapharnaum, heilt einen Besessenen, die Schwiegermutter des Petrus und in der Nacht noch viele Andere.

## 1.

Matth. 4, 12—17. Mark. 1, 14, 15. Joh. 4, 43—46.

Die Worte Jesu: Es sind noch vier Monate, dann kommt die Ernte, enthalten eine ziemlich genaue Zeitbestimmung. Die Ernte begann nämlich gesetzlich, d. i. erlaubter Weise am zweiten Ostertage, den 18. April im Jahre 782. Vier Monate zurück ist Mitte Dezember 781. Jesus war somit volle acht Monate in Jerusalem und dem jüdischen Landgebiete geblieben.

Während dieser Zeit hatte sich in den Pharisäern und den Mitgliedern des hohen Rathes eine mächtige Opposition gegen Jesus organisirt, die ihren Einfluß auch auf Galiläa, wo er die meisten Jünger hatte, auszudehnen suchte. Es fehlte nicht an Verdächtigungen seiner Lehre und selbst seiner Wunder, die indeß ohne durchgreifenden Erfolg blieben; denn als Jesus nach der langen Abwesenheit von drei viertel Jahren den galiläischen Boden bei Ginea, das eine Tagereise von Sichem entfernt ist, wieder betrat,

nahmen ihn die Galiläer auf, sagt der Evangelist, d. h. sie empfingen ihn, wie es einem Propheten entspricht, eingedenk seiner großen Thaten in Jerusalem, fügt derselbe Evangelist bei. Die pharisäischen Intriguen konnten den tiefen Eindruck, den sie als Augenzeugen von seinem Auftreten im Tempel empfangen hatten, nicht verwischen, obwohl er außer dem Wunder in Kana, das kaum allgemein zur Kenntniß des Volkes gekommen war, kein anderes Zeichen in ihrer Mitte gewirkt und sich überhaupt nicht lange bei ihnen aufgehalten hatte.

Von Ginea führt die gerade Straße in einer mäßigen Tagereise nach Nazaret, das sich seine Jünger als nächste Station und bleibenden Aufenthalt Jesu denken mochten. Er aber mied es, weil, sagte er zu seinen Jüngern, kein Prophet angenehm ist in seiner Heimath, und ging nach Kana, wo er einer freundlichen Aufnahme gewiß war, und im Kreise der Seinigen, die mit der Mutter von Nazaret herüberkamen, einige Tage ausruhen konnte. Die Jünger begriffen dieß recht wohl; doch schien auch Kana wegen der unmittelbaren Nähe von Nazaret für einen längern Aufenthalt nicht geeignet, und überhaupt kam nun die Zeit seiner neuen öffentlichen Thätigkeit, zu deren Ausgangspunkt Kapharnaum bestimmt war, auf daß die Schrift in Erfüllung gehe: Land Zabulon und Land Nephthalim längs am Meere, Jenseitiges des Jordans, Galiläa der Heiden! Das Volk, welches sitzt in Finsterniß, hat ein großes Licht gesehen, und denen, die sitzen im Reiche der Schatten und des Todes, ihnen ist Licht aufgegangen (Is. 9, 1, 2).

Wie sich von nun an die Thätigkeit Jesu neu gestaltet, nehmen auch die Berichte eine andere Gestalt an. Johannes, der bisher unsere Hauptquelle war, obwohl sie nur einzelne Erinnerungen enthält, tritt zurück, und die drei andern treten ein und zwar gleich mit einer Fülle von That-

sachen, die man kaum zu bewältigen scheint, während ihre Berichte aus späterer Zeit theilweise sehr dürftig werden, ähnlich der Siloequelle in Jerusalem, deren Sprudel bald in einem mächtigen Wasserstrahle aufwallt, bald kaum merklich fortfließt. Schon das nächstliegende Beispiel wird uns davon überzeugen.

Die zweite Zeitangabe, die uns wieder Johannes an die Hand gibt, datirt um vier Monate später. Bei der wunderbaren Speisung der Fünftausend in der Wüste sagt er: Ostern war nahe. In diesen kurzen Zeitraum (Mitte Dezember bis Mitte April) fällt alles, was Matthäus vom vierten bis zum Beginne des fünfzehnten Kapitels erzählt, während er von da bis zum Schlusse des zwanzigsten Kapitels ein ganzes Jahr umfaßt. Dieß tritt bei Markus nicht so stark hervor, weil er die großen Reden Jesu wegläßt, aber das Verhältniß ist doch ähnlich. Die Speisung der Fünftausend hat er gegen Schluß des sechsten Kapitels, den Einzug Jesu in Jerusalem, ein Jahr später, mit Anfang des eilften. Auch hier umfaßt der Bericht über vier Monate, um ein Drittheil mehr, als der folgende über ein ganzes Jahr.

Es wäre voreilig, wenn wir den Grund dieses scheinbaren Mißverhältnisses bei den Evangelisten allein suchen und daraus erkären wollten, daß sie auf Zeit und Reihenfolge keine Rücksicht genommen hätten. Man sollte wenigstens fragen, ob sich diese Erscheinung nicht aus der Geschichte selbst und aus dem Charakter des öffentlichen Lebens Jesu erklären lasse. Und siehe, da bietet sich als einfache Antwort, daß wir uns sein galiläisches Wirken nicht ohne große Pausen und Unterbrechungen denken dürfen. Sollte Jesus regelmäßig, Tag für Tag Wunder gewirkt, gelehrt und Wanderungen Land auf und ab gemacht haben? Gewiß nicht; das Außerordentlichste verliert seine Anziehungskraft, wenn es alltäglich wird. Somit legt sich

von selbst nahe, daß Jesus Tage hatte, die er dem Lehren, und Tage, die er den äußern Werken der Barmherzigkeit vorzugsweise widmete, dazwischen aber auch Zeiten der Abgeschiedenheit und des einsamen Lebens oder des ausschließlichen Verkehres mit den Jüngern auf seinen Reisen. Ein Zusammendrängen von Lehrtagen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, von Wundertagen, war ebenso natürlich, als der andere, von den Evangelien angedeutete Umstand, daß sich die galiläische Thätigkeit im Anfange nicht bloß mit aller Macht entfaltete, sondern auch am meisten bezeugt war, worauf in der Katechese besonders Rücksicht genommen wurde.

Der Winter, in den die vier ersten, thatenreichen Monate fielen, zeigte sich nicht hinderlich; große, langandauernde Unterbrechungen des öffentlichen Wirkens brachte er nicht mit sich, und die kleinen waren nur heilsam; sie wirkten beruhigend auf die erregten Gemüther und ließen Zeit zum Nachdenken.

Einen ungefähren Einblick in die Witterungsverhältnisse während des Winters geben uns Aufzeichnungen der (sogenannten) Regentage*) und der Temperatur, die man zu Jerusalem und Nazaret machte. Im Jahre 1843 auf 1844 zählte man im November 17, im Dezember 13, im Jäner 8, im Februar 7, im März 10, im April 8 Regentage. Nur einmal fiel Schnee, zweimal gab es einen Nachtfrost. Im Jahre 1845 auf 1846 hatte man im November 4, im Dezember 13, im Jäner 13, im Februar 11, bis zum 18. März 2 Tage Regen.**) Im hochgelegenen Nazaret zeigte der Thermometer am 22. Dezember (1838)

*) Unter Regentag versteht man nicht einen ganzen Tag Regen, sondern nur einen Tag mit Regen, daure er auch noch so kurze Zeit.

**) Robinson: Physische Geographie des heil. Landes. Leipzig. 1865. S. 288.

abends 9 Uhr + 9° (Reaum.), am 25. mittags 10,2. Vom 15. bis 26. Dezember beobachtete man 11,8 als höchste, und 5,6 als niedrigste Temperatur; aus 55 Beobachtungen ergab sich eine mittlere Temperatur von 9,2 im Winter.*)

## 2.

Joh. 4, 46—54.

Unter der Zahl jener Männer, die sich Jesu schon bei seinem ersten Aufenthalte in Kapharnaum (siehe 1,4,2) gläubig näherten und in persönlichen Verkehr mit ihm traten, gehörte auch ein Finanzverwalter, wir würden etwa sagen, ein Domänendirektor des Königs Herodes, Chuza mit Namen. Seine Frau hieß Johanna (Luk. 8, 3). Sie hatten einen Sohn, wie es scheint, ihr einziges Kind, das gerade um die Zeit, als Jesus unter Wegs nach Galiläa war, ein heftiges Fieber bekam. Die tiefbekümmerten Eltern betrachteten die Kunde von der Rückkehr des Herrn als einen gütigen Wink des Himmels, und der Vater zögerte nicht, Jesus aufzusuchen, während die Mutter beim Kinde blieb. Er schlug die Richtung nach Nazaret ein in der sichern Erwartung, ihn dort zu finden oder doch zu erfragen. Schon in Kana, das an der Straße nach Nazaret liegt, traf er Jesus und bat, daß er mit ihm nach Kapharnaum hinabgehe und sein dem Tode nahes Kind heile, wie er Andern gethan habe; denn Chuza gehörte zu denen, die mittelbar in stetem Contakte mit Jesus geblieben waren, und wie von seiner Rückkehr nach Galiläa, so von seinen Zeichen und Wundern in Judäa Kunde und Nachrichten sich zu verschaffen gewußt hatten.

*) Tobler: Nazareth. Berlin. 1868. S. 7.

Jesus aber sprach ablehnend und verweisend:

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, glaubet ihr nicht.

Diese Worte machen, wie man zu sagen pflegt, die Situation klar. Jesus tadelte ihn, nicht bloß, um seinen Glauben zu prüfen, sondern weil es ihn betrübte, daß ein Mann wie Chuza Zeichen und Wunder begehre und die Fortdauer seines Glaubens gleichsam davon abhängig mache. Heiße dieß nicht Gott versuchen? Zeichen und Wunder seien für nicht Glaubende; der Gläubige soll kein Zeichen begehren.

Doch der bedrängte Vater ließ sich nicht irre machen, sondern wiederholte seine Bitte und entgegnete: Herr, komme herab, ehe mein Kind stirbt.

Seine Bitte kam von der Liebe, die alles überwindet, nicht von Zweifel und Unglaube. Und wie er auf den Tadel nicht zu achten schien, so schien ihn Jesus schon wieder vergessen zu haben, indem er antwortete:

Gehe hin, dein Sohn lebt (d. h. ist gesund).

Wir sehen da recht die Menschenfreundlichkeit Gottes, die zu uns herabgekommen ist. Auch wo sie tadelt, ziehet sie an.

Mit jeder Erhörung ist eine Glaubensprüfung verbunden. Sie geht der Erhörung bald voran, bald folgt sie ihr nach. Hier trat das zweite ein, und bestand in der Probe, ob Chuza ohne Einrede gehorche. Hätte er nicht sagen können: Habe Mitleid, Herr, mit meinem kummervollen Herzen und gib mir ein Zeichen der Gewährung meiner Bitte? Doch ein solches kam nicht über seine Lippen; Jesu Wort: Dein Sohn lebt, genügte ihm. Wahrlich ein Gehorsam aus Glaube, würdig der Erhörung.

Schon unter Wegs kamen ihm seine Diener entgegen mit der Freudenbotschaft: Dein Sohn lebt. Auf seine Frage, wann es mit dem Kinde besser geworden sei, antworteten sie: Gestern um die siebente Stunde (d. i. die erste

nach Mittag), hat ihn das Fieber verlassen. Und sieh, es war dieselbe Stunde, in welcher Jesus zu Chuza gesprochen hatte: Gehe hin, dein Sohn lebt. Und er glaubte und sein ganzes Haus.

Kana ist von Kapharnaum acht Wegstunden entfernt. In der Mitte liegt Arbela, von wo die Straße über einen sehr abschüssigen und schwierigen Paß nach Magdala am See in der Ebene Gennesaret herabführt. Chuza konnte auf einem guten Reitthiere bis Mittag Kana erreichen; aber mit der Heimreise ging es nicht mehr so schnell. Weiter als Arbela kam er an demselben Tage schwerlich, zumal es nicht räthlich war, den beschwerlichen Weg am steilen Abhange hinab im Winter und bei Nacht zu wagen. Daher traf er mit seinen Dienern erst am nächsten Tage, wo, ist gleichgiltig, zusammen.

Waren Chuza und seine Gemahlin bisher schon gläubig, aber in stiller Anhänglichkeit, so wurden sie jetzt mitsammt ihrem ganzen Hause laute Bekenner ihrer Jüngerschaft und zwar so, daß wir später noch einmal von dieser frommen Familie hören. Lukas führt nämlich die Johanna unter jenen galiläischen Frauen auf (8, 3), die den Herrn begleiteten und aus ihrem Vermögen bedienten. Sie konnte ihre Dankbarkeit nicht rührender an den Tag legen. Er hatte ihrem einzigen Kinde das Leben wieder gegeben; sie widmete ihm das ihrige. In ihrem angesehenen Hause zu Kapharnaum waren von nun an alle Jünger und Angehörige Jesu liebe Gäste.

Die Heilung eines Kranken aus weiter Ferne war das zweite Wunder, welches Jesus in Kana und bisher überhaupt in Galiläa wirkte. Er wartete aber nicht, bis es in der Stadt bekannt wurde, sondern verließ sie, bald nach dem Hinweggange des Chuza, und zwar ohne Jakobus und Nathanael, die bei den ihrigen zurückblieben. Er machte die Reise nach Bethsaida allein, weil er keine Jünger als

Begleiter an seiner Seite da haben wollte, wo er sich die ersten, ständigen Begleiter und Jünger zu erwählen hatte. Auch begann für ihn eine Thätigkeit, bei welcher er anfänglich wenigstens nicht von Jüngern umgeben und gleichsam unterstützt sein wollte, indem er vor allem Volke zu predigen anfing und sprach:

Thut Buße, das Himmelreich ist nahe; oder wie Markus erklärend sagt: Erfüllet ist die Zeit und nahe ist das Reich Gottes; thut Buße und glaubet an das Evangelium.

Der Ort, den Jesus durch seine erste öffentliche Predigt auszeichnete, wo er gleichsam die erste Volksmission hielt, wird nicht genannt. Sicherlich muß man ihn auf der Hochebene zwischen Kana und Bethsaida suchen. In Kana selbst hatte Jesus vor dem Volke noch nicht gepredigt; in Bethsaida sehen wir ihn schon von Volksmassen umgeben, die, sagt der Evangelist (Luk. 5, 1), an ihn herandrängten, das Wort Gottes zu hören. Eine feierliche Eröffnung seines Predigtamtes in der Synagoge erfolgte später zu Kapharnaum.

Jesus trat somit nach und nach und stufenweise in die volle Ausübung seines heiligen Berufes ein, zuerst im engen Kreise vor Jüngern, dann vor allem Volke in Weise des Täufers, endlich von der Kanzel herab in der Synagoge in Weise eines Rabbi, umgeben von Jüngern, die ihn nicht mehr verlassen sollten.

Nehmen wir an, daß Chuza am ersten Wochentage nach Kana kam, wo Jesus den Sabbat zugebracht hatte, so bleibt uns die Zeit von Montag bis Donnerstag frei; denn erst am Freitag morgens ging Jesus nach Bethsaida und am Abende darauf nach Kapharnaum.

Der Umweg nach Bethsaida und die Predigten unter Wegs füllten drei oder vier Tage aus, Zeit genug um sich zu erklären, wie es kam, daß ihn die Leute bereits schaarenweise begleiteten, und ein großes Gedränge entstand, wo

er sich auch nur kurze Zeit aufhielt; denn er redete, wie einer der Macht hat, nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten.

## 3.

Der See von Kinneret, d. i. von Genesaret, wird im Alten Testamente nur bei Grenzbestimmungen, also bloß gelegentlich genannt; wichtiger ist die Rolle, die er im Neuen Testamente erhalten hat. Er wurde ein Mittelpunkt des öffentlichen Lebens Jesu. An seinen Ufern lagen die Städte, in denen er am öftesten verweilte; auf seinen Gewässern lehrte er und fuhr er wiederholt hin und her; in seinen Seitenthälern brachte er viele Nächte im Gebete hin; seine Gestade ertönten von den Lobliedern der Geheilten und den stürmischen Huldigungen des Volkes. Was sich hier in einem Umkreise von wenigen Meilen ereignet hat, steht einzig da auf dem Erdenrund und wiederholt sich nicht mehr bis an das Ende der Tage.

Der See gleicht einem Ei mit der Spitze gegen Süden; seine Länge beträgt drei Meilen, die Breite in der Mitte die Hälfte, der Grund hat die Form eines hohlen Beckens. Wegen dieser Bodengestaltung übersteigt er die Ufer, auch wo sie flach sind, nie um ein Merkliches. Sein Wasser, überaus reich an Fischen, ist süß und dient als Trinkwasser für alle Uferbewohner. Das östliche Gestade hat kein Vorland; es hebt sich wie eine Mauer tausend Fuß in die Höhe und macht den See von dieser Seite, bis auf einige Einschnitte für Winterbäche, unzugänglich. Aehnliche Steilufer hat die Westseite an der südlichen Spitze; dann treten aber die Berge etwas zurück, werden in ihren vordern Absätzen niedriger und mannigfaltiger und lassen einen Strich Landes frei, in dem Tiberias mit seinen heißen Quellen und berühmten Grabstätten aus der spätern

Zeit liegt. Die schmale Ebene hat die Länge von einer Stunde, dann schieben sich die Berge wieder hart ans Ufer vor, so daß der Saumpfad in der Höhe über Felsen hingeht, bis er nach einer weitern Stunde die Thalmündung erreicht, von der dem See sein Name zukommt, das Thal oder die Ebene Genneſaret. Sie erſtreckt ſich faſt eine Meile lang am See hin und bildet eine Mulde in der Tiefe von einer halben Stunde. Die ſüdlichen Berge, welche dieſe Ebene einſchließen, ſind ſteil und kahl, die nördlichen ſanft anſteigend zur Hochfläche, die ſich bis an den Jordan fortſetzt, der bei ſeinem Ausfluſſe eine zweite, correſpondirende, aber kleinere Ebene im öſtlichen Ecke des Sees freiläßt.

Das liebliche Gefilde der Ebene Genneſaret verdankt ſeinen Ruhm der überaus reichen Bewäſſerung durch Quellen und Bäche. Dichte Gebüſche von Oleander beſchatten die Ufer, Blumen blühen überall, unzählige Vögel, beſonders Turteltauben, ſingen und jubiliren in den Zweigen, nur das geſchäftige Treiben der Menſchen iſt jetzt verſtummt. Ein einziges Dorf liegt in dieſer Ebene; hie und da kommt ein Araberſtamm, der ſeine Herden weidend kurze Zeit verweilt. Kleine Strecken ſind angebaut, dann folgen ganze Diſtelfelder von ſolcher Ueppigkeit, daß ſie über Roß und Mann hinausragen und von ſtarken Thieren mit Mühe durchbrochen werden. Das bezeichnete Dörflein, unmittelbar am Fuße der ſüdlichen Berge, hart am See, etwa aus dreißig ärmlichen, ſchilfbedeckten Hütten beſtehend, von Arabern und Zigeunern bewohnt, die Fiſchfang und einigen Landbau treiben, iſt das alte Magdala, von dem noch Trümmer eines Thurmes Zeugniß geben.

Am nördlichen Ende der Ebene liegt der Chan Minieh, vom Ufer etwa 300 Schritte entfernt, auf einer kleinen Bodenerhöhung von 40 Fuß; unter ihr entſpringt eine ſtarke Quelle friſchen Waſſers, die rauſchend dem nahen

See zuströmt. Der Chan war einst ein großes Gebäude aus basaltischem Tuffsteine erbaut, ist aber jetzt ganz zerfallen, ohne Spur eines hohen Alters; auch die Ruinen unterhalb des Chanes sind, wenn gleich ziemlich ausgebreitet, nur mehr unkenntliche Schutthaufen, über die schon der Pflug hingegangen ist. Grundmauern, Säulen, Quaderstücke oder sonstige Kennzeichen antiker Bauten finden sich nicht vor. Der Chan liegt in einem außerordentlich anmuthigen Winkel. Der Höhenzug gegen Nordost tritt hier hart an den See heran und bildet ein Vorgebirg, über das ein schmaler, kanalartig in den Felsen gegrabener Weg an den Jordan führt. — Wenn man diesem Pfade, der zugleich eine alte Wasserleitung war, über das Vorgebirge folgt, erreicht man in 20 Minuten mehrere Mühlen, Ain Tabigah genannt, die von starken Quellen getrieben werden. Ihr Wasser, das vielleicht früher durch den Felsenkanal dem Chan Minieh zugeführt wurde, strömt jetzt, ein rauschender Bach, dem nahen See zu, ist aber wegen des starken Salzgehaltes ungenießbar. Trinkwasser enthält ein großes, altes Bassin. Eine gute halbe Stunde weiter kommt Tell Hum und wieder nach einer Stunde die Mündung des Jordans mit der zweiten Ebene am östlichen Ende des Sees. Auf dieser ganzen Strecke von Chan Minieh bis an den Jordan dacht sich der Höhenzug sanft gegen das Ufer ab, am Gestade ist niederes Gebüsch, über die Anhöhe zieht sich mageres Gras zwischen unzählig vielen schwarzen basaltischen Steinen und Disteln, die aus der Ferne jungen Bäumchen gleichen.

Die Ruinen von Tell Hum breiten sich eine Viertelstunde in der Länge am See hin aus und gehen eine Achtelstunde landeinwärts. Zwei Bauwerke sind von Bedeutung — eines, das noch steht und bewohnt wird, das andere in Trümmer. Das erste ist modern, aber aus alten Werkstücken, gehauenen Steinen, Säulen und Pilastern zusam-

mengefügt und nur etwa 15 bis 20 Fuß hoch; man kann darüber hingehen. Das zweite hält man durch Vergleichung mit ähnlichen Bauwerken für eine alte Prachtsynagoge. Der Umfang der Grundmauern scheint 105 Fuß in der Länge und 80 in der Breite betragen zu haben. Innerhalb dieses Raumes und dicht herum liegt eine Menge von Säulen aus festem Kalkstein, mit schönen korinthischen Kapitälern, ausgehauenen Architraven und verzierten Friesen in völliger Verwirrung umher, darunter höchst merkwürdige Doppelsäulen und Steinblöcke mit reicher Verzierung, die als Pilaster gedient haben mögen. Alles, was man noch sieht, weiset auf einen Bau von nicht gewöhnlicher Schönheit und Solidität.

Hieher verlegt die Tradition Kapharnaum und den Chan Minieh macht sie zum alten Bethsaida, der Heimath der Apostelbrüder Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus, während das andere noch erwähnte Bethsaida oberhalb der kleinen Ebene lag, die der Jordan bildet, und seinen gleichlautenden Namen vielleicht daher erhielt, daß die Fische bei ihrem Versuche, den Jordan hinaufzuschwimmen, hier von den Stromschnellen und Wasserfällen aufgehalten wurden und sich auf diese Weise in großen Schaaren sammelten, so daß der Ort ein Lieblingsaufenthalt von Fischen wurde*).

Wenn Andere gerade umgekehrt den Chan Minieh zu Kapharnaum und Ain Tabigah oder Tell Hum zu Bethsaida machen, hat es auf die Geschichte keinen Einfluß; doch weisen die evangelischen Angaben mehr auf Tell Hum. Denn Jesus kam von Kana zuerst nach Bethsaida und von da nach Kapharnaum; ferner lag Chan Minieh im Binnenlande, Tell Hum an der Grenze vom Gebiete des Herodes, so daß wir im letztern Orte ein Hauptzollamt und eine

*) Robinson: Phys. Geogr. d. hl. Landes S. 202.

Garnison erwarten, wie sie Kapharnaum hatte; endlich lesen wir noch, daß die Aeltesten der Stadt, welche für den Hauptmann ihrer Besatzung bei Jesus Fürbitte einlegten, also sprachen: Er ist es würdig, daß Du ihm dieses gewährest, denn er liebt unser Volk, und die Synagoge hat er gebaut (Lukas 7, 4), d. h. diese Synagoge, die an Schönheit von keiner andern übertroffen wird.

Der Geschichtsschreiber Josephus Flavius, selbst ein Galiläer, entwirft eine begeisterte Schilderung des Sees, indem er sagt: „Durch seine natürliche Beschaffenheit, wie durch seine Schönheit ist er gleich bewunderungswürdig. Die Fruchtbarkeit der Gegend schließt kein Gewächs aus, und sie ist rings von den Bewohnern sorgfältig angebaut. Die Mischung des Klimas ist den verschiedenartigsten Pflanzen günstig. Die Wallnuß, welche unter den Bäumen am liebsten kühl hat, blühet neben der Palme, welche in der Gluthhitze gedeiht, und neben den Feigen- und Oelbäumen, denen eine mittlere Temperatur zusagt. Man könnte darnach die Landschaft einen Glanzpunkt der Natur nennen, welche das sonst Widerstreitende an Einem Orte vereinigt hat. Zudem spendet sie nicht bloß die verschiedensten Früchte, sondern auch zu allen Jahreszeiten; zehn Monate hindurch findet man Trauben und Feigen*)."

Jetzt macht ihr Anblick nicht mehr ganz denselben Eindruck. Die grünen Matten, die Waldungen der Hügel sind verschwunden, die blühenden Städte sammt ihren Bewohnern untergegangen, graue Felswände und Basaltblöcke umstarren den einsamen, klaren Wasserspiegel und zeigen nur da und dort einen grünen Mantel oder eine mit Buschwerk überkleidete Schlucht. Der See allein ist sich gleich geblieben, ein schimmernder Smaragd in zerbrochener und befleckter Einfassung. Besonders zerstörend wirkt beim Man-

*) Bell. Jud. 3. 10, 7.

gel aller menschlichen Nachhilfe die Hitze, welche nicht selten 32 Grad im Schatten erreicht und das Gras so dürr macht, daß es beim leisesten Funken Feuer fängt und, sich weithin verbreitend, die Ernte des Landmanns mit reißender Schnelligkeit zerstört.

Seine Lage inmitten mächtiger Hochebenen, welche den Winden nur durch die Zuglöcher der wenigen Thaleinschnitte Spielraum lassen, und die tiefe Einsenkung von nahezu an 700 Fuß unter dem Spiegel des nahen Mittelmeeres setzen den See heftigen Windstößen und Winterstürmen aus, wenn er auch im allgemeinen nicht als stürmisch verrufen ist.

Ueberschaut man von einem Höhepunkte aus die Landschaft etwa bis hinauf nach Safed, und zieht man einen Kreis, dessen eine Hälfte auf festes Land, dessen andere in den See fällt, mit dem Mittelpunkte Kapharnaum, so begreift man, menschlich betrachtet ohne Schwierigkeit, wie es kam, daß sich Jesus gerade diesen Landstrich und in ihm diese Stadt zum bevorzugten Schauplatze seiner Thätigkeit wählte.

Er hatte keine politische Sendung, wie viele von den alten Propheten, die zugleich Staatsmänner waren; darum blieb er von jedem Hofe und jeder Residenz ferne. Er wollte keinen gewaltsamen Umsturz der jüdischen Institutionen, die so enge mit dem Staate verbunden waren, daß er mit ihnen fallen mußte; darum erschien Jerusalem als nicht geeignet für die Grundlegung seines Werkes; da hätte es frühzeitig Erschütterungen gegeben, die Jesus vermeiden wollte; denn sein Reich ist nicht von dieser Welt. Wie endlich der Gärtner die zarte Pflanze auch eines mächtigen Baumes nicht den Stürmen Preis gibt, sondern für sie einen geschützten windstillen Platz aussucht, so lag es auch in der Aufgabe Jesu, für sein Werk eine Landschaft zu wählen, die den politischen und religiösen stürmischen Bewegungen der damaligen aufgeregten Zeit entrückt war.

Nur da fand er unbefangene Gemüther, denen er den Samen seiner Lehre anvertrauen konnte, und die ihn treu bewahrten, bis die Stunde kam, daß sie auf den Dächern verkündeten, was sie im Geheimen gehört hatten. Dazu paßte das leidenschaftlich aufgewühlte Judäa nicht, noch Galiläa schlechthin, wohl aber das abgelegene Hochland von Obergaliläa mit seiner fleißigen, armen Landbevölkerung. In Obergaliläa selbst war Kapharnaum ohne Frage der geeignetste Ort; denn es lag hart am See, nahe an der Grenze und im Centrum einmündender Hauptthäler mit ihren Verzweigungen. Zu jeder Zeit konnte sich Jesus allein oder mit seinen Jüngern zurückziehen. Einige Schritte, und er war auf dem See und aus dem Gedränge. Eine Stunde östlich bot ihm der Jordan und eine Stunde westlich das schattige Thal des Leimun mit seinen Nebenthälern Einsamkeit und Sicherheit, wo er ihrer bedurfte.

## 4.

Matth. 10, 18—22. Mark. 1, 16—20. Luk. 5, 1—10.

Als Jesus am Freitage morgens nach Bethsaida kam, überraschte er seine ersten Jünger und frühesten Begleiter, die Fischer von Bethsaida waren, beim Reinigen der Netze. Wenn der Evangelist sagt, daß sich bereits viele Leute versammelt hatten, und daß, aus Begierde, ihn zu hören und in seine Nähe zu gelangen, ein Gedränge entstanden sei, das ihn bewogen habe, an das Ufer des Sees hinauszugehen, so enthält dieß keinen Vorwurf gegen die Jünger; denn sie waren soeben vom Fischfange zurückgekommen, und es gehörte zu den ersten Maßregeln der Vorsicht im öffentlichen Leben Jesu, sich nicht im vorhinein anzukündigen; auch ohne dieß strömte ihm das Volk gleich schaarenweise zu, wo immer seine Ankunft bekannt wurde.

Es war nicht Zufall, daß Jesus mit seinen Jüngern zusammentraf; er hatte sie aufgesucht, da die Stunde ihrer Berufung gekommen war. Sobald er sie begrüßt und mit dem Friedenskusse empfangen hatte, betrat er eines von den beiden Schiffen, die am Ufer lagen, das des Petrus, und bat ihn, ein wenig vom Lande abzustoßen, worauf er sich setzte und das Volk vom Schiffe aus lehrte. Er that dieß gerne, wenn das Gedränge um ihn zunahm, und Ort und Tagesstunde es gestatteten. Der halbrunde Thaleinschnitt, in dem der Chan Minieh liegt, diente als natürliche Rückwand, die den Schall der Stimme auffing und sie Tausenden verständlich machte. Bei der reinen Luft Palästina's hört man die Rufe der Leute bis auf eine Viertelstunde Entfernung und noch weiterhin klar und deutlich. Auch die Winterszeit brachte keine Beschwerde, denn ist in Nazaret die durchschnittliche Dezember-Temperatur 9 Grad, so beträgt sie in dem 1800 Fuß tiefer liegenden Kessel des Sees gewiß um 2—3 Grad mehr. Da kann man im Sonnenschein leicht einige Stunden im Freien zubringen.

Nach Beendigung der Predigt sprach Jesus zu Petrus:

Fahre hinaus in die Tiefe, und lasset eure Netze hinab zum Fange.

Dieß war das einfachste Mittel, die Leute zu entlassen, wenn sie Jesus nicht weiter bei sich behalten wollte. Indem er sich ihren Blicken entzog, fing die Masse am Ufer an, sich allmälig zu zerstreuen.

Das Auswerfen der Netze mochte dem Petrus nur als eine Nebensache erscheinen, als eine kurze Zwischenbeschäftigung, bis sich das Volk verlaufen hätte, darum sprach er bei aller Bereitwilligkeit, nach dem Worte des Herrn zu thun, doch freimüthig: Meister, die ganze Nacht haben wir gearbeitet und nichts bekommen, aber auf dein Wort will ich das Netz hinablassen. Und sie fingen eine große Menge

Fische, daß ihr Netz zerriß und Hilfe nothwendig wurde. Sie winkten daher den Genossen im andern Schiffe, und sie kamen, und beide Schiffe wurden voll, so daß sie tief einsanken.

Reiche Fischzüge sind an sich allein nichts wunderbares; sie kommen zeitenweise in allen Seen vor, aber nur unter bestimmten Verhältnissen, die hier fehlten. Wenn man nämlich die Nacht hindurch vergeblich fischte, sind am Tage und an derselben Stelle keine schweren Züge zu erwarten. Auch muß die Zeit überhaupt zum Fischfange nicht günstig gewesen sein, weil man anders im fischreichen See von Genesaret kaum eine ganze Nacht vergeblich gearbeitet hätte. Darüber konnten die Jünger im ersten Augenblicke, wo sie vollauf zu thun hatten, nicht nachdenken. Hernach aber, als sie die Menge der Fische sahen, erfaßte Alle in beiden Schiffen Entsetzen über den Fischzug, und Petrus fiel zu den Knieen Jesu auf sein Angesicht nieder, indem er sprach: Gehe hinweg von mir, Herr, denn ich bin ein sündiger Mensch.

Da zwischen dem Gefühle des Schreckens und den Worten: Denn ich bin ein sündiger Mensch, kein unmittelbarer Zusammenhang besteht, suchte man gerne die nächste Ursache im eigenthümlichen Charakter des Wunders, indem man sagte, Petrus habe kein Wunder so würdigen können, wie gerade dieses, das sich auf seinem Schiffe und in seiner unmittelbaren Gegenwart zutrug. Da sei ihm Gott nahe getreten, wie sonst nie, und diese Gottesnähe habe ihn mit Entsetzen erfüllt, daß er mit dem Propheten ausrief: Wehe mir, denn ich bin verloren; ein Mensch unreiner Lippen habe ich den Herrn gesehen (Is. 6, 3)! Aber diese Antwort dürfte kaum befriedigen, weil die Jünger schon mehrere große Wunder gesehen und von andern, die er gewirkt, gehört hatten, und Wunder nie als Zeichen der Nähe Gottes der Art betrachtet wurden, daß sie den Menschen mit To-

desschrecken erfüllten, da sie von allen Propheten gewirkt wurden. Wir werden also den Grund des Schreckens nicht im Charakter des Wunders, sondern im Charakter des Petrus suchen müssen, in seiner Demuth, seiner Liebe und seinem Glauben. Das Wunder Jesu beschämte ihn; es zeigte ihm nicht die allgemein menschliche, sondern seine eigene, persönliche Sündhaftigkeit, seine Unwürdigkeit, von Jesus bevorzugt zu sein. Das Wort: „Herr, wir haben die ganze Nacht gearbeitet", kommt ihm jetzt als eine schwere Sünde des Mißtrauens und des Mangels an Ehrerbietigkeit vor. Zu den Füßen des Herrn liegend, ruft er voll Schmerz aus: Herr, gehe von mir, ich bin nicht würdig, dein Jünger, dein Vertrauter, dein Freund zu sein; ungleiche Freundschaft macht nur unglücklich; es gibt Heilige; Heiligster, erwähle, begnadige sie. Das Gefühl wallt über in ihm; doch nicht jenes vorlauter Redseligkeit, sondern heiliger Demuth. Weil ihm Jesus so unendlich hoch steht, weil er ihn mit der ganzen Kraft seiner liebreichen Seele umfaßt, darum ruft er voll Schreckens und Schmerzens aus: Gib den Undankbaren auf.

Jetzt wird uns die Antwort Jesu klar, indem er zu ihm sprach:

Fürchte nicht, Simon, von nun an wirst du Menschen fangen.

Das heißt: So wenig lasse ich von dir, daß du viel mehr von nun an mein unzertrennlicher Begleiter und Gehilfe sein sollst.

Die schweren Schiffe erreichten das wenn auch ziemlich nahe Ufer nur langsam und nach mühevollem, vorsichtigem Rudern. Am Gestade wurden die Fische ausgeladen und die Netze gewaschen. Alles geschah in freudig bewegter Stimmung und anbetender Stille, die Jesus nicht unterbrach; denn er handelte überall mit wunderbarer Ruhe. Während dessen hatten die Jünger Zeit zum Nachdenken

über das Wort an Petrus: Von nun an wirst du Menschen fangen. Wie beneidenswerth mochte ihnen sein Loos vorkommen! wie groß ihr Verlangen sein, es mit ihm theilen zu dürfen!

Dieses Verlangen war die beste Vorbereitung für ihre eigene Berufung, und siehe, Jesus sprach, als er sich erhob, weiter zu gehen, nicht mehr zu Petrus allein, sondern auch zu Andreas, der an seiner Seite arbeitete, und zu dem einige Schritte davon entfernten zweiten Brüderpaare Johannes und Jakobus:

Folget mir nach, und ich werde euch zu Menschenfischern machen.

Und sie verließen alles, Johannes und Jakobus ihren Vater, der mit auf dem Fischfange gewesen war, und folgten Jesu.

Niemand hielt sie zurück, da man nicht anders dachte, als daß Jesus ihrer gerade für den Augenblick bedürfe. Wer sollte ihm nicht gerne Dienste leisten, wo und wie er kann? Die Jünger selbst verstanden ihn nicht ganz. Wohin er sie berufe, auf wie lange, worin ihre Aufgabe bestehen werde? sie wußten es nicht; aber dieß that ihrer Bereitwilligkeit und Freude keinen Eintrag, und auch die ihrigen freuten sich mit; denn von Jesus zur Begleitung berufen zu werden, erachteten Alle für ein großes Geschenk des Himmels. Nicht *sie* brachten ein Opfer, indem sie Jesu folgten; das Opfer brachte *er*, indem er sie berief.

Von den ältesten Zeiten her hat man den wunderbaren Fischfang als ein Vorbild der Berufung zum Apostolate angesehen. Er zeige in einem leicht erkennbaren Symbole Wesen, Umfang und Erfolg der apostolischen Mission. Ihr Wesen sei Gefangennehmung für den Glauben, ihr Umfang die ganze Welt, ihr Erfolg ein unermeßlicher. Darnach bedeute das Netz die Kirche, der See die Welt, die Fische das Menschengeschlecht. Wir dürfen bei dieser einfachen

Erklärung um so unbedenklicher bleiben, als sie Jesus Christus selbst gibt, da wo er sagt: Das Himmelreich ist einem Netze ähnlich (Matth. 13, 47).

In diese Hauptbilder fügen sich die Nebenbilder zu einem harmonischen Ganzen. Eine lange Nacht schwerer Arbeit geht voran, zum Zeichen, daß die Verkündigung des Evangeliums mit Mühen und langedauernden Anstrengungen verbunden ist, und leider nur zu oft der Fall eintritt, daß die Heilsboten sagen müssen: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Der reiche Fischzug ist ein Wunder der Gnade; denn nicht der ist etwas, welcher pflanzt, noch der begießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt (1. Kor. 3, 7). Das Schifflein Petri besteigt der Herr, weil dieser, der Erstberufene, der Grundpfeiler seiner Kirche ist; das Netz der Kirche ist das Netz Petri; er leitet es und breitet es aus, die Andern helfen ihm. Das anfangende Zerreißen des Netzes, sowie der Tiefgang des Schiffes macht zunächst nur die Größe des Fanges anschaulich, doch weist es mittelbar auch auf die Gefahren, welche die Kirche umgeben. Aber der Herr weicht von seiner Kirche nicht; er leitet sie sicher an das Gestade der Ewigkeit.

Vom Fischfange beruft Jesus zum Menschenfange, von einer Arbeit zur andern. Nur die durch die leibliche Arbeit Gestählten waren stark genug, für die geistige, die tausend leibliche Entbehrungen begleiteten. Nicht Senatoren berief Jesus, sagt der heilige Augustinus,*) sondern Fischer; denn er wußte, daß, wenn er einen Senator berufe, dieser spräche: meine Würde ist erwählt worden; und wenn einen Redner, dieser: meine Redekunst ist erwählt worden; und wenn einen Kaiser, dieser: meine Macht ist erwählt worden. Lassen wir, spricht der Herr, diese einstweilen bei Seite;

*) Sermo 87 al. 59. c. 10 de verb. Dom.

sie sind aufgeblasen. Kommt, ihr Armen! für die reichen Gnaden, die ich habe, sind leere Gefäße nöthig.

## 5.

Mark. 1, 21—28. Luk. 4, 31—37.

Die Jünger hatten die ganze Nacht hindurch gearbeitet, Jesus, nachdem er einen Weg von vielleicht mehreren Stunden zurückgelegt, bis zum Herannahen des Mittags gelehrt. Sie bedurften also der Ruhe und verließen nicht vor Abend das Städtchen, um nach Kapharnaum zu gehen, wo sie mit Anbruch des Sabbates eintrafen und diese erste Nacht in der öffentlichen Herberge blieben.

Am andern Tage besuchten sie insgesammt die Synagoge. Zur Sabbatlesung und der damit verbundenen Predigt wurden gerne Fremde eingeladen, die zufällig anwesend waren, um sie zu ehren. Es konnte sich aber auch selbst melden, wer zu einem Vortrage berechtiget war. Indem Jesus, ohne eingeladen zu sein, da Niemand auf ihn achtete, aus eigenem Antriebe aufstand zu reden, wie auch später in Nazaret, stellte er sich in die Reihe der bevollmächtigten Lehrer Israels, was von den Pharisäern übel aufgenommen wurde. Daß er gelegentlich im Freien predige, beanstandeten sie nicht, solches kam öfter vor und hatte auch der Täufer unangefochten ausgeübt; aber daß Jesus, ohne eine Schule besucht oder eine Approbation begehrt und erhalten zu haben,*) die Lehrkanzel der Synagoge in Anspruch nahm, erschien als ein Uebergriff in ein ihm nicht zustehendes Recht.

Gerade deßhalb that es Jesus und lehrte er auch in den Synagogen, was an und für sich betrachtet nicht noth-

*) Ueber die Approbation (die missio canonica) durch Händeauflegung siehe Wolf Bibl. hebr. III, p. 651.

wendig gewesen wäre, um zu zeigen, daß er sich seines Rechtes zu predigen, wo und wie er wolle, vollkommen bewußt sei.

Und das Volk stimmte freudig ein. Sie staunten, sagt Lukas, über seine Lehre, denn sein Wort war in Macht; und Markus: er lehrte wie einer der Macht hat, nicht wie die Pharisäer. Sie bezeugten, daß er die Macht des Wortes und die Macht zum Worte habe. Das erste leugneten auch die Pharisäer nicht. Niemand konnte ihn hören, ohne zu staunen, ohne die Kraft der Rede, den Zauber der Sprache, die Haltung und Anmuth des Redenden zu bewundern. Allein bloß deßhalb gaben sie nicht auch das Zweite zu. Er wisse, sagten sie, wohl zu reden wie ein Gesendeter, aber er habe keine Sendung.

Die Macht der Rede hat das Genie, die Macht zur Rede die Autorität, der Vater vor dem Kinde, der Priester vor dem Volke. Die Macht der Rede gibt die Natur, die Macht zur Rede Gott. Jesus redete nicht wie Jemand, der Anderer Gebote auslegt, sondern wie der Gesetzgeber selbst, wie der Herr und Gebieter über Leben und Tod. Seine Worte voll Kraft und Wahrheit erweckten Schrecken, Reue, Liebe; sie geben aber auch die Kraft, daß man suchte, was zu lieben, und mied, was zu fürchten, und ablegte, was zu bereuen war. Er redete nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten; denn er wollte bessern, sie wollten nur recht haben. Das entging dem gesunden Sinne des Volkes nicht; es hatte Ekel vor der Casuistik der Pharisäer, aber nicht Selbstverleugnung genug, sich Jesu ganz hinzugeben. Das Zeugniß: er redet wie einer, der die Macht hat, war eine bereitwillige Anerkennung, bei der es aber die meisten, wie noch jetzt geschieht, bewenden ließen.

Und es war in der Synagoge ein Mensch mit einem unreinen Geiste, und er schrie auf und sprach: Was ist

zwischen uns und dir, Nazarener, Jesus? Bist du gekommen, uns zu verderben? Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes. Und Jesus schalt ihn und sprach:

Schweige und gehe aus von ihm.

Und der Dämon riß ihn her in die Mitte und fuhr laut schreiend aus ihm, ohne ihn beschädigt zu haben.

Diese Heilung ist das erste Wunder, dessen die beiden Evangelien nach Markus und Lukas mit einer gewissen Umständlichkeit erwähnen. Sie hatten dafür einen doppelten Grund, einmal weil sich Jesus durch die Heilung eines Besessenen nicht blos als Herrn der Natur zeigte, sondern auch als Gewalthaber der unsichtbaren Mächte und dämonischen Kräfte, welche selbst wunderbares und geheimnißvolles wirken konnten. Dann weil ein besonderer Umstand eben diese Heilung in vorzüglicher Weise denkwürdig machte. Der Besessene war nämlich nicht, wie bei andern Gelegenheiten geschah, vor Jesus zum heilen gebracht worden, noch zeigte er sich tobsüchtig, wodurch die Heilung eine öffentliche Wohlthat geworden wäre, sondern er verhielt sich ruhig und still; seine Krankheit hatte vielleicht nur den Charakter der Schwermuth oder einer Art von Blödsinn, der nicht hinderte, am Sabbatgottesdienste Theil zu nehmen. Er war besessen, ohne daß man es wußte; aber Jesus gegenüber gestellt, trat die in ihm wirkende dämonische Kraft wider ihren Willen hervor; vor ihm konnte sie sich nicht verborgen halten. Darin zeigt sich seine göttliche Macht in ihrem höchsten Glanze. Sie verfolgt den Satan bis in seine verborgensten Schlupfwinkel und zerstört sein Reich. Wir müssen nämlich wohl beachten, daß die Worte, in welche der Dämonische plötzlich und unwillkürlich ausbricht, nicht Trotz, Widerstand oder eine Herausforderung Christi, sondern das Geständniß des Ueberwundenseins enthalten; sie sind Klage, Bitte, Abwehr, Worte des Unmächtigen vor dem Mächtigen. Auf die Dämonen drückt

die bloße Gegenwart Jesu so sehr, daß sie sich seiner zitternd zu erwehren suchen. Aus diesem ängstigenden Gefühle kommt ihre Erkenntniß Jesu. Man dürfte fast sagen: Nicht weil sie Jesus kennen, zittern sie, sondern weil sie zittern, kennen sie ihn und rufen sie aus: Was ist zwischen uns und dir? d. h. lasse ab von uns!

Jesus schalt. Die Evangelisten lieben diesen Ausdruck, weil er im Alten Testamente oft von Gott vorkommt und eine Rede bezeichnet, die keine Widerrede und keinen Widerstand zuläßt, sondern schlechthin Gehorsam und Unterwerfung fordert. Scheltend rief er: Schweige, d. i. störe die gottesdienstliche Feier nicht, ließ aber doch zu, daß der Dämon den Besessenen hin- und herriß, damit der Zustand des Menschen erkannt und die gehörten Worte nicht andern Ursachen zugeschrieben würden.

Die ganze Scene erfüllte die Anwesenden mit einem Entsetzen, das auch auf die Lehre Jesu einen schreckenvollen Lichtstrahl warf. Die sich bisher allein dem Genusse der Anmuth seiner Worte hingegeben hatten, konnten nun auch an *sie* nur mehr mit einer unabweisbaren heiligen Scheu zurückdenken. Wie sollte vor seinem Worte, dem die dämonischen Mächte zitternd dienen, der Mensch nicht erbeben? Doch das wollte Jesus und mußte er wollen; denn man glaubt nun einmal nur an den, vor dem man auch zittert; die heilige Furcht ist die Wegebahnerin des Glaubens und der Buße. Es war leicht gesagt: Er redet mit Macht, so lange man die Macht seiner Rede nur nach ihrer Lieblichkeit und süßen Gewalt bemaß; als sie aber schreckte, bekam jenes Zeugniß eine andere Bedeutung, und die Anwesenden riefen jetzt einander fragend und entsetzt zu: Was ist das? Eine neue Lehre? Und gebietet er auch in Macht den bösen Geistern?

Welche Wichtigkeit die Beantwortung dieser beiden Fragen hatte, zeigte die Folgezeit. Die Feinde Jesu argu-

mentirten so: Seine Lehre ist neu; eben deßhalb ist seine Macht nicht aus Gott. Eine neue Lehre und eine von Gott stammende Macht in Jesus anzuerkennen, war die erste Glaubensprüfung. Im gegenwärtigen Augenblicke zögerte keiner, beide Fragen mit Ja zu beantworten, aber später? Nicht Alle harrten in dem guten Anfange aus, den sie am heutigen Tage machten.

## 6.

Matth. 8, 14—17. Mark. 1, 29—34. Luk. 4, 38—41.

Nach dem Schlusse der Synagoge ging Jesus mit seinen Jüngern nicht in die Herberge zurück, wo er die Nacht zugebracht hatte, sondern in das Haus des Petrus, das heißt zu dessen Schwiegereltern, die in Kapharnaum wohnten. Darüber entstand aber keine geringe Verwirrung, denn die Hausfrau hatte einen heftigen Fieberanfall vielleicht erst in der vorausgehenden Nacht bekommen und lag krank darnieder. Sogleich bei seinem Eintritte meldeten es ihm die Hausgenossen mit jenem Zartgefühle, das dem Orientalen eigenthümlich ist, etwa mit den Worten: Ach, Herr, du betrittst ein Haus der Trauer; aber du kannst es in ein Haus der Freude umwandeln. Ihr Glaube blieb nicht unbelohnt; Jesus trat an das Bett der Kranken, gebot, indem er sie bei der Hand nahm, dem Fieber, und richtete sie liebreich in die Höhe zum Zeichen, daß sie getrost aufstehen solle, ihre Gäste zu bedienen.

Petrus erfuhr wohl erst jetzt die plötzliche Erkrankung seiner Schwiegermutter, aber nicht deßhalb allein vertraten die übrigen Hausgenossen gleichsam seine Stelle und baten um ihre Heilung, sondern auch, weil er und die Apostel überhaupt nie etwas für sich begehrten. Bei ihm zu sein war ihnen alles; je näher sie ihm standen, desto größer wurde ihre heilige Scheu. Auch die beiden Schwestern des

Lazarus ließen ihm bloß sagen: Herr, der, den du lieb hast, ist krank.

Diese Heilung bildet ein liebliches Seitenstück zum Wunder auf der Hochzeit in Kana. Zu Kana hätte sich Jesus von dem Mahle zurückziehen, hier hätte er sich aus dem Hause mit dem Trostworte: die Krankheit ist nicht zum Tode, entfernen und bei einem andern Gastfreunde zusprechen können. Er wollte es nicht; ja er wollte lieber durch ein Wunder helfen, als jene seiner Gegenwart berauben, die ihn liebten.

Da man an den Sabbaten das Frühstück gegen Mittag nach dem Gottesdienste, das Hauptmahl gegen Abend einnahm*), hatte die Hausfrau noch Zeit, das Nöthige zu besorgen und Alles in Ordnung zu bringen.

Nach dem Mahle blieb man bis zum Schlusse des Sabbates beisammen. Darauf trennte man sich, ging seinem Geschäfte nach, machte Besuche und Einkäufe, oder trat selbst eine Reise an, wenn es nothwendig und die Jahreszeit günstig war.

Die Einwohner von Kapharnaum, in Besorgniß, daß Jesus noch in der Nacht oder am frühen Morgen ihre Stadt unbemerkt verlassen möchte, wie er unbemerkt angekommen war, brachten mit Untergang der Sonne viele Kranke und Besessene und umstanden die Thüre seines Hauses, damit er ihnen, möchte man sagen, nicht auskomme. Doch es bedurfte solcher drastischer Mittel, die indessen ganz dem Charakter des Volkes entsprachen, nicht. Jesus trat bereitwillig heraus, legte einem jeden die Hände auf und heilte Alle, welche Uebel sie immer haben mochten, die Teufel aber trieb er aus, ohne sie reden zu lassen.

Wenn wir auf Josephus hören, so war Galiläa der Art bevölkert, daß ähnlich wie im heutigen China die

*) Jos. Fl. Vita. §. 54.

kleinste Stadt nach unserm Maßstabe groß genannt werden müßte*). Es nöthigt aber nichts, an den hochgegriffenen Zahlen dieses Geschichtschreibers ängstlich festzuhalten, um aus ihnen zu beweisen, wie es auch im unbedeutenden Kapharnaum viele Kranke geben konnte. Sobald man von den Wundern, die Jesus wirkte, gehört hatte, brachte man die Kranken von weit her in seine Nähe an jene Orte, die er zu besuchen pflegte. Man zog ihm nach und wartete vielleicht oft Tage lang auf ihn, wie die Kranken am Teiche Bethesda auf die Herabkunft des Engels. Besonders in der ersten Zeit mochte der Zulauf außerordentlich sein.

Daß es zur Zeit Christi viele Besessene gab, ist eine Thatsache, die jedem Leser der Evangelien so wenig entgeht, als jene andere, daß ihrer zuvor nicht und hernach nur ausnahmsweise gedacht wird. Es hat dieß zu vielen Bedenken Anlaß gegeben, erklärt sich aber aus einer andern, von denselben Evangelien in gleicher Weise bezeugten Thatsache, daß die bloße Gegenwart Jesu die Dämonen zittern machte. Seine Erscheinung auf Erde war wie ein elektrischer Schlag, der die dämonischen Mächte traf und in fieberhafte Zuckungen versetzte; eine Erscheinung, die wir in jedem Lebensgebiete beobachten, wenn es einer plötzlichen gewaltsamen Katastrophe unterliegt. Ungewöhnliches, voll der riesenhaftesten Anstrengungen bricht da überall hervor. Denken wir nur an augenblickliche, nächste Lebensgefahren und die Kraft, welche der Mensch ihnen gegenüber zeigt.

Das Reich der Finsterniß war plötzlich seinem Ende nahe gekommen; eine Folge der davon unzertrennlichen Reaction, der letzten Lebenszuckungen, waren die vielfachen Aeußerungen von Besessenheit, die sich in dem Grade zu mehren schienen, als sie dem Mittelpunkte, Jesus, näher

*) Der kleinste Ort in Galiläa, versichert er, habe 15,000 Einwohner. B. Jud. 2, 3. 2.

kamen. Das Verborgene wurde aufgedeckt, das Schlummernde geweckt.

Jesus heilte alle Besessene und alle Kranken, die in jener Nacht zu ihm gebracht wurden. Das Erstere leuchtete zu jeder Zeit ein, gegen das zweite erhob man Zweifel, weil darunter auch Unwürdige sein konnten, und Markus sage, daß alle Kranke zu Jesus gebracht und viele geheilt worden seien; also, folgert man, nicht alle. Aber wie ließe sich dieses denken? Die einen zu heilen, die andern nicht, würde die größte Unzufriedenheit erregt haben, da Alle im Glauben zu ihm gekommen waren, und wir kein Beispiel wissen, daß er einen Kranken, der bei ihm Hilfe suchte, abgewiesen hätte. Was würden die Nichtgeheilten gesagt haben? Seht, wie partheiisch er ist! Das kann nicht von Gott kommen. Besser krank sein, als auf eine solche Weise geheilt werden. Es mögen nicht alle gleich würdig gewesen sein, was that dieß? Jesus heilte zehn Aussätzige auf einmal, von denen nur Einer dankte. Die leibliche Heilung ist nicht das größte Gut.

Markus erzählt, daß die Einwohner von Kapharnaum alle ihre Kranke noch in der Nacht zu Jesus brachten. Da aber im apostolischen Berichte mit Nachdruck hervorgehoben wurde, daß ihrer viele gewesen seien, trug er dieß noch besonders nach.

Jesus ließ die Dämonen nicht reden, weil sie ihn kannten, sagt das Evangelium. Später ließ er den Petrus und die Eilf nicht reden, weil sie ihn kannten. Beides hat denselben Grund, der aber nicht in Jesus, nicht in den Redenden, sondern in den Hörern gesucht werden muß. Vor seiner Auferstehung war die Masse des Volkes nicht im Stande, die Predigt von Jesus Christus, dem Sohne des lebendigen Gottes, so zu erfassen, daß sie Frucht bringen konnte. Alles hat seine Zeit.

# Zweites Kapitel.

## Erste Missionsreise Jesu in Galiläa. Die Bergpredigt.

### 1.

Matth. 4, 23—25. Mark. 1, 35—39. Luk. 4, 42—44.

Jesus verließ wirklich schon am frühesten Morgen des andern Tages, als es noch ganz finster war, Kapharnaum und ging hinaus an einen einsamen Ort, zu beten. Petrus, der ihm geöffnet hatte, wußte darum, durfte ihn aber nicht begleiten, weil er allein und länger beten wollte. Als sich jedoch die Leute mit Aufgang der Sonne wieder vor seiner Thüre versammelten, glaubte er es ihm hinterbringen zu müssen; denn sie waren in der besten Absicht gekommen. Darum ging er mit den drei andern Jüngern und Vielen, die sich anschlossen, hinaus, Jesus heim zu holen, da der heutige Tag ganz der Freude und Danksagung gewidmet sein sollte. Sowie sie ihn erblickten, riefen sie ihm zu: Komm' doch, alles sucht dich.

Jesus aber willigte nicht ein. Er entzog sich den ihm zugedachten Huldigungen durch einfache Berufung auf seine Pflicht mit den Worten:

Ich muß auch den andern Städten das Evangelium vom Reiche Gottes verkünden; denn dazu bin ich gesandt.

Damit entließ er die Leute, seine Jünger aber lud er ein, ihn zu begleiten, indem er sprach:

Lasset uns in die umliegenden Ortschaften gehen, daß ich daselbst predige; denn deßwegen bin ich herausgegangen.

So verband er in wunderbarer Weise Sanftmuth mit Entschiedenheit. Zum Volke, das ihn bat zu bleiben, sprach er voll Entschiedenheit: Ich muß; zu seinen Jüngern voll Sanftmuth: Lasset uns gehen!

Die nächste Ursache, um derentwillen Jesus das Haus des Petrus noch bei Nacht verlassen und die Einsamkeit aufgesucht hatte, war, wie die Jünger wohl wußten, das Gebet; sein Gebet hinwieder war die Vorbereitung zum kommenden Tagewerke seiner Missionsreise.

Das ganze gottmenschliche Leben Jesu war ein ununterbrochenes Gebet. Leben und Beten war bei ihm eigentlich Eines; doch sagen die Evangelisten insgesammt und unter ihnen Lukas mit Vorliebe, daß er oft ganze Nächte hindurch allein gebetet habe, und sie geben gelegentlich auch den Inhalt seiner Gebete an, z. B. beim letzten Abendmahle, auf dem Oelberge, am Kreuze.

Daraus und aus dem ganzen bittern Ernste seines Lebens sehen wir, daß sein Gebet keine süße Ekstase war, kein Ueberwallen von Tröstungen, sondern ein Gebet der Thränen, der Abbitte und der Fürbitte. Es war ein Theil seiner stellvertretenden Genugthuung und bildete mit den theuern Preis unserer Erlösung. Thränen gab er hin als Opfer in seinem Leben, Blut in seinem Tode, wie der Apostel sagt: Er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen unter starkem Geschrei und Thränen zu dem, der ihn aus dem Tode erretten konnte, dargebracht (Hebr. 5, 7).

Die Rundreise, welche Jesus nun antrat, wird nach Ausdehnung und Zeitdauer nicht näher bezeichnet. Die Evangelisten sagen bloß: Jesus durchzog Galiläa, indem er in ihren Synagogen lehrte und jegliche Krankheit heilte. Was Matthäus noch hinzufügt, schildert im Allgemeinen den Erfolg der öffentlichen Thätigkeit des Herrn auf allen seinen Reisen, nicht bloß auf dieser, indem er beifügt: Und sein Ruf verbreitete sich über ganz Syrien, und sie brachten ihm alle Leidende: von jeder Art Kranke und Gequälte und Mondsüchtige und Gelähmte, und er heilte sie. Und große Schaaren Volkes folgten ihm nach aus Galiläa und der

Dekapolis und Jerusalem und Judäa und dem jenseitigen Jordanlande.

Diese Missionsreise fiel in den Winter, der nur zeitweise ein Lehren im Freien möglich machte. Wir dürfen annehmen, daß der Winter um des Volkes willen milde gewesen sei, eine kurze, aber ergiebige Regenzeit mit bald eintretendem Frühjahre. Die stürmischen, eigentlichen Regentage brachte Jesus je nach Umständen allein oder mit seinen Jüngern in der öffentlichen Herberge, oder bei einem Gastfreunde zu. Er wußte sie und sich immer zu beschäftigen, da er sich keiner Arbeit und Dienstleistung schämte und von seinem erlernten Handwerke, wo er nützlich sein konnte, ohne Scheu Gebrauch machte.

Für die Lücke von einigen Wochen, welche hier im Leben des Herrn gelassen wird, erhalten wir einen reichlichen Ersatz durch die Bergpredigt, mit der Jesus diese erste Missionsreise schloß. Sie entwirft in hundert und sieben Sätzen ein Bild des Haushaltes im Reiche Gottes und zeigt, wie es da, könnte man sagen, aussieht. Was Jesus während seines ganzen bisher ausgeübten Lehramtes da und dort, an dieses und jenes je nach Zeit und Umständen anknüpfend, vorgetragen hatte, wurde am Schlusse der Mission nochmal in Kürze wiederholt und in ein harmonisches Ganze gebracht, wenn auch nicht alles gerade so an Ort und Stelle gesprochen wurde, wie es Matthäus uns überliefert hat.

Zwar gehörte er damals noch nicht zum Kreise der Jünger, aber damit wird nicht gesagt, daß er sich um Jesus nichts gekümmert habe. Gleich den übrigen vielen Tausenden begleitete er schon jetzt, wenn auch schüchtern, den Herrn, hörte seine Predigten mit an und bereitete sich dadurch auf seine Berufung vor, die bald erfolgte. Schon jetzt machte er den Anfang zur Sammlung von Reden und Gleichnissen Jesu, die er später in sein Evangelium aufnahm.

## 2.

Matth. 5, 1—10.

Bei seinen Missionsreisen mehrte sich der Volkshaufe, der Jesu Schritt für Schritt folgte, in Bälde so sehr, daß es ein Gebot der Vorsicht wurde, sie nicht auf lange ohne Unterbrechung auszudehnen; denn die Masse läßt sich im Gefühle ihrer physischen Stärke leicht zu Unbesonnenheiten fortreißen. So oft daher Jesus merkte, daß die Stimmung des Volkes erregt werde, schloß er die Mission.

Dießmal geschah es dadurch, daß er auf einen Berg stieg, wo sich Jünger und Volk um ihn her lagerten, während er die Schlußpredigt hielt.

Die Legende hat uns die Erinnerung an diesen Berg, Berg der Seligkeiten genannt, erhalten. Es ist jene auf der fruchtbaren Ebene von Lubie fast in der Mitte zwischen Nazaret und Kapharnaum, zwischen dem Tabor und Saphed aufsteigende, isolirte, zehn Minuten lange Anhöhe, die weniger durch ihre Größe als durch ihre Gestalt in die Augen fällt und deßhalb von den jetzigen Landesbewohnern Kurun Hattin, d. i. die Hörner von Hattin, genannt wird. Sie gleicht einem Sattel mit zwei stumpfen Eckpfeilern gegen West und Ost. Die mittlere, ziemlich breite Einsenkung, dem Parterre eines Theaters nicht unähnlich, überragt die südliche Ebene nur um etwa 40 Fuß, die nördliche dagegen, wo das Dorf Hattin liegt, um das zehnfache. Auf dem quadratischen, 16 Schritt breiten und etwas längern Gipfel des östlichen Pfeilers sieht man Trümmer einer kleinen Kirche. Hier saß Jesus, da er das Volk lehrte und sprach:

Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.

Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Land erben.

Selig sind die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.

Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättiget werden.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig sind, die eines reinen Herzens sind; denn sie werden Gott sehen.

Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich.

Der Ausruf „selig", in der hebräischen Spruchrede sehr geläufig, knüpft an die messianische Seligkeitshoffnung an, deren Erfüllung das Volk nahe glaubte. Davon ausgehend benennt Jesus zuerst, was zur Theilnahme an der messianischen Glückseligkeit nothwendig sei, dann worin sie bestehe. Er thut dieß so, daß er Forderung und Verheißung in Form von Sentenzen verbindet, worin der einzelnen Uebung die entsprechende Vergeltung gegenübersteht. Nur die erste Sentenz macht davon eine Ausnahme, weil sie die Grundtugend enthält, aus der die übrigen wie die Farben aus dem Lichte je nach dem Grade der Brechung d. i. der Versuchung und Ankämpfung hervorgehen. Die Armuth im Geiste wird in der Verfolgnng zum Roth des Bekenntnisses, in der sinnlichen Versuchung zum Weiß der Herzensreinheit, in der Reizung des Affektes zum Violett der Sanftmuth und so fort, da wir das Bild nicht weiter verfolgen können. Jesus nennt aber auch deßhalb die Armuth im Geiste an erster Stelle, weil die altprophetischen Verheißungen des Himmelreiches insbesondere den Armen gelten. Der Herr hat mich gesalbt, die frohe Botschaft zu bringen den Armen, spricht der Messias beim Propheten (Is. 61, 1), und Gott selbst: Auf den Armen

blicke ich und auf den, der gebeugten Gemüthes ist (Ebend. 66, 2).

Als solche Arme bekannten sich die Volksschaaren, die Jesu nachfolgten und ihre Kranken und Leidenden von allen Seiten herbeischleppten. Ihnen rief Jesus zu: Selig, ihr Arme, euer ist das Himmelreich, das ich zu bringen gekommen bin. Doch damit sie den Ausdruck Arme nicht mißverstehen, fügt er bei: im Geiste, und zerlegt den Gesammtbegriff in seine einzelnen Bestandtheile, indem er fortfährt: Selig sind die sanftmüthigen Armen, die barmherzigen Armen, die friedfertigen Armen.

Arm im Geiste, geistig arm sein, heißt in einem, was den Geist betrifft, hilfebedürftigen Zustande sein. Die Hilfebedürftigkeit oder Armuth ist hier eine doppelte nach den zwei Beziehungen des Willens und der Erkenntniß, welche in ihrer Vereinigung den menschlichen Geist ausmachen. Arm ist ein schwacher, von bösen Neigungen beherrschter Wille; arm ist eine mangelhafte, dunkle, die höchsten Fragen unbefriedigt lassende Erkenntniß. Wer diese Armuth seines Geistes erkennt und bekennt, der ist selig zu preisen; denn seine Armuth zu heben und ihn reich zu machen, ist Jesus Christus in die Welt gekommen. Oder ist nicht reich zu nennen, wer als ein sanftmüthiger Armer das Land, als ein trauernder Armer Trost, als ein hungernder Armer Sättigung, als ein barmherziger Armer Barmherzigkeit empfangen, als ein keuscher Armer Gott anschauen, als ein friedfertiger Armer Kind Gottes heißen, als ein weltverachtender Armer, der sein Leben hingibt, den Himmel eintauschen wird?

Man begreift wohl leicht, daß diese Aufzählung nicht Folge einer innern Nothwendigkeit war, die jede andere Tugendübung ausschloß. Jesus hätte ihre Zahl vermehren oder vermindern können, ohne am sachlichen Inhalte etwas zu ändern. Wenn man aber dieß auch zugibt,

so folgt daraus nicht, daß die Wahl bloß zufällig so ausgefallen sei. Jesus hatte gerade für diese Wahl seine guten Gründe, die sich theils aus der Natur der Tugendübung selbst, theils aus dem Charakter des Volkes, zu dem er redete, unschwer nachweisen lassen. In Rücksicht auf die Tugendübung selbst nennt er selig die Barmherzigen, die Keuschen, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten. In Rücksicht auf seine Zuhörer nennt er selig die Sanftmüthigen, die Trauernden, die Friedfertigen, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.

Unsere Aufgabe erlaubt es nicht, dem theologischen Erklärer der Bergpredigt vorzugreifen, wir müssen uns auf das beschränken, was zunächst einen geschichtlichen Hintergrund hatte und im engsten Sinne zeitgemäß war.

Da können wir etwa sagen:

Die jüdische Nation befand sich in einer leidenschaftlichen Aufregung und Gährung. Wir haben, mochten sie einander gegenseitig zurufen, lange genug Schmach und Unbild (von Seite der Römer und der Familie des Herodes) erlitten. Wenn das messianische Reich nahe ist, was hindert uns, diese Fremdlinge zu vertreiben? Laßt uns bereitwillige Werkzeuge des göttlichen Zornes sein! Dagegen sprach Jesus: Selig sind die Sanftmüthigen; *sie* werden das Land erben; das heißt: Der endliche Sieg des Reiches Gottes auf Erde hängt, was den Menschen betrifft, nicht von der Gewalt ab, die er übt, sondern vielmehr von der Gewalt, die er leidet und durch Leiden überwindet. Diese weltüberwindende Tugend ist die *Sanftmuth* gegenüber dem Zorne und dem Unmuthe, die *Demuth* gegenüber dem Uebermuthe, dem Stolze und der Gewaltthätigkeit, der *Leidensmuth* gegenüber der Ungeduld, Empfindlichkeit und Verzagtheit. Sie ist die Kraft zu tragen, zu dulden, auszuharren im Vertrauen auf Gott. Der Sieg des Reiches

Gottes über die Welt ist sicher, er wird aber nur den Sanftmüthigen zu Theil, die andern kommen um.

Die Geschichte des sittlichen Verfalles einer Nation zeigt, wie Fluth und Ebbe, den steten Wechsel zwischen Aufregung und Erschlaffung, bis es im einen oder andern endlich untergeht. Auch die Juden machten davon keine Ausnahme. Sie hatten Perioden der Ebbe und der Fluth. Zur Zeit Jesu gingen, wenn wir die religiöse Strömung ins Auge fassen, die Wellen hoch. Es war starke Brandung und gewaltige Fluth. Die verschiedenen Schulen bekämpften sich mit großer Bitterkeit, und insbesondere hatte die einflußreichste unter ihnen, die pharisäische, den Terrorismus der unduldsamsten Ausschließlichkeit zu ihrer obersten Richtschnur genommen. Ein Sprichwort der damaligen Zeit lautet, den Streit zwischen der Schule des Hillel und des Schammai werde selbst der Prophet Elias nicht schlichten*). Die Anarchie, welche durch die unversöhnliche Meinungsverschiedenheit der pharisäischen Sekten unter sich entstand, charakterisirt sich darin, daß man sagte, es werde bald die Zeit kommen, da man sich vergeblich auf Schrift und Tradition berufe, und wieder, die Eine Thora (das Eine Gesetz) sei zu zweien geworden**). Rabbi Elieser, wegen seiner Kenntnisse „der Sinai" und wegen seines starren Festhaltens am Ueberlieferten „die verkalkte (cementirte) Zisterne" genannt, die keinen Tropfen Wassers verliert, aber auch keinen neuen eindringen läßt, sprach auf dem Sterbebette: „Wärme dich am Feuer der Weisen, aber hüte dich vor ihren Kohlen, daß du dich nicht daran verbrennest; ihr Biß ist Schakalenbiß, ihr Stich Skorpionsstich, ihr Züngeln ist Schlangenzüngeln und ihre Worte glühende Kohlen***). Gamaliel hatte ihn wegen eines

*) Otho, Lex. rabb. p. 277.

**) Grätz, Gesch. der Juden S. 31.

***) Aboda Sara 2, 15. R. Elieser starb zwischen 116—118 n. Chr.

geringfügigen Disputes in den Bann gelegt; er widerstand nicht, that aber keinen Schritt, sich vom Banne zu lösen, und starb, ohne seine Meinung aufgegeben zu haben. Dieser Streitsucht und Rechthaberei gegenüber, die man für eine Tugend hielt, sprach Jesus: Selig sind die Friedfertigen, genauer die Friedeübenden, die, welche thun und üben, was zum Frieden gehört, was Frieden bringt und Frieden erhält nach dem alten Spruche: Suche den Frieden und jage ihm nach (Ps. 33, 15). Dieser Friede ist die einträchtige Gesinnung der Gläubigen untereinander, die innige Harmonie des Lebens, das sanfte Verhalten gegen die Nichtgläubigen. Sehr bezeichnend ist die Verheißung: „sie werden Kinder Gottes genannt werden", weil man sich dieses Namens gerade umgekehrt durch Eifer und starre Unbeugsamkeit würdig zu machen glaubte.

Die Juden hielten jede Art Leiden und Trübsal für ein Zeichen des göttlichen Mißfallens. Sie nannten die Trauernden unselig, und dachten sich das messianische Reich als Hinwegnahme jedes Schmerzes, jeder Trübsal, Angst und Noth nach dem prophetischen Worte: Der Herr der Heerschaaren nimmt hinweg die Thräne von jedem Angesichte (Is. 25, 8). Diesem gegenüber sprach Jesus: Selig die Trauernden. Im Leiden selbst liegt kraft der Gleichförmigkeit, in die wir leidend mit dem leidenden Heilande eintreten, und durch den Blick auf die jenseitige Vergeltung eine Seligkeit, daß Heilige ausriefen: Leiden oder sterben!

Die Juden meinten, sie seien genugsam schon verfolgt worden. Wenn das Himmelreich nahe sei, müsse die Verfolgung enden; wo das Licht anbreche, weiche die Finsterniß; wo Gott auftrete, werde aller Widerstand zu Schanden. Dem gegenüber sprach Jesus: Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Der Sieg des göttlichen Reiches besteht nicht in einer augenblicklichen Vernichtung, sondern in einer unausgesetzten, die ganze diesseitige Zeit aus-

füllenden Bekämpfung des Reiches der Finsterniß. Selig, wer an diesem Kampfe kein Aergerniß nimmt und nicht aus der Schlachtlinie weicht, sondern ausharrt bis in den Tod.

## 3.

Matth. 5, 11—16.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Selig seid ihr, wenn die Leute euch beschimpfen und verfolgen und lügenhaft jegliche böse Rede wider euch aussagen um meinetwillen.

Freuet euch und frohlocket, weil euer Lohn groß ist im Himmel; denn also verfolgten sie auch die Propheten vor euch.

Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz taub geworden, womit soll es gesalzen werden? Es taugt zu nichts mehr, als daß es hinausgeworfen und von den Menschen zertreten werde.

Ihr seid das Licht der Welt.

Nicht kann eine Stadt verborgen bleiben, die auf einem Berge liegt;

noch zündet man eine Lampe an und stellt sie unter den Schäffel, sondern auf den Leuchter, und sie leuchtet Allen, die im Hause sind.

Also leuchte euer Licht vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel verherrlichen.

Jesus machte von der letzten Seligpreisung eine specielle Anwedung auf seine Jünger, weil Leiden und Trübsal das erste waren, was sie zu erfahren hatten. Nur sagte er hier: um meinetwillen, statt: um der Gerechtigkeit willen, weil sie seine Jünger sind, und weil im Glauben an ihn die Gerechtigkeit besteht. Wenn die Apostel aus sich gepredigt

hätten, wie die Philosophen thun, so würde man sie nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit der Waffe des Wortes allein bekämpft haben; weil sie aber im Namen Jesu predigten, d. h. für ihre Worte einen göttlichen Charakter in Anspruch nahmen und ihn durch Wunder und Zeichen bestätigten, reichten zu ihrer Bekämpfung Worte allein nicht mehr hin; da mußte die ungöttliche Welt zu jenen Mitteln greifen, welche ihr außer dem Worte noch zu Gebote stehen, nämlich: Beleidigung (sie werden euch beschimpfen), Gewaltthat (sie werden euch verfolgen), und Aufreizung der Leidenschaften durch Verleumdung und Verdächtigung (sie werden alles Böse wider euch aussagen).

Doch sollen die Jünger dieß nicht als etwas schreckliches und furchtbares betrachten, dem sie eben nur nicht entgehen könnten, sondern als etwas worüber sie sich freuen und frohlocken. Die Propheten gingen oft mit Furcht und Zittern an ihr Amt. Ach Herr, rief Jeremias, Gott gleichsam von sich abhaltend, aus: Ich weiß nicht zu reden (1, 6). Also konnte auch den Aposteln geschehen. Bei den Worten: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen verfolgen, mochte sie Angst und Muthlosigkeit befallen. Dieß abzuwenden, nennt Jesus ihren Beruf trotz der damit verbundenen Leiden ein beneidenswerthes, herrliches Loos, weil ihr Lohn groß sein wird im Himmel. Am Lohne der Propheten haben sie einen Maßstab für die ihnen zugedachte Vergeltung, auf daß sie mit dem Psalmisten danksagend sprechen: Auf Herrliches ist mir das Loos gefallen (15, 6).

Indeß, mögen die Verfolgten auch selig gepriesen werden, immer bleibt noch die Frage offen, ob es nicht räthlicher sei, den Verfolgungen auszuweichen, dadurch daß man aus Liebe zum Frieden das neue Leben in Christo für sich allein pflegt und als ein heiliges Geheimniß vor der bösen Welt bewahrt bis auf den Tag der siegreichen Offenbarung des messianischen Reiches. Jesus verneint es, indem er

in einem Doppelgleichnisse die Nothwendigkeit, unter allen Umständen das Evangelium zu verkünden, lehrt und seinen Jüngern zuruft: Ihr müßt predigen, denn ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt.

Das Beiden, dem Lichte und Salze Gemeinsame ist die überall zu Tag tretende Kraft, die ihnen innewohnt. Das Salz wirkt seiner Natur gemäß auf Alles, das Licht beleuchtet Alles. Einwirkung auf Andere, Mittheilung und Ausströmung der eigenen Natur und Wesenheit gehört dem Salze und Lichte gleich an. Beim Lichte aber, und hier tritt in gewissem Maße eine Verschiedenheit ein, kann das Ausströmen der Strahlen, der ihm innewohnenden Kraft moderirt werden, ohne sie selbst zu schwächen, beim Salze nicht. Nach dieser Seite hin mag es Gläubige geben, die dem Lichte allein gleichen, z. B. die Einsiedler in der Wüste; die Apostel dürfen nur dem Salze, oder, was nun dasselbe ist, dem Salze und dem Lichte gleichen. Die Wirksamkeit nach außen liegt in der Natur der Jüngerschaft Jesu, wie das Salzen in der Natur des Salzes. Die Apostel müssen die Salzkraft der Predigt wirken lassen, wenn sie auch die ganze Welt in Aufruhr brächte. Ein Nachlassen hierin wäre ein Hinsterben des göttlichen Lebens in ihnen selbst. Das Salz moderiren, hieße das Salz taub machen, daß es kein Salz mehr ist.

Das Doppelbild vom Salze und Lichte läßt auch noch andere Anwendungen zu, die aber hier nur in zweiter Linie in Betracht kommen. Das Licht erweckt zum Leben, das Salz bewahrt vor Fäulniß und Tod. Das Licht der apostolischen Lehre gibt der Welt das Leben, das Salz der apostolischen Warnung bewahrt dieses Leben vor der Fäulniß und dem Tode der Sünde.

Im eigentlichen und strengen Sinne konnte Jesus nur von sich sagen: Ich bin das Licht der Welt, wie er auch von sich bezeugt (Joh. 8, 12) und ihn das vierte

Evangelium benennt: In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Welt (1, 4). Er gibt der Welt das Leben; er ist ihre einzige, ewig leuchtende Sonne. Wenn er doch dasselbe Bild auf seine Jünger überträgt, so geschieht dieß, weil und in so weit sie seine Stelle vertreten und die Organe bilden, durch welche die lebenbringende Kraft der Erlösung den Völkern zuströmt.

Die Schärfe des Salzes ist meistens nicht angenehm, aber nothwendig. Es beißt, schneidet ein, löst ab, zieht zusammen, um gerade dadurch, d. i. durch seine Schärfe den Tod abzuhalten. So ist es auch mit dem Worte Gottes; es ist dem Menschen ein scharfes Salz, und wird deßwegen verfolgt, gehaßt, geflohen; aber gerade wofern es diese Wirkung nicht hätte, würde es aufgehört haben, ein Wort des Lebens zu sein. Die „süßen" Prediger gehören nicht zu den Weltbekehrern.

Ein gewisses Leben hatte auch die Heidenwelt; das regten die Apostel an, das brachte ihre Predigt wie aufgestreutes Salz in Zuckungen und bewahrte es zuvörderst vor völliger Fäulniß, bis es ganz für Christus gewonnen und zu einem neuen Leben umgestaltet wurde.

Die zwei neuen Vergleichungen von der Stadt auf einem Berge und der Lampe unter einem Schäffel sollen noch mehr verdeutlichen, was im Bilde vom Salze schon enthalten war. Die Apostel müssen vor aller Welt predigen, im Bilde gesprochen: als Salz der Erde wirken. Ja, sagt Jesus einschärfend, so sehr sind sie für die Oeffentlichkeit bestimmt, daß sie gar nicht verborgen bleiben können, wenn sie auch wollten, und daß sie nicht dürfen, wenn sie auch könnten. Das erste zeigt er am Bilde einer hochliegenden Stadt, das zweite an dem einer angezündeten Lampe.

Eine auf den Berg gebaute Stadt kann nicht verborgen bleiben. Auf einen Berg bauen und Verborgenheit suchen,

wäre ein Widerspruch, der sich gar nicht ausgleichen ließe; ebenso Apostel sein und verborgen, unerkannt und somit unangefochten bleiben. Sie müssen wie kühn auf Höhen gebaute Städte der Welt frei ins Angesicht schauen und sich anschauen lassen.

Aber gesetzt, die Apostel könnten verborgen bleiben, so dürften sie es nicht; sie würden ihren Beruf verleugnen, wenn sie das ihnen anvertraute Gut der Welt vorenthielten. Darum sagt er: Ihr seid das Licht der Welt. Wenn aber bloß ihr euch des Lichtes freuen, wenn ihr die Gnaden und Segnungen, deren Träger ihr seid, bloß für euch genießen wolltet; so würdet ihr einer Lampe gleichen, die unter einem Schäffel sich an ihrem Licht ergötzt, während alles im Hause finster bleibt. Das konnte nicht die Absicht des Hausvaters sein, da er die Lampe zubereitete.

Das Haus ist die Welt, der Hausvater Gott, die Lampen die Apostel; über sie wird das Oel der Salbung des heiligen Geistes ausgegossen, auf daß sie freudig leuchten und alle Welt zur Erkenntniß Jesu Christi bringen.

## 4.

Matth. 5, 17—26.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Glaubet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten abzuschaffen.

Ich bin nicht gekommen abzuschaffen, sondern vollkommen zu machen.

Denn wahrlich, ich sage euch: Bis vergeht der Himmel und die Erde — nicht ein Jota oder Strichlein wird wegfallen vom Gesetze, bis alles geschehen sein wird.

Wer also eines von diesen kleinsten Geboten lösen und darnach die Menschen lehren wird, der wird ein Kleinster heißen im Himmelreiche;

wer aber thun und lehren wird, der wird ein Großer heißen im Himmelreiche.

Mit diesen Worten wandte sich Jesus wieder an Alle und lehrte sie, was die Einen bei seiner Predigt vom Himmelreiche nicht zu besorgen, die Andern nicht zu erwarten hätten. Die Strenggesinnten, d. i. die pharisäisch Erzogenen unter seinen Zuhörern mochten befürchten, daß durch die ganz unerhörte Art seines Auftretens und Lehrens der mosaische Glaube selbst in Gefahr komme; die Freisinnigen dagegen, d. i. die sadducäisch gebildeten und vom hellenischen Geiste inficirten Juden mochten hoffen, daß endlich die starr ausschließliche Richtung des alten Gesetzes aufgegeben und für eine Annäherung zur heidnischen Weltanschauung Bahn gebrochen werde. Gegen eine solche mögliche und selbst nahe liegende Verkennung seiner Thätigkeit, sagt er: Meine Lehre tritt so wenig in einen Gegensatz zum Gesetze, daß sie es vielmehr zu seiner Vollendung und letztendlichen Erfüllung bringt; und sie huldigt so wenig einer sinnlichen Freiheit, einer Emancipation des Fleisches, daß sie vielmehr höhere Forderungen an den Menschen stellt.

Wenn Jesus von einer Erfüllung und Vollendung des Gesetzes und der Propheten, d. i. der mosaischen Institution nach ihrem damaligen Bestande sprach, so war dieß auch im Sinne der pharisäischen Schule keine incorrekte und unberechtigte Sprache; sie selbst arbeitete ja immerfort am Ausbaue derselben und erwartete die letztendliche Krönung des ganzen Werkes durch den Messias, auf den sie Moses selbst verwiesen hatte, indem er sprach: Einen Propheten aus deiner Mitte von deinen Brüdern, gleich mir, wird der

Herr dein Gott dir aufstehen lassen; auf ihn sollt ihr hören (5 Mos. 18, 15).

Noch mehr im Sinne der pharisäischen Schule schien, daß Jesus weiter sagte, nicht ein Jota oder Strichlein werde vom Gesetze wegfallen; denn die Pharisäer lehrten, in der Sprache der Thora (des Gesetzbuches) sei nichts Form, sondern alles Wesenheit; da gebe es kein Wort, keine Silbe, keinen Buchstaben, kein Zeichen, das nicht von tiefer Bedeutung wäre und als Fingerzeig für ein Geheimniß diente. Moses selbst habe, da er den Zweck einiger Zeichen im Gesetzbuche nicht erkannte, von Gott die Belehrung empfangen, daß daraus nach einer langen Reihe von Geschlechtern wichtige Lehrsätze abgeleitet würden.*) Vom Meister in solchen Deutungen, Rabbi Akiba, sagte man: Ihm sind viele Gesetzesbestimmungen aufgegangen, die dem Gesetzgeber Moses unbekannt waren.**)

Daraus ergibt sich nun von selbst, daß auch der dritte Satz: Wer eines von diesen kleinsten Geboten löse, werde ein Kleinster heißen im Himmelreiche, ein Großer aber, wer sie thue und lehre — ganz im pharisäischen Interesse gesprochen schien. Ihre Verehrung vor den Rabbinen, die dieser Richtung angehörten, schreckte selbst vor Annahme der abgeschmacktesten Fabeln nicht zurück. Moses, erzählen sie unter anderm, habe ein großes Verlangen gehabt, den Rabbi Akiba zu hören; aber er habe sich acht Reihen hinter den Meister setzen müssen, in Folge dessen er ihn nicht einmal hören konnte. Wer von dir weicht, o Akiba, rief man ihm zu, der weicht vom ewigen Leben (der wird ein Kleinster heißen im Himmelreiche); was die Ueberlieferung vergißt, das stellst du durch deine Deutungen wieder her.***)

*) Menachat 29, b.

**) Pesikta Rabb. Parascha 14, R. Akiba war Zeitgenosse des R. Elieser und des Gamaliel.

***) Sifri Parascha Behlotecha. Grätz, l. c. S. 63.

Wenn aber Jesus gleich den Pharisäern von einer Vervollkommnung und Vollendung des Gesetzes redet, so meint er dieß in einem ganz andern Sinne, als die pharisäische Schule. Im Wortlaute stimmen sie beide überein, in der Sache gehen sie weit auseinander. Die pharisäische Lehre veredelt das Gesetz nicht, sie vervielfältigt es nur; alles was sie daran vornimmt, ist eine bloß äußerliche Zuthat; da kann von einer Vervollkommnung nicht die Rede sein; die einzelnen Uebungen werden dadurch nicht besser und edler, daß man aus einem Gebote zehn oder hundert Vorschriften ableitet, dem Grundstamme aber die innerlich wirkende Lebenskraft entzieht. Die Lehre Jesu faßt das Gesetz in seinem Geiste auf und gestaltet ihn um; da tritt eine von innen wirkende Veredelung des Gesetzes und ihrer Früchte, der einzelnen Uebungen ein. Die christlichen Uebungen der Gerechtigkeit sind von innen aus anders gestaltet, als die pharisäischen, das Wort „pharisäisch" auch im guten Sinne genommen.

Wollte Jesus nicht mißverstanden werden, so durfte er diesen innerlichen und wesentlichen Unterschied von pharisäischer und christlicher Fortbildung des Gesetzes nicht mit Stillschweigen übergehen. Darum sprach er (in enger Anschließung an die vorausgehenden Worte: ich bin gekommen, das Gesetz vollkommen zu machen):

Denn sage ich euch, daß, wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr nicht eingehen werdet in das Himmelreich;

und er zeigte dieß gleich an Beispielen, indem er fortfuhr:

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht tödten; wer tödtet, verfällt dem Gerichte.

Ich aber sage euch, daß jeder, der seinem Bruder zürnt, dem Gerichte verfällt. Wer zu seinem Bruder sagt:

Raka! verfällt dem Synedrium; wer sagt: Thor! verfällt der Hölle des Feuers.

Wenn du also deine Gabe zum Altare herbringst, und du dich daselbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich hat: so verlasse daselbst deine Gabe vor dem Altare, versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, und dann zurückkommend bringe deine Gabe dar.

Sei willfährig deinem Ankläger alsogleich (und) so lange du auf dem Wege mit ihm bist, damit nicht der Ankläger dich überantworte dem Richter und der Richter dem Gerichtsdiener, und du in das Gefängniß geworfen werdest.

Wahrlich, ich sage dir: du wirst von da nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt haben wirst.

Da nicht von heroischen Tugendübungen die Rede ist, zu denen Niemand verpflichtet werden kann, sondern von Uebungen der Gerechtigkeit, die man nicht unterlassen darf, so hat eine vollkommenere Gerechtigkeit nothwendig ein vollkommeneres, d. i. ein strengeres Gesetz zur Grundlage. Dieß sieht man deutlich beim ersten von Jesus gesetzten Falle, indem er sagt: Das alte Gesetz warnet zwar vor dem Zorne (steh' ab vom Zorn, sagt der Psalmist, und lasse den Grimm, 36, 8), bestraft aber nur den Mord; das neue Gesetz dagegen bestraft schon den Zorn, und zwar so daß, wer seinem Bruder innerlich zürnt, dem Gericht, d. i. der Hinrichtung durch das Schwert, wer ihn aus Zorn mit einem leichten, nicht kränkenden Worte schmäht, dem Synedrium, d. i. der geschärften Todesstrafe durch Steinigung, wer ihn aus Zorn durch ein wehthuendes, kränkendes Wort beleidigt, der Hölle des Feuers, d. i. der ewigen Verdammniß überliefert wird.

Hat das peinliche Recht des alten Gesetzes drei Grade der Hinrichtung für Mord und todwürdige Verbrechen, so hat das peinliche Recht des neuen Gesetzes dieselben Strafgrade der Hinrichtung durch das Schwert, durch die

Steinigung und durch die Ausrottung, welche den Leib dem Tode und die Seele der Verdammniß übergibt, für den Zorn. Um so viel ist das neue Gesetz vollkommener als das alte.

Nichts ist nun einfacher als die Folgerung, welche von Jesus gezogen wird, nämlich daß man dem Zorne zuvorkommen, ihn verhüten, und daß man dem durch Zorn Beleidigten Genugthuung verschaffen, ihn versöhnen müsse, ehe er die Strenge des Gesetzes anrufe. Wenn dein Bruder, d. i. dein Nebenmensch in Gefahr ist, dir zu zürnen wenn er noch nicht zürnt, aber etwas gegen dich hat; so laß alles liegen, unterbrich die heiligste Handlung und besänftige ihn, stelle ihn zufrieden; denn die Verhinderung des Zornes geht in demselben Maße allen andern Dingen vor als die Verhinderung eines Todschlages. Wenn du aber selbst zürnest, und in Folge davon entweder das Gesetz (bei bloß innerem Zorne) oder der beleidigte Mitbruder gegen dich aufsteht; da leiste dem Gesetze oder dem Mitbruder alle und jede Genugthuung, ehe sie dich anklagen und dem Richter übergeben; denn er würde und müßte ohne alle Schonung wider dich verfahren.

Das ist deutlich gesprochen; aber in welchem Sinne muß es denn verstanden werden? Da es zu keiner Zeit im kirchlichen Leben weder einen solchen Gerichtshof, noch solche Richter, noch ein solches Gesetz gab, und Jesus selbst ausdrücklich betheuert, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, offenbar im geistigen Sinne, nach dem die Gerechten des Neuen Bundes vor dem Zorne denselben Abscheu haben müssen, wie die Gerechten des Alten Bundes vor dem Todschlage. Jene haben dieselben innern Hilfsmittel, sich vor dem Zorne zu bewahren, wie diese vor äußerer Gewaltthat. Je größer die Gnade, desto strenger die Verantwortung vor Gott, d. h. desto strenger ist das Gesetz.

Da Jesus Gesetz dem Gesetze, nicht Gnade der Gnade gegenüberstellte, mußte er die Formel des Gesetzbuches beibehalten und, wenn ich so sagen darf, die einzelnen Paragraphen des peinlichen Rechtes über Mord und Aehnliches auf den Zorn und Aehnliches übertragen.

## 5.

Matth. 5, 27—48.

Jesus hatte damit angefangen, auf den dunkeln Grund des alten Menschen das leuchtende Ideal des neuen Menschen, oder was das nemliche ist, auf den dunkeln Grund des alten Gesetzes das leuchtende Ideal des neuen Gesetzes hinzuzeichnen. Er fuhr in dieser Zeichnung weiter fort, indem er sprach:

Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Du sollst nicht ehebrechen.

Ich aber sage euch, daß jeder, der ein Weib anblickt, um darnach zu begehren, schon die Ehe gebrochen hat in seinem Herzen.

Wenn aber dein rechtes Auge dich ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist gut für dich, daß umkomme eines von deinen Gliedern und nicht dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde.

Und wenn deine rechte Hand dich ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist gut für dich, daß umkomme eines von deinen Gliedern und nicht dein ganzer Leib in die Hölle komme.

Es wurde gesagt: Wer sein Weib entläßt, gebe ihr den Scheidebrief.

Ich aber sage euch, daß jeder, der sein Weib entläßt, es sei denn um der Unzucht willen, sie die Ehe brechen macht, und daß, wer eine Entlassene heirathet, die Ehe bricht.

Wiederum habt ihr gehört, daß den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht falsch schwören, sondern dem Herrn sollst du deine Schwüre lösen.

Ich aber sage euch, daß ihr ganz und gar nicht schwöret.

Weder beim Himmel, weil er der Thron Gottes ist,

noch bei der Erde, weil sie der Schemel seiner Füße ist,

noch bei Jerusalem, weil sie die Stadt des großen Königs ist,

noch bei deinem Haupte sollst du schwören, weil du nicht Ein Haar weiß oder schwarz machen kannst.

Es sei eure Rede: Ja, ja! Nein, nein! Was darüber, ist aus dem Bösen.

Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Auge um Auge und Zahn um Zahn.

Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstehet dem Bösen;

sondern wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem reiche auch die andere dar;

und dem, der mit dir rechten und dein Kleid nehmen will, lasse auch den Mantel;

und wer dich zu Frohndienst drängt, eine Meile Wegs, gehe mit ihm zwei.

Dem, der dich bittet, gib, und von dem, der bei dir entlehnen will, wende dich nicht ab.

Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Du sollst lieben deinen Nächsten und hassen deinen Feind.

Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger;

auf daß ihr seid Kinder eures Vaters im Himmel;

denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und er regnet über Gerechte und Ungerechte.

Denn wenn ihr die liebet, welche euch lieben, welchen Lohn habt ihr?

Thun nicht auch die Zöllner dasselbe?

Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was Ausgezeichnetes thut ihr?

Thun nicht auch die Heiden dasselbe?

Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.

Nach der Reihenfolge der zehn Gebote ging Jesus vom fünften (du sollst nicht tödten) auf das sechste über (du sollst nicht ehebrechen), um auch daran die Vervollkommnung des Gesetzes, welche durch ihn eintreten werde, zu zeigen, und den Standpunkt anzugeben, von dem aus dieses Gesetz von nun betrachtet werden müsse. Die Steigerung der Strenge hält gleichen Schritt mit der im vorigen Gebote und beruht auf denselben Voraussetzungen; denn wie das neue Gesetz den Zorn bestraft, muß es auch die unlautere Begierde bestrafen. Meiden die Gerechten des Neuen Bundes den Zorn, wie die Gerechten des Alten den Mord, so werden sie auch die unlautere Begierde meiden, wie jene den Ehebruch.

Jesus wählte bei diesem neuen Beispiele eine andere Form der Darstellung, um in die Rede Abwechslung zu bringen. Die Sache ist dieselbe, der Ausdruck ein anderer. Wollten wir Gleichförmigkeit auch der Form herstellen, so müßten wir sagen: Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Du sollst nicht ehebrechen; wer die Ehe bricht, ist dem Synedrium (der Strafe der Steinigung) verfallen. Ich aber sage euch, daß, wer ein Weib anblickt, um darnach zu begehren, dem Synedrium verfallen ist. Vor den Richterstuhl des alten Gesetzes kam der Ehebruch, vor den Richterstuhl des neuen Gesetzes kommt die unlautere Begierde.

Die Folgerung, welche sich aus diesem Gesetze für das Verhalten des neuen Menschen ergibt, drückte Jesus in Beispielen aus, aber so daß er sie nur als möglich hin-

stellte, indem er fortfuhr: Wenn der Fall eintreten sollte, daß dich dein rechtes Auge oder deine rechte Hand ärgert, d. h. daß Auge oder Hand eine nächste Gelegenheit zur unlautern Begierde wird, so reiße das Auge aus, oder haue die Hand ab; denn es ist besser, daß ein Glied umkomme, als der ganze Mensch; man verliert lieber ein Auge oder eine Hand, als das Leben. Wer ein Weib anblickt, um darnach zu begehren, oder wer ein Weib anrührt, um darnach zu begehren, ist dem Tode verfallen. Daher ist es besser, das Auge, wo es zu einem solchen Blicke, oder die Hand, wo sie zu einem solchen Berühren verleiten wollte, hinzugeben, um das Leben zu retten.

Man sieht leicht, daß Auge und Hand im geistlichen Sinne stehen, und ebenso die Begierde im weitern und allgemeinen Sinne, insoferne sie Reiz zu jeder Sünde, nicht bloß zur Unlauterkeit ist. Darnach lautet die Folgerung, die Jesus aus dem Obersatze: Auf der Begierde liegt Todesstrafe, zieht, also: Was uns auch so theuer wäre wie das Auge, und so unentbehrlich wie die Hand, müsse dahingegeben werden, wo es die Begierlichkeit (die angeborene Concupiszenz) zur Begierde (zum wirklichen Begehren) machen würde. Das neue Leben der Gnade fordert eine unbedingte Hingabe, die ohne Ausnahme alles zurückweist, was ihm, dem Gnadenleben, hindernd in den Weg tritt. Die Pflicht der Selbsterhaltung ist im geistigen, wie im leiblichen Leben das erste Gebot. Gibt man für das leibliche Leben Auge oder Hand hin, so und noch viel mehr für das geistige alles und jedes, was als Auge oder Hand gelten und selbst noch theurer sein mag.

Von den zehn Geboten ging Jesus auf andere Gesetze des A. B. über, um auch an ihnen beispielsweise die Vollkommenheit des neuen Gesetzes zu zeigen. Er wählte da, wie bei den zehn Geboten, gerade solche, welche den Unterschied zwischen dem alten und neuen Gesetze besonders ans

Licht stellten, nämlich die Gebote betreff der Ehe, des Eides und des Verhaltens zum Nebenmenschen. Da zeigt sich nicht bloß ein höherer Grad der Vollkommenheit, sondern selbst ein Gegensatz; das eine verbietet, was im andern nicht bloß erlaubt, sondern selbst geboten wird. Das neue Gesetz verbietet die Ehescheidung, das alte erlaubt sie; das neue Gesetz verbietet den Schwur, das alte erlaubt ihn; das neue Gesetz verbietet Wiedervergeltung und Haß, das alte gebietet sie.

Ueber das Verbot der Ehescheidung sprach sich Jesus später nochmal aus, indem er es den Einreden gegenüber zugleich begründete, hier genügte die Feststellung des Rechtsstandes zwischen Mann und Weib im Neuen Bunde gegenüber dem Alten. Der Mann kann sein Weib nicht entlassen.

Beim zweiten: Du sollst nicht schwören, hatte Jesus die rabbinische, aber richtige Unterscheidung zwischen Schwur und Betheurung im Auge. Ein Schwur finde statt, wenn man bei einer Versicherung Gott zum Zeugen der Wahrheit anrufe; wenn eine andere Sache, dann sei sie eine Betheurung. Zum Schwure, oder Eide gehöre die Anrufung des göttlichen Namens, wo eine andere gebraucht werde, habe man eine Betheurung. Während nun das alte Gesetz Betheurung und Schwur erlaubt, verbietet das neue Gesetz beide, und zwar, weil die Betheurung, stellvertretend für den Schwur, vor Gott einem Schwure gleich gilt, der Schwur aber aus dem Bösen ist.

Die Juden betheuerten beim Himmel, bei der Erde, bei Jerusalem, bei ihrem Haupte, nannten aber dieß keinen Schwur. Jesus dagegen sagt: Im neuen Gesetze sind diese Betheurungen einem Schwure gleich geachtet, der Schwur aber selbst ist verboten. Sie sind dem Schwure gleich geachtet, weil man bei Betheurungen Himmel und Erde nur wegen ihres Zusammenhanges mit Gott und als Stellvertreter der göttlichen Zeugenschaft nennt und anruft. Jede Anrufung

des Himmels oder der Erde personificirt sie und macht sie in dieser Personification zu Zeugen an Gottes statt. Aus diesem Grunde nennt man nur heilige und ehrwürdige Dinge, die Stellvertreter Gottes sein können, und man ruft sie nur an kraft ihres Verhältnisses, in welchem sie zu Gott stehen; also beim Himmel, in so ferne er Gottes Thron; bei der Erde, in so ferne sie sein Schemel ist; bei Jerusalem, in so ferne er in ihr wohnt; beim eigenen Haupte oder Leben, in so ferne Gott allein Gewalt darüber hat. In der neuen Ordnung der Dinge wird diese geistige Anschauung der uns umgebenden Welt allgemein werden. Man wird im Himmel nur mehr den Thron, in der Erde nur mehr den Fußschemel Gottes sehen und daher ihre Anrufung gleich der Gottes, oder gleich einem Schwure halten. Der Schwur selbst aber ist verboten, weil er aus dem Bösen ist, und was aus dem Bösen ist, im Reiche der Heiligkeit nicht vorkommen darf.

Jesus zeichnet, wie wir oben sagten, auf den Grund des alten Menschen das Ideal des neuen. Da aber der neue Mensch, oder die Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwickelung dem Ideale noch nicht in Allem entspricht, kann der Fall eintreten, daß der Einzelne einen Schwur, der wohl aus dem Bösen, doch nicht selbst böse ist, leisten muß. Deßwegen aber lautet das Gesetz doch: Ihr sollt ganz und gar nicht schwören, d. h. seid bestrebt, den Stand der Vollkommenheit zu erreichen, daß ein Schwur nicht mehr nothwendig sein wird.

Da die Wiedervergeltung den obersten Grundsatz jeder Justiz bildet, im neuen Gesetze also, wie im alten der Satz gelten muß: Auge um Auge, Zahn um Zahn; da ferner schon das alte Gesetz die Ausübung der persönlichen Rache mit den Worten verbietet: Du sollst dich nicht rächen und nichts nachtragen (3 Mos. 19, 18), und wiederum: Sage nicht: wie er mir that, will ich ihm thun (Sprüche 24, 29);

so fragte man, in wie ferne der dritte Satz Jesu, dem Bösen nicht Widerstand zu leisten, eine Vervollkommnung des alten Gesetzes enthalte. Wir können antworten: Wenn das alte Gesetz die Selbsthilfe, die persönliche Wiedervergeltung verbietet, so doch nicht, daß man dem Bösen widerstehe und das Gesetz anrufe. Es will dieß im Gegentheile, indem es sagt: Zur Rede stellen sollst du deinen Nächsten (3 Mos. 19, 17). Bei gleichlautendem Gesetze: Auge um Auge, stehen sich der Alte und Neue Bund der Art gegenüber, daß es im Geiste des A. B. liegt, die Strenge des Gesetzes anzurufen; im Geiste des N. B., die Strenge des Gesetzes abzuwehren. Der Gläubige des A. B. fordert Vergeltung des Bösen mit Bösem nicht durch Menschen, wohl aber durch Gott; der Gläubige des N. B. bittet um Vergeltung des Bösen mit Gutem. Der Eine spricht: Vergilt ihnen, o Herr; der Andere: Vergib ihnen. Der Eine ruft die göttliche Gerechtigkeit an, der Andere die göttliche Gnade, und er zeigt sich dadurch als ihr Abbild, daß er, soweit es von ihm abhängt, Böses mit Gutem vergilt. Wir müssen sagen: so weit es von ihm abhängt; denn der Gläubige des N. B. soll nicht überhaupt und schlechthin Güte, Milde und Nachgiebigkeit üben, sondern die Güte und Milde Gottes darstellen, die man von seiner Heiligkeit und Weisheit nicht trennen darf.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind nun auch die einzelnen Beispiele, die Jesus anführt, zu beurtheilen, nämlich daß einer die linke Wange darbiete, wenn er auf die rechte geschlagen wird; daß er den Mantel hingebe, wenn ihm das Kleid angestritten wird, daß er zwei Meilen weit Frohndienst leiste, d. i. etwas trage oder den Weg zeige u. s. w., wenn man es eine Meile weit begehrt. Diese Beispiele spiegeln die Gesinnung ab, welche im N. B. dem Verkehre mit dem Nebenmenschen zu Grunde liegen, sie enthalten aber keine Vorschrift für die äußern Handlungen im Einzelnen,

d. i. sie fordern Gleichförmigkeit dem Geiste, nicht dem Buchstaben nach; denn auf die äußere Handlung wirken außer der Gesinnung auch noch andere Umstände ein, die sich nicht im voraus bestimmen lassen; es würden bei buchstäblicher Befolgung die Mittel oft in Widerspruch mit dem Zwecke kommen, der nur die Ehre Gottes und die Besserung des Nächsten sein kann; endlich würde das Beispiel Jesu seinen Worten widersprechen, da er, auf die eine Wange geschlagen, nicht die andere hinreichte, sondern den Beleidiger zur Verantwortung zog. Der hl. Augustinus sagt deßhalb treffend: Diese Vorschriften beziehen sich mehr auf die Zubereitung des Herzens, die innerlich ist, als auf das Werk, welches offen geschieht, so daß im Verborgenen des Gemüthes Geduld mit Wohlwollen bewahrt, nach außen hin aber das gethan wird, was denen nützen mag, welchen wir Gutes zu thun die Pflicht haben*).

Den glänzendsten Vorzug des neuen Gesetzes brachte Jesus, wie ein echter Volksredner, zuletzt, da, wo er abschließend sagte, die neue Ordnung der Dinge verbiete nicht bloß, was die alte erlaube, sondern selbst, was sie gebiete. Bisher wurde gelehrt: Du sollst lieben deinen Nächsten und hassen deinen Feind; von nun aber: Du sollst lieben deinen Feind und beten für deinen Verfolger.

Man hat zwar gemeint, die rabbinische Formel: Du sollst hassen, die im alten Gesetze nicht wörtlich vorkommt, sei eine falsche Folgerung, die man dem Gesetze selbst nicht zur Last legen dürfe, und Jesus habe nur sie vor Augen; aber dieß ist nicht richtig. Es lag ganz im Geiste des alten Gesetzes, allerdings nicht den persönlichen Feind, der mein leiblicher Bruder sein kann, wohl aber den Feind des Volkes, d. i. den Nichtisraeliten zu hassen, weil er zugleich

*) Epist. 138 ad Marcellinum, ebenso in seiner Erklärung der Bergpr. zu Matth. 5, 42.

als Feind Gottes angesehen wurde. Alle Nichtisraeliten hassen den Gott Israels, also müssen auch sie gehaßt werden. Der Eifer für die Ehre Gottes und die Furcht vor dem geistigen Verderben, welches die Heiden allzeit über Israel gebracht hatten, führte mit innerer Nothwendigkeit zum Hasse der Feinde Israels. Das mosaische Gesetz hält streng an der Auserwählung Israels fest und zieht eine Schranke zwischen Juden und Nichtjuden, deren Niederreißung gerade dem gutgesinnten Juden am bedenklichsten schien. Nichts stieß ihn so vom Christenthume ab, als die Lehre, daß der Heide dem Juden ebenbürtig sei. Der Apostel nennt sie ein Geheimniß, das, von Ewigkeit und von Alters her verborgen, nun geoffenbart worden sei (Kol. 1, 26).

Die Juden, sagt Tacitus*), bewahren unter sich Treue und Erbarmen, gegen alle Andern aber tödtlichen Haß. Ein alter rabbinischer Grundsatz lautet: Du sollst den Besten unter den Nichtisraeliten (den Gojim) tödten, wie du der besten unter den Schlangen den Kopf zertreten sollst.**) Selbst ein Philosoph, wie Saadia Gaon, konnte sich noch im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Ende der Zeit im Messiasreiche nicht anders denken, als daß die Edelsten der Nichtjuden zu Knechten der Juden gemacht würden. Die Bessern, zum Gottesglauben übergehenden Nichtjuden würden sich in vier Klassen theilen, je nach den Diensten, welche sie den Juden im Hause oder auf dem Felde zu leisten hätten.***) Gerade zur Zeit Christi galt Haß alles Fremden als die erste Nationaltugend. Siehe,

*) Hist. 4, 5.

**) Midr. Mechilta. ed. Weiss. 1865 f. 33. b.

***) Emunoth, übersetzt von Fürst, S. 141, Text, Ausg. Leipz. 1859. S. 155, vergl. Haneberg, Relig. Alterthümer, Münch. 1869. S. 145.

da sprach er: Liebet eure Feinde, damit ihr seid Kinder eures Vaters im Himmel, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt. Das Kind nimmt sich in Allem den Vater zum Vorbilde, der Christ Gott.

## 6.

Matth. 6, 1—18.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Gebet Acht, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht übet vor den Menschen, um von ihnen gesehen zu werden;

wenn aber nicht, habt ihr keinen Lohn bei eurem Vater, der im Himmel ist.

Wenn du also Almosen gibst, posaune nicht vor dir her, wie die Heuchler thun in den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Menschen gepriesen werden.

Wahrlich ich sage euch: Sie haben ihren Lohn.

Du aber, wenn du Almosen gibst, lasse deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut, auf daß dein Almosen im Verborgenen sei.

Und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird dir vergelten.

Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler;

denn sie lieben es, in den Synagogen und an den Straßenecken stehend zu beten, damit sie den Menschen bemerklich werden.

Wahrlich ich sage euch, daß sie ihren Lohn haben.

Du aber, wenn du betest, gehe in dein Gemach, verschließe seine Thüre und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist.

Und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird dir vergelten.

Wenn ihr fastet, seid nicht wie die Heuchler finster;

denn sie entstellen ihr Angesicht, damit sie in ihrem Fasten bemerklich werden.

Wahrlich ich sage euch: Sie haben ihren Lohn.

Du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Gesicht;

damit du in deinem Fasten nicht den Menschen bemerklich seiest, sondern deinem Vater, der im Verborgenen ist.

Und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird dir vergelten.

Mit diesen Worten ging Jesus auf den dritten Theil seiner Predigt über.

Während nämlich der erste in acht Seligpreisungen die christliche Gerechtigkeit an sich betrachtet, der zweite in sechs Vergleichungen ihren Vorzug vor der mosaischen nachweist, hebt der dritte in drei Beispielen jene Eigenschaft hervor, welche allen einzelnen Uebungen gemeinsam ist und ihnen allen gleichmäßig zu Grunde liegt — die gute Meinung. Die Werke der Gerechtigkeit, oder, was dasselbe ist, die guten Werke haben nur einen Werth vor Gott und in Folge dessen einen Lohn im Himmel, wenn ihr erster Beweggrund der Wille Gottes, ihr letzter die Ehre Gottes ist. Wir müssen thun, was Gott *will*, wir müssen es zu seiner *Ehre* thun. Wer für Gott und den Himmel arbeitet, darf von da seinen Lohn erwarten; wer für die Menschen und um ihretwillen arbeitet, muß ihn bei diesen suchen.

Jesus hatte in dem, was er bisher vorgetragen, die Lehrsätze der Pharisäer weder berührt noch bekämpft. Er that dieß überhaupt nur, wenn sie seiner Lehre direkt entgegengehalten wurden. Anders verhielt er sich zu ihrem Thun und Treiben. Davor warnt er oft und nachdrücklich; denn sie verdarben mehr durch ihr Beispiel, als durch ihre Lehre.

Nun bot sich dafür nie eine bessere Gelegenheit, als hier, wo Jesus, um zu zeigen, was vor allem zu einem Werke der Gerechtigkeit gehöre, gerade auf jene Werke einging, welche bei den Juden vorzugsweise als gute Werke galten, in denen sich deßwegen die Pharisäer mit großem und sichtbarem Eifer übten, aber so daß sie als Musterbild dafür dienten, wie man es nicht machen dürfe.

Doch nennt Jesus die Pharisäer nicht bei Namen, sondern sprach nur von den Heuchlern, die es so machen; denn er bekämpfte die Sache, nicht die Person.

Für das vorzüglichste unter den guten Werken galt das Almosengeben. Mildthätigkeit liegt dem mosaischen Gesetze wesentlich zu Grunde. Es sagt: Wenn unter dir sein wird ein Dürftiger, so verhärte nicht dein Herz und verschließe nicht deine Hand (5 Mos. 15, 17). Der Psalmist preiset wiederholt den selig, der auf den Elenden Acht hat (Ps. 40, 1), und den, der sich erbarmt und mittheilt (111, 5); und der Weise lehrt: Es leihet dem Herrn, wer gegen den Armen mildthätig ist (Spr. 19, 17), anderer Stellen, von denen die hl. Bücher voll sind, nicht zu gedenken.

Denselben Lehren begegnen wir überall auch in den Schriften der Rabbinen. Sie nennen Almosen schlechthin die Mizva d. i. das Gebot, und der größte Morallehrer unter ihnen, Maimonides, schreibt: Wir sind verbunden, das Gesetz vom Almosen mehr als alle gebietenden Befehle zu beobachten. Nichts befestigt den Thron Israels und nichts bewahrt das Gesetz der Wahrheit, außer Almosen. Nicht anders wird Israel einst erlöst werden, als durch Almosen.*)

An zweiter Stelle unter den guten Werken nennen die Rabbinen das Gebet. Im Gesetze selbst kommen keine Anordnungen über das Gebet vor. Es war der Privat-

*) Hich. Mattan. Anajim. c. 10.

übung anheimgestellt, in dieser aber so alt, als die Gottesverehrung selbst. Man betete in der Regel dreimal des Tages, dann vor und nach jedem Genusse, bei wichtigen Unternehmungen, in der Gefahr u. s. w., immer stehend, nur die Unmöglichkeit machte davon eine Ausnahme. Vor allem verdienstlich war das Gebet in der Synagoge. Ein Jeder, sagt Maimonides, gehe des Morgens und Abends in die Synagoge; denn es wird kein Gebet zu irgend einer Zeit erhört, außer in der Synagoge.*) Der Talmud enthält weitläufige Vorschriften über das Verhalten beim Gebete. Wenn die Gebetsstunde ist, soll der Jude alle Geschäfte unterbrechen und sein Gebet verrichten. Die Rabbinen lehren: Alle Welt und ganz Israel hängt von unserm Gebete ab. Viele tausend Engel haben das Amt, Israels Gebet aufzunehmen. Das Gebet ist eine Wurfschaufel; wie diese das Getreide, so wendet jenes den Zorn zur Milde.**)

An dritter Stelle stand das Fasten, worauf alle Völker der alten Welt einen großen Werth legten. Man hielt es für ein Hauptmittel, die Gottheit zu besänftigen, begangene Frevel zu sühnen, das Gebet kräftiger und sich für himmlische Einsprechungen empfänglicher zu machen. Fasten, so lautet das übereinstimmende Zeugniß der Alten, erhöht den Werth der Buße, kräftiget den inneren Menschen und bringt ihn der Gottheit näher.

Moses hatte nur einen allgemeinen Fasttag vorgeschrieben; das Uebrige blieb wie beim Gebete der Privatübung überlassen. Später bekam das Fasten auch im öffentlichen Gottesdienste eine eminente Bedeutung. Seit dem Exile hatten die Juden fünf allgemeine und ordentliche Fasttage, dazu außerordentliche bei besondern Veranlassungen, in Kriegsnöthen, während der Pest, wenn der Regen ausblieb u. s. w. Zur Zeit Christi fasteten eifrige Juden

*) Hich. Tephill. c. 11. §. 1.

**) Otho, lex. Rabb. s. v. cultus.

wöchentlich zweimal; besonders die Essener hielten viel darauf, und manche machten ihr ganzes Leben zu einem Fasten.

Damit bildete sich auch das Ritual des Fastens aus. Die Mischnah hat darüber einen eigenen Tractat (Taanith). Das strenge Fasten bestand in gänzlicher Enthaltung von Speis und Trank, von Salbung und Waschung. Die angesehensten Männer erschienen im Bußsack, das Haupt mit Asche bestreut; der Handel ruhte, die Bäder waren geschlossen, man grüßte sich gegenseitig nicht. Bei nicht strengem Fasten traten Milderungen ein, daher man mehrere Tage nach einander, oder selbst immer, wie der Täufer Johannes, fasten konnte.

Die Lehre, welche Jesus über diese Uebungen, die einen so hohen Werth haben, in folgenden Gegensätzen ausspricht:

Posaune dein Almosen nicht aus, vielmehr wisse deine Linke nicht, was die Rechte gibt;

suche nicht die Synagogen und Straßenecken auf, um zu beten, gehe vielmehr in deine Kammer und schließe die Thüre beim Gebet;

entstelle nicht dein Angesicht, wenn du fastest, wasche und salbe dich vielmehr: —

läßt sich in den Einen Satz zusammenfassen, daß der Gerechte, so viel an ihm liegt und von ihm abhängt, seine guten Werke vor den Menschen verborgen halte.

Jesus warnte damit nicht bloß vor selbstbewußter, pharisäischer Heuchelei, sondern auch vor heimlicher Selbsttäuschung, da die Eigenliebe die guten Werke vor den Menschen ebenso zu offenbaren, wie die bösen zu verbergen sucht. Es liegt dieß gleichsam im Triebe der Selbsterhaltung, der aber allzeit überwacht und dem göttlichen Gesetze untergeordnet werden muß.

Indem Jesus als erste Bedingung eines guten Werkes den Wahlspruch: Für Gott allein, aufstellte, übersah er nicht, daß man bei Einem der genannten Werke die rechte Meinung haben, nichts desto weniger aber doch irren könne. Darum sprach er weiter:

Wenn ihr betet, wollet nicht viele Worte machen, wie die Heiden; denn sie wähnen, daß sie um ihrer vielen Worte willen erhöret werden.

Werdet ihnen nicht gleich; denn es weiß euer Vater, wessen ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet.

Ihr sollt darum also beten:

Vater unser, der du bist in dem Himmel.

Geheiliget werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, auch auf der Erde.

Unser tägliches Brot gib uns heute,

und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern,

und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.

Denn wofern ihr den Menschen ihre Sünden vergebet, wird auch euch vergeben euer himmlischer Vater;

wofern ihr aber nicht vergebet den Menschen ihre Sünden, wird auch euer Vater nicht vergeben eure Sünden.

Jesus hatte bei seiner ersten Warnung: Wollet nicht in den Synagogen und an den Straßenecken beten, zunächst das Bittgebet vor Augen. Er meinte das eigentliche Bitten, oder Beten im engern Sinne, sei's in eigener oder fremder Angelegenheit, in leiblicher oder geistlicher Noth. So meinten es auch die Pharisäer bei ihrem prunkhaften, öffentlichen Beten. Sie wollten als mächtige Fürbitter, als Freunde Gottes, die alles vermögen, angesehen werden. Darin bestand ihr Ehrgeiz und ihre Heuchelei. Derselben

Gebetsweise gilt auch die zweite Warnung, nicht Worte zu kramen, oder viele Worte zu machen, wie die Heiden thun.

Mit Absicht und Ueberlegung werden hier die Heiden, nicht mehr die Heuchler, seien es Heiden oder Juden, genannt, weil jene guten Willen aber ohne Einsicht, diese Einsicht aber ohne guten Willen haben.

Das Gebet nahm im alten Kulte der Römer und Griechen eine hervorragende Stelle ein. Mit allen wichtigen Handlungen des Lebens waren Gebete verbunden. Man rief die Hauptgötter an, außerdem jene besondern Gottheiten und Heroen, deren Beistand man bedurfte, wobei dem Gebete eine zwingende Kraft zugeschrieben wurde, daß also die Gottheit genöthigt werden könne, zu geben, um was man bitte. Aber weil man zu den Göttern kein rechtes Vertrauen hatte, und weil man an eine magische Kraft des Gebetes glaubte, kam alles darauf an, das rechte Wort zu finden. Dadurch geschah es, daß der Betende unvermerkt in einen Wortkram und eitel viel Reden verfiel. Er suchte ängstlich nach dem rechten Worte, ohne je zu wissen, ob er es getroffen, ob er vielleicht auch nur die rechte Gottheit und beim rechten Namen angerufen habe.

Diese Klippe bedrohte in gewissem Maße auch wohlmeinende Beter aus den Juden, wenn sie kleinmüthig, ängstlich und unerleuchtet durch die Gebetsformel zu ersetzen suchten, was ihnen am lebendigen Vertrauen abging. Sie geriethen dabei auf Irrwege, die wir in den Zwing-, Fluch- und Banngebeten und den übrigen Formen des Aberglaubens durch alle Jahrhunderte hindurch verfolgen können.

Jesus wußte aber recht gut, daß hier mit allgemeinen Ermahnungen nichts geholfen sei. Daran fehlte es weder bei den Rabbinen, noch bei den heidnischen Philosophen. Wenn sie nämlich auch sagten: Drei Dinge gehören zu einem guten Gebete: Kürze, Auf-

richtigkeit, Bescheidenheit,*) oder: Die Gottheit entweiht, wer viele Worte macht,**) so war die Frage, wann ein Gebet aufhöre kurz, oder demüthig, oder aufrichtig zu sein, nicht gelöst. Darum stellte Jesus ein Mustergebet auf, indem er sprach: So sollt ihr beten. Er betete uns vor, wir beten nach, aber so wie es dem Geiste, nicht bloß wie es dem Wortlaute entspricht; denn anders hätten wir nicht ein Mustergebet, oder was dasselbe ist ein Gebetsmuster, eine Gebetsformel, sondern ein Zaubergebet und eine Zauberformel, die ihre Kraft verliert, wenn etwas daran geändert wird.

## 7.

Matth. 6, 19—34.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motte und Fraß zehren und Diebe einbrechen und stehlen;

aber sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Fraß zehren, und wo Diebe nicht einbrechen noch stehlen:

denn wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.

Des Leibes Leuchte ist das Auge.

Wenn nun dein Auge gesund ist, wird dein ganzer Leib erleuchtet sein;

wenn aber dein Auge krank ist, wird dein ganzer Leib verfinstert sein.

Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird die Finsterniß sein?

Jesus hatte von den guten Werken (Beten, Fasten und Almosengeben) gesprochen und gezeigt, was man bei ihnen

*) Josephus Albr. In precatione quae placeat, tria requiruntur: brevitas, consensus oris cum animo, modestia.

**) Demophilus in sentent. Pythagor.

in Acht nehmen, was man fliehen müsse, aber ohne daß er zugleich ihre Nothwendigkeit gelehrt oder zu ihnen aufgefordert hätte. Er hatte nur gesagt: wenn, im Fall daß ihr betet oder fastet oder Almosen gebet.

Damit man nun nicht etwa denke, diese Uebungen würden im Neuen Bunde, wenn auch nicht ganz wegfallen, doch von untergeordneter Bedeutung sein, widmete er ihnen einen neuen Abschnitt seiner Rede, der mit den Worten anfängt: Sammelt euch Schätze im Himmel; denn daß unter diesen Schätzen die guten Werke gemeint seien, war jedem Zuhörer klar, der sich an die Worte des Engels erinnerte: Das Gebet mit Fasten und Almosen ist besser, als Schätze von Gold aufhäufen (Tob. 12, 8).

So lange wir leben, sammeln wir Schätze; leben und sammeln, sammeln und leben ist eigentlich Eins. Die gesammelten Schätze selbst gehören entweder der Erde, oder dem Himmel, oder beiden gemeinsam an. Es gibt also dreierlei Schätze an sich betrachtet, aber nur zwei Schatzkammern. Wenden wir dieß auf einzelne Fälle an, so ist die Speise ein Schatz; wer sie genießt, sammelt einen Schatz auf der Erde, wer fastet im Himmel. Geld und Gut ist ein Schatz, wer es aufhäuft oder für sich verwendet, sammelt einen Schatz auf der Erde, wer Almosen gibt im Himmel. Die Sinnenlust ist nur ein Schatz auf der Erde, das Gebet und die Jungfräulichkeit nur ein Schatz im Himmel. Jesus warnt vor dem Ersten und ermahnt zum Zweiten, einmal weil die Schätze im Himmel sicher und unvergänglich sind, sie werden da nicht verzehrt, noch gestohlen; dann weil das Herz, d. i. das Verlangen des Gerechten, dem Himmel zugewendet ist. Gewiß sagt Jeder: Ich verlange nach dem Himmel. Gut! An den Schätzen, die er sammelt, hat er ein untrügliches Kennzeichen, ob er sich nicht selbst belügt; denn wo sein Schatz ist, da ist sein Herz, dahin geht sein Verlangen.

Da die Wahrheit des gebrauchten Sprichwortes vom Schatze und vom Herzen nicht bestritten wurde, hätte Jesus damit schließen oder auf einen andern Lehrsatz übergehen können; aber er hielt mit Absicht an diesem Zugeständnisse fest, wegen einer wichtigen Folgerung, die sich daraus ergab, die er aber um der Anschaulichkeit willen in ein neues Bild kleidete. Vom Bilde des Herzens für Sehnsucht und Verlangen ging er über auf das Bild vom Auge, indem er sagte: Ist das Auge gesund, so wird der ganze Körper erhellt, gleich den Räumen einer Werkstätte durch das Licht der Lampe. In diesem Lichte des gesunden Auges können die übrigen leiblichen Kräfte, wie in einer erleuchteten Werkstätte, eine geordnete Thätigkeit entfalten und ihrem Zwecke entsprechen. Ist aber das Auge krank, so daß es nicht sieht, dann sind die andern Glieder in Finsterniß, wie Arbeiter in einem finstern Locale; ihre Thätigkeit wird unterbrochen oder doch gehemmt; das Ganze kann seine Bestimmung nicht mehr erreichen. Die Anwendung ist leicht; denn Auge in diesem Bilde steht für Herz im vorigen Bilde, beide für Sehnsucht, Verlangen. Ist das Verlangen im Menschen rein, heilig, dem Himmel zugewendet, so werden sich auch die übrigen Anlagen und Kräfte in der rechten Weise entfalten und in geordneter Uebereinstimmung ihr Ziel erreichen. Nur ein zum Himmel gerichtetes Auge ist gesund.

Man konnte aber einwenden: Der Mensch ist in gewissem Sinne ein Doppelwesen, er gehört dem Himmel und der Erde an; darum wird man richtiger sagen: Sammelt Schätze im Himmel und auf der Erde, gleichwie geschrieben steht: Liebe Gott und den Nächsten.

Darauf antwortete Jesus:

Niemand kann zwei Herren dienen;

denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten.

Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mamon.

Er entkräftet also die Einrede damit, daß er die Unmöglichkeit, beides zu thun, zeigte. Wir können nicht (non possumus); denn wer Schätze sammelt für Jemand, steht in dessen Dienst. Wer Schätze sammelt für die Erde, steht in ihrem Dienste und das ist ein Mamonsdienst; wer Schätze sammelt für den Himmel, steht im Dienste des Himmels und das ist ein Gottesdienst; nun kann aber niemand Gott und dem Mamon dienen; Beide sind einander so entgegengesetzt, daß mit der Liebe des Einen der Haß des andern, mit der Anhänglichkeit an den Einen die Abstoßung des andern naturnothwendig verbunden ist. Der irdische Sinn, der Schätze sammelt für die Erde, und der himmlische Sinn, der Schätze sammelt für den Himmel, können im Menschen nicht nebeneinander bestehen.

Der Mamon, d. i. das Geld (als Person gedacht, wie wir sagen: Geld regiert die Welt) will, daß alles ihm diene, und daß man ihm gebe, was Gott in Anspruch nimmt; ebenso will Gott, daß ihm alles diene, und daß ihm gegeben werde, was der Mamon in Anspruch nimmt. Nach der Lehre Jesu muß der Gerechte dem Mamon gegenüber ein ungerechter Verwalter sein und seine Güter so verwenden, daß dieser ihn anklage und spreche: Du hast mich hintergangen, du hast mich um das Meinige betrogen, und was ich dir gegeben habe für die Erde, hinterlegt für den Himmel.

Auf dieser Forderung verharrte Jesus mit einer solchen Strenge, daß er auch vor den äußersten Consequenzen nicht zurückschreckte, indem er sprach:

Darum sage ich euch: Sorget nicht wegen eurer Seele, was ihr essen oder was ihr trinken,

noch wegen eures Leibes, was ihr anziehen werdet.

Ist das Leben nicht mehr als die Speise, und der Leib nicht mehr als der Anzug?

Sehet auf die Vögel des Himmels, daß sie nicht säen und nicht ernten, und daß euer himmlischer Vater sie ernährt.

Seid ihr nicht um vieles vorzüglicher als sie?

Wer aber von euch kann durch Sorgen zu seiner Lebensdauer eine Elle fügen?

Und wegen des Kleides — warum sorget ihr?

Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie arbeiten und spinnen nicht.

Ich sage aber euch, daß nicht einmal Salomon in all seiner Herrlichkeit gekleidet war wie Eine von ihnen.

Wenn nun das Gras des Feldes, das heute ist und morgen in den Ofen geworfen wird, Gott also kleidet, um wie vielmehr nicht euch, Kleingläubige?

Sorget also nicht, indem ihr sprechet: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder was werden wir anziehen?

Denn alles das suchen die Heiden.

Denn euer Vater im Himmel weiß, daß ihr das alles nothwendig habt.

Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das alles wird euch mit zugegeben werden.

Sorget also nicht auf den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen.

Jeder Tag hat genug an seiner Plage.

Wir sehen deutlich, daß Jesus seine Forderung, keine Schätze für die Erde zu sammeln, mit aller Strenge aufrecht erhielt. Wenn man ihm entgegnete: Nach solchen Grundsätzen dürfte selbst für Leib und Leben nicht mehr gesorgt werden, antwortete er nicht etwa: Das habe ich nicht gemeint, sondern ganz entschieden: Allerdings verlange ich auch dieses. Darum, weil sich alles, wie ich gesagt habe, verhält, dürft ihr in der That nicht sorgen für Leib und Leben, für Nahrung und Kleidung. Doch er

zeigte zugleich, daß es um dieses Nichtsorgen keine so bedenkliche Sache sei, indem er beifügte: Ist das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als das Kleid, dann wird, wer für das Größere gesorgt hat, auch für das Geringere Sorge tragen. Und nährt Gott die Vögel unter dem Himmel, ohne daß sie säen, und kleidet er die Blumen auf dem Felde, ohne daß sie spinnen; so nährt und kleidet er auch den Gläubigen, ohne daß er sorgt.

Dieß ist eine Folgerung, die uns der Glaube an die göttliche Weisheit und Liebe aufnöthigt. Sie verneinen, hieße die Weisheit und Güte Gottes leugnen.

Der beste Wille mochte vor der Forderung: Sorget nicht für Leib und Leben, zurückschrecken. Wie richtet ihn Jesus auf? Mit der erschöpfendsten Beruhigung, die es gibt: Gott, dem ihr dienet, euer himmlischer Vater hat dafür von Ewigkeit her schon Sorge getragen. Ihr sorget für das Himmelreich und seine Gerechtigkeit, für alles andere lasset ihn sorgen.

Um die ganze Macht dieses Trostes zu kosten, dürfen wir uns nur vorhalten, was etwa ein Philosoph, der von solch strengen Grundsätzen ausginge, sagen würde. Seine Worte wären: Was ist es um diesen elenden Leib? Er ist eurer Sorge nicht werth. Mag er Mangel leiden und verderben, wenn nur der Geist der Gottheit ähnlich wird. Hätte Jesus nicht auch so reden, hätte er nicht auch die Würde der Seele auf Kosten des Leibes erheben können? Ist diese Sprache nie geführt worden? Er aber redet anders, und darum sind seine Worte: Sorget nicht! für uns eine Quelle unversieglichen Trostes, nicht des Schreckens, wie der Kurzsichtige und Glaubensarme meint.

Fassen wir die Worte Jesu so auf, dann bedarf es keiner ängstlichen Deutung des Ausdruckes sorgen, als ob nur ein ungeordnetes Sorgen verboten sei, das von einem Herzen komme, welches noch getheilt sei zwischen der Welt

und Gott. Jesus stellt ein Ideal auf und verbietet darum das Sorgen um Speise und Anzug nicht halb und halb, sondern ganz und gar auf den Grund hin, weil dafür Gott schon Sorge getragen habe. Wäre es nicht thöricht, um das sorgen zu wollen, was Gott schon besorgt hat?

Wie sich dieses Nichtsorgen mit der Pflicht zu arbeiten ausgleiche, lehrt der heilige Augustinus ebenso schön, als kurz: Arbeite, sorge nicht.*) Auch der hl. Chrysostomus sagt nicht minder treffend: Etwas anderes ist sorgen, etwas anderes arbeiten.**)

## 8.

Matth. 7, 1—11.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet;

denn nach welchem Gerichte ihr richtet, werdet ihr gerichtet, und nach welchem Maße ihr messet, werdet ihr gemessen.

Was siehest du den Splitter im Auge deines Bruders, beachtest aber nicht den Balken in deinem Auge?

Oder wie darfst du zu deinem Bruder sagen: Halt, ich möchte den Splitter aus deinem Auge herausziehen? und siehe der Balken ist in deinem Auge.

Heuchler, nimm zuerst den Balken aus deinem Auge; und alsdann magst du aufschauen, um den Splitter aus dem Auge deines Bruders zu ziehen.

Gebet das Heilige nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor, damit sie nicht mit ihren Füßen darauf treten und sich umwenden und euch zerreißen.

Bittet, und es wird euch gegeben werden;

---

*) Labor exercendus est, sollicitudo tollenda.

**) Hom. 44. in Joan. fol. VIII. ed. Montfauc.

Suchet, und ihr werdet finden;
klopfet an, und es wird euch aufgethan werden.
Denn jeder der bittet, empfängt,
und der sucht, findet,
und dem, der anklopft, wird aufgethan.

Oder wer aus euch, ein Mensch, wenn ihn sein Sohn um Brot bäte, wird er ihm einen Stein geben?

Oder auch, wenn er um einen Fisch bäte, wird er ihm eine Schlange geben?

Wenn nun ihr, die ihr böse seid, gute Gaben euren Kindern zu geben wisset, wie vielmehr wird euer Vater, der im Himmel ist, Gutes denen geben, die ihn bitten.

Jesus hatte den Pharisäern gegenüber einen ersten Schritt gethan, indem er, ohne sie zu nennen, vor ihrem Thun warnte. Er macht nun auch den zweiten, und warnt vor ihren Urtheilen über das Thun Anderer.

Sie hielten es nämlich für eine Tugend, strenge im Urtheile zu sein; dieß sei Seeleneifer. Gegen einen solchen Eifer, der vor Anderer Thüre statt vor der seinigen kehrt, sprach er: Richtet nicht! das heißt (da jedes Gericht aus den zwei Akten der Anklage und Verurtheilung besteht): klaget nicht an, sondern vertheidiget; verdammet nicht, sondern sprechet los; mit andern Worten: Leget an die Handlungen der Andern nur den Maßstab der Liebe an.

Als Beweis dafür berief sich Jesus auf einen Satz, den auch die Pharisäer im Munde führten, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn auf die Werke beschränkten, er ihn aber auch auf die Urtheile ausdehnte. Wenn z. B. der sanfte Hillel zu einem Schädel, den er im Wasser liegen sah, sprach: Weil du ertränkt hast, darum hat dich dein himmlischer Richter ertränkt*), so spricht dagegen Jesus: Weil du vertheidiget und losgesprochen hast, wird dich auch dein himmlischer Richter in Schutz nehmen und los-

*) Pirke Aboth 2, 7.

sprechen; denn dein Maß wird Vorbild sein für die himmlische Vergeltung; nach deinem Maße wirst du voll und gerüttelt voll zurückerhalten — Strenge oder Güte.

Man konnte aber einwenden, daß bei solchen Grundsätzen das Gebot umgestoßen werde: Du sollst deinen Nächsten zur Rede stellen (3 Mos. 19, 17). Darauf antwortete Jesus: das möge und dürfe thun, wer selbst ohne Vorwurf ist; es gehe einmal nicht an, den Splitter aus dem Auge des Andern nehmen zu wollen, während man im eigenen Auge einen Balken habe. Ein Mensch aber, der sich aufrichtig prüfe, werde täglich neue Balken in seinem Auge finden, und sich darum wohl hüten, den Splitter aus dem Auge des Nebenmenschen ziehen zu wollen. Doch gibt auch hier Jesus nur eine Vorschrift für die Gesinnung, nicht für die äußere That. Bei unveränderlicher Gesinnung richtet sich die äußere Handlung nach dem obersten Grundsatze der Ehre Gottes und des Seelenheiles unserer Mitbrüder.

Wenn Jesus weiter sprach: Gebet das Heilige nicht den Hunden, dann: Bittet, und es wird euch gegeben werden, so besteht allerdings zwischen diesen beiden Sätzen unter sich und dem vorausgehenden: Richtet nicht, kein enger, in die Augen springender Zusammenhang; aber deßwegen allein darf man nicht gleich den Schluß ziehen, daß Matthäus in der Bergpredigt nur eine Blumenlese verschiedener Aussprüche des Herrn ohne Rücksicht auf Zeit und Veranlassung gegeben habe, denn es war so wenig die Absicht Jesu, in dieser, wie jeder andern Predigt einen streng bemessenen Fortschritt ausschließlich einzuhalten, als Gewohnheit des Volkes, solches zu hören. Kurze Sentenzen machten einen tiefern Eindruck und prägten sich leichter dem Gedächtnisse ein, als ein breiter Redestrom, wo man gar leicht über den Worten die Sache vergißt. Zudem hält es nicht schwer, einen passenden Uebergang herzustellen, wenn wir im Auge behalten, daß sich Jesus bald an diese, bald an jene aus

seinen Zuhörern, wenn auch nur mit Blick und Geberde, richtete. Darauf gestützt können wir sagen, das Wort: Gebet das Heilige nicht den Hunden, habe vorzüglich den Jüngern gegolten und im gewissen Sinne eine Beschränkung des vorausgeschickten: Richtet nicht, enthalten. Jesus sprach nämlich, zu ihnen gewendet: Wie ich euch zur Nachsicht ermahne (richtet nicht), so auch zur Vorsicht (gebet das Heilige nicht den Hunden), wie ich euch warne vor der Zurückhaltung, so auch vor der Aufdringlichkeit. Das Evangelium vom Himmelreiche ist wohl für alle Menschen bestimmt, darum richtet und verdammet nicht; aber nicht alle Menschen nehmen es an, darum gebet das Heilige nicht den Hunden und werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor. Das Himmelreich ist eine Perle, die man um ihrer selbst willen vor Verunehrung zu bewahren hat. Es muß mit Vorsicht gepredigt und vor denen, die seiner unwürdig sind, zurückgehalten werden; denn solchen brächte es keinen Gewinn, dem Prediger Schaden. Und wieder zu den andern gewendet, sprach er: Ihr alle aber, die ihr Verlangen habet nach der Perle, nach dem verborgenen Schatze, nach dem Heiligthume des Himmelreiches, bittet, und diese Perle wird euch gegeben werden; suchet und ihr werdet diesen Schatz finden; klopfet an, und die Pforten dieses Reiches werden sich euch öffnen, so unfehlbar, als ein Vater seinem Kinde keinen Stein gibt, wenn es ihn um Brot bittet. Geschieht solches nicht bei einem irdischen Vater, wo es immerhin denkbar wäre, daß er trüglich einen Stein statt des Brotes, oder hinterlistig eine Schlange statt des Fisches hinböte, wie viel weniger bei eurem himmlischen Vater, wo es gar nicht denkbar ist.

Jesus legte in dieser Vergleichung einen Nachdruck auf „bös". Der Mensch ist böse, und auch ein Vater handelt nur zu oft böse gegen sein eigenes Kind. Wenn aber trotzdem die Liebe böse Väter antreibt und ihnen Mittel und

Wege weist, wie sie ihren Kindern gute Gaben zu Stande bringen: sollte Gott nicht auch Mittel und Wege wissen, denen, die ihn bitten, gute Gaben zu geben, und welche wäre besser, als die des Himmelreiches, in der alle andern enthalten sind?

## 9.

Matth. 7, 12–29.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Alles also, wie ihr wollt, daß euch die Menschen thun, so thuet auch ihr ihnen;

denn dieses ist das Gesetz und die Propheten.

Gehet ein durch die enge Pforte;

denn weit ist die Pforte und breit die Straße, die zum Verderben führt, und Viele sind, die eingehen durch sie.

Wie enge ist die Pforte, und wie schmal ist der Weg, der zum Leben führt, und Wenige sind, die ihn finden.

Hütet euch aber vor den falschen Propheten, welche zu euch in Schafskleidern kommen, innerlich aber reißende Wölfe sind.

An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.

Sammelt man wohl von Dornen Trauben, oder von Disteln Feigen?

So bringt jeder gute Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte.

Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, noch kann ein schlechter Baum gute Früchte bringen.

Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.

Also an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.

Nichts war einfacher, als die Folgerung, die Jesus aus dem bisher Gesagten zog. Wenn er gelehrt hatte: Selig die Barmherzigen und Friedfertigen; wer zürnt, ist

dem Gerichte verfallen; widersetzet euch nicht dem Bösen; liebet eure Feinde; richtet nicht, so ergab sich als selbstverständlicher Schlußsatz: Alles also, wie ihr wollet, daß euch die Menschen thun, thuet auch ihnen.

Man vergleicht diesen Ausspruch gerne mit ähnlichen und fast gleichlautenden Sentenzen von Rabbinen und auch heidnischen Weisen. Dieß ist recht und gut, wenn man dabei nur nicht übersieht, daß solche allgemeine Sätze ihre Bedeutung erst durch den obersten Grundsatz erhalten, aus dem sie abgeleitet werden, und der bei Jesus ganz anders, als bei den Rabbinen und den Philosophen lautet. Er sagt, was sich aus der ganzen Bergpredigt ergibt: Handle aus selbstverleugnender Liebe in allem, was du thust. Sie sagen: Thue es aus selbstsuchender Liebe. Nun begreifen wir, wie Jesus einen Satz, den Rabbinen und Philosophen gleich ihm lehrten, den Inhalt des Gesetzes und der Propheten und zwar vom Standpunkte ihrer Erfüllung aus nennen konnte, denn diese Liebe lehrt nur das Christenthum. Wir begreifen, wie er im Hinblicke auf dieses Gebot ausrufen konnte: Enge ist die Pforte und schmal der Weg! Die Pforte ist nicht jene am Ende des Weges, sondern die am Anfange und Eingange, von welcher die enge Straße ausgeht. Die Pforte ist der Glaube an Jesus Christus, und der von da ausgehende Weg das Leben nach diesem Glauben. Wenn wir vor seinen strengen Forderungen zurückschrecken, wenn der volle, ungetheilte Glaube an seine Person und sein Wort Kämpfe kostet; dann könnte man leicht auf jene hören, welche den schmalen Weg durch ihre Deutung weiter machen. Vor diesen warnet Jesus, indem er sagt: Hütet euch vor den falschen Propheten. Betretet durch die enge Pforte den schmalen Weg, und hütet euch *auf* diesem Wege vor den falschen Propheten.

Jesus warnt öfter vor falschen Propheten, besonders im Zusammenhange mit der Schilderung der letzten Dinge,

d. i. seiner Wiederkunft, die immer als nahe bevorstehend gedacht wurde. Wenn er da von Zeichen und Wundern spricht, welche durch die falschen Propheten geschehen werden, von Ueberhandnehmen der Bosheit und Erkalten der Liebe (Matth. 24, 11 flg.), so enthalten diese Worte eine authentische Erklärung des hier angewendeten Bildes. Demnach sind die Schafskleider nicht die Lehren entgegen den Werken, sondern die Wunder und Zeichen entgegen den Lehren und Werken. Im Schafskleide von Zeichen und Wundern werden sie auftreten und darum so gefährlich sein, daß, wenn es möglich wäre, selbst die Erwählten irre geführt würden. Die Wunder sind der trügerische Schein, d. i. das Schafskleid, vor dem man sich hüten muß. Als Merkmale ihrer Erkennung gibt Jesus ihre Lehren und ihre Werke an, d. i. die Art, wie sie den schmalen Weg weiter machen, und er bezeichnet diese Kennzeichen als so sicher wie die Früchte eines Baumes. Mögen zwei Bäume ganz gleiches Aussehen haben; an der süßen Frucht kennt man den guten, an der bittern den schlechten Baum; darüber waltet kein Zweifel. Mögen zwei Propheten mit ganz gleichen Wundern auftreten (Jesus setzt nur den Fall); am Maßstabe ihrer Lehre und ihres Wandels kann man allezeit den wahren vom falschen unterscheiden.

Doch hatte Jesus nicht bloß eine Warnung vor den falschen Propheten, sondern auch ein ernstes Mahnwort an die wahren, indem er weiter sprach:

Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird eingehen in das Himmelreich, sondern der den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist.

Viele werden an jenem Tage zu mir sagen: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweißagt und in deinem Namen Teufel ausgetrieben und in deinem Namen viele Wunder gewirkt?

Und alsdann werde ich laut zu ihnen sagen: Nie-

mals habe ich euch gekannt, weichet von mir, Uebelthäter!

Es kann also Menschen geben (und Jesus redet von vielen, weil er warnen will), die Außerordentliches und Großes im Reiche Gottes thun und darum auf eine ebenso große Vergeltung am Gerichtstage rechnen, während sie verdammt werden, da ihr Leben befleckt war und den Forderungen der Heiligkeit nicht entsprach.

Ganz in demselben Sinne redet auch der Apostel, wo er sagt: Wenn ich alle Sprachen der Engel und Menschen redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz. Und wenn ich weißagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Erkenntniß und hätte einen Glauben, daß ich Berge versetzte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts (1 Kor. 13, 1, 2). Ich wäre nichts, entspricht den Worten Jesu: Weichet von mir.

Darum unterscheidet die Kirche zwischen der wohlgefällig machenden und der umsonst gegebenen Gnade, indem sie unter der letztern solche Kräfte und Fähigkeiten versteht, die einem Gläubigen in außerordentlicher Weise mitgetheilt werden, daß er Gott verherrliche und das Seelenheil der Anderen fördere. Wenn er dieß auch thut, wenn er andere rettet, kann er doch selbst verloren gehen, ein Prophet, ein Wunderwirker, ein Bußprediger sein und verdammt werden.

Endlich schloß Jesus mit den ergreifenden Worten:

Jeder nun, der diese meine Worte hört, und sie thut, wird dem verständigen Manne gleich gemacht werden, der sein Haus auf Felsen baute.

Und der Regen goß herab, und die Ströme brachen herein, und die Winde wehten und stürmten wider jenes Haus, und es fiel nicht; denn es war auf Felsen gegründet.

Und jeder, der diese meine Worte hört, und sie nicht

thut, wird dem thörichten Manne gleich gemacht werden, der sein Haus auf Sand baute.

Und der Regen goß herab, und die Stürme brachen herein, und die Winde wehten und schlugen wider jenes Haus, und es fiel, und sein Fall war groß.

Zunächst hatte Jesus bei diesem majestätischen Bilde die Zeit seiner Wiederkunft und des Gerichtes vor Augen, von dem er so eben gesprochen hatte; denn diesem Abschlusse der Dinge hinieden gehen nach seiner Voraussage schwere Heimsuchungen und unerhörte Drangsale vorher, die er hier mit Regengüssen und Stürmen um so passender verglich, als die Gewitter in Palästina, wie überhaupt im Gebirge furchtbare Verwüstungen anrichten. Wer nun glaubt und nach seinem Glauben lebt, den wird Jesus zur Zeit jener Stürme einem Manne gleich machen, dessen Haus auf Felsen steht; er wird ihn an jenem Tage bewahren und nicht untergehen lassen, so daß er, wenn die Drangsal vorüber ist, Theil hat am ewigen, messianischen Heile. Die Stärkung geht von Jesus Christus aus; sie ist ein Lohn der Treue, aber ihrem Wesen nach Gnade, da die Drangsal so groß sein wird, daß kein Mensch gerettet würde, wenn Gott ihre Tage nicht um der Erwählten willen abgekürzt hätte.

Im weitern Sinne beziehen sich diese Worte zugleich auf unser ganzes Leben. Da heißt: ein Haus bauen, sich Grundsätze des Lebens bilden, nach denen man seine Handlungen einrichtet und gleich Steinen zu einem geistigen Gebäude verbindet. Das muß Jeder. Ein jeder Mensch muß sein Lebenshaus bauen; aber nur wer es auf Jesus Christus gründet, nur wer nach seinem Worte und Beispiele sein Leben ordnet, hat ein Haus, das bei den Stürmen dießseits und bei den Fluthen der strengen Ausscheidung jenseits aushält und fortbesteht in Ewigkeit.

So sprach und lehrte Jesus. Wie ganz anders die Pharisäer! Hören wir nur ein Paar Beispiele:

Die Schule des Schammai will, daß man zuerst die Hände wasche und hernach den Segensbecher einschenke. Die Schule des Hillel will das Umgekehrte. Jene sagt, wenn man die Hände mit dem Handtuche abgetrocknet habe, soll man es auf den Tisch legen. Diese will, daß man es auf das Kissen lege. Jene lehrt, man müsse nach dem Mahle zuerst das Speisezimmer kehren, dann die Hände waschen. Diese fordert das Gegentheil.*)

Darnach begreifen wir wohl, daß die Volksschaaren über die Worte Jesu staunten und zu einander wiederholt sprachen: Er lehrt wie Einer der Macht hat, nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten.

---

## Drittes Capitel.

Der Aussätzige; der Gelähmte; der Knecht des Hauptmannes; Mehrere die Jesu Jünger werden wollen; Levi — Matthäus; der Seesturm; die besessenen Gerasener; Mahl bei Matthäus; Jairus und sein Töchterlein; das blutflüssige Weib; zwei Blinde.

### 1.

Matth. 8, 1—4. Mark. 1, 40—45. Luk. 5, 12—16.

Nachdem Jesus das Volk entlassen hatte, suchte er mit seinen Jüngern eine Herberge auf, vielleicht gleich die nächste am Berge der Seligkeiten im gegenwärtigen Hattin oder Irbid, dem alten Arbela, wo man noch die Trümmer einer

*) Berachot 8, 2.

prachtvollen Synagoge sieht. Letzteres lag an der Heerstraße. Da hatte ihn auch ein Aussätziger gesehen und heimlich bis in die Stadt oder das Dorf, ja selbst bis in das Haus verfolgt, wo er zum nicht geringen Schrecken der Jünger plötzlich zum Vorschein kam, vor Jesus, der sich ermüdet kaum niedergelassen hatte, auf die Kniee fiel und flehentlich ausrief: Herr, wenn du wolltest, du kannst mich rein machen.

Man denkt beim Worte Aussatz gewöhnlich an den äußerst bösartigen und furchtbaren ägyptischen Aussatz und macht ihn zu einer unter den Juden alltäglichen Krankheit. Dieß ist aber falsch. Nirgends im ganzen alten Testamente zeigen sich Spuren, daß der Aussatz häufig vorkam. Maria, die Schwester des Moses, Giezi, der Diener des Elisäus, der König Ozias und noch vier (2 Kön. 7, 3) sind die Einzigen, welche namentlich aufgeführt werden. Das trockene und gesunde Klima von Palästina war dem eigentlichen Aussatze nichts weniger als günstig und die Lebensweise der Juden so, daß diese furchtbare Krankheit kaum einheimisch werden konnte. Selbst Tacitus, der allerdings die Fabel, daß die Juden wegen des Aussatzes aus dem Lande der Pharaonen vertrieben worden seien, aufnahm, wie alles, was er Gehäßiges von den Juden hörte, nennt sie ein gesundes und kräftiges Volk.*) Darnach sind die Verordnungen, welche Moses wegen des Aussatzes traf, zunächst Vorbeugungsgesetze gegen Uebel gewesen, die, nicht beachtet, ansteckend und gefährlich werden konnten. Da Israel ein heiliges und darum leiblich reines Volk sein sollte, wurde jede Hautkrankheit, die sich nicht von vornherein als gefahrlos und vorübergehend erwies, einer strengen Controlle unterworfen. Die Aussätzigen hatten ein eigenes Kleid, das sie kenntlich machte, und ihre besonderen Hütten vor den Ortschaften;

*) Hist. 5, 6: corpora hominum salubria et ferentia laborum.

sie mußten sich von den Leuten ferne halten und durften kein Haus betreten. Aber der Aussätzige von Arbela, ein Mann von ungewöhnlicher Energie, setzte sich über dieß alles hinweg. Muthig und besonnen benützte er einen unbewachten Augenblick, drang in die Herberge ein und erhielt, was er wollte; denn Jesus erbarmte sich seiner, streckte seine Hand aus, berührte ihn und sprach: Ich will, werde rein! und augenblicklich wich der Aussatz.

Jesus berührte den Kranken, weil er mit seinen Heilungen gerne ein äußeres Zeichen verband als Unterpfand seines Willens und als Stütze des Glaubens. Durch die äußere Handlung wurde jede Einrede eines bloßen Zufalles abgeschnitten und jeder Unsicherheit über die wirkende Ursache vorgebeugt. Hier kam zum äußern Zeichen auch noch das Wort: Ich will. Zunächst enthielt dieß eine liebevoll herablassende Antwort auf die Frage: wenn du wolltest, willst du wohl? dann eine Bezeugung seiner Allmacht. Jesus wirkt aus seinem Willen, die Propheten wirkten aus dem Willen Gottes.

Auf dieses freundlich ermuthigende Wort folgte aber unerwartet eine Scene, die mit dem bisherigen nicht mehr zu harmoniren schien; denn Jesus bedrohte nun den Geheilten und drängte ihn hinaus von sich weg und sprach zu ihm: Siehe wohl zu, daß du es Niemanden sagst; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und bringe für deine Reinigung dar, was Moses verordnet hat.

Für den von uns gebrauchten Ausdruck: bedrohen, hat der Evangelist, der diese Scene erzählt, ein Wort*), dem die alten nationalen Erklärer übereinstimmend zwei Bedeutungen beilegen: zürnen und schelten. Die eine enthält die Gemüthsbewegung für sich, die andere eine Art ihrer Aeußerung. Beides traf hier zu. Den Kranken bemitleidete

*) Ἐμβριμᾶσθαι.

Jesus, dem Geheilten zürnte er; dem Kranken sah er sein Ungestüm nach, den Geheilten schalt er, drängte ihn von sich hinweg und hieß ihn schweigen. Jener aber ging hin und fing an aus allen Kräften zu verkünden, wie er geheilt worden sei. Das war gegen Jesu Gebot, doch nicht der Art, daß er ganz und gar ungehorsam gehandelt hätte, da wir nicht wissen, wie viel er im Sinne hatte und wie weitgreifend seine Absichten waren, um derer willen Jesus, der in sein Herz sah, zürnen und schelten mußte.

Als ein Mann, der vor nichts zurückschreckte, konnte er den Gedanken gefaßt haben, dadurch seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, daß er entschlossen war, für Jesus, den er als Messias bekannte, unter dem Volke zu werben und ihm begeisterte Freischaaren wider seine Feinde zuzuführen. Davon ließ er gehorchend ab, dagegen nicht von dem, was als unerläßliche Pflicht der Dankbarkeit von aller Welt erkannt wurde, daß er überall verkünde, was Jesus an ihm gethan habe.

Aber wenn dieser Mann ein so entschiedener Charakter war, warum folgte er Jesu nicht nach? Die Antwort ist einfach. Jesus hatte ihn dazu nicht aufgefordert und hätte es auch nicht gestattet. Sich von Geheilten begleiten zu lassen, wäre eine bedenkliche Sache gewesen. Seht, würden die Pharisäer gesagt haben, den Charlatan!

Die spätere Heilung des besessenen Gerasseners bietet ein lehrreiches Gegenstück zu der des Aussätzigen. Wie ähnlich und wie grundverschieden! Der geheilte Gerasener sitzt an der Seite Jesu, den geheilten Galiläer drängt er von sich hinweg; jenem befiehlt er zu verkünden, was ihm geworden, diesem verbietet er's; keinem gestattet er die Nachfolge. Wo liegt der Grund dieser verschiedenen Behandlung? Nicht in Jesus, nicht in der Krankheit, wohl aber im Charakter der Geheilten; der eine bedurfte der Ermunterung, der andere der Zurückhaltung.

Jesus zürnte dem Aussätzigen, weil er Gedanken und Pläne hegte, die nicht im Rathschlusse Gottes, also nicht vom Guten waren. Er zürnte und schalt, aber er entzog ihm seine Liebe nicht.

Der Eindruck dieser Heilung war so groß, daß Jesus nicht bloß eine Stadt öffentlich zu betreten mied, sondern daß er auch den Leuten, die schaarenweise zusammenströmten, um ihn zu hören und von ihren Krankheiten geheilt zu werden, für einige Zeit auswich und die Einsamkeit aufsuchte und betete.

Der Grund einer so mächtigen Volksaufregung, der Jesus immer aus dem Wege ging, lag nicht bloß in der Persönlichkeit des Geheilten, sondern auch in der Natur des Wunders selbst. Da der Aussatz eine der gefürchtetsten Krankheiten war, erschien die Heilung als eine der größten Wohlthaten. Nichts kam dem Schrecken gleich, den man vor einem Aussätzigen hatte, nichts dem freudigen Erstaunen, das seine Heilung hervorrief. In Schnelligkeit hatten sich Tausende um den Einen lauten Herold der göttlichen Gnadenheimsuchung gesammelt, zu allem bereit, aber auch gehorsam, als sich Jesus von ihnen ferne hielt. Die ihn aufsuchten in der Einsamkeit, wies er nicht zurück; doch mußte ein kleiner Stillstand, bis die Aufregung sich gelegt hatte, eintreten. Kranke ließ er da wahrscheinlich nicht zu sich bringen.

## 2.

Matth. 9, 2—8. Mark. 2, 1—12. Luk. 5, 17—26.

Nach einigen Tagen verließ Jesus die Einsamkeit und kehrte nach Kapharnaum zurück, wohin er seine Jünger vorausgeschickt hatte. Sie sollten eine neue Missionsreise mit ihm machen, zum Theile, gleichsam versuchsweise, in nicht israelitisches Gebiet.

Seine Ankunft geschah in aller Stille, wahrscheinlich bei Nacht. Aber sie wurde schnell bekannt, und schon früh am Morgen suchten ihn die Leute im Hause des Petrus, wo er wohnte, auf. Angesehene, die es schon wagen durften, einzutreten, darunter Schriftgelehrte und Pharisäer aus Judäa und Jerusalem, und gemeine Leute, die bescheiden vor der Thür stehen blieben, und, da Jesus nicht zu ihnen herauskam, sondern im Zimmer blieb, wo er sich setzte und lehrte, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, unbeweglich lauschten. Bei der tiefen Stille, die herrschte, so lange Jesus redete und bei seiner kräftigen, volltönenden Stimme war jedes Wort weithin leicht verständlich. Er lehrte nicht im Allgemeinen, sondern predigte das Evangelium, das die heiligen Schriftsteller kurzweg „das Wort" nennen. Die vorangegangene Bergpredigt war eine unerschöpfliche Fundgrube von Lehrpunkten, die er begründen und entwickeln konnte. Leider waren unter den Zuhörern schon manche, die seinen Worten nicht mehr mit unbefangenem Gemüthe folgten, die vielmehr in feindlicher Absicht gekommen waren.

Da brachten Leute einen Gelähmten, der von vier Männern getragen wurde; sie konnten aber wegen der Volksmenge nicht zu Jesus gelangen.

Die Häuser auch armer Leute haben in Palästina noch jetzt wie damals einen Hofraum, den eine niedrige Mauer einfaßt und von der Straße trennt. Er ist ein Bedürfniß, weil man vieles im Freien läßt, was wir unter Dach bringen, und leicht herzustellen, da der Kalk- und Basaltstein dort überall zu Tage liegt. Wenn nun der Vorhof des Petrus mit Leuten dicht angefüllt war, so wurde es auch beim besten Willen der Nächststehenden schlechterdings unmöglich, einem Kranken, den vier tragen mußten, in der Schnelligkeit Platz zu machen. Der Kranke aber, der sich vielleicht von weither hatte bringen lassen und schon Tage lang der Ankunft Jesu schmerzlich entgegen

sah, wollte nicht zuwarten, sondern veranlaßte seine Diener, daß sie ihn auf das Dach hoben, die Decke des Zimmers, wo Jesus lehrte, abtrugen und durch die Lucke das Tragbett herabließen, auf dem er lag. Die platten Ziegel, welche die obere Schicht des ebenen Daches bildeten, und die Ausfüllung zwischen den Tragbalken, die aus Mörtel und Stroh bestand, waren bald bei Seite geschafft, und wenn der Kranke seine Hände gebrauchen konnte, oder in einer sesselartigen Sänfte lag, eine kleine Oeffnung hinreichend. Unmöglich war also die Sache nicht und bei der Sehnsucht des Kranken und dem Charakter des Orientalen, der sich über solche Gewaltstreiche leicht hinwegsetzt, vollkommen gerechtfertigt. Ich erstatte dir, konnte der Kranke zu Petrus sagen, den Schaden zehnfach. Denn er war ein wohlhabender Mann; Freunde und Hausgenossen begleiteten ihn, vier Sklaven trugen ihn; so etwas kommt bei einem Armen nicht vor.

Es fehlt nicht an Beispielen, die zeigen, wie schnell man entschlossen war, und welch geringe Mühe es kostete, Häuser abzudecken. Flüchtige Soldaten, erzählt Josephus*), versteckten sich in Häusern; da ließ Herodes die Dächer aufreißen und die eingeschlossenen Leute durch herabgeworfene Steine zerschmettern. Pausanias floh in ein kleines Nebengebäude des Tempels der Athene; die Lacedämonier aber hoben die Thüren aus, deckten das Dach ab und umlagerten ihn, bis er dem Hunger erlag. Gefangene weigerten sich, ihr Haus, worin sie eingeschlossen waren, zu verlassen; da wurde das Dach aufgerissen und Ziegel und Pfeile auf sie herabgeworfen.**)

Der Gelähmte wollte ohne Zögern und um jeden Preis zu Jesu Füßen sein, denn ihn trieb noch etwas

*) Antiqu. 14, 15, 12.

**) Tucid. 1, 134, 4, 48. Aehnliches bei Xenoph. Hell. 6, 5, 9.

anderes als seine Krankheit, nämlich Reue und Buße, das Verlangen nach Vergebung. Sein Erscheinen vor Jesus bildet durch die ganz offene Zudringlichkeit und durch die Hinwegsetzung über jede äußere Form ein beachtenswerthes Seitenstück zu dem, was Maria Magdalena that. Beide beseelte ein Geist der Buße, der ihnen keine Ruhe mehr ließ und sie alles vergessen und alles wagen machte. Der Gelähmte suchte in erster Reihe Vergebung, erst in zweiter Heilung. Wir haben hier die Heldenthat eines Büßers, der, weil er nicht gehen kann, sich tragen, und weil er durch die Menge nicht gebracht werden kann, sich vom Dache herab Jesu zu Füßen legen läßt. Darum sprach auch Jesus:

Sei getrost, Sohn, deine Sünden werden dir vergeben.

Aber, möchte man sagen, war er denn verzagt? hatte er sein Ziel nicht erreicht? hatte er gezweifelt, ob ihm Gott vergebe? Gewiß nicht; so wenig als Maria die Büßerin. Aber der Anblick Jesu erschütterte ihn; die ganze Gewalt des Sündenbewußtseins brach hervor; er hatte sich alles leichter vorgestellt, bis er vor Jesus *war*, da erging es ihm wie der Maria, die nur weinen, nicht reden konnte.

Lähmungen treten bisweilen plötzlich ein, ohne die sonst gewöhnlichen Vorzeichen. In diesem Falle erschienen sie den Alten vorzüglich als göttliche Strafgerichte für öffentliche oder geheime Sünden. Daß der Kranke ein Sünder sei, war den Anwesenden, ob sie ihn kannten oder nicht, eine ausgemachte Sache; anders verhielt es sich mit dem Worte Jesu: Vergeben werden dir deine Sünden. Daran nahmen Einige, Pharisäer und Schriftgelehrte, die nicht in guter Absicht gekommen waren, Anstoß und sagten bei sich selbst: Was spricht dieser also? Er lästert. Wer kann Sünden vergeben, außer Gott allein?

Dieses ihr: Was, kann in doppeltem Sinne genommen werden, als eine Frage nach dem Grunde, oder als eine Frage nach der Absicht. Wie kommt es, daß er so redet? oder: Was will er damit? Beides meinten sie; auf Beides hatten sie auch eine Antwort. Das kommt, sagten sie bei sich selbst, von seiner Hoffahrt, die sich Gott gleich macht. Damit will er sich, urtheilten sie ferner, beim Pöbel einschmeicheln. Ihm zu lieb macht er's den Sündern leicht und schreckt selbst vor einer Lästerung nicht zurück. Er will ein Prophet sein, redet aber, wie nur falsche Propheten reden, und spricht: Friede, wo kein Friede ist. Er will ein Lehrer sein, redet aber wie solche, die das Gesetz nicht kennen.

So dachten sie. Jesus aber, der in ihr Herz sah, entgegnete:

Was denket ihr Böses in eurem Herzen?

Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh' auf und geh'.

Damit ihr aber sehet, daß der Menschensohn die Macht hat, auf der Erde die Sünden zu vergeben — sprach er zum Gelähmten:

Steh' auf, nimm dein Bett und gehe nach Haus.

Jesus nennt die Gedanken seiner Gegner böse; denn in seinen Worten war nichts enthalten, was den Vorwurf einer Lästerung rechtfertigte. Deine Sünden werden vergeben, darf man zu Jedem sagen, der wahre Buße wirkt, da Gott den Tod des Sünders nicht will. Man könnte also höchstens fragen, wie sich denn Jesus von der bußfertigen Gesinnung des Kranken überzeugt habe. Darauf war die Antwort schon in der Entgegnung enthalten: Was denket ihr Böses in eurem Herzen? Wie er das Böse im Herzen der Pharisäer sah, so auch das Gute im Herzen des Kranken.

Nur aus bösem Willen und durch Verdrehung seiner Worte, als ob er gesagt hätte: ich vergebe, konnten sie etwas lästerliches darin finden. Jesus begnügt sich aber damit nicht, sondern er hält die Wahrheit seiner Rede aufrecht, auch wenn man sie in diesem Sinne nimmt, denn er hat die Gewalt, Sünden zu vergeben; und nun folgt der Beweis in ganz greifbarer Weise durch Vorlegung einer Frage, auf welche die Antwort nicht zweifelhaft war, aus der sich aber eine ebenso unzweifelhafte Schlußfolgerung für Jesus ergab. Die Antwort lautete: Es ist leichter, Sünden zu vergeben, als Wunder zu wirken; denn jenes kann ordentliche Vollmacht eines Menschen werden, dieses nie. Die Folgerung war: Wer das Schwerere kann, vermag auch das Leichtere; wer einen Zentner hebt, hebt auch fünfzig Pfund. Daß Beides Sache Gottes sei, kam hier nicht in Frage; eine andere Frage wäre gewesen, ob denn Sünden vergeben und Wunder wirken so gleichartiger Natur seien, daß man vom letztern auf das erstere zurückschließen dürfe. Darauf gab Jesus keine Antwort, weil sie im vorliegenden Falle von selbst enthalten war. Sprach Jesus zum Gelähmten: Deine Sünden sind dir vergeben, und wiederum zu demselben (nicht zu einem andern): Steh' auf und gehe, so lag im Wunder ein unantastbares Zeugniß der Vergebung; anders würde Gott wider sich selbst sein.

Dieß erfuhr auch keinen Widerspruch. Da der Mensch sogleich aufstand und sein Bett nahm und Angesichts Aller hinausging, entsetzten sich Alle. Die Pharisäer verstummten, das Volk aber pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben, und sprach: So haben wir noch nie gesehen.

Jesus nannte sich den Menschensohn; aber nur er selbst; nie wurde er so von andern angeredet. Er liebte diese Selbstbenennung, weil sie ein Beiname des Messias war und wegen ihrer Allgemeinheit keinen Widerspruch von

Seite der Pharisäer provocirte; dann aber auch, um damit zu bezeugen, daß er Fleisch von unserm Fleische, Gebein von unserm Gebeine sei, daß er unserm Geschlechte angehöre, wie das Kind der Mutter. Als menschgewordener Sohn Gottes ist er nicht etwa eine neue Schöpfung, wie Adam im Paradiese geschaffen wurde, sondern ein Sohn des Menschen, vom Weibe geboren und durch diesen Geschlechtszusammenhang befähigt, die Sünden dieses Geschlechtes auf sich zu nehmen und an seinem Leibe zu tilgen.

## 3.

Matth. 8, 5—13. Luk. 7, 2—10. — Matth. 8, 19—22. Luk. 9, 57—62. — Matth. 9, 9. Mark. 2, 13, 14. Luk. 5, 27, 28.

Jesus entließ, wie immer nach solchen Scenen, das Volk und blieb allein zurück im Hause des Petrus. Man ließ ihm aber nicht lange Ruhe; denn da es bekannt war, daß er eine neue Missionsreise vorhabe, und sich schon wieder Leute zu sammeln anfingen, die ihm womöglich das Geleite geben wollten, kamen noch am Tage der Abreise Aelteste der Stadt mit der Bitte, in das Haus ihres Hauptmannes zu gehen und seinen Diener zu heilen. Er selbst habe sie darum ersucht, und, fügten sie bei, er ist würdig, daß du ihm dieses gewährest; denn er liebt unser Volk und die Synagoge hat er uns gebaut.

Kapharnaum hatte zur Ueberwachung des Grenzbezirkes eine Besatzung, die aus einem Manipel, etwas über 200 Mann, oder auch aus einer Cohorte, 500 Mann und einiger Reiterei unter einem Centurio (Hauptmann) ersten Ranges bestand. Der kranke Diener war seinem Herrn sehr theuer, vielleicht als ein alter Kriegskamerad oder als ehemaliger Erzieher, an dem er noch mit kindlicher Liebe hing. Je unzuverlässiger im Allgemeinen die Sklaven waren — wie viel Sklaven, so viel Feinde, lautete das

Sprichwort,*) um so mehr wurden treue Sklaven von guten Herrschaften geschätzt. Ein verständiger Diener, sagt Ben Sirach, sei dir werth, wie deine Seele (7 23).

Da Jesus bisher noch in keinen Verkehr mit Heiden getreten war, hatte der Hauptmann nicht den Muth, persönlich vor ihm zu erscheinen, wohl aber hatte er das Vertrauen, daß Jesus keine Bitte um Hilfe abschlage. Die Demuth hielt ihn zurück, irgend etwas zu unternehmen, was Aufsehen machen könnte, die Sorge um seinen Diener trieb ihn an, nichts unversucht zu lassen. Sein Ansehen hätte ihm wohl Zutritt bei Jesus verschafft, er wollte aber davon keinen, wie er meinte, Mißbrauch machen. Darum wandte er sich an Aelteste, d. i. in Amt und Würde stehende Männer, mit denen er in vielfache officielle Berührung kam.

Die Bittsteller verleugneten ziemlich stark ihre jüdischen Vorurtheile, nach denen sich kein Heide einer göttlichen Wohlthat und Gnade würdig machen konnte. War es etwa Furcht, welche sie reden lehrte: Er verdient es, oder Eigennutz, oder aufrichtiger Wille? Gewiß das Letztere; sie waren gutgesinnte Männer voll Dankbarkeit und Theilnahme. Dem Centurio fehlte es nicht an Gelegenheit, Beweise seines Wohlwollens zu geben, wie sie sagten: Er liebt unser Volk; schon die Aufrechthaltung der Disciplin unter Miethsoldaten war eine große Wohlthat für die Stadt. Seine Liebe hatte aber vorzugsweise einen religiösen Grund; es war Hochachtung vor dem Judenthume, die so weit ging, daß er eine Synagoge baute, die an Pracht und Schönheit, wie man noch aus ihren Trümmern sieht, von wenigen erreicht, von keiner übertroffen wurde.

Der Centurio erwartete kaum mehr, als daß Jesus den Kranken zu sich bringen lasse. Da er ihn nun selbst

*) Quot servi, tot hostes.

mit den Aeltesten kommen sah, befiel ihn Schrecken und Beschämung. Wie sollte der Heilige ein Haus betreten, das die Pharisäer mit großer Aengstlichkeit mieden? Um dieß zu verhindern, schickte er ihm Freunde, die nach echt orientalischer Sitte inniger und lebhafter Theilnahme um seinen kranken Diener versammelt waren, mit demüthiger Abbitte entgegen. So sei es nicht gemeint gewesen; ja er selbst kam noch herzu und sprach unter der Thüre seines Hauses: Herr, bemühe dich nicht; denn ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach eingehest. Deshalb hielt ich mich auch nicht für berechtigt, daß ich zu dir komme; sondern sprich nur ein Wort, und mein Knecht wird gesund. Und, um zu zeigen, daß bei Jesus das bloße Wort hinreiche, gebrauchte er ein Bild aus seiner eigenen Lebensstellung, indem er weiter sprach: Denn auch ich, obwohl ein Mensch unter einer Gewalt, sage, weil ich Soldaten unter mir habe, zu diesem: Gehe, und er geht, und zu einem andern. Komme, und er kommt, und zu meinem Knechte: Thue dieß, und er thut es.

Beim Soldaten erprobt sich die Kraft des Wortes; was der Obere spricht, thut der Untere; Wort und That fallen hier nach dem eisernen Gesetze des Gehorsams zusammen. So geschehe auch in dem Reiche und dem Kreise, wo Jesus gebiete. Aber wem gebietet Jesus? Man hat an Engel oder dienende Dämonen im Sinne des Heidenthums gedacht. Doch mit Unrecht; der Hauptmann hatte die Krankheiten selbst vor Augen, die gehen und kommen, wie Jesus wolle. Er war Augenzeuge wunderbarer Heilungen gewesen, er hatte gesehen, wie auf ein Wort die Krankheiten wichen. Es war ihm unzweifelhaft, daß Jesus nicht bloß eine, sondern die, d. i. die unbegränzte Macht zu heilen habe. Er glaubte an göttliche Kräfte, die in ihm wirksam seien und unfehlbar thun, was er wolle und gebiete.

Da Jesus die Rede des Hauptmannes hörte, staunte er und sprach zu denen, die ihm folgten:

Wahrlich ich sage euch, nicht einmal in Israel habe ich solchen Glauben gefunden.

Ich sage euch aber, daß Viele von Aufgang und Untergang kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden, die Söhne des Reiches aber werden in die Finsterniß draußen hinausgeworfen werden. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein.

Zum Hauptmanne aber sprach er:

Wie du geglaubt hast, soll dir geschehen.

Und der Knecht ward zur selben Stunde gesund.

Jesus staunte. Wurde er etwa überrascht? Gewiß; aber wie der Wissende, nicht wie der Unwissende. Der Glaube des Centurio hatte auf die Andern keinen besondern Eindruck gemacht, wohl aber auf Jesus, weil er ihn allein nach seiner ganzen, lautern Tiefe durchschaute. Also staunt auch der Kenner über ein Bild, an dem Tausende vorübergehen, weil sie dessen Schönheit nicht zu würdigen verstehen; denn die Bewunderung ist, wie der hl. Thomas sagt, nichts anderes, als das Verständniß der Größe einer Wirkung.*)

Dieses erste Zusammentreffen Jesu mit einem Heiden hatte für die Christen aus dem Heidenthume etwas außerordentlich Rührendes und Trostreiches. Sie lasen darin ihre eigene Geschichte — eine wunderbare Geschichte der Liebe und des Heiles, die sich täglich vor ihren Augen erneuerte und aller Herzen mit Dank und Anbetung erfüllte. Der Knecht war das Bild der Heidenwelt, in so ferne sie krank und elend war; der Hauptmann, in so ferne sie guten Willens nichts unversucht ließ, Heilung und Hilfe zu erlangen; die fürbittenden Freunde waren die guten Werke,

*) Admiratio est apprehensio magnitudinis effectus.

deren der natürliche Mensch fähig ist; die Demuth des Hauptmannes jene Grundstimmung, durch die diese Werke vor Gott zu kräftigen Fürbittern werden; sein Glaube — ein Wunder der Gnade — theils Zeugniß, daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt, daß er aus Steinen Kinder Abrahams erwecken kann, theils prophetisches Vorbild jenes mit allen Erweisungen der Geistesgaben gesegneten Glaubens, den die Predigt des Evangeliums in der heidnischen Welt fand. Wahrlich ein Glaube, wie er nach der schmerzlichen Bestätigung durch die Geschichte im Judenthume nicht zu Tage trat.

Das ernste Wort: Die Söhne des Reiches werden hinausgestoßen werden, blieb nicht ohne Eindruck auf die begleitende Volksmasse. Sie hielt es, wie wir sagen würden, für ein Mißtrauensvotum, und sogleich traten mehrere hervor, durch die That zu beweisen, daß sie mit Leib und Seele Jesu angehören. Matthäus führt zwei Beispiele an, denen Lukas ein drittes beifügt, und zwar so, daß einer als Sprecher auftritt, von dem sich Jesus, da er die Probe nicht besteht, zu den zwei Andern wendet.

Als Sprecher erschien, wie es ganz passend war, ein Schriftgelehrter. Er sagte: Meister, ich will dir folgen, wohin du immer gehen magst. Das war aus solchem Munde gewiß heroisch, und verdiente Bewunderung und Staunen, mehr als das Verhalten des Hauptmannes; aber Jesus war davon keineswegs entzückt, er sprach nicht: Eine solche Opferwilligkeit habe ich noch nicht gefunden, sondern vielmehr:

Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester, der Menschensohn aber hat nicht, wohin er sein Haupt lege,

und deutete damit dem Sprechenden an, daß ihm gerade das fehle, was er zur Schau trage — die Opferwilligkeit.

Der Schriftgelehrte hoffte ganz im Sinne des Pharisäismus von der Jüngerschaft und Nachfolge Jesu einen reichen und zwar irdischen Lohn; er gedachte, nach bald überstandener Mühe in den Besitz der messianischen Güter einzutreten. Kurz ist das Mühen, herrlich der Lohn, war seine Parole. Sowie ihm Jesus keine solche Aussicht stellte, verstummte er; man liest in den Evangelien nicht, daß er entgegnete: Herr, ich bin bereit, mit dir Armuth und Noth zu theilen, mit dir in den Tod zu gehen.

Da dieser, wie betäubt über eine solche Enttäuschung, kein Wort der Erwiederung fand, sprach Jesus nach einander zu den beiden Andern, die sich auch hervorgedrängt hatten:

Folge mir nach!

Und siehe, der Eine entgegnete: Herr, gestatte, daß ich zuerst hingehe, meinen Vater zu begraben; und der Andere: Ich will dir folgen, Herr, zuerst aber erlaube mir, daß ich Abschied nehme von den Meinigen.

Dieß war gewiß auch schön und edel; doch Jesus schien davon so wenig entzückt, als von dem Anerbieten des Schriftgelehrten, indem er entgegnete:

Lasse die Todten ihre Todten begraben; du aber gehe hin und verkünde das Reich Gottes;

und wieder:

Niemand, der die Hand an den Pflug gelegt hat und umschaut, ist geeignet für das Himmelreich.

Damit gab er zu verstehen, daß ihnen wie dem Schriftgelehrten das fehle, was sie zur Schau trugen, die Bereitwilligkeit.

Das Begehren Beider lautete höchst unschuldig und billig; aber vor den Augen Jesu, der in das Herz sah, war es ein bloßer Vorwand und somit gleich mit einer Verzichtung auf das Himmelreich. Es war nicht kindliche Liebe, was sie zu einer solchen Entgegnung bewog, sondern

innere Unentschiedenheit, das beliebte Morgen! Morgen! der Sinnlichkeit, womit sie allzeit dem Heute! Heute! des drängenden Gewissens entgegentritt. Sie wollten, aber nicht gleich, und darum suchten sie einen trügerischen Mittelweg, der sich überall nur zu leicht aufthut. Morgen wollen wir kommen, heute laß uns noch dieß und jenes thun. Dem hält Jesus ganz entschieden entgegen: Mir anzugehören ist das Erste und einzig Nothwendige. Ihm geht nichts, es geht allem vor.

Jesus unterscheidet ein Reich der Lebendigen und der Todten. Denen die im Reiche der Todten sind, kommt es zu, sich mit Todten abzugeben, den im Reiche der Lebendigen nicht. Die Sünder heißen im alttestamentlichen Sprachgebrauche todt und dem Todtenreiche verfallen, die Gerechten lebendig und eingeschrieben im Buche des Lebens. In diesem Sinne gebraucht aber Jesus den bildlichen Ausdruck hier nicht, sondern in dem verwandten der Gegenüberstellung der Gläubigen zu den Nichtglaubenden. Der du glaubst, folge mir und überlasse das Geschäft des Begrabens denen, die nicht glauben. An Jesus Christus glauben, heißt das Leben haben; wer nicht glaubt, ist todt und bleibt im Tode. Er gründet das Reich der Lebendigen; wer ihm nachfolgt, hilft ihm dieses Reich gründen. Folge mir, heißt so viel als: Hilf mir die Todten erwecken. Wer die Todten erweckt, überläßt füglich das Begraben der Todten Andern.

Nach diesem Grundsatze kann Jesu nur derjenige nachfolgen, der den Seinigen schon entsagt hat, gleichwie nur derjenige ackern kann, der aufgehört hat, rückwärts zu schauen. Die Führung des niedrigen, einfachen Pfluges der Alten war eine anstrengende Arbeit. Sollten die Furchen gerade und beim schweren Boden tief genug werden, so mußte sich der Ackerer mit aller Kraft auf den Pflug stemmen und vor sich hinblicken. Plinius sagt: Ein

Ackerer, der sich nicht bückt, geräth aus der Furche.*) Niemand kann ackern und umsehen; ebenso kann Niemand Jesu folgen und von den Seinen Abschied nehmen. Gleichzeitigkeit hierin würde ein innerer Widerspruch sein; es wären zwei entgegengesetzte Gefühle, von denen das eine nur eingebildet, nur eine augenblickliche Aufwallung sein könnte. Wen es zu den Seinigen zieht, den zieht es zu Jesus nicht.

Die heilige Schrift bietet in der Berufung des Elisäus ein lehrreiches Seitenstück. Er war eben auf dem Felde und pflügte, als Elias kam und ihm zum Zeichen seiner Erwählung den Prophetenmantel zuwarf. Da ließ er die Rinder auf dem Acker stehen, eilte dem Propheten entgegen und sprach: Laß mich küssen meinen Vater und meine Mutter, dann will ich dir folgen. Elias sprach: Gehe hin, aber was habe ich dir gethan? d. h. bedenke wohl, was ich dir gethan, was ich dir angeboten habe. Und Elisäus machte sich auf und folgte dem Propheten nach (1 Kön. 19, 19—21).

Solches thaten die Drei, obgleich sie sich vorgedrängt hatten, nicht. Jesus aber wollte noch am heutigen Tage ein Beispiel der wahren Nachfolge zeigen, sich zur Genugthuung, jenen zur Beschämung, allen zur Belehrung. Was Schriftgelehrte nicht über sich vermochten, mußte ein Zöllner thun, und zwar in einer Weise, die nicht verfehlen konnte, den tiefsten Eindruck zu machen.

Er ging nämlich vom Hause des Hauptmannes an den See. Das Volk begleitete ihn. Am Wege befand sich eine Zollstation, mit geräumiger Halle, wo Levi, der Pächter des hier treffenden Zolles, ähnlich den Zollpächtern an unsern Stadtthoren, gerade am Tische saß. Die meisten

*) Hist. nat. 18, 29: arator, nisi incurvus, praevaricatur.

Leute, darunter gewiß auch die Drei, wandten ihre Blicke verächtlich weg, Jesus aber trat zu ihm hin und sprach:

Folge mir nach.

Und er stand auf und folgte ihm nach.

Es war für den Zöllner eine schwere Probe, auf einmal vom klingenden Tische wegzugehen und einem sichern und leichten Gewinne zu entsagen. Das Geld übt über den Menschen einen bösen Zauber und bindet mit starken, schwer zerreißbaren Fesseln. Eine Berufung von da weg will mehr sagen, als eine von Netzen und von einem harten, bürgerlichen Geschäfte.

Doch sah man darin mit Recht nicht bloß eine Prüfung, die Levi, oder Matthäus (d. i. ein von Gott Geschenkter), wie er sich von da an nannte, glänzend bestand, sondern auch ein Zeichen der Liebe Jesu. Der gesetzeseifrige Pharisäer mied die Zollstätten, er wich ihnen wie Räuberhöhlen aus dem Wege; Jesus suchte sie auf.

Wenn Matthäus den Herrn kannte, wenn er zu seinen Jüngern im weitern Sinne schon seit länger gehörte, so waren dieß Umstände, welche die apostolische Nachfolge mehr erschwerten, als erleichterten. Aus einer hinreichend langen Beobachtung wußte Levi, was ihm bevorstehe. Der Gegensatz zwischen seinen jetzigen Verhältnissen, da er in Bequemlichkeit und Ruhe lebte, und den Beschwerden und Entbehrungen, welche ihm bevorstanden, drängte sich mit doppelter Stärke auf. Er konnte, gleich dem Verwalter in der Parabel, zu sich sagen: Solchen Strapazen bin ich nicht gewachsen; abgehärteten Fischern mag dieß leichter fallen; meine Kräfte halten es nicht aus. Zudem war Jesus gegen die Zöllner in ein ganz anderes Verhältniß, als die Pharisäer, getreten. Er hatte sie nicht sammt und sonders verdammt, sondern sie wie andere Menschen nach billigen Gesetzen beurtheilt; nie hatte er von ihnen etwas Außerordentliches, bloß weil sie Zöllner waren, gefordert.

Matthäus hätte so denken können; das Fleisch wird auch alle diese Einreden vorgebracht haben; aber er bestand die Probe, und deßwegen machte seine Berufung einen tiefen Eindruck auf die ersten Gläubigen und erfüllt auch uns mit der innigsten Verehrung dieses Apostels.

## 4.

Matth. 8, 23—34. Mark. 4, 36—5, 20. Luk. 8, 22—39.

Jesus lehrte am See. Als es Abend wurde, entließ er das Volk und trug seinen Jüngern auf, überzufahren. Unter den Entlassenen war auch Levi; er sollte seine Angelegenheit in Ordnung bringen, dann sich ihm anschließen. Jesus zeigte damit, in welchem Sinne das Wort: Lasset die Todten ihre Todten begraben, gemeint sei. Die Berufung kommt mit keiner wahren Pflicht in Collision, sie durchkreuzt aber jede bloß eingebildete und vorgebliche. Weil Levi augenblicklich zu folgen sich bereit zeigt, darf er zuvor sein Haus bestellen.

Jesus wollte die neue Mission mit seinen Jüngern allein antreten. Dieß hinderte aber nicht, daß ihm mehrere Schiffe eine Strecke weit das Geleite gaben. So steuerte nun eine ziemliche Anzahl vollgefüllter Barken zu gleicher Zeit in den stillen, mondbestrahlten See hinaus, die einen in nordöstlicher Richtung dem jenseitigen Bethsaida zu, die andern in südwestlicher längs hin am dichtbevölkerten Gestade der Landschaft von Genneſaret nach dem diesseitigen Bethsaida und Magdala. Noch einzelne Grüße tönten durch die reine Luft, und die Jünger, Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus, vielleicht auch Philippus und Nathanael, oder wie er noch heißt Bartholomäus, waren allein mit Jesus, der ermüdet vom Tagwerke auf einem Polster im Hintertheile des Schiffes lag und nach und nach in einen tiefen Schlaf fiel. Sie fuhren langsam dahin, um

den geliebten Meister nicht zu stören. Wunderbare Gefühle, halb freudige, halb angstvolle, durchzogen ihre Brust.

Da erhob sich, es mochte schon gegen Morgen sein, plötzlich ein heftiger Sturm. Ein Windstoß, sagt der dritte Evangelist, der sich mit der Seemannssprache gut vertraut zeigt, prallte herab (stürzte herab) auf den See. Er bezeichnet damit jene Art plötzlicher Stürme, die man jetzt Fallwind oder die weiße Bö nennt*), und die dem See Genesaret eigenthümlich sind. Der Reisende Rußegger sah die Wasserfläche in wild aufgeregtem Zustande, ohne, am Ufer stehend, den leisesten Windhauch zu fühlen. Erst fünf hundert Fuß höher empfand man eine kalte heftige Luftströmung, die von der östlichen Hochebene des Hauran herkam. In Tiberias stand man buchstäblich unter dem Winde. Er konnte es sich kaum anders erklären, als daß die Luftwellen vom Ostgehänge des Seebeckens in das Thal herabstürzten, auf den Seespiegel schlugen und sich durch Abprallen, ehe sie das westliche Ufer erreichten, wieder aufschwangen, so daß sie erst in einer gewissen Höhe fühlbar wurden.

Das Fahrzeug, eine Fischerbarke ohne Tiefgang, war nicht so gebaut, dem Sturme Widerstand zu leisten, und daher von Anfang schon in großer Gefahr, die den Jüngern, vertraut mit den Tücken des Wassers, nicht entging. Es war daher begreiflich, daß sie sogleich und mit allen Zeichen der Todesangst Jesus weckten und riefen: Meister, kümmert es dich nicht, daß wir umkommen? Feigheit war es nicht, vielleicht etwas abergläubische Furcht, die sie beschlich. Sie meinten, der Teufel benütze den Schlaf Jesu, sie zu verderben. Daß er ihm selbst nichts anhaben könne, glaubten sie fest; darum sprachen sie: Kümmert es dich nicht? Jesus aber entgegnete:

*) Berghaus: Allgem. Länder- und Völkerkunde. Stuttg. 1837. I, S. 269 flg.

Was seid ihr furchtsam, Kleingläubige?

Dann stand er auf, schalt die Winde und das Meer, und es ward eine große Stille.

Die Jünger wunderten sich, daß Jesus schlafe, und er, daß sie ihn wecken. Sie hielten sein Schlafen für einen Mangel an Liebe, und er ihr Wecken für einen Mangel an Vertrauen. Von rein menschlichem Standpunkte aus betrachtet, haben, so zu sagen, Beide Recht. Wenn Jesus die Jünger beten lehrte: Führe uns nicht in Versuchung, dann durften sie *in* der Versuchung auch beten: Kümmert es dich nicht, daß wir umkommen? Die vollkommene, *christliche* Ergebung kannten sie noch nicht, vom *muhamedanischen* Stumpfsinne wußten sie glücklicher Weise auch nichts. Was blieb ihnen da noch übrig, als mit echt *jüdischer* Frömmigkeit, die gegen Gott auch eifert, den Herrn zu wecken, *daß* er ihnen helfe? Ihnen Mangel an Ehrfurcht vorwerfen, weil sie in der drohenden Lebensgefahr, ihrem Schrecken einen lebhaften Ausdruck gaben, wäre unbillig und verkehrt. Das ganze alte Testament führt dieselbe Sprache durch den Mund aller seiner Gerechten und Propheten.

Jesus durfte zu seinen Jüngern sagen: Was seid ihr furchtsam, Kleingläubige? aber dieß berechtigt uns nicht zu demselben Vorwurfe. Die Jünger waren abgehärtete, muthige Männer, voll des Glaubens. Allerdings *der* Glaube den Jesus im Auge hat, so oft er vom Glauben redet, fehlte ihnen. In diesem Glauben, der, nur wie ein Senfkörnlein groß, Berge versetzt, würden sie selbst Wind und Meer bedräut und zum Gehorsam gezwungen haben. Wer Berge durch seinen Glauben versetzt, mag die Jünger wegen ihres Unglaubens tadeln; ein Anderer hat kein Recht dazu.

Jesus gebot nicht bloß dem Winde, sondern auch dem Meere. Der Wind kann plötzlich aufhören, das hochgehende

Meer wird aber deshalb noch nicht ruhig. In der augenblicklichen Meeresstille lag das Ergreifende, worüber sich Alle entsetzten, Jünger und Nichtjünger, d. h. jene Männer, etwa drei oder vier an der Zahl, die noch mit auf dem Schiffe waren, um es, wenn Jesus keinen weitern Gebrauch mehr davon machen wolle, nach Kapharnaum zurückzubringen. Auch sie waren gläubig, und sie hofften gleich den Jüngern, daß sie Jesus nicht verlasse, doch die Art, wie er half, war gegen alle ihre Erwartung; denn er betete nicht zu Gott; noch sprach er: da- oder dorthin steuert, sondern wie Gott selbst schalt er das Meer, und es gehorchte, während eine unbeschreibliche Hoheit von seinem Antlitze ausstrahlte, daß sie voll Schreckens zu einander sprachen: Wer ist doch dieser, daß Wind und Wogen ihm gehorchen? Wo Göttliches so unmittelbar vor den Menschen hintritt, wie hier geschah, kann er nur zittern und beben.

Jesus ließ auf der Ostseite des Sees, da, wo das Zehn-Städte-Gebiet (die Dekapolis) anfing, halten. Er wollte, so schien es, diesem wegen seiner gemischten Bevölkerung übelberüchtigten Distrikte das Evangelium predigen. Die Landung geschah auf gerasenischem oder (was dasselbe ist) gergesenischem Boden.

Origenes sagt, Gergesa sei eine alte Stadt am See, und man zeige noch den Abhang, von dem herab die Schweine in den See stürzten. Eusebius kennt auch eine Stadt dieses Namens. Spätere aber nicht, oder nur aus Eusebius. Wenn wir darnach nicht mehr im Stande sind, die Lage von Gergesa auf der Karte nachzuweisen, so muß man sie doch jedenfalls an das Südende des östlichen Ufers setzen, weil nur hier zwei Städte, die zur Dekapolis gehörten, mit ihrem Gebiete bis an die See reichten.

Die Reisegesellschaft Jesu hatte kaum das Fahrzeug in Sicherheit gebracht und das Land betreten, als zwei Männer aus den nahegelegenen Felsengräbern und Höhlen wüthend auf sie

hergelaufen kamen. Es waren Tobsüchtige und so wilder Art, daß sie Fußeisen und Ketten, wenn man sie band, zersprengten, daß sie kein Gewand auf ihrem Leibe duldeten, daß sie Tag und Nacht heulten und sich mit Steinen schlugen und Alle anfielen, die des Weges gingen. Sowie sie Jesu näher kamen, ließ die Raserei nach und zeigte sich die Besessenheit als die Ursache ihrer Tobsucht; denn da er, ehe sie ihn anreden konnten, dem bösen Geiste gebot, auszufahren, fielen Beide vor ihm nieder und riefen mit lauter Stimme: Was ist zwischen uns und dir, Sohn Gottes? bist du gekommen, uns vor der Zeit zu quälen?

Daran knüpfte sich nun ein weiteres Gespräch, indem Jesus nach dem Namen des Dämon fragte, und dieser im augenblicklichem Trotze rief: Legion ist mein Name, denn unser sind viele; gleich darauf aber wieder voll Zagen flehte und bat, ihn und alle, in deren Namen er redete, nicht in den Abgrund der Hölle einzuschließen, sondern zu gestatten, daß sie oben auf der Erde, im Lande bleiben und in Schweine, die eben in der Nähe weideten, fahren dürften. Er ließ es zu und die ganze Herde, ungefähr zweitausend an der Zahl, wurde rasend und stürzte über einen steilen Abhang in den See, wo ihrer alle ertranken.

Die Hirten, welche von der Ferne aus gesehen hatten, wie die Besessenen herrannten, zweifelten nicht, daß dieß Unglück von ihnen ausgegangen sei; sie flohen aus Furcht, selbst Schaden zu leiden, in die Stadt und erzählten da und auf den umliegenden Meierhöfen, was ihnen Schreckliches begegnet sei. Alles eilte in größter Hast auf den unheilvollen Schauplatz, um zu retten, was noch gerettet werden könnte, und um sich der Besessenen zu bemächtigen, gegen die man voll Zorn und Ingrimm war. Aber welches Schauspiel bot sich ihnen dar? Die beiden Besessenen geheilt, bekleidet, vernünftig zu den Füßen Jesu, der auf einem Felsstücke oder Baumstamme saß, und rings um sie

in bewegten Gruppen die Jünger, horchend und staunend, wie der Eine von diesen ihre gemeinsame Leidensgeschichte ruhig, zusammenhängend, ohne eine Spur von Nachwehen des Wahnsinnes erzählte.

Bald waren die Männer aus der Stadt vom Stande der Dinge unterrichtet; doch zeigten sie darüber keine Freude, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit über ihren Verlust, und sie baten ihn voll Furcht, ihr Land zu verlassen.

Jesus, der nie Gewalt brauchte, that ohne Widerrede, was sie wünschten. Dieser Nachgiebigkeit lag nicht Schwäche, sondern Weisheit und Milde zu Grunde. Die Leute sahen jetzt deutlich, daß Jesus nicht gekommen sei, ihnen Böses zuzufügen. Dieß machte sie empfänglicher für die Predigt der Geheilten und lehrte sie, ihre eigennützige Voreiligkeit beweinen. Um wie viele Gnaden hatten sie sich selbst gebracht!

Von den beiden Geheilten war der Eine nach seinem Temperamente still und gesammelt, der Andere, der bisher auch das Wort geführt hatte, lebhaft und thatkräftig, und er bat, so wie Jesus auf das Schiff zurückkehrte, inständig, bei ihm sein zu dürfen. Jesus gestattete es nicht, sondern sprach vielmehr zu ihm: Gehe in dein Haus zu den Deinen und verkünde ihnen, wie Großes dir der Herr gethan hat, und wie sehr er sich deiner erbarmte.

Es lag in der natürlichen Pflicht der Dankbarkeit, die Gnade, welche der Geheilte an sich erfahren hatte, laut zu bekennen. Wenn ihm Jesus gebot, was, für sich betrachtet, selbstverständlich war, so geschah es nur, um die Geheilten zu belehren, daß diese Art der Dankbarkeit einstweilen hinreiche, bis sie zu Höherem berufen würden, was später geschah, als sie nach der Himmelfahrt in die gläubige Gemeinde aufgenommen wurden. Damit ist auch die Frage, warum dießmal Jesus wolle, was er bei andern, ähnlichen Vorfällen ablehnte, beantwortet. Gottes Güte

lobpreisend zu verkünden, ist die Regel; sie zu verschweigen, die Ausnahme. Wenn man die Regel weiß, darf man eigentlich nur mehr nach dem Grunde der Ausnahme fragen. Jesus konnte nicht anders als wollen, daß sein Vater geehrt und sein Name verherrlicht werde.

Der ganze Vorgang erregte von jeher viele Bedenken. Als erste Antwort darauf mag gelten, daß wir so wenig verlangen dürfen, im Reiche des Geistes alles vom Gesichtspunkte handgreiflicher Zweckmäßigkeit erklären zu können, als wir es im Naturreiche vermögen. In beiden Gebieten gibt es Dinge, die bestehen, weil sie bestehen, und die zunächst keinen andern Erklärungsgrund zulassen. Gott zeigt sich als Herr der Welt, und seine Wege sind nicht unsere Wege. Dort vernichtet ein Hagel die Ernte, da kommen tausende von Rindern an einer Seuche um, hier Schweine im Wasser. Der Herr hats gethan, ist für uns Antwort genug. In zweiter Reihe können wir noch sagen: Die Dämonen baten nicht, in die Schweine fahren zu dürfen, weil sie es wollten, sondern weil es Jesus wollte. Sie gehorchten in ihrer Bitte nur einem höhern, zwingenden Rathschlusse, dessen Ausgang sie nicht voraussahen. Jesus aber wollte dieß zur Prüfung der Gerasener, ehe er ihnen das Evangelium verkündete.

Sie hatten von seinen Wundern gehört und mochten damit manche verkehrte Vorstellung verbunden haben. Er ergriff ein wirksames Mittel, ihnen zu zeigen, daß seine Machterweisungen einen höheren Zweck haben, als bloß Kranke zu heilen oder leere Mehlkammern und Oelkrüge zu füllen. Er heilt zwei Besessene, die sehr bös und gefährlich waren, und läßt die Dämonen, um die furchtbare Macht, von der sie gefesselt waren, recht augenscheinlich zu zeigen, in eine Heerde Schweine fahren. Die Gerasener hätten darüber Gott loben und Jesu danken sollen, daß er als Ueberwinder solcher dämonischer Gewalten zu ihnen

gekommen sei. Der Verlust war doch in keinem Verhältnisse zu der ihnen daraus erwachsenen Zuversicht des Heiles.

Ganz abgesehen davon, daß ihnen Jesus durch Wohlthaten anderer Art diesen Verlust zehnfach wieder ersetzen, und daß die beiden Besessenen ein viel größeres Unheil durch Brandlegung oder sonst ein Werk boshafter Rache hätten stiften können, mußten die Gerasener an und für sich geprüft werden, ob und wie weit sie geistige Wohlthaten zu würdigen wissen. Sie bestanden diese Probe nicht gleich denen, die noch an der Erzählung Aergerniß nehmen.

Einer ähnlichen Glaubensprüfung hatte Jesus, wie wir schon früher bemerkten, auch die Samariter unterworfen (siehe 1, 4, 7), indem er sich in seinem Gespräche mit der Samariterin nicht dadurch als den erwarteten Messias bezeugte, daß er einen lebendigen Quell aus dem Felsen springen machte, sondern daß er ihre Sünden aufdeckte, worauf sie in die Stadt eilte und gleich den Hirten der Gerasener rief: Kommt und sehet! Die Sünden aufdecken war etwas Schreckendes, mehr als Schweine ins Verderben treiben.

Wenn die Evangelisten nicht sagen: ein unreiner Geist in einem Menschen, sondern vielmehr: ein Mensch in einem unreinen Geiste, d. h. ein Mensch, der sich im Elemente, gleichsam im Gerichtsbanne eines bösen Geistes befindet, und an andern Stellen: ein Mensch, behindert, gebunden von einem bösen Geiste, so wollen sie damit nicht dämonische Einflüsse bezeichnen, die moralischer Natur waren und das sittliche Leben berührten, sondern nur solche, die sich auf das leibliche oder leiblich-seelische Leben bezogen, dessen Kräfte die Dämonen, bald, wie es schien, über sich erhoben, bald niederdrückten, hemmten und störten. Das Eine trat ein im Hellsehen, das andere im Wahnsinn und in verschiedenen

Krankheitsformen, die aber alle einen außerordentlichen Charakter hatten, z. B. Epilepsie und Mondsucht, oder eine unerkennbare natürliche Ursache, z. B. blind und stumm sein bei normal gebildeten Organen.

In Folge dämonischer Einwirkungen weißagten Besessene (Apostlg. 16, 16), oder erkannten in hellsehendem Zustande Jesus schon von ferne und baten, sich mit den Dämonen identificirend, ihrer zu schonen.

Die Thätigkeit der bösen Geister concentrirte sich in den Nerven des Menschen; von da gingen die Störungen der leiblichen und seelischen Kräfte aus; da hatte sich der Dämon eingenistet, sich gleichsam wie ein Keil zwischen Leib und Seele eingedrängt. Wie dieß geschieht, wissen wir nicht. Eine gewisse Disposition dafür darf vorausgesetzt werden, die theils in der Zeit; theils im einzelnen Menschen liegt, die aber für gewöhnlich in einer hohen Sensibilität des Nervenlebens, nicht in schwer sündhaften Angewöhnungen gesucht werden muß. Die evangelische Erzählung stellt die Besessenen nur als Unglückliche, Elende und Kranke dar, die geheilt werden, nicht als Sünder.

Der Hauptreichthum des ostjordanischen Hochlandes bestand in Waldungen und Wiesen. Jene durchstreiften Schweine, diese Rinder, Schafe und Ziegen. Die verschiedenen Gattungen des Herdenviehs wurden nicht vermischt, sondern jede für sich auf die Weide getrieben. Man zog mit ihnen oft Strecken von mehreren Tagreisen, bis man eine Stelle zum Bleiben fand. Vielleicht war die Schweinherde der Gerasener auf einer solchen Wanderung in die busch- und schilfreiche Jordansau begriffen, als sie vom gewaltsamen Untergange im See überrascht wurde. Betäubt vom Sturze aus der Höhe konnten sich die Thiere nicht durch Schwimmen retten und ertranken wider Willen der Dämonen, die keine Gewalt mehr über sie hatten.

## 5.

Matth. 9, 10—17. Mark. 2, 15—22. Luk. 5, 29—39.

Auf diese Mission verzichtete Jesus, wobei er jedoch Land und Volk nicht aufgab, sondern nur einstweilen die Geheilten seine und seiner Jünger Stelle vertreten und predigen ließ. Er selbst kehrte nach Kapharnaum zurück und blieb für sich allein in Gebet und Betrachtung bei Petrus, bis Levi sein Haus bestellt hatte und bereit war, den Herrn nach Jerusalem auf das nächste Fest (am 18. März) zu begleiten.

Am letzten Tage gab er noch ein feierliches Abschiedsmahl, bei dem viele Zöllner und Sünder, die sich um Jesus drängten, ihn nochmal zu sehen und zu hören, anwesend waren. Wer kam, wurde als Gast betrachtet. Es mochte Neumond (4. März) sein, ein Tag, an dem man gerne Festmahle hielt, weil nicht gearbeitet wurde, ohne daß er ein Sabbat war (1 Sam. 20, 5, 24).

Festliche Mahle dienten oft zur Besprechung der wichtigsten Angelegenheiten. Man schätzte es für ein großes Glück, mit einem Weisen zu Tische sitzen zu dürfen. Wir lesen öfter, daß Jesus sich einladen ließ, und erfahren einzelnes von seinen Tischreden. So gleich hier; denn Pharisäer, die nicht mitaßen, aber nach Tisch, da Jesus lehrte und sich mit den Leuten unterhielt, in den Saal eintraten, benützten diese Gelegenheit, sein Thun und Lassen zu verdächtigen. Sie wandten sich an die Jünger und sprachen: Es sei doch allgemeiner und gewiß richtiger Grundsatz, daß man auch den Schein des Bösen meide. Von Allen gelte: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Man kann nicht Pech berühren, ohne beschmutzt zu werden. Warum also ißt euer Meister mit Zöllnern und Sündern?

Darin lag eine feine Kriegslist. Den Jüngern mochten diese Bedenken einleuchten. Sie mochten vor den Pharisäern erröthen, sich unter solchen Menschen, wie Zöllner und Sünder waren, herumtreiben zu müssen. Der Täufer war mit Sündern nicht umgegangen.

Jesus aber kam allen weitern Verlegenheiten seiner Jünger zuvor, indem er das Wort nahm und zu den Pharisäern sprach:

Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.

Gehet aber hin und lernet, was es bedeutet: Erbarmen will ich, nicht Opfer.

Denn ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder.

Als nächste Antwort hätten wir vielleicht einen bittern Vorwurf erwartet: Heuchler, nennt diese nicht Sünder, sondern klaget vielmehr euch selbst an und ziehet zuerst den Balken aus eurem Auge. Das wäre menschlich gesprochen; die göttliche Weisheit aber geht andere Wege. Jesus gibt in höchst frappanter Weise beide Sätze der Pharisäer zu, daß man mit Sündern nicht umgehen soll, und daß die Zöllner und jene Andern, die mit ihm zu Tische gesessen, Sünder seien, und gründet eben darauf seine Antwort. Man soll allerdings mit Sündern nicht umgehen; aber dieser Satz erleide doch ein gewisse Beschränkung, wie jener andere, mit Kranken nicht umzugehen, damit man nicht angesteckt werde. Die Leute, welche mit ihm gegessen, seien allerdings Sünder; aber eben die Sünder zu berufen liege in seiner Aufgabe, und zwar so, daß ohne sie die Berufung der Gerechten Gott nicht gefallen würde.

Jesus konnte für alle Menschen sein Leben hingeben, aber er konnte nicht allen predigen, nicht mit allen umgehen, nicht alle aufsuchen. In dieser nothwendig beschränkten Thätigkeit muß er zuerst die Sünder aufsuchen.

Er hatte diese seine Aufgabe Anfangs nur indirekte, durch das Beispiel vom Arzte bewiesen, ging aber dann noch den Pharisäern gegenüber auf den direkten Schriftbeweis ein, indem er die Stelle citirte: Erbarmen will ich, nicht Opfer (Os. 6, 6). Nur dadurch ist Jesus Christus zum Vorbilde für die Menschen geworden, von denen Gott Erbarmen will, daß er Erbarmen übt und die Sünder zum Himmelreiche beruft.

Nachdem das Bedenken der Pharisäer auf diese sie nicht kränkende Art beseitigt war, kamen dadurch ermuthigt Jünger des Johannes mit einem zweiten Bedenken, das dem vorigen ähnlich und denselben Umständen entnommen war.

Jesus und seine Jünger standen eben von einem Mahle auf. Schon öfter hatte er sich einladen lassen, dagegen hatte er mit seinen Jüngern nie Fastenübungen vorgenommen, wie sie unter den Frommen in Israel üblich waren. Solches mußte den Freunden des immer fastenden Johannes auffallen. Sie waren nicht in Zweifel, daß hierin eine Absicht liege; denn soviel hatten sie dem ganzen äußern, abgehärteten, mühevollen Leben Jesu leicht abgesehen, daß es nicht aus Weichlichkeit geschehe. Männern, die Alles verlassen hatten, konnte das Fasten weder schwer, noch unerwartet vorkommen, wenn es Jesus fordern sollte. Da dieß die Jünger des Johannes recht wohl wußten und keine böse Absicht hatten, wandten sie sich an Jesus selbst und fragten ihn: Warum fasten wir und die Pharisäer so oft, deine Jünger aber nicht?

Jesus erwiederte ihnen:

Können wohl die Gefährten des Bräutigams fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?

Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird, und alsdann werden sie trauern.

Jesus gründet hier, wie zuvor, sein Thun und Lassen auf seinen Beruf; er handelt so, thut dieses und unterläßt jenes, weil er nicht anders darf. Er sucht die geistig Kranken auf, weil er ihr Arzt ist; er läßt seine Freunde nicht fasten, weil er der Bräutigam ist. Bräutigam und Braut und ihre beiderseitigen Genossen fasten nicht; denn fasten käme einer Verleugnung dessen gleich, was sie sind.

Die messianische Zukunft wird von den Propheten durchweg als eine Zeit der Freude, des Jubels und der Danksagung bezeichnet. Wenn die Jünger glaubten, daß in Jesus Christus der Messias erschienen sei, konnte es ihnen gar nicht in den Sinn kommen, aus eigenem Antriebe zu fasten, d. i. zu trauern. Wer legt Zeichen der Trauer an, wenn alle seine Gebeine frohlocken? Wer fastet am Tage, den der Herr gemacht, da es heißt: Kommt und laßt uns fröhlich sein?

Jesus sprach aber in seiner Antwort zugleich auch aus, daß es nicht immer so bleiben werde. Die Tage dieser Hochzeitsfreuden werden unterbrochen, der Bräutigam wird gewaltsam hinweggenommen werden; alsdann werden auch seine Jünger fasten und trauern. Was hier Jesus in einem schmerzlich wehmüthigen Blicke auf die kommenden Trauertage kurz andeutet, das verkündet er später noch oft und deutlich: seinen gewaltsamen Tod und die schweren Heimsuchungen und Prüfungen seiner Jünger, die darauf folgen.

Jesus aber sprach noch ferner:

Niemand näht ein Stück rohen Zeuges auf ein altes Kleid, denn es reißt nach seiner ganzen Ausdehnung vom Kleide und ärger wird der Riß.

Noch schüttet man neuen Wein in alte Schläuche; anders reißen die Schläuche, und der Wein fließt aus, und die Schläuche gehen zu Grunde. Sondern man

schüttet neuen Wein in neue Schläuche, und beide werden erhalten.

Und niemand, der alten Wein getrunken hat, will sobald neuen; denn er sagt: Der alte ist besser.

Da die Jünger durch ihr Nichtfasten etwas unterließen, was nicht zu den bloß ceremonialen Geboten des Alten Testamentes gehörte, sondern mit dem allgemeinen religiösen Bewußtsein der ganzen alten Welt zusammenhing, so begnügte sich Jesus nicht zu zeigen, wie seine Jünger nicht fasten könnten, sondern er ging noch um einen Schritt weiter und lehrte in Beispielen, daß sie nicht fasten dürften, auch wenn sie könnten, und daß sie nicht fasten wollten, auch wenn sie durften. Sie können nicht fasten, weil sie Freunde des Bräutigams sind; sie dürfen nicht fasten, weil man nicht einen neuen Fleck auf ein altes Kleid setzen und nicht neuen Wein in alte Schläuche schütten darf; sie wollen nicht fasten, weil niemand, der alten Wein getrunken hat, neuen zu trinken begehrt.

Fasten würde den Jüngern in ihrer gegenwärtigen Seelenstimmung schaden, nicht nützen; denn das innere Leben des Menschen darf nicht aus widersprechenden Dingen zusammengestückt sein. Wenn es gedeihen soll, muß alles im Menschen harmonisch und aus Einem Gusse sein. Jetzt ist noch, sagt Jesus, für meine Jünger die Zeit unbefangener Freude; jetzt noch sollen sie den Trost der Menschenfreundlichkeit Gottes ungetrübt kosten und erstarken für jene Tage, die ihnen bevorstehen. Fasten bei einer solchen Seelenstimmung, bei einem solchen, von Gott gewollten seligen Zusammenleben mit mir wäre unnatürlich und würde sie dem Geiste meiner Lehre mehr entfremden, als damit vertraut machen. Es würde eine Störung in ihre geistige Entwicklung bringen, es würde Aengstlichkeit, Haften an äußern Formen und Verkennung des Evangeliums zur Folge haben.

Diese Sätze haben aber, wie sich von selbst versteht, keine absolute Giltigkeit für alle Fälle und Zustände, sondern nur für die gegenwärtige der Jünger. Wie sie jetzt nicht fasten können und nicht dürfen und nicht wollen, so wird, sagt Jesus selbst, eine Zeit kommen, wo auch sie fasten können und dürfen und wollen.

Alle drei Gleichnisse enthalten außer ihrer speciellen Anwendung auf die Jünger Jesu noch tiefer liegende Wahrheiten, von denen die erste vorzüglich zur Belehrung für die Johannesjünger diente, die zweite eine für alle Zeiten geltende Bedeutung hat. Im Gleichnisse vom neuen Flecke auf einem alten Kleide und vom neuen Weine in alten Schläuchen lehrt Jesus, daß Fasten und andere leibliche Uebungen nicht an und für sich zur Aufnahme des Evangeliums befähigen; der ganze Mensch vielmehr müsse umgestaltet, erneuert, wiedergeboren werden aus dem heiligen Geiste (Joh. 3, 3, 5). Wenn die Johannesjünger ihre bisherigen Uebungen für ausreichende Mittel zur Theilnahme am Himmelreiche halten würden, und nicht vielmehr die Hingabe ihres ganzen Wesens an Jesus Christus, so hieße dieß, in alte Schläuche neuen Wein schütten. Sie würden doppelten Schaden erleiden; sie würden verlieren, was sie haben, und nicht erhalten, was sie wollen. Im zweiten Gleichnisse vom alten und neuen Weine lehrt Jesus, daß Fasten und die andern leiblichen Uebungen zwar Heilmittel seien, zu denen sich aber jene, welche die Jünger im unmittelbaren Umgange mit ihm gefunden haben und immerfort finden, wie alter Wein zum neuen verhalten. Wer alten Wein hat, begehrt nicht neuen; erst wenn der alte ausgeht, wird der neue getrunken. Wird er einmal von seinen Jüngern hinweggenommen, da werden auch sie zu den Heilmitteln des Fastens und der Abtödtung greifen. In der schützenden Nähe Jesu hat die Welt und der Teufel und das Fleisch über uns keine Macht; wenn er sich vor

uns verbirgt, dann thut es Noth, daß wir zu Abtödtung und Fasten, zu Wachsamkeit und verdoppeltem Gebete unsere Zuflucht nehmen.

## 6.

Matth. 9, 18—31. Mark. 5, 22—42. Luk. 8, 41—56.

Während Jesus noch redete, kam Jairus, der Synagogenvorsteher der Stadt herein und fiel ihm zu Füßen, indem er flehentlich bat: Komm' und lege meinem Töchterlein die Hände auf, daß sie gerettet werde und lebe, denn sie ist am Sterben.

Die Evangelien heben ausdrücklich die kirchliche Stellung des Jairus hervor, theils weil aus diesem Lebenskreise nur Wenige an Jesus glaubten, theils weil sie den Charakter des Bittenden in ein desto schöneres Licht stellte. Aufrichtige Demuth bei Vornehmen macht immer einen tiefen Eindruck. Der angesehene, vielleicht sehr reiche Jairus auf dem Angesichte vor dem armen Jesus, dessen Begleitung aus Fischern und Zöllnern bestand, war ein ergreifender Anblick.

Jesus suchte nicht die Ehre der Menschen; doch lesen wir nirgends, daß er Huldigungen von sich abwies. Nie sprach er bei solchen Scenen, wie Paulus und Barnabas: Ihr Männer, warum thut ihr das? auch wir sind sterbliche Menschen wie ihr (Apostelg. 14, 14). Die Pharisäer mochten daran Aergerniß nehmen; er ließ geschehen, was ohne die Wahrheit zu verletzen, nicht abgewehrt werden durfte. Dieß gehört mit zu den Beweisen für die wahre Gottheit Jesu Christi. Der gesprochen hat: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, gestattet es, daß die Menschen vor ihm anbetend auf die Kniee niederfallen.

Die Noth lehrt beten und sich demüthigen; das sehen wir an Jairus, als er für sein einziges Kind, ein Mädchen von zwölf Jahren, bei Jesus Hilfe suchte. Doch war es nicht bloß Noth, die ihn demüthig machte, sondern wirkliche Demuth, die ihn beten lehrte. Aus Demuth hatte er nicht gleich Hilfe gesucht, sondern gewartet, bis sein Kind in äußerste Lebensgefahr kam.

Jesus ging bereitwillig mit, aber ohne sich zu beeilen, und Jairus selbst drängte nicht, obwohl sein Töchterlein am Sterben war, weil er fest glaubte, daß seine Bitte schon erhört sei; das Kind werde nicht sterben und werde durch die Auflegung der Hände vollends genesen. Alle im Hause gaben ihm das Geleite und schloßen sich jenen an, die draußen bereits seit länger gewartet hatten, darunter eine Frau, welche von dem zwei starke Tagereisen entfernten Cäsarea Philippi gekommen war, in der Hoffnung, Hilfe für ein schweres Leiden bei Jesus zu finden, aber nicht den Muth hatte, ihn persönlich darum zu bitten, weil sie eine Heidin war.

Sie litt seit zwölf Jahren am Blutflusse und hatte ihr ganzes Vermögen aufgewendet, ohne geheilt zu werden; da hörte sie von Jesus, und schnell reifte in ihr der Entschluß, ihn aufzusuchen. Zwei große Bedenken: die Art ihrer Krankheit, welche sie dem Juden unrein machte, daß man sich ängstlich von ihr absonderte, dann der Umstand, daß sie keine Israelitin war, hielten sie nicht auf. Sie verheimlichte ihren Zustand und mischte sich unter das Volk, wo sie Jesu unbemerkt nahe kommen konnte, voll der Zuversicht, geheilt zu werden, wenn es ihr glücken sollte, den Saum seines Mantels zu berühren. Sie glaubte, daß eine Lichtsphäre heilender Kräfte, wenn ich so sagen darf, Jesus umgebe, und daß, wer in diese Lichtsphäre eintrete, Heilung finde. Sie glaubte, daß diesen Kreis heilender Kräfte besonders der Mantelsaum beschreibe, weil man

daran den Juden erkannte. Die blaue Einsäumung des Mantels, die sogenannten Schaufäden, waren das Kennzeichen des Juden; darum machte sich der Pharisäer einen breiten Saum und trug ihn mit großer Ostentation. Ihr Glaube war also groß, wenn auch etwas mit Aberglauben vermischt, wie es ihre ganze Lebensanschauung mit sich brachte. Aber dieß hinderte nicht, daß ihr geschah, wie sie geglaubt hatte; denn kaum hatte sie den Mantelsaum des Herrn berührt, so fühlte sie sich schon geheilt und gesund.

Die Heilung war unbemerkt erfolgt, und sie wäre auch, wie gewiß noch viele andere, unbekannt geblieben, da Jesus seine Wunder lieber verbarg; aber dießmal wollte er's nicht, sondern er wandte sich um und sprach:

Wer ist es, der mich berührte?

Da es alle verneinten, sprach Petrus und die mit ihm: Meister, die Volksmenge enget und dränget dich, und du sprichst: Wer ist, der mich berührte? Jesus aber sprach:

Es hat mich jemand berührt; denn ich erkannte, daß eine Kraft von mir ausging.

Und er blickte umher, die zu sehen, welche es gethan habe.

Die Jünger entschuldigten das schweigende Volk und zugleich sich selbst in aller Bescheidenheit. Das Gedränge, sagten sie, ist allgemein geworden; wir konnten den anschwellenden Strom nicht mehr aufhalten.

Die Wohnung des Matthäus war vielleicht vor der Stadt nahe an der Zollstätte oder in einem Garten. So wie sich nun der Menschenschwarm dem engen Stadtthore nahete, entstand ein Gedränge, das sich beim besten Willen nicht vermeiden ließ. Jesum belästigte dieß nicht, und das Volk hatte keine Scheu vor ihm, wie sie ein unheimlicher Zauberer um sich verbreiten mochte. Die großen Wunder, welche ihn überall hin begleiteten, erfüllten die Gemüther

mit Ehrfurcht, aber nicht mit Furcht vor seiner geheiligten Person. Das war nicht Stumpfsinn der rohen Masse, sondern eine Wirkung der Menschenfreundlichkeit Gottes, die unter uns erschienen ist.

Da Jesus stehen blieb und sich umwandte, trat die bisher ungestüme Menge ehrfurchtsvoll zurück und bildete einen Kreis, den der Herr überschaute, um die zu sehen, welche es gethan hatte. Es war kein fixirender Blick, dem ein aufmerksamer Beobachter etwa folgen konnte, sondern ein inneres Sehen, ein Blick mildstrahlender Freude über eine gerettete Seele. Die Geheilte gerieth aber doch in großen Schrecken. Sie fürchtete, in ihrem Heimlichthun ein Unrecht begangen zu haben, das sie schwer wieder gut machen könnte. Indeß besann sie sich nicht lange, sondern trat, wenn auch zitternd, aus der Volksmasse hervor, fiel auf ihr Angesicht und bekannte die ganze Wahrheit, ohne etwas zu verschweigen oder zu verändern. Dieß war eine große Selbstverleugnung, aber nicht minder groß auch ihr Lohn, denn Jesus sprach voll Sanftmuth und Liebe:

Sei getrost, Tochter, dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin in Frieden und sei heil von deiner Plage.

Man konnte fragen, ob die Worte Jesu: Ich erkannte, daß eine Kraft von mir ausging, nicht eine unwillkührliche Kraftausströmung bezeichnen. Man darf dieß, recht verstanden, unbedenklich zugeben; denn auch das Unwillkührliche geschieht nicht ohne den Willen; es ist eben nur eine Willensüberraschung, die in Jesus gedacht werden kann, wie eine Willensänderung, oder wenn wir dafür einen stärkeren Ausdruck wählen, eine Willensnöthigung. Sein Wille wurde, menschlich zu reden, vom kühnen Glauben des Weibes überrascht; ihre fromme, glückliche List hatte ihm ihre Heilung entlockt, so wie sie ihm das Rufen und Schreien des kananäischen Weibes abgenöthigt hatte. Jene kam seinem Willen zuvor, diese beugte seinen Willen um. Es gilt dieß

nur vom menschlichen Willen in Jesus Christus; daß man aber auch vom göttlichen Willen dieselben Ausdrücke gebrauchen dürfe, lehren die heiligen Bücher selbst. Wie Jesus die stärksten Beispiele gebraucht, um daran zu zeigen, daß gläubiges Gebet den Willen Gottes beuge, so sagt der Psalmist, daß gläubiges Gebet dem Willen Gottes zuvorkomme, ihn überrasche. „Frühe soll mein Gebet dich überraschen (Ps. 87, 14)."

Außer den Aposteln, den treuen Begleiterinnen Jesu aus Galiläa und den frommen Geschwisterten zu Bethania, treten drei Personen hervor, bei denen die Evangelisten mit Vorliebe verweilen: der Hauptmann von Kapharnaum, die kananäische Mutter und das blutflüssige Weib von Cäsaräa Philippi. Alle drei sind Nichtisraeliten und vom gleichen Glauben an Jesus erfüllt, sonst aber sehr verschieden. Der Hauptmann zeichnet sich durch seine Bitte, die cäsariensische Frau durch ihre Abbitte, die kananäische Mutter durch ihre Fürbitte aus; jede ist charakteristisch, die erste durch ihre Demuth, die zweite durch ihre Offenheit, die dritte durch ihren Freimuth. Dazu dürfen wir noch einen zählen; dieser ist ein Israelite, der Gelähmte auf dem Tragbette. Diese vier bilden nach ihrem Charakter zwei lehrreiche Paare. Der Hauptmann und die Frau von Cäsarea als Vorbilder der Demuth, der Gelähmte und die kananäische Mutter als Vorbilder des Muthes. Jene fürchteten zudringlich zu sein, diese scheuten selbst den Vorwurf der Zudringlichkeit nicht.

Wir denken leider so wenig daran, uns in fremde Lagen zu versetzen. Zwölf Jahre einer schweren Krankheit, alle Mittel vergeblich aufgewendet; jetzt wunderbare Hilfe und einen Augenblick darauf alles wieder in Frage gestellt; vergegenwärtigen wir uns dieses, und wir werden begreifen, welche Selbstverleugnung da in einem aufrichtigen Bekenntnisse liegt, und welcher Trost in dem Worte: Gehe hin in Friede! Lasse dich von keiner Verzagtheit, von keinem Zwei-

fel, von keinem Unmuthe beunruhigen. Dein Glaube hat dir geholfen; darin soll dich nichts mehr irre machen.

Jesus entließ die Frau, sie sollte zu den Ihrigen zurückkehren, nicht hier bleiben oder ihn begleiten, weil sie eine Geheilte und Heidin war. Noch war die Scheidewand nicht abgebrochen.

Die Scene mit dem blutflüssigen Weibe veranlaßte einen längern Aufenthalt und setzte den Glauben des Jairus auf eine Probe, die härter war, als die des Weibes, ja, die übermenschlich zu werden drohte; denn noch hatte sich der Zug nicht in Bewegung gesetzt, als schon Leute kamen und ihm das Verscheiden des Mädchens mit den Worten meldeten: Deine Tochter ist gestorben; bemühe den Meister nicht weiter. Ach, welche Enttäuschung auf eine kurze Hoffnung! Doch Jesus ließ ihm keine Zeit, darüber nachzudenken. Er fing die geflügelten Worte, die aus dem Munde dieser Unglücksboten kamen, ehe sie wie tödtliche Pfeile das Herz des Vaters trafen, abwehrend auf, indem er sprach:

Fürchte nicht, nur glaube!

Der Evangelist sagt, Jesus habe auf dieses Wort (der Boten), sowie es gesprochen wurde, sogleich aufgehorcht. Er gebraucht mit Absicht den Ausdruck: aufhorchen, und verbindet damit noch: sogleich. Beides ist stark realistisch, aber bezeichnend für die Theilnahme am gerechten Schmerze des Vaters und für das zartfühlende Herz Jesu. Er kann dem Bittenden eine schwere Prüfung nicht ersparen; aber wie huldvoll reicht er dem Wankenden die Hand, daß er nicht falle!

Endlich kamen sie an Ort und Stelle. Die Häuser hatten damals, wie noch jetzt im Oriente, ein Vor- oder oder Empfangszimmer zu ebener Erde, das dem Atrium der Römer entsprach und die ganze Tiefe des Hauses ausfüllte. Hier waren, als Jesus mit seinen drei vertrautesten Jüngern Petrus, Johannes und Jakobus eintrat, bereits

Theilnehmende, Trauernde und Wehklagende um die trostlose Mutter versammelt, und hatte schon das laute ceremoniöse Gepränge der Trauerfeierlichkeiten begonnen, da die Leiche heute noch bestattet werden sollte, wenn es auch bereits gegen Abend war; denn es war nicht erlaubt einen Gestorbenen über Nacht unbegraben zu lassen.*) Die Todtenklage galt für so wesentlich, daß selbst der ärmste Israelit wenigstens zwei Flötenspieler und ein Klageweib sich dingen sollte.

Eine jüdische Leichenfeier der Gegenwart gibt uns ein Bild der Vergangenheit. Der Jude Frankl erzählt: Ich wurde (in Jerusalem) zum Leichenbegängnisse eines Rabbi eingeladen. Die Straße vor dem Trauerhause war von Menschen gedrängt voll; ich konnte nur mühsam in den Hof des Hauses vordringen, wo die Gattin und Tochter des Hingeschiedenen, von etwa zwanzig Frauen umgeben, auf dem Boden saßen. Alle waren weiß gekleidet und erhoben immer wieder nach einer Pause ein Heulen und Schreien so eigenthümlicher Art, daß es wie Jauchzen schmetterte, dabei schlugen sie sich heftig an Brust, Stirne und Wangen. In der Stube lag die Leiche, weiß überthan, auf dem Boden. Ihr zu Häupten, ebenso zu Füßen brannte eine Wachskerze. Rings umher saßen viele Männer auf dem Boden und hörten einem Redner zu, der die Tugenden des Todten pries. Sie unterbrachen ihn zuweilen durch heftiges Weinen. Hierauf wurde die sorgfältigste Waschung der Leiche vorgenommen.**)

Jesus wollte die Leute entfernen; er konnte aber nicht sagen: Gehet hinaus; ich will das Kind aufwecken. Dagegen sträubte sich sein ganzes Wesen; er verhüllt seine Wunder, statt sie ans Tageslicht zu stellen. Auch würde er damit

*) Otho, Lex. rabb. p. 391.

**) Nach Jerusalem. II, 134, 135.

seinen Zweck kaum erreicht haben, weil das Schauspiel einer Todtenerweckung die Menge erst recht angezogen hätte. Deßhalb sprach er:

Was lärmet und weinet ihr? Gehet fort!

Das Mädchen ist nicht gestorben, sondern es schläft.

Dieß mußte auffallen; denn er hatte das Mädchen noch gar nicht gesehen; darum lachten die Anwesenden, nicht aus Spott, sondern aus Wehmuth über einen Trost, der sich nur zu bald als eitel erweisen würde.

Jesus ließ sich aber nicht irre machen; er stellte die Todtenklage ein und schaffte alle fort, die hier nichts zu thun hatten. Diese Sicherheit machte die Leute stutzig. Sie mochten, während sie gingen, denken, daß er vielleicht doch Recht habe. Einstellung der Todtenklage und Entfernung der Zuschauer war schlechterdings nothwendig, wenn Jesus seinen nächsten Zweck, eine große Aufregung zu verhindern, erreichen wollte. Der Tod war in Frage gestellt, die Klage unterbrochen worden; was nun geschehen mochte, machte auf die außen Stehenden nicht mehr den unmittelbaren Eindruck einer Todtenerweckung.

Jetzt erst nahm Jesus den Vater des Mädchens und die Mutter und seine Begleiter mit in die Leichenkammer, ergriff die Hand des Kindes und sprach:

Talitha kumi (das heißt: Mädchen stehe auf).

Und sogleich erhob sich das Mädchen und ging umher. Und sie waren außer sich vor großem Staunen.

Bei einem kleinem Kinde mag der Uebergang vom Leben zum Tode und dann ebenso vom Tode wieder zum Leben fast unmerklich sein. Es schläft, wenn es auch gestorben ist. Aber bei einem Erwachsenen oder fast Erwachsenen trifft dies nicht mehr zu. Das zwölfjährige Mädchen hatte alle Zeichen des Todes an sich; sein Anblick war der eines Gestorbenen, nicht eines Schlafenden. Augen, Mund, Gesichtszüge — Alles änderte sich beim Worte: Talitha kumi!

Man sah das Leben zurückkehren, wie in eine welke Pflanze. Dieß mußte die Umstehenden mit Entsetzen erfüllen, wenn es auch bald in die freudigste Danksagung überging, die Jesus aber einstweilen auf die vier Mauern des Hauses einschränkte, indem er ihnen gebot, das Geschehene niemanden zu sagen.

Da in Folge dieses Befehles sich Alle ruhig hielten; da die Leute nicht herausstürzten mit dem Freudenrufe: Kommt, kommt, das Mädchen lebt! da der wirklich eingetretene Tod nur Wenigen durch den Augenschein bekannt war und Jesus im Hause zurückblieb: verlief sich das Volk nach und nach, und er hatte für diesen Abend wenigstens seinen Zweck erreicht.

Jesus verordnete zum Zeichen der neu erwachten Lebenskräfte, daß man dem Mädchen zu essen gebe, auch verweilte er beim Kinde und den überglücklichen Eltern in freundlichem Verkehre, bis die Dämmerung hereinbrach, und er unbehelligt heim gehen konnte.

Ganz sollte es nicht glücken; denn draußen warteten zwei Blinde, die nicht vom Flecke wichen, bis er auf die Gasse kam, wo sie ihn sogleich mit den Worten anriefen: Erbarme dich unser, Sohn Davids. Er aber ging weiter, ohne darauf zu achten; er wollte, so schien es, für heute Ruhe haben. Die beiden ließen sich indeß nicht irre machen; sie folgten Jesu, von ihren Führern geleitet, mit einem Ungestüm, der nichts achtete, auf dem Fuße und selbst bis in sein Haus nach; denn sie waren vielleicht gleich dem cäsarienischen Weibe weit hergereist. Darum verwies sie Jesus, wenn es auch spät an der Zeit war, nicht auf morgen, sondern sprach voll Milde und Güte:

Glaubet ihr, daß ich dieses zu thun die Macht habe? und da sie aus vollen Herzen erwiederten: Ja, Herr, berührte er ihre Augen und sprach:

Nach eurem Glauben geschehe euch.

Dann aber auch:

Sehet wohl zu, daß es niemand erfahre.

Dieses Verbot hätte kaum einen erträglichen Sinn, wenn die Geheilten aus Kapharnaum gewesen wären, aber selbst für Weithergekommene konnte es nur mit einer Beschränkung gelten; denn Jedermann wußte, daß Blinde nicht über Nacht sehend werden. Die nähere Bestimmung des Verbotes lag in ihrem Bekenntnisse: Sohn Davids, das ist Messias. Auf diesen Glauben hin waren sie geheilt worden; davon zu sprechen verbietet er ihnen, wie später seinen eigenen Jüngern auf das Bekenntniß des Petrus: Du bist Christus (der Messias, der Sohn Davids), wenn auch beidemal zunächst aus verschiedenen Beweggründen; bei den Jüngern aus Rücksicht auf die Juden, auf die Hörer; bei den Blinden aus Rücksicht auf sie selbst, aus Schonung. Er wollte sie nicht Gefahren aussetzen; die Pharisäer hätten gegen sie wegen eines solchen Bekenntnisses leicht zu Thätlichkeiten greifen können. Gegen fremde, unbekannte Menschen hatten sie mehr Muth, als gegen Jesus und selbst gegen seine, dem Volke wohlbekannten Jünger. Sicherlich ließen sie es an Drohungen und Einschüchterungen nicht fehlen. Die Geheilten aber gingen hinaus und verkündeten ihn, sagt der Apostel, in der ganzen Gegend; nicht ihre Heilung verkündeten sie als das Erste und Wichtigste, sondern ihn, Jesus, als den verheißenen Heiland der Welt.

# Viertes Capitel.

Gesandtschaft des Täufers; daran geknüpfte Reden Jesu. Mahl der siebenzig Jünger und der zwölf Apostel; ihre Mission; ein Pastoralunterricht; der achtunddreißigjährige Kranke; die Sünderin beim Gastmahle des Simon.

## 1.

Matth. 11, 1—6. 9, 32—34. Luk. 7, 18—23.

Johannes der Täufer lag seit ungefähr einem Vierteljahre im Gefängnisse. Wir würden aber irren, wenn wir dabei an einen Kerker für Verbrecher auf irgend einer Festung denken würden; es war eigentlich nur die Gefangenschaft und Ueberwachung einer Geisel oder sonst einer detinirten, freiheitberaubten Persönlichkeit in der Residenz. Wenn sie Herodes wechselte, nahm er auch seinen Gefangenen mit sich sowohl aus Furcht vor den Nachstellungen der Herodias, als auch aus Ehrfurcht vor dem Täufer. Er selbst beredete sich öfter mit ihm, da Johannes milde, sanftmüthig, in sein Schicksal still ergeben war wie ein Lamm, und er gestattete seinen Jüngern freien Zutritt und Verkehr mit ihrem Meister.

Dieß machte es dem Täufer möglich, Jesus im Geiste überall hin zu begleiten; denn seine Jünger, die keine feindliche Stellung gegen den Herrn einnahmen, hinterbrachten ihm gewissenhaft, was sie sahen und hörten. Da kam aber manches vor, was ihm gleich vielen Tausenden in Israel ein peinliches Räthsel war.

Jesus wirkte unzählig viele Wunder, er predigte und lehrte, wie es noch nicht gehört worden, er brachte rings die Bevölkerung in die gewaltigste Aufregung, wobei er nicht verhindern konnte, daß ihn begeisterte Anhänger, dank-

erfüllte Männer, als den verheißenen Messias laut verkündeten; und siehe, er selbst gab keinen Laut von sich, rührte keine Hand, that keinen Schritt, dieß zu bestätigen, während doch seit seinem, des Johannes, Zeugniß am Jordan nahezu ein Jahr, seit der himmlischen Offenbarung bei der Taufe schon über ein Jahr verflossen war.

Durch dieses Zögern von Seite Jesu wurden nicht Unsicherheit oder Zweifelsucht im Herzen seiner Freunde hervorgerufen, wohl aber Ungeduld und in gewissem Sinne Unzufriedenheit, denn es schien ihnen Gefahr auf dem Verzuge zu liegen. Bei der Unzuverlässigkeit der großen Masse war jeder in ihren Augen verlorene Tag ein Gewinn für seine Feinde, die bereits viel kecker wurden und Klagen und Verdächtigungen vorbrachten, wie es früher niemand gewagt hätte.

Unter diesen Umständen dachten Viele an Johannes, der am ehesten auf Jesus einwirken könne. Und siehe, er war damit ganz einverstanden und sandte zwei von seinen Jüngern an Jesus ab mit der Frage: Bist du, der da kommt, oder erwarten wir einen Andern? Nicht jede Frage drückt eine Ungewißheit aus. Man kleidet nicht selten eine Bekräftigung oder eine Aufforderung in die Form einer Frage ein; besonders liebt diese Art zu reden der Orientale. Er trägt in Form einer Frage vor, was er ganz gewiß weiß, um sein Befremden, oder seine Ermunterung zu etwas, oder beides recht lebhaft auszudrücken. Dasselbe war auch hier der Fall. Der Frage, die der Täufer an Jesus richtete, lag Befremden und Ermunterung zu Grunde; Befremden über das, was noch nicht geschehen, Ermunterung zu dem, was allgemein erwartet wurde. Die Frage: Bist du, der da kommt? bedeutete also: Da du der Messias bist, woran wir nicht zweifeln, was zögerst du mit der Gründung deines Reiches?

Johannes hatte zu einer solchen Fragestellung eine Pflicht in den Augen der Jünger, ein Recht in den

Augen Christi und einen unwiderstehlichen Antrieb in seinem prophetischen Amte. Die Sendung war nur ehrenvoll, nicht beleidigend; es lag in ihr keine andere Zudringlichkeit, als die des Eifers für eine heilige Sache, und sie wurde von den beiden dazu ausersehenen Jüngern mit ebenso großer Bereitwilligkeit unternommen, als von Jesus angenommen; aber wo und wann sie mit ihm zusammentrafen, wissen wir nicht, da er am Tage nach dem Mahle bei Matthäus und dem was damit zusammenhing, seine Reise nach Jerusalem antrat, welche die drei ersten Evangelien mit Stillschweigen umgehen.

Vielleicht hängt es zusammen mit der Uebersiedelung des Täufers nach Machärus, wo Herodes, dem ein Krieg mit Aretas bevorstand, im Kreise seiner Kriegsobersten und Soldaten seinen Geburtstag feiern wollte. Für Johannes war es ein Todesgang, und in Todesahnung hatte er ein großes Verlangen, aus dem Munde Jesu gleichsam als Wegzehrung ein Trostwort zu empfangen.

In diesem Falle trafen die beiden Jünger den Herrn noch in Galiläa und zwar an einem Tage, der durch viele und große Wunder ausgezeichnet war. Jesus eilte nicht, und reiste nicht in geheim, sondern lehrte in den Städten und Flecken, die er durchwanderte, und heilte jede Krankheit und jedes Gebrechen; denn er erbarmte sich des Volkes, weil es, sagt der Evangelist, abgequält und erlegen war, wie Schafe, die keinen Hirten haben.

Kein Thier bedarf des Hirten nothwendiger als das Schaf. Eine Herde ohne verständigen und wachsamen Hirten verfällt bald in einen jämmerlichen Zustand. Die Schafe magern ab, verwunden sich, werden von Krankheiten weggerafft und nach allen Richtungen hin zerstreut. In einem solchen Zustande traf Jesus das Volk überall, wohin er kam; es war der Zustand geistiger Verkrüppelung, Hilflosigkeit und Unwissenheit. Die Leute sehnten sich nach dem

Messias und waren doch auf seine Ankunft nicht vorbereitet, denn die Pharisäer hatten sie auf eine Weide geführt, die von Christus nur entfernen konnte. Das religiöse Leben war auf eine falsche Bahn gerathen und verkümmert in seiner Wurzel.

Dieß erfüllte Jesus mit dem tiefsten Schmerze und bewog ihn, auch leiblich überall zu helfen, damit dem Volke geistig die Augen aufgehen möchten. Es gelang nur bei wenigen ganz, bei vielen gar nicht, bei der Masse halb, vorübergehend, augenblicklich, ohne Halt, besonders weil die Pharisäer angefangen hatten, seine Wunder selbst anzugreifen.

Solches geschah gerade am Tage der Ankunft der Johannesjünger und vielleicht um ihretwillen, wie uns die Antwort Jesu vermuthen läßt. Unter denen, die vor ihren Augen geheilt wurden, befand sich nämlich auch ein Besessener, der stumm war, und redete, sowie der Dämon ausgetrieben wurde. Während nun die Volksschaaren und die Johannesjünger staunten und zu einander sprachen: Niemals ist so etwas in Israel gesehen worden, warfen die Pharisäer ein: Im Obersten der Teufel treibt er Teufel aus, was sie öfter wiederholten. Dießmal gab Jesus keine Antwort darauf, wohl aber ließ er es nicht an einer Warnung fehlen, indem er zu den beiden Jüngern, nachdem sie die Botschaft ihres Meisters überbracht hatten, sprach:

Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr höret und sehet.

Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Todte stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert.

Das Letzte sprach er, weil die Einrede der Pharisäer darauf berechnet war, an Jesus und seinen Werken so irre

zu machen, daß man daran Aergerniß nehme. Sie sagten: Jesus unterläßt, was er in erster Reihe thun müßte, wenn er eine Sendung von Gott hätte; also ist auch, was er thut, nicht von Gott. Er erlöst Israel nicht von seinem Hauptübel, vor dem alle andern zurücktreten, von dem nationalen Uebel der Römerherrschaft; also ist auch seine Erlösung von den untergeordneten Uebeln, die immer in der Welt waren, von Besessenheit, Krankheit und Tod ein Trugwerk des Teufels.

Die Antwort Jesu, zunächst an die Fragenden gerichtet, paßte auch auf diese Verdächtigung der Pharisäer. Sie ist aber, wie in allen solchen Fällen, keine direkte, sondern eine indirekte Entgegnung. Er schlug immer, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Art Umweg ein, der aber doch auf dem kürzesten Wege das Ziel erreichte. Seine Weise zu antworten, war der Form nach gewöhnlich allgemein, unbestimmt, wie es schien, ausweichend; dem recht verstandenen Inhalte nach aber so bestimmt und entscheidend, daß sie jeder weitern Frage zuvorkam. So auch hier. Hätte er auf die Frage der Johannesjünger mit einem ganz entschiedenen Ja geantwortet, so wäre damit nichts weiter gewonnen worden, als daß sie jetzt mit ihrem Hauptbedenken hervorrückten, warum er denn zögere, so als Messias aufzutreten, wie es ganz Israel erwarte. Jesus wollte es zu dieser Frage gar nicht kommen lassen, darum gab er eine Antwort, die mit der Sentenz: Selig ist, wer sich an mir nicht ärgert, jede weitere Frage abschnitt und unnöthig machte.

Johannes hatte nämlich von den Wunderthaten Jesu gehört und auf diese hin erwartet, daß er sich nun auch als Messias im Sinne des Volkes offenbare. Jesus nennt eben diese Wunder und verlangt auf sie hin, daß man an ihm kein Aergerniß nehme, wenn er es nicht thue. Kommt von Gott, was er thut; so kommt auch von Gott, was er

unterläßt. Wenn er das Eine thut, berechtigt sie dieses nicht, gleich das Andere mit zu begehren. Davor warnt Jesus.

Wohl fehlte in den Augen auch des frömmsten Israeliten an Jesus noch vieles von dem, wie er sich den Messias dachte, und es lag darin eine nicht geringe Versuchung, Aergerniß zu nehmen, d. i. an Jesus nicht zu glauben, oder im Glauben irre zu werden. Die Pharisäer hatten diese, wie es schien, schwache Seite in seinem öffentlichen Leben bald herausgefunden und bei jeder Gelegenheit zu verwerthen gesucht. Sie schloßen von dem, was er nicht that, auf das zurück, was er that. Jesus zeigte in der mildesten Weise, daß dieß eine verkehrte und unzuläßige Beweisführung sei.

Die Johannesjünger fragen: Bist du der Gesalbte (Christus)? Jesus fordert sie auf, zu sehen, was er thut, und zu hören, was er spricht, und es ihrem Meister zu berichten, damit er selbst prüfe, ob sich an ihm das prophetische Wort erfülle: „Der Herr hat mich gesalbt (d. i. zum Christus, zum Messias gemacht), frohe Botschaft (das Evangelium) zu bringen den Armen, mich gesandt, die gebrochenen Herzens zu heilen, den Gefangenen Befreiung zu verkünden, auszurufen ein Jahr der Gnade, zu trösten alle Trauernden (Js. 61, 1, 2)."

Der Augenschein lehrte, daß die Predigt Jesu für die Armen eine frohe Botschaft war. Welchen Trost schöpften Betrübte, welche Beruhigung Aengstliche aus seinem Worte! Wie half er Sündern und Niedergebeugten auf! Die tausend und tausend, welche ihm überall nachfolgten, bezeugten, daß die ganze prophetische Botschaft in Erfüllung gegangen sei. Oder ist es kein Trost der Trauernden, keine Befreiung der Gefangenen, kein Jahr des Erlasses, wenn Jesus Todte erweckt, Besessene erlöst, Kranke heilt und zu Sündern spricht: Fasse Muth, mein Kind, deine Sünden sind dir

vergeben? Diese Wunder waren in den Augen Israels eine verheißungsvolle Morgenröthe des messianischen Tages. Aber eben weil dieß alles eintrifft, sich dieß alles an Jesus erfüllt, darum warnet er vor Ueberstürzung, vor jedem Vorgreifen und mahnet zur Unterwerfung in den Rathschluß Gottes.

## 2.

Matth. 11, 7—30. Luk. 7, 24—35. 10, 13—15.

Da die Fragenden aus guter Absicht gekommen waren, und die Antwort Jesu in seiner Berufung auf das Alte Testament so einfach, in seiner Warnung und Mahnung so zart gehalten war, kehrten sie vollkommen beruhigt und freudig zu Johannes zurück. Wie sie nun dahingingen und sich das Gespräch der Volksmasse auf den Täufer richtete, der immer ein Gegenstand allgemeiner Verehrung und Theilnahme war, erhob Jesus seine Stimme zu einem feierlichen Zeugnisse und sprach:

Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird?

Aber (wenn nicht), was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen in weiche Kleider gekleidet? Siehe, die weiche Kleider tragen, sind in den Palästen der Könige.

Aber (wenn nicht), was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten?

Ja, sage ich euch, und mehr als einen Propheten. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Boten vor deinem Angesichte, der deinen Weg dir bereiten wird.

Wahrlich sage ich euch: Unter den von Weibern Geborenen ist keiner aufgestanden größer als Johannes; der Kleinere aber im Himmelreiche ist größer als er.

Die Rede Jesu ist wider seine sonstige Gewohnheit oratorisch und bewegt; sie beginnt mit einer Frage: Was seid ihr hinausgegangen an den Jordan in die Wüste? Etwa um das Schilf des Jordans zu sehen? Das wäre an sich denkbar, aber bei euch traf es nicht zu. Oder, da ihr nicht hinausgegangen seid, eine Naturerscheinung zu beobachten, etwa in der Absicht, einen weich gekleideten Menschen und Feste, die er dort feiert, zu sehen? Nein; das wäre an sich nicht denkbar, weil man dergleichen in der Wüste nicht sucht. Oder endlich, um einen Propheten der Wüste, einen Mann gleich dem gewaltigen Elias zu sehen? Ja, das habt ihr gewollt und habt euch nicht getäuscht. Johannes ist ein Prophet, und mehr als dieß, er ist der von den Propheten angekündigte Herold des Messias und der Größte unter den vom Weibe Geborenen. Er vereinigt in sich den doppelten Vorzug des Amtes und der Heiligkeit; des Amtes, darin kein Prophet, der Heiligkeit, darin kein Mensch ihm gleich steht.

Warum aber spricht Jesus mit einer solchen Emphase? mit einem so sichtlichen Streben, auf die Volksmenge einen recht tiefen Eindruck zu machen? Darüber belehrt uns der Schlußsatz seines Zeugnisses für Johannes: Der Kleinere im Himmelreiche ist größer als er. Dieß sollten alle, die es hören, recht zu Herzen nehmen; denn jeder von ihnen konnte ein Kleinerer in diesem Sinne und somit ein Größerer als Johannes werden.

Der Engel hatte zu Zacharias gesprochen: Er (Johannes) wird groß sein vor dem Herrn und erfüllt werden mit dem heiligen Geiste vom Mutterschoße an (Luk. 1, 15); Jesus sagte noch Herrlicheres von ihm aus, fügte aber gleich bei: Der Kleinere im Himmelreiche ist größer als er.

Wir wissen warum.

Johannes gehörte dem Alten Bunde an und stellte ihn in seiner höchsten Vollendung dar. Unter den Heiligen

des Alten Bundes, oder mit Christus zu reden, unter den vom Weibe Geborenen ist er der Heiligste und Größte; unter denen aber, die aus Wasser und dem heiligen Geiste wiedergeboren werden, ist ein Kleinerer, d. i. selbst der Kleinste, größer als Johannes. Es ist hiemit ein Gattungsunterschied gemeint, nicht der einer persönlichen Würdigkeit. Jesus zeigt an einem sprechenden Beispiele die ungleich höhere Würde des Neuen Bundes vor dem Alten. Ueber Johannes, dem Größten im Reiche der alten Ordnung steht ein Kleiner im Reiche der neuen Ordnung nach dem Maße der Gnade und nach der Befähigung zu größerer Vollkommenheit. Dem Wiedergeborenen ist eine Größe, d. i. eine Heiligkeit möglich, wie keinem der nicht Wiedergeborenen. Dieß thut dem persönlichen Werthe keinen Eintrag, und da Gott jedem Menschen nach seinen Werken ohne Ansehen der Person vergilt, so leuchtet von selbst ein, daß, wo nicht mehr zwei Gattungen einander gegenüber stehen, sondern bei der jenseitigen Vergeltung Alle Glieder Eines Leibes (Christi) sein werden, Johannes sammt den Vätern des Volkes Israel den Erwähltesten aus den Heiligen des Neuen Bundes gleich stehen wird, wie der Dichter sagt:

Nun sieh, wie Gottes Vorsicht es verlieh'n,
Daß mit verschiedner Glaubensansicht Beide
Ganz gleich in dieses Gartens Fülle blüh'n.*)

Jesus begnügte sich aber nicht mit einer bloßen Andeutung, daß dieser vorzüglichere Gnadenstand jetzt errungen werden könne, sondern er sprach es ganz bestimmt aus, indem er in seiner Belehrung fortfuhr:

Von den Tagen des Johannes an bis jetzt braucht das Himmelreich Gewalt, und Gewaltbrauchende reißen es an sich.

---

*) Dante, Parad. 32, 37 (Gnadenwahl).

Denn alle Propheten und das Gesetz haben bis auf Johannes geweißagt, und wenn ihr annehmen wollt, ist er der Elias, der kommen soll.

Wer Ohren hat zu hören, der höre.

In diesen Worten vereinigt Jesus mit dem Satze, den er aufstellt, auch zugleich die Begründung. Der Satz oder die Behauptung lautet: Der neue Gnadenstand kann jetzt errungen werden. Die Beweisführung lautet: Dieß entspricht ganz der göttlichen Ordnung der Dinge; denn die Propheten und das Gesetz reichen bis auf Johannes. Mit ihm haben sie ihr Ende erreicht; mit der Morgenröthe hört die Nacht auf. Er ist der Morgenstern, der Vorläufer, der Bote, der den Messias ankündigt, wenn ihr lieber wollt, der Elias, nach dem Worte des Herrn: Siehe, ich werde euch Elias den Propheten senden, ehe der Tag kommt, der große und schreckliche (Mal. 4, 5).

Wie Jesus hier mit der größten Entschiedenheit das Ende der alten Zeit ausspricht, so auch den Anfang der neuen in dem energischen Worte: Das Himmelreich braucht Gewalt. Seine Predigt, sein Thun ist nicht etwa ein Mittelding zwischen alt und neu, eine Art Uebergang und Zwischenperiode, sondern die neue Zeit selbst, das Himmelreich, das drängt und treibt und sich aufdringt, gleich einem Menschen, der Gewalt braucht. Das Himmelreich drängte sich auf in der Predigt des Johannes, des Heilandes und ihrer beiderseitigen Jünger. Sie alle riefen wie aus Einem Munde: Das Himmelreich ist nahe! Von nun an verstummte dieser Ruf nicht mehr; von allen Seiten drängte sich das Himmelreich vor und dem Hörenden auf, oder wie der Evangelist Lukas diesen Ausspruch am einfachsten und erschöpfend erklärt: Von den Tagen des Johannes an wird das Evangelium gepredigt (15, 16).

Aber wie es sich Allen aufdrängt, so verlangt es, um gewonnen zu werden, Aufdringliche; und wie es Gewalt

braucht, so verlangt es auch, um erobert zu werden, Gewaltbrauchende. Das Himmelreich ist eine auf den Berg gebaute Stadt; überall hin sichtbar und sich vordrängend, will sie erobert und mit Gewalt genommen werden. Das Himmelreich fordert für seinen Besitz, den es anbietet, entsprechende Gegenleistungen. Schon der allererste Ruf seiner Ankündigung: Thut Buße, wies darauf hin, und von da wurde nie mehr eine andere Sprache geführt, nie nach andern Grundsätzen gehandelt; immer hieß es: Alles für Alles.

Seit den Tagen des Johannes wird das Himmelreich gepredigt, und was ist geschehen? Das Volk, sagt der Evangelist, indem er uns die Worte Jesu nach ihrem wesentlichen Inhalte mittheilt, das Volk und die Zöllner rechtfertigten Gott dadurch, daß sie sich taufen ließen mit der Taufe des Johannes; die Pharisäer aber und die Gesetzeskundigen verachteten den Rathschluß Gottes dadurch, daß sie sich nicht taufen ließen und der Einladung zum Himmelreiche widerstanden. Jene, die sich von Johannes taufen ließen und Buße thaten, gelangten zum Glauben an Jesus Christus; diese aber, die sich nicht taufen ließen, glaubten weder an Johannes, noch an Jesus. Und warum? Weil es ihnen keiner recht machte; der Eine war zu strenge, der Andere zu mild. Darum sprach Jesus mit bitterer Ironie, indem er in seiner Rede fortfuhr:

Wem soll ich die Menschen dieses Geschlechtes vergleichen? wem sind sie gleich?

Sie sind gleich Kindern, die auf dem Markte sitzen und einander zurufen: Wir haben euch vorgespielt und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch vorgeweint und ihr habt nicht geklagt.

Denn es kam Johannes, der weder aß noch trank, und sie sagen: Er hat einen Dämon.

Es kam der Menschensohn, der aß und trank, und sie sagen: Sieh', ein Fresser und Weinsäufer, ein Freund von Zöllnern und Sündern.

Das Himmelreich drängt sich auf, aber sie weisen es gleich launischen Kindern zurück. Johannes und Jesus verkünden ihnen das Himmelreich; keiner ist aber nach ihrem Sinne; vom trauernden Johannes verlangen sie, daß er tanze, vom menschenfreundlichen Sohne der Maria, daß er wehklage. Sie glauben an Johannes nicht, weil er fastet, und sie glauben an Jesus nicht, weil er ißt und trinkt. So sehr sie sich darin widersprechen, so treu bleiben sie sich in dem, widerspenstig zu sein gegen das Wort Gottes, es trete auf in was immer für einer Gestalt, nach dem ewig giltigen Gesetze, das Jesus selbst seiner Rede in dem Worte beifügt:

Und die Weisheit ist gerechtfertigt worden von ihren Söhnen.

Also sehet, sagte Jesus hiemit, daß sich auch da der Satz bewahrheitet: Die Weisheit wird nur von ihren Söhnen, d. i. von ihren Angehörigen, von ihres Gleichen für das erkannt, was sie ist, und in ihrem Thun gerechtfertigt; nur der Weise kann im Fasten des Täufers und im Essen des Menschensohnes denselben göttlichen Rathschluß zu unserm Heile sehen; der Thor muß beides tadeln; und ein thöricht Volk ist Israel, darin ist es sich zu jeder Zeit gleich geblieben.

Solche Klagen und Vorwürfe gerade jetzt, wo alles in freudiger Stimmung war, wo alles im besten Gange zu sein schien und die feindlich gesinnten Pharisäer eine verschwindende Minorität bildeten, da selbst die Johannesjünger befriedigt hinweggingen, mußte wehe thun. Doch Jesus sah weiter und tiefer; ihn blendete der äußere Schein nicht; darum ließ er sich nicht irre machen, sondern fuhr

mit einem Ernste, der durch Mark und Bein ging, in seiner Rede fort:

Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida; weil, wenn in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die geschahen in euch, sie längst in Sack und Asche Buße gethan hätten.

Aber ich sage euch, es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes, als euch.

Und du, Kapharnaum, wirst du etwa in den Himmel erhöhet werden?

In die Hölle wirst du hinabsteigen, weil, wenn in Sodoma die Wunder geschehen wären, die in dir geschahen, es bis auf heute stehen würde.

Aber ich sage euch, daß es dem Lande Sodoma erträglicher ergehen wird am Tage des Gerichtes, als dir.

Ein Chorazin kommt im Alten Testamente nicht, im Neuen nur an dieser Stelle vor; dagegen kennen die rabbinischen Schriftsteller ein Chorazin im Stamme Nephthali, nicht minder auch Eusebius, der sagt, es liege zwölf Millien (d. i. drei Stunden) von Kapharnaum in Galiläa. Beide Angaben ergänzen sich, da Kapharnaum auf der Grenze zwischen Zabulon im Süden und Nephthali im Norden lag. Wir haben also Chorazin im Nordwesten von Kapharnaum zu suchen, und dürfen annehmen, daß ihn hier die Johannesjünger trafen. Sie waren von Tiberias über Kapharnaum, wo sie den Herrn erfragt hatten, oder von Sepphoris hergekommen. Gerade der Umstand, daß Jesus hier und an eben diesem Tage viele Wunder gewirkt hatte, veranlaßte ihn, Chorazin zu nennen und damit auch Bethsaida und Kapharnaum zu verbinden, auf daß man nicht meine, sie seien davon ausgenommen. Sein Weheruf galt dem ganzen Lande. Einige nennt, alle meint er.

Jesus stand im Begriff, den nächsten Kreis seiner bisherigen Wirksamkeit an der Nordseite des galiläischen

Meeres zwischen Bethsaida, Kapharnaum und Chorazin auf einige Zeit zu verlassen. Die Leute dachten, er werde es nicht thun, ohne mit einigen lobenden Worten von ihnen Abschied zu nehmen. Sie hatten ihn bereitwillig in ihrer Mitte aufgenommen und überall hin begleitet; sollte dieß keine Anerkennung verdienen? Doch siehe, gerade das Gegentheil mußten sie vernehmen, die bittersten Klagen. Sodoma würde noch stehen, Tyrus und Sidon hätten längst Buße gethan, wenn dort Wunder wie hier geschehen wären. Eine Anhänglichkeit, die in ihrem Grund und Ursprung betrachtet vom Eigennutz kommt, ein Glaube, der bloß äußerlich ist, hat vor Gott keinen Werth. Wo sind die Früchte der Buße?

Die Voraussicht, daß Bethsaida, die Stadt seiner Jünger, Kapharnaum, seine eigene Stadt, Chorazin, der Schauplatz herrlicher Wunder, und dieser so bevorzugte Länderstrich insgesammt im Ganzen am Himmelreiche keinen Theil haben würden, erfüllte Jesus, wie betrübend die Thatsache auch war, doch nicht so mit Schmerz, daß er sich nur widerstrebend dem Rathschlusse des Vaters unterworfen hätte, wie auf dem Oelberge, wo er betete: Wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch vorüber, sondern vielmehr mit Danksagung und Freude des Heiligen Geistes. Und er sprach es offen aus, damit seine Jünger getröstet würden und gleich ihm den heiligen Willen des Vaters anbeteten, indem er in Form eines feierlichen Gebetes fortfuhr:

Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses den Weisen und Verständigen verborgen und den Kleinen geoffenbaret hast.

Die Kleinen sind, wie schon der Gegensatz Weise, Verständige lehrt, die Armen im Geiste. Kind und arm im Geiste ist ganz dasselbe. Der erstere Ausdruck ist aber besonders deshalb bezeichnend, weil das Kind seine Unwissen-

heit erkennt, derselben kein Hehl hat und darum voll Lernbegierde, auf dem niederen, natürlichen Standpunkte der Entwickelung voll Neugier ist. Dazu bildet der Weise den direkten Gegensatz, indem er keiner Belehrung bedarf. Das Kind hat Hunger und Durst nach Belehrung und Unterricht; der Weise ist satt. Er nimmt ebenso schwer ein Wort an und unterwirft sich ebenso hart einem fremden Willen, als es beim Kinde leicht geht.

Kraft dieser Empfänglichkeit des Kindes zu lernen und dieser Unempfänglichkeit des Weisen dafür lassen sich Fälle denken, in denen der lernende Nichtwisser, d. i. das Kind, zum Wissenden, und der nicht lernende Wisser, d. i. der Weise, zum Nichtwissenden (zum Thoren) werden, in denen Gott den Weisen verbergen kann, was er den Kindern offenbart, so daß, wie Jesus an einer andern Stelle sagt, die Sehenden blind und die Blinden sehend werden (Joh. 9, 39).

Wir begreifen, daß ein Sehen einem andern Sehen hindernd im Wege sein kann. Sonne und Sterne stehen gleichzeitig am Himmel, unser Auge ist aber nicht so beschaffen, daß es beide zugleich sehen könnte. Dasselbe sagt Jesus Christus vom Wissen aus, und wenn wir fragen, welche zwei Arten des Wissens so beschaffen seien, daß sie einander hindernd im Wege stehen, so antworten uns darauf die Apostel und die Erfahrungen aller Jahrhunderte: das Wissen auf menschlichem Grunde und das Wissen auf göttlichem Grunde. Der göttlichen Weisheit gegenüber sind wir Alle Nichtwissende, vor dem Lichte der göttlichen Offenbarung sind wir Alle Nichtsehende. Wer da den Wissenden und Sehenden spielen und den Maßstab seines Erkennens an die göttliche Weisheit und seines Lichtes an die göttliche Offenbarung legen will, vor dem verbirgt sich das Licht und verstummt das Wort, daß er zum Blinden und zum Thoren wird.

Diese Worte Jesu waren so bedeutungsvoll für die damalige Weltlage, sie markirten so sehr die Stellung, welche Philosophie und Wissenschaft dem Christenthume gegenüber einnahmen, daß sie nicht oft genug ins Gedächtniß gerufen werden konnten, sei es zum Troste der Zagenden oder zur Warnung der Uebermüthigen. Der hl. Apostel Paulus stellte sie an die Spitze aller seiner Predigten und wiederholte sie in den verschiedensten Weisen. Denn es ist nur Wiederhall der Worte Jesu, wenn er von der Thorheit des Kreuzes spricht, die Weisheit ist vor Gott, und von der Weisheit der Welt, die Thorheit ist vor Gott (1 Kor. 3, 10. 8, 1, 2. Röm. 8, 7).

Damit aber Jeder recht wisse und verstehe, was Gott den Weisen verborgen und den Kindern geoffenbart habe, sprach Jesus in seinem Gebete weiter:

Ja, Vater (ich preise dich), daß also geworden ist Wohlgefallen von dir.

Wohlgefallen vor Gott, d. i. der Stand der Gnade, die Wiedergeburt und Kindschaft Gottes, die Gerechtigkeit und Heiligkeit, mit Einem Worte das Werk der Erlösung durch Jesus Christus ist also geworden, daß die Kleinen, die Armen im Geiste daran Theil haben. Darüber frohlocket Jesus, und sollen wir alle mit ihm frohlocken, weil sich der göttliche Ursprung seiner Sendung und seines Werkes oder des Evangeliums am glänzendsten darin offenbart, daß es keiner menschlichen Nachhilfe, Vorbildung und Bezeugung bedarf, sondern schöpferisch, wie das Wort im Anfang, unmittelbar den Geist erfaßt, durchdringt und erleuchtet. Darin liegt die Kraft des göttlichen Wortes, daß es zur überzeugungsvollen Erkenntniß seiner Wahrheit keine andere Voraussetzung, als die eines guten Willens macht.

Der ewige Rathschluß des Vaters steht fest: Den Kindern wird das Wort des Heiles geoffenbart, der Armen im Geiste ist das Himmelreich. An diesen Bescheid lehnt

sich nun aber mit innerer Nothwendigkeit die Frage nach der Art und Weise, wie sich der Vater den Armen im Geiste und den Kindern offenbare, da dieß auf mehrfachem Wege gedacht werden kann, durch rein innerliche Erleuchtung und Führung an der Hand der heiligen Bücher, oder durch äußere Verkündigung, durch die Predigt. Darauf antwortete Jesus, indem er weiter sprach:

Alles ist mir vom Vater übergeben worden, und niemand kennt den Sohn als der Vater, noch kennet jemand den Vater als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will.

Gnade und Heil, oder das Wohlgefallen vor Gott kommt durch den Sohn, dem der Vater alles übergeben hat. Nur wer den Sohn kennt, erkennt durch ihn auch den Vater, nur durch den Sohn gelangt man zum Vater.

Dieß leuchtete den Juden ein; aber sie meinten, daß der Sohn, d. i. der Messias, wenn er komme, gar nicht verkannt werden könne. Er dürfe nur erscheinen, und alles übrige ergebe sich dann von selbst. Das Irrthümliche und Verkehrte dieser Vorstellung zeigte Jesus an einem einfachen Beispiele, indem er sagte, man erkenne in diesem höheren Gebiete seines Verhältnisses zum Vater den Sohn und durch ihn den Vater, oder den Vater und durch ihn den Sohn so wenig ohne weiters und von selbst, als man im gewöhnlichen Leben unter den Menschen Sohn und Vater ohne weiters und von selbst erkennt. Wesentliche und unvertilgbare Merkmale unterscheiden Mann und Weib, Alter und Jugend; aber Vater und Kind erkennt man nicht aus sich selbst. Unter den Millionen Menschen erkennen den Vater und sein Kind nur jene, denen sie sich zu erkennen geben, und sie thun dieses aus freiem Willen, nicht aus Naturnothwendigkeit, als ob sie nicht anders könnten; denn oft genug im Leben verleugnet der Sohn den Vater

und der Vater den Sohn, so daß man weder den Sohn noch den Vater kennt. Steht dieses fest, und wer wollte es leugnen? dann folgt von selbst, daß den Sohn Gottes, d. i. den Messias nur derjenige erkennt, dem er sich aus freiem Willen offenbart. Da gibt es keine Naturnothwendigkeit, sondern nur Gnade, die aber denen nicht vorenthalten wird, die eines guten Willens, die Arme und Kinder im Geiste sind.

Ueber diese Lehre mochte Mancher im Innersten seines Herzens erschrecken und, wie wir beim Propheten lesen, ausrufen: Mich wird der Herr ausscheiden aus seinem Volke, und wiederum: Siehe, ich bin ein dürrer Stamm (Is. 56, 3); denn wer weiß es, daß er ein Kind, ein Armer im Geiste ist? Hatte Jesus für diese kein Wort des Trostes und der Ermuthigung? O gewiß, das erhabenste, das rührendste, das ergreifendste; ihnen galt, was er zum Schlusse der ganzen Rede sprach:

Kommt zu mir alle, die ihr müde und beladen seid, und ich werde euch ruhen machen.

Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthigen Herzens, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft und meine Bürde leicht.

Müde und beladen steht in derselben Bedeutung, wie hungrig und durstig, nur das Bild wechselt. Müde wird man vom Gehen, beladen (niedergedrückt) von einer schweren Last. Wer im Gehen sein Ziel nicht erreicht, oder wer eine Last nicht von seinen Schultern bringt, erliegt zuletzt. Eine solche Last ist die Sünde, ein solches Gehen und Wandern ist das Streben nach Wahrheit. Aber das ist nur Eines; Lasten und ermüdende Wege in der geistigen Lebenssphäre gibt es noch viele. Sie alle meint Jesus Christus; von ihnen allen wird er uns ruhen machen.

Wenn er aber ruft: Kommt zu mir! oder dasselbe in

anderen Worten: Nehmet mein Joch, d. i. mein Gesetz auf euch und lernet von mir, d. i. werdet meine Schüler, konnten immerhin zwei Klassen von Menschen davor zurückschrecken, obwohl sie sich müde fühlten und nach seiner Erquickung aufrichtig begehrten: die Unbehilflichen (Verwöhnten, Schwachen) und die Niedrigen (die Verachteten, Verwahrlosten). Wer da bei sich denkt: Ich bin zu schwach, zu verwöhnt, zu unbehilflich, ich kann nicht folgen, dem ruft er zu: Fürchte nicht, daß meine Meisterschaft hart sei; denn ich bin sanftmüthig. Wer da zu sich spricht: Ich bin zu geringe, ein armer Mensch, an dem nichts gelegen ist, ich darf nicht folgen, so gerne ich möchte, dem ruft er zu: Fürchte nicht, daß ich dich zurückstoße; denn ich bin demüthig. Kommet Alle! Es steht von mir geschrieben: Siehe mein Knecht! ein zerknicktes Rohr zerbricht er nicht, einen glimmenden Docht löscht er nicht aus (Is. 42, 2).

## 3.

Matth. 9, 37, 38. 10, 1—4. Mark. 3, 13—19. Luk. 6, 12—16 und 9, 1, 2.

Diese letzten Worte machten alles wieder gut. Man hatte den Tadel bald verschmerzt und die Leute hörten nicht auf, von allen Seiten mit einem solchen Ungestüme herbeizuströmen, daß Jesus und seine Jünger zeitenweise nicht einmal essen konnten. Theilung der Arbeit, Vermehrung der Arbeitskräfte und, wie wir sagen würden, Organisation der Missionsthätigkeit schienen dringend geboten. Als daher Jesus am Abende nach einem solchen unruhvollen Tage, schon unter Wegs, aber noch auf galiläischem Boden zu seinen Jüngern sprach:

Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende,

und sich darnach auf einen Berg zurückzog, wo er die Nacht im Gebete zubrachte; vermuthete man leicht, was er vorhabe, und es blieben Viele in der Nähe, um bei der Hand zu sein, wenn er sie zu Gehilfen berufen sollte.

Am andern Tage wählte Jesus wirklich 77 Männer aus, stellte sie mit seinen bisherigen fünf Jüngern in zwei Gruppen von 12 und 70 um sich her und nannte die erste Gruppe Apostel, die zweite Jünger. Weder die Wahl der Einen noch die der Andern erweckte eine Eifersucht; denn einstweilen waren damit noch keine Vorrechte verbunden und die Nichterwählten keiner Güter beraubt; Jesus lebte für Alle gleich. Begleiter, Stellvertreter, im gewissen Sinne Beistänber mußte er haben. Dafür galten zunächst die Apostel; die Jünger als deren Ersatzmänner, wenn Jesus ihrer bedurfte, oder wenn in die Apostelreihe eine Lücke kam, z. B. durch das unglückliche Ende des Judas.

Von den Jüngern werden nur drei namentlich aufgeführt, Matthias, der spätere Apostel, Joseph Barsabbas, der genannt wird Justus, und Kleophas. Diesen dürfen wir in nächster Ordnung anreihen die beiden Diakonen Stephanus und Philippus, Barnabas von Cypern, Lucius von Cyrene, Agapus, Simon, der genannt wird Niger, Manahem und vielleicht auch einige von den Missionären, die Paulus im Römerbriefe nennt. Die Apostel kennen wir alle. Ihre Namen sind: Simon Petrus, Jakobus, Johannes, Andreas, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus, Judas Thaddäus, Simon Kananäus und Judas Iskariot. Die beiden Simon werden durch die Beinamen Petrus und Kananäus d. i. der Eiferer, die beiden Judas durch die Beinamen Iskariot und Thaddäus oder auch Bruder des Jakobus, die beiden Jakobus durch ihre Eltern Zebedäus und Alphäus oder durch die Beinamen der Aeltere und der Jüngere von einander unterschieden. Wir haben unter dieser Zwölfzahl drei Brüderpaare: Petrus

und Andreas, Jakobus und Johannes, Jakobus und Judas. Eilf von ihnen waren Galiläer, der zwölfte ein Judäer, denn Iskarioth bedeutet: der aus Karioth (einem Städtchen in Judäa) Stammende. In allen Apostelverzeichnissen, deren uns vier überliefert worden sind, stehen die sieben ältesten unter den Jüngern voran und an ihrer Spitze hinwieder die drei bevorzugten, so daß wir eine dreifache Abstufung bemerken können, in erster Reihe drei (Petrus, Jakobus und Johannes), in zweiter Reihe vier (Andreas, Philippus, Bartholomäus und Matthäus), in dritter Reihe die übrigen fünf. Nach der Hinrichtung des ältern Jakobus trat an seine Stelle der jüngere, der zugleich Bischof von Jerusalem wurde. Von den sieben ältesten Jüngern waren bisher nur fünf so berufen worden, daß sie alles verlassen hatten (Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes und der Zöllner Matthäus), die beiden noch übrigen Philippus und Bartholomäus traten erst jetzt in diesen engern Kreis der Nachfolge ein. Bartholomäus war nämlich Beiname des Nathanael, der den eigentlichen nach und nach verdrängt hatte, wie der Beiname Markus den eigentlichen Johannes, der Beiname Barnabas den eigentlichen Joseph und noch oft.

Die Apostel entsprachen den zwölf Patriarchen, die Jünger den siebenzig Aeltesten, die übrigen Gläubigen dem Volke. Die neue sich um Jesus bildende Gemeinde war somit auch in ihrer äußern Gliederung und Gestaltuug ein Abbild des erwählten Volkes, ein junger, grünender Sproß, der aus der Mitte des alten absterbenden Stammes zu einem Baume heranwuchs, unter dessen Schatten sich im Laufe der Jahrhunderte die Völker der Erde sammelten.

Die Wahl dieses Doppelkreises von Jüngern aus der großen Schaar der Gläubigen bildete einen wichtigen Abschnitt in der Lebensentwickelung der Jünger; darum nahm sie Jesus auch an einem Tage vor, der für die Seinigen

bedeutungsvoll und reich an Erinnerungen war. Es dürfte nämlich gerade ein Jahr sein, daß Jünger, Brüder und die Mutter den ersten ganzen Tag bei Jesus in Kapharnaum zubrachten, wohin sie ihn von Kana her begleitet hatten. Welche Erinnerungen knüpften sich an diese beiden Tage! Wie klein war die Zahl der Gläubigen am 10. März 781, wie groß an demselben Tage 782! Wie viel war geschehen, wie viel aber auch nicht!

Am nämlichen Tage noch gab Jesus seinen Erwählten einen Auftrag, der ihnen, so unerwartet es auch kam, als Zeichen des höchsten Vertrauens erscheinen mußte, indem er anfing, sie paarweise auf Missionen hinauszuschicken, anfänglich die Apostel, später die Jünger, abwechselnd und in einer gewissen Ordnung je nach Zeit und Umständen.

Mit dieser Sendung wurde, obwohl sie nur vorbereitenden Charakter hatte, ein dreifaches erreicht: einmal war den Aposteln, welche von nun an ganz und ausschließlich dem Dienste des Himmelreiches angehörten, ein Feld der Thätigkeit geöffnet, wenn sie Jesus nicht bei sich behielt; dann diente es als Einübung für ihren künftigen Beruf, und endlich als Vorbereitung des Volkes auf die Predigt Jesu, oder als Botschaft des Himmelreiches für solche, die nicht selbst zu Jesus kommen und ihn hören konnten.

Das Erste trat gleich jetzt ein, weil Jesus auf das nahe Purimfest, das er in Jerusalem begehen wollte, nur einige wenige Begleiter mitnahm.

## 4.

Matth. 10, 5—15. Mark. 6, 7—13. Luk. 9, 3—5.

Es war auf einem jener schönen, nicht sehr hohen Berge, welche die Ebene Esdrelom im Nordosten einschließen, vielleicht auf dem kleinen Hermon, dem jetzigen Dschebel

ed-Duhi, daß Jesus die Nacht im Gebete durchwachte, Apostel und Jünger zu Predigern bestellte und jene, die er nicht bei sich behielt, auf ihr neues Arbeitsfeld hinaussandte. Ehe er sie aber mit dem Friedenskusse entließ und in das schmale Thal herabstieg, das die Esdrelom- und Jordanebene miteinander verbindet und westlich wie östlich in die Jerusalemerstraße einmündet, gab er ihnen Macht über Krankheiten und böse Geister, indem er sprach:

Auf den Weg der Heiden gehet nicht und eine Stadt der Samariter betretet nicht; gehet vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.

Indem ihr aber hingehet, predigt also: Das Himmelreich ist nahe!

Kranke heilet, Todte erwecket, Aussätzige machet rein, Teufel treibet aus!

Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebet.

Verschaffet euch nicht Gold, noch Silber, noch Erz in eure Gürtel, nicht eine Tasche auf den Weg, noch zwei Kleider, noch Schuhe, noch Stab; denn der Arbeiter ist seines Unterhaltes werth.

In welche Stadt, oder in welchen Flecken ihr kommet, fraget, wer darin würdig sei, und daselbst bleibet, bis ihr weggehet.

Wenn ihr in das Haus tretet, begrüßet es, und ist das Haus würdig, soll euer Friede über dasselbe kommen; ist es aber nicht würdig, kehre euer Friede zu euch zurück.

Und wer irgend euch nicht aufnimmt, noch eure Worte hört, da schüttelt ab, herausgehend aus jenem Hause oder jener Stadt, den Staub eurer Füße.

Wahrlich ich sage euch: Am Tage des Gerichts wird es dem Lande Sodoma und Gomorrha erträglicher ergehen, als jener Stadt.

Aus diesen Worten sehen wir, daß Jesus seinen Aposteln eine genaue Instruction mit auf den Weg gab.

Er sagte ihnen, wohin sie zu gehen hätten, wie sie ausziehen sollten, was sie thun müßten. Sie sollen das Himmelreich predigen und ihre Predigt durch Zeichen bestätigen; sie sollen hinziehen ohne alle Vorsorge für eine Reise; sie sollen nicht zu den Heiden und Samaritern gehen, sondern zu den Juden allein, und wo sie aufgenommen werden, den Gastfreund nicht wechseln, und wo sie nicht aufgenommen werden, hinweggehen und den Staub von ihren Füßen schütteln. Das Vertrauen auf Gott soll sie keinen Augenblick verlassen. Jesus will, daß seine Jünger voll Zuversicht ausziehen, ohne Bedenken bleiben, wo sich ihnen eine Thüre öffnet, und entschlossen weiter gehen, wo sie sich ihnen verschließt. Die Zuversicht im letzten Falle zeigt sich darin, daß die Apostel nicht heimlich fliehen, nicht knechtisch sich schmiegen und fügen, sondern daß sie, hinweggehend, vor Aller Augen den Staub von ihren Füßen schütteln. Man soll es sehen, wie sich der Prediger des Evangeliums von ihnen lossagt und sie als solche erklärt, die nicht zum Volke Gottes gehören.

Die Mission der Apostel und Jünger hatte nur einen vorbereitenden Charakter sowohl für sie selbst, als für das Volk; dennoch aber rüstete sie Jesus mit der Wundermacht aus, wie es sich für ihn und für die heilige Sache ziemte, da sie als Sendboten des Messias auftraten, nicht als bloße Vorboten gleich dem Täufer. Sie wiesen hin auf das gekommene Heil und gaben Zeugniß von dem, was sie gesehen und an sich und Andern erfahren hatten. Das konnten sie mit voller Ueberzeugungskraft, wenn sich in ihnen Jesu Wundermacht abspiegelte; sie wurde ein Unterpfand ihres ununterbrochenen Zusammenhanges mit Jesus, sowie die magnetische Kraft im Eisen für dessen Zusammenhang mit dem Magnete zeugt.

Noch verdient unsere Beachtung, daß Jesus nicht sprach: Ihr werdet Krankheiten jeder Art heilen können, oder

Krankheiten und Tod und Dämonen werden euch unterthan sein, sondern als Befehl: Heilet! gleich dem vorausgehenden: Prediget! Darin lag die Glaubensprüfung der Jünger. Der Mangel an Glauben konnte sich jetzt nicht mehr hinter einer falschen Demuth verstecken. Anders hätten sie vorgeben können: Wie sollen wir uns vermessen, Wunder wirken zu wollen? Man erwartete auch gar nicht anders, als daß sie Wunder wirkten; man betrachtete es durchweg als etwas selbstverständliches und nothwendiges, und staunte nur, als sie einmal einen Besessenen nicht heilen konnten.

Die Evangelien bezeugen ausdrücklich, daß Jünger und Apostel auf ihren Missionen Teufel austrieben und Kranke heilten, und wenn Markus sagt: Sie gingen hin und predigten, daß man Buße thue, und trieben viele Teufel aus und salbten mit Oel viele Kranke und heilten sie; so haben wir in der Angabe, sie salbten mit Oel, die Hinweisung auf ein Zugeständniß Jesu, oder auf eine Anordnung für besondere Fälle, die eintreten konnten. Zur Stunde, da er nämlich die Seinigen aussandte, auf daß sie predigten und Wunder wirkten, beredeten sie sich gewiß über manche Dinge, die ihnen am Herzen lagen. Da mag er denn auch gesagt haben, wann sie an Kranken eine Salbung mit Oel vornehmen sollten, und noch vieles Andere; die Sache war ja nicht so einfach, als wir sie uns vorstellen, und Jesus selbst war kein mürrischer, wortkarger Rabbi, sondern die Nachsicht, Milde und Menschenfreundlichkeit selbst.

Das Oel, mit dem man sich salbte, war gegenüber dem Nichtsalben aus Trauer ein Zeichen der Freude über ein gewordenes Heil, sei es geistlich oder leiblich. Von Andern angewendet, war das Oel als äußeres Zeichen eine Ermuthigung und Aufrichtung, und es wurde darum bei solchen angewendet, die verzagt, kleinmüthig, ängstlich, einer äußern Stütze bedurften, an der sich ihr Glaube aufrichtete, um geheilt werden zu können. Daraus ergibt

sich der vorbildliche Zusammenhang dieser Krankensalbung mit jener spätern, von der Jakobus redet und die wir die letzte Oelung nennen. Nicht alle Kranken wurden damals gesalbt, sondern nur jene, die einer außerordentlichen Stärkung und Belebung des Glaubens bedurften, und ebenso empfangen die Kranken das Sakrament der letzten Oelung nur, wenn sie in wirklicher Lebensgefahr eine außerordentliche Kräftigung von Nöthen haben.

Dieselbe Entschiedenheit, wie in: Prediget! Heilet! liegt auch in den Worten: Verschaffet euch nicht! Jesus sammelte seine Jünger um sich und sandte sie zur Predigt aus, so wie sie waren. Als abgehärtete, einfache Männer waren sie ohne Schuhe, ohne zwei Kleider; als solche, die an keine Reise dachten, sondern sich um ihn nur versammelt hatten, seine Befehle zu vernehmen, ohne Stab, ohne Reisetasche, ohne Geld und Brot. Jesus sandte seine Jünger aus, so wie er selbst war. Er hatte nicht, wohin er sein Haupt legen konnte; er war ganz arm und lebte von Almosen. Sollte es uns schwer fallen, ihn selbst im gegenwärtigen Augenblicke barfuß, in Einem Kleide, ohne Stab zu denken? Nun ist aber der Jünger nicht über dem Meister. Die Jünger hätten gegen den Willen Jesu gehandelt, wenn sie irgend etwas auf den Weg mitgenommen hätten. Sie dachten auch gar nicht daran; das Beispiel Jesu leuchtete ihnen vor; weichlich waren sie nicht, und ihre Aufgabe war ja nicht, zu reisen, sondern zu predigen.

In der spätern Zeit wurde es anders; da trat das Reisen mit seinen unabweisbaren Ansprüchen gebieterisch in den Vordergrund; der Wortlaut mußte zurücktreten, der wesentliche Inhalt blieb, wie ihn Jesus selbst erklärte: Der Arbeiter ist seines Unterhaltes werth, d. h. Gott wird für den Prediger des Evangeliums sorgen. Dieß ist der unerschütterliche

Grundsatz, an dem jede Missionsthätigkeit festhalten muß: Wir arbeiten für Gott; er wird für uns sorgen.

## 5.

Matth. 10, 16—42.

Gleichwie Jesus Christus mit dem Gerichte über Jerusalem das allgemeine Weltgericht in Eine große, zusammenhängende Weißagung verband, so reihte er hier an die Pastorallehren für die erste, specielle Sendung zu den Juden auch jene für die zweite zu allen Völkern und Geschlechtern, indem er fortfuhr und sprach:

Siehe, ich schicke euch aus wie Schafe mitten unter Wölfen. Seid also klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben.

Hütet euch vor den Menschen; denn sie werden euch den Gerichten überliefern und in ihren Synagogen geißeln.

Selbst auch vor Landpfleger und Könige werdet ihr geführt werden um meinetwillen zum Zeugnisse für sie und die Heiden.

Wenn sie euch aber überliefert haben werden, sorget da nicht, wie oder was ihr zu sagen hättet; denn euch wird in jener Stunde gegeben werden, was ihr sagen werdet.

Denn nicht ihr seid alsdann die Redenden, sondern der Geist eures Vaters ist's, der durch euch redet.

Jesus hatte in den Worten: Wer euch nicht aufnimmt, den Fall gesetzt, daß die Prediger des Evangeliums Widerstand finden könnten. Was nun bei der ersten Sendung als eine bloß mögliche Ausnahme hingestellt wurde, zeigte sich bei der zweiten als Wirklichkeit und Regel, und zwar in einem so hohen Grade, daß die Missionäre Lämmern glichen mitten unter Wölfen.

Jesus sagte nicht: Ich sende euch wie Schafe unter Wölfe, d. i. wie man Schafe unter Wölfe sendet, sondern:

Ich sende euch aus wie Schafe unter Wölfen, d. h. daß ihr in einer Lage wie Schafe unter Wölfen seid. Man sendet nie das Schaf zum Wolfe, dieß hieße es dem sichern Verderben überliefern; aber man kann ein Schaf aussenden unter Wölfen, d. i. trotz der Wölfe; denn es ist wenigstens denkbar, daß ein Schäflein mitten unter Wölfen unbemerkt hindurchkomme, d. i. daß einer in Mitte der größten Gefahren unversehrt bleibe; und eine Sendung kann so wichtig sein, daß man sie auf jede Gefahr hin unternehmen muß. Als die Apostel und Jünger auszogen in alle Welt, ihrer Wenige gegen Millionen, war die Lösung ihrer Aufgabe nicht wahrscheinlicher, als die Errettung eines Schafes unter Wölfen. Aber um dessentwillen durfte ihr Werk, die Predigt nicht unterbleiben. Jesus konnte ihnen dieß nicht erlassen, er konnte ihnen nur Lehre und Trost mit auf den Weg geben. Die Lehre war: Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben; der Trost: Sorget nicht, wie und was ihr zu sagen hättet; denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr sagen werdet.

Das Bild von der Schlange bildet zu dem von der Taube keinen Gegensatz, sondern eine Ergänzung. Man kann klug und einfältig, d. i. unbefangen, arglos zu gleicher Zeit sein. Die Klugheit für sich allein ist rückhaltig (zweifältig), die Einfalt für sich allein unklug (voreilig); die wahre Klugheit ist, wo sie mit Einfalt; die wahre Einfalt, wo sie mit Klugheit Hand in Hand geht.

Bei den Aposteln war Beides nothwendig. Hätten sie bloß auf die Stimme der Klugheit, d. i. zunächst der Behutsamkeit gehört: von wie vielen Unternehmungen hätten sie sich zurückschrecken lassen! Wie oft hätte ihnen die Klugheit gewehrt, zu predigen, da und dorthin zu gehen oder zu bleiben! Sie wären um den größten Theil ihrer glänzenden Erfolge gekommen. Und nicht minder; würden sie

nur dem Zuge ihres einfältigen Herzens, d. i. ihres offenen, unbefangenen Gemüthes gefolgt sein: wie viele bittere Enttäuschungen hätte ihnen dieß bereitet, wie vielen Schaden hätte die Predigt erlitten! Die großen Gefahren, unter denen sie auftraten, forderten Klugheit; das Vertrauen auf die Göttlichkeit der Sache, die sie vertraten, verlangte Unbefangenheit und Einfalt.

Die Klugheit wird so nothwendig sein, daß Jesus die Ermahnung dazu mit den Worten wiederholt: Hütet euch vor den Menschen, und als Grund davon den allgemeinen Haß angibt, der sie treffen werde. Juden und Heiden werden in ihrer Verfolgung wetteifern; Juden werden sie in ihren Synagogen geißeln, Heiden werden sie vor Königen und Statthaltern zur peinlichen Verantwortung ziehen. Wenn sie aber in Synagogen oder Gerichtssälen stehen, um Zeugniß zu geben von ihrem Glauben an Jesus Christus, da sollen sie ein unerschütterliches Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit haben, auf die himmlische Klugheit, die an und für sich im Evangelium liegt. Doch sagte Jesus mit Absicht nicht: Alsdann seid unbesorgt, denn eure Sache wird sich selbst vertreten, da die beste Sache durch Ungeschicklichkeit verdorben werden kann; sondern viel stärker und entschiedener: In jener Stunde wird euch gegeben werden, was ihr zu sagen habt.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Es wird aber Bruder den Bruder zum Tode ausliefern, und Vater das Kind, und Kinder werden wider Eltern aufstehen und sie tödten. Und ihr werdet von Allen gehaßt werden um meines Namens willen. Wer aber verharrt bis zu Ende, wird gerettet werden.

Wenn sie euch aber in dieser Stadt verfolgen, so fliehet in jene; und wenn sie euch in jener verfolgen, so fliehet in eine dritte; denn wahrlich ich sage euch: Ihr

werdet die Städte Israels nicht vollenden, bis der Menschensohn kommen wird.

Der Schüler ist nicht über dem Meister, noch der Knecht über seinem Herrn. Es reicht für den Schüler hin, daß er werde wie sein Meister, und der Knecht wie sein Herr. Wenn sie den Hausherrn Beelzebub nannten, wie vielmehr seine Hausgenossen?

Jesus hatte, wie wir oben sahen, die zweite Sendung der Apostel, die noch eine zukünftige war, mit der ersten gegenwärtigen zu Einer verflochten. Hier brachte er sie noch überdieß in Verbindung mit seiner Wiederkunft, was eine zeitweise Trennung der Jünger von ihrem Meister voraussetzte. Dieß machte es wohl erklärlich, wenn Jesus von großen Trübsalen, die hereinbrechen würden, redete, da man die Tage, welche der Ankunft des Messias, d. i. seiner herrlichen Wiederkunft, vorhergehen würden, allgemein für eine Zeit der gewaltigsten Welterschütterungen hielt, wo Bruder gegen Bruder und Kinder gegen Eltern, wie Volk gegen Volk und Reich gegen Reich aufstehen würde; aber es mußte doch befremden, als Jesus sagte, man werde sie, die Prediger des Evangeliums, für die nächste Ursache dieser Calamität halten und deßhalb hassen und verfolgen. Da war es an Ort und Stelle, daß er nicht bloß zum Ausharren ermahne und den Ausharrenden selig preise, sondern auch über das Verhalten in solcher Lage belehre und Muth und Trost einspreche. Beides geschah; das erste in den Worten: Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere; das zweite, indem er sprach: Ihr werdet die Städte Israels nicht vollenden, bis der Menschensohn kommen und (was sich von selbst daraus ergibt) eurer Trübsal ein Ende machen wird.

Die Jünger hätten denken können: Da unser Meister sagt: Harret aus! so will er, daß wir dem Hasse, von welcher Seite er auch kommen mag, nicht einen Zoll breit

weichen. Wir müssen ihm, gleich den alten Propheten, eine eherne Stirne entgegenhalten und ihn auf diese Weise brechen. Es muß von uns geschehen, was geschrieben steht: Ich machte mein Gesicht zu hartem Steine (Is. 50, 7). Das heißt ausharren. Aber so wollte Jesus nicht; darum sprach er: Trotzet den Gefahren nicht; wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet.

Nach dieser Regel handelten auch die Apostel auf ihrer Mission. Petrus floh aus Jerusalem, als ihm Herodes nach dem Leben strebte (Apostelg. 12, 19), Paulus aus Damaskus (9, 27); ebenso verließ er Philippi, Thessalonike und Ephesus, da sich in diesen Städten eine Verfolgung gegen ihn erhob. Sie flohen, aber nicht aus Feigheit, sondern nur, um anderswo zu predigen, nach dem Worte des Herrn: Fliehet in eine andere Stadt. Darin lag eine Aufmunterung, im apostolischen Werke zu verharren, und immer neue Wege sich zu bahnen und zu eröffnen, wenn die bisherigen versperrt würden, bis der Menschensohn kommen und ihrer Drangsal ein Ende machen werde.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Fürchtet sie also nicht; denn nichts ist verdeckt, was nicht aufgedeckt, und nichts verborgen, was nicht geoffenbart werden wird.

Was ich euch im Finstern sage, sprechet aus im Lichte, und was ihr in's Ohr höret, verkündet auf den Dächern.

Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; fürchtet vielmehr denjenigen, der Leib und Seele in der Hölle verderben kann.

Verkauft man nicht zwei Sperlinge um einen Heller? und nicht Einer von ihnen wird auf die Erde fallen ohne euren Vater.

Von euch aber sind die Haare eures Hauptes alle gezählt. Also fürchtet nicht; ihr seid mehr als viele Sperlinge.

Jeder nun, der mich bekennen wird vor den Menschen, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater im Himmel.

Wer mich aber verleugnen wird vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater im Himmel.

Jesus zog aus dem bisher zu seinen Jüngern Gesprochenen den Schluß, die Menschen nicht zu fürchten, vielmehr laut, freimüthig und überall zu predigen, was sie aus seinem Munde wo immer und wie immer vernommen hätten. Wer die Verheißung des heiligen Geistes und den Glauben an die Wiederkunft Christi hat, der wird auf seiner Mission in allem, was er thut, nach der heiligen Klugheit handeln und sich vor den Menschen in Acht nehmen, aber fürchten wird er sie nicht. Dieß scheint sich von selbst zu verstehen, doch verband Jesus damit noch zwei Beweggründe, die mehr allgemeiner Natur sind, nämlich, daß alles an den Tag kommen werde, und daß überhaupt jene nicht zu fürchten seien, welche wohl den Leib tödten, der Seele dagegen nichts anhaben können.

Verläumdung und Tod bedrohen die Jünger; aber vor dem einen würden sie nur dann mit Recht zittern, wenn man ihre Unschuld so verhüllen könnte, daß sie nie mehr an den Tag käme, und vor dem andern, wenn das leibliche Leben das höchste Gut, der leibliche Tod das höchste Uebel wäre.

Und Jesus schloß seine Rede mit den Worten:

Glaubet nicht, daß ich gekommen sei, Frieden auf die Erde zu bringen.

Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Denn ich bin gekommen, zu trennen: das Kind wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Braut wider ihre Schwiegermutter; und Feinde des Mannes sind seine Hausgenossen.

Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth.

Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth; und wer Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth.

Wer sein Leben findet, verliert es; und wer sein Leben um meinetwillen verliert, findet es.

Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.

Wer einen Propheten aufnimmt auf den Namen eines Propheten hin, wird den Lohn eines Propheten empfangen, und wer einen Gerechten aufnimmt auf den Namen eines Gerechten hin, wird den Lohn eines Gerechten empfangen.

Und wer zu trinken gibt Einem von diesen Kleinen nur einen Becher frischen Wassers auf den Namen eines Jüngers hin, wahrlich ich sage euch, er wird seinen Lohn nicht verlieren.

Es mußte den Jüngern und Aposteln auffallen, daß Jesus im zweiten Theile seiner Rede nur von Haß, Verfolgung und Leiden sprach, daß er ihre Mission, die eine Friedensbotschaft war, nur mit Streit und Zwiespalt in Verbindung brachte. Die allgemeine Vorstellung von den letzten Dingen war diesem zwar nicht entgegen, und er hatte die Seinigen gelehrt, es nicht zu fürchten: aber damit allein wurden die Gemüther nicht beruhigt; denn immer drängte sich die Frage auf, warum es so kommen müsse, daß sich das Reich des Friedens aus Krieg und Zwiespalt entwickle. Darauf antwortete Jesus: Solches geschieht, weil ich gesendet worden bin, das Schwert, nicht den Oelzweig zu bringen. Mein Aufgabe ist, die Menschen zu scheiden

und zwar so durchgreifend, daß alle Bande gelöst werden, die zwischen Vater und Kind, Braut und Schwiegereltern, Herr und Diener, d. i. die Bande des Blutes, der Liebe, der Gesellschaft.

Alles und Jedes, was sich nicht in Jesus Christus zur Einheit verbindet, wird getrennt. Es gibt zwischen Christus und der Welt schlechthin keinen Zusammenhang; wer ihm angehören will, muß mit der Welt brechen.

Ist eine solche Scheidung Rathschluß und Wille Gottes, dann darf der Mensch nicht mehr entgegnen: Herr, durch die Predigt oder durch ein offenes Bekenntniß des Evangeliums würde hier Zwietracht und Unfriede entstehen und das gegenseitige gute Einvernehmen aufhören; dann gilt in aller Weise, daß, wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt, keinen Theil am Himmelreiche hat.

Dieselbe Sprache führen später die Apostel selbst. Sie nennen das Wort Gottes, welches sie verkündigen, ein Schwert, das, schärfer als ein zweischneidiges, eindringe und Seele und Geist und Mark und Bein scheide (Hebr. 4, 12), und mit dem sich jeder umgürten müsse (Ephes. 6, 17).

Dieses Bewußtsein bewahrte sie vor jedem schwächlichen Mitleid, das aus lauter Schonung und Liebe zu einem falschen Frieden die Wahrheit selbst Preis gibt. Sie erkannten, daß es ihnen, gleich den alten Propheten, beschieden sei, auszureißen und zu pflanzen, abzubrechen und aufzubauen.

Das mag ein schwerer Beruf sein, aber herrlich ist er, und unvergleichlich ist der Lohn. Wer einen Jünger um seines Berufes willen aufnimmt, hat Gott selbst zum Vergelter; wie herrlich also ist dieser Beruf! und wer darin sein zeitliches Leben verliert, gewinnt das ewige; wie unvergleichlich also ist sein Lohn!

## 6.

Luk 7, 11—17. Joh. 5, 1—15.

Nach Beendigung dieser Rede trat Jesus die eigentliche Festreise an, wohin er nur einige Begleiter mitnahm. Die Mehrzahl der Apostel ging auf Mission, die Jünger wurden entlassen. Die Verabschiedung geschah aber nicht auf unbestimmtes Wiedersehen, sondern vielmehr so, daß er ihnen mittheilte, wie lange sein Aufenthalt in Jerusalem dauern werde, und wo sie mit ihm zusammentreffen sollten. Dieß diente zur Beruhigung der Seinigen, die sich immer schwer von ihm trennten, und entsprach, wenn ich so sagen darf, dem ganz geordneten Haushalte im öffentlichen Leben des Herrn, wo nichts dem Zufalle anheimgestellt war.

Er hielt niemanden ab, das Fest zu besuchen. Viele, darunter auch Frauen, mochte gerade seine Anwesenheit in Jerusalem zur Reise bewegen. Dieß stand ihnen vollkommen frei; nur durften sie sich weder unter Wegs an ihn anschließen, noch in der heiligen Stadt selbst gleichsam seine Ehrenbegleitung bilden. Dazu war seine Stunde noch nicht gekommen.

Deßwegen mied er auch den Anschluß an eine größere Pilgerkarawane und blieb auf der bei solchen Veranlassungen gemiedenen Landstraße durch Samaria, die vom See Genesaret her zwischen dem Tabor und dem kleinen Hermon bei Nain in die Esdrelom-Ebene einmündet.

Als er mit seinen Begleitern zum Thore dieses Städtchens kam, trug man gerade eine Leiche heraus, den einzigen Sohn einer Witwe. Vor der Bahre, welche Freunde des Verstorbenen trugen, gingen die Klagefrauen und Flötenbläser, hinter ihr die Mutter, die Verwandten und viele Leute aus der Stadt. Da es Sitte war, einer Leiche, der man begegnete, gleichviel ob bekannt oder nicht,

die letzte Ehre zu erweisen, fiel es nicht auf, daß Jesus zur trauernden Mutter hintrat. Man glaubte, er werde nach einer kurzen Beileidsbezeugung mit dem Zuge gehen und dann bei einem Gastfreunde einkehren. Er aber that es nicht um eines Trostes willen, den jeder Andere auch geben konnte; er redete die Tiefgebeugte nicht etwa mit dem Zuspruche an: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gebenedeit; sondern mit dem süßen Worte:

Weine nicht!

Süß aus seinem Munde; denn es war kein leerer Schall, sondern Ausgießung der freudigsten Zuversicht, daß er die Macht habe, jede Thräne zu trocknen. Voll Vertrauen blickte die Mutter auf, als Jesus die Bahre berührte zum Zeichen, daß die Träger halten und sie auf den Boden niederlassen sollten. Eine feierliche Stille entstand; die Todtenklage wurde unterbrochen; aller Augen waren auf Jesus gerichtet, der seine Hand über die Bahre hinbreitete und mit lauter Stimme rief:

Jüngling, ich sage dir, stehe auf!

Und der Todte setzte sich aufrecht hin und fing an zu reden.

Die Bahre war, wie noch im Morgenlande, kein geschlossener Sarg, sondern ein bloßes Brett, auf dem die Leiche mit Tüchern bedeckt und geschmückt zum Grabe getragen wurde.

Und Alle ergriff Furcht, und sie priesen Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist aufgestanden unter uns, und heimgesucht hat Gott sein Volk. Jesus aber folgte nicht, wie man erwartete, mit in die Stadt, um dort den Dank der Mutter und die Huldigung der Leute entgegenzunehmen, sondern setzte ohne Aufenthalt seine Reise fort.

Von anderen Begebenheiten unter Wegs erfahren wir nichts. Johannes, der einzige Evangelist, der davon spricht,

versetzt uns gleich in die heilige Stadt selbst und beginnt mit einer Ortsschilderung, indem er sagt: Es befand sich dort nahe am Schafthore ein Teich, auf hebräisch Betesda (d. i. Haus der Gnade) benannt, mit einer darüber im Fünfeck erbauten Säulenhalle, wo stets eine Schaar Kranker, Blinde, Lahme und Gichtbrüchige, lag; denn, heißt es weiter, zur festgesetzten Zeit stieg ein Engel aus dem Himmel herab und brachte das Wasser des Teiches in Wallung, worauf derjenige, welcher sich zuerst darin badete, geheilt wurde, wie immer seine Krankheit beschaffen sein mochte.

Wir müssen das Schafthor am Tempel suchen. Es hatte seinen Namen von den Schafen, welche hier zum täglichen Morgen- und Abendopfer hereingebracht wurden, und lag auf der Westseite, der Stadt zugewendet. Ihm entspricht das Thor al-Katanin des heutigen Tempels. Ganz in der Nähe ist ein Brunnen (Hammam es-Schefa), der durch eine Quelle, die im Tempelberge entspringt, gespeist wird. Dieß war ehemals der Teich Bethesda; er bestand aus einem tiefliegenden Becken, wo sich das periodisch fließende Wasser der Tempelquelle, jetzt Marien- oder Drachenquelle genannt, sammelte und, wie wir sagen würden, den Sprudel des Heilbades bildete, indem die Quelle noch gegenwärtig bald mit großer Macht hervorbricht, bald fast ganz versiegt, ohne daß eine bestimmte Zeit dieser Fluth und Ebbe angegeben werden könnte, da sie bald zwei und dreimal im Tage sich wiederholt, bald, besonders im Sommer, nur nach zwei oder drei Tagen eintritt. Zum Sprudel führten gleich unsern gefaßten Heilquellen Stufen hinab, das Ganze überwölbte eine Säulenhalle im Fünfeck.

Das Bassin war ein alter Bau, weil man in Jerusalem jeden Wassertropfen mit größter Sorgfalt sammelte; die Quelle selbst aber eignete sich wegen ihrer hohen

Temperatur (noch gegenwärtig 15 Grad im Winter) und wegen des salzigen Geschmackes weniger zum Trinken, als zum Waschen und Baden und Heilgebrauche, auf den besonders die geheimnißvolle Fluth und Ebbe hindeutete. Da nun, wie es scheint, gerade um die Zeit Jesu außerordentliche Heilungen vorkamen, die mit einem ungewöhnlichen Aufbrausen der Quelle und vielleicht noch andern vulkanischen Erscheinungen zusammenhingen, und da der gläubige Israelite von Zufällen in der Natur nichts weiß, sondern alles vom Willen und Rathschlusse Gottes, vermittelt durch die Engel, seine Diener, ableitet; so bildete sich die schöne Legende vom Engel aus, durch den das Wasser in Wallung gebracht und mit ganz eigenthümlich wunderbarer Heilkraft ausgestattet werde. Etwas anderes als Legende will die Erzählung des Evangelisten nicht sein; er berichtet, wie und was in Jerusalem gesagt und geglaubt wurde. Daß wir den Bericht nicht im streng buchstäblichen Sinne, etwa gleich dem eines Wunders, das Jesus wirkte, nehmen dürfen, erkennt man leicht. Die unfehlbare, aber ausschließliche Heilung jenes Einen Kranken, der zuerst den Sprudel erreichte, würde mit dem Gottesbegriffe des Alten Testamentes schwer vereinbar sein und eher einem Glücksspiele, als einer himmlischen Wohlthat gleichen, die ja nur dem Gewaltthätigen, nicht dem Gottvertrauenden zu Theil würde. Auch blieb immer die Frage offen, welche Aufwallung vom Engel herrühre, welche nicht; denn die Leute selbst schrieben kaum jeder Bewegnng der Quellfluth eine solche Heilkraft zu. Diese Ungewißheit war wohl auch Ursache, daß der Glaube nach und nach abnahm und die ganze Sache in Vergessenheit gerieth, wenigstens hat sich bisher nirgendwo eine ähnliche Angabe auffinden lassen.

Jesus, der gerne dahin ging, wo Elende und Hilfsbedürftige waren, besuchte auch den Bethesda und sah da

einen Menschen, welcher schon achtunddreißig Jahre krank war und, wie man aus seiner Antwort erkennt, an der Gicht litt. Da es Sabbat war, ein Tag, an dem sich außer diesem Einen kaum andere Kranke einfanden (denn wer sollte am Sabbat durch ein Bad geheilt werden?), blickte ihn Jesus, wie es scheinen mochte, befremdet an und sprach zu ihm:

Willst du gesund werden?

Diese Frage mußte dem Angeredeten sehr hart vorkommen. Sie lautete in seinen Ohren wie ein Vorwurf, ob sein Aufenthalt hier nicht bloßer Vorwand zum Bettel sei; denn Jesus hatte in heiligem Ernste und so gefragt, daß der Kranke fühlte, er wisse um die lange Dauer seiner Krankheit und seines Hierseins. Einen Kranken seiner Art und unter den gegebenen Umständen, da es Sabbat war, fragen, ob er gesund werden wolle, läßt einen Verdacht durchblicken, den man habe.

Dieß war keine geringe Prüfung. Doch der Angeredete bestand sie. Statt sich verletzt zu zeigen und über eine falsche Verdächtigung aufzubrausen, antwortete er mit rührender Demuth: Herr, ich habe niemand, der mich, wenn das Wasser aufwallt, hinabbrächte; während aber ich komme (mich dahin schleppe), steigt ein Anderer vor mir hinab. Also nicht Mangel an gutem Willen war Schuld, sondern seine gänzliche Verlassenheit. Außer der Demuth offenbart diese Antwort auch noch recht deutlich seinen Glauben an die Kraft der Quelle und seinen Aberglauben, der aber von Allen getheilt wurde, daß nämlich nur der Erste gesund werde, und daß sich die Andern nicht mehr weiter zu bemühen brauchten. Er machte jedesmal den Versuch, ließ aber nach, sobald ihm ein Anderer zuvorkam. Warum sollte bei einem rechten Vertrauen auf Gott nicht auch ein Zweiter Hilfe finden? Niemand dachte daran; so ganz äußerlich wurde die Heilkraft der Quelle aufgefaßt.

Darum nahm Jesus auf sie keine Rücksicht; er lobte den Kranken nicht wegen seines guten Willens, er tadelte ihn nicht wegen seines Kleinmuthes, er hieß ihn nicht hinabsteigen und sich baden, sondern (mit gänzlicher Ignorirung der Quelle) aufstehen und gehen, indem er sprach:

Steh' auf und nimm dein Bett und gehe!

Der Kranke fühlte sich augenblicklich gesund und kräftig zum aufstehen. Während er sich aber von seinem Feldbette, da er als Gichtischer auf dem Steinpflaster nicht Tage lang liegen konnte, aufrichtete und den Mantel anzog, der darüber ausgebreitet war, entschwand Jesus seinen Augen. Der Bethesda war schon wegen seiner Lage, nahe am Tempel, ein vielbesuchter Ort. Immer gingen Leute hin und her, wenn sie auch auf die Kranken, an ihren Anblick gewöhnt, wenig achteten; zudem war eine Festzeit, die viele Fremde nach Jerusalem zog, und Sabbat; da konnte sich Jesus, der scheinbar auch nur im Vorübergehen und ohne jedes Aufsehen den Mann geheilt hatte, unbemerkt im Volke verlieren.

Man durfte am Sabbate nichts, sei es mit der Hand oder im Schoße oder auf der Schulter über die Straße tragen. Der Kranke wußte recht wohl darum, hielt sich aber mit buchstäblichem Gehorsame an das Wort: Nimm dein Bett! und ging mit seinem Bette hinweg, ohne, wie es scheint, weit zu kommen; denn sein Thun erregte Aufsehen und Aergerniß, und es fehlte nicht an gesetzeseifrigen Pharisäern, die ihn unterwegs anhielten und zur Aburtheilung vor das Vorsteher-Collegium der nächstgelegenen Synagoge auf dem Tempelplatze unter der Quaderhalle führten. Dieses wollte auch schon zur Bestrafung schreiten, die bei einem geringern Vergehen in der Geiselung, der gewöhnlichen Kirchendisciplin, bestand, als ein unerwarteter Zwischenfall eintrat; denn der Beklagte berief sich auf den Befehl eines Höhern, indem er entgegnete: Der mich

gesund machte, hat zu mir gesprochen: Nimm dein Bett und geh!

Dieß gab der Sache eine andere Wendung. Es handelte sich jetzt nicht mehr um einen einzelnen Fall, sondern um ein Princip; das rechtmäßige Lehramt wurde angetastet, die Autorität gefährdet. Hat jemand Gewalt über das Gesetz? Die Antwort lautete: Und wenn ein Engel vom Himmel käme und ein anderes Gesetz brächte, oder an diesem Gesetze änderte; er sei im Banne. Hier lag eine eklatante Aenderung des Gesetzes vor, da kein Nothfall, der das Tragen des Bettes rechtfertigte, gegeben war. Sie fragten ihn also; Wer ist es, der zu dir gesprochen hat: Nimm dein Bett und gehe?

Da die Persönlichkeit des Mannes den meisten aus den Anwesenden bekannt, seine plötzliche Heilung Thatsache, die Aussage über ihre Art nicht zu beanstanden war; wandten sich die Untersuchungsrichter gegen den moralischen Urheber dieser Sabbatübertretung. Er hatte offenbar seine Macht, sie mochte was immer für einen Ursprung haben, arg mißbraucht und für eine Wohlthat am Leibe eine viel größere Uebelthat an der Seele durch Verführung zugefügt. Der Mann wußte aber auf ihre Frage keine Antwort zu geben. Er kannte Jesus nicht, und die Verhandlung wurde, weil man den Hauptschuldigen nicht vernehmen konnte, abgebrochen. Die Synagogenvorsteher entließen den Angeklagten, ohne ihn zu strafen, aber auch ohne ihn freizusprechen.

Jesus hatte sich nicht deßwegen zurückgezogen, um einer Vernehmung auszuweichen; er wollte im Gegentheile vernommen werden, nur nicht so, daß er sich selbst aus freien Stücken zum Wunder bekannte, sich gleichsam selbst als Wunderthäter vorstellte, was er nie that, sondern so daß seine Vernehmung durch einen Dritten ermöglicht,

seine Vertheidigung nicht durch ihn unmittelbar selbst provocirt wurde.

Jesus hatte alles mitangesehen, und er trat noch auf dem Tempelplatze zum Geheilten hin, indem er sprach:

Siehe, du bist gesund geworden; sündige nicht mehr, damit dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre.

Diese Anrede setzt scheinbar eine ganz zufällige Begegnung voraus. Keine Anspielung auf die Vorgänge in der Synagoge, keine Frage darnach; Jesus benützte die sich eben darbietende Gelegenheit des Wiedersehens zu einer guten Ermahnung, wie sie dem Arzte des Leibes nur um der Seele willen zukam. Jener aber hörte kaum, daß es Jesus sei, der ihn geheilt habe, als er eiligst hinging und die Synagogenvorsteher davon in Kenntniß setzte.

Die Mahnung: Sündige nicht mehr! traf den Geheilten wohl im tiefsten Grund der Seele, äußerlich jedoch beschämte sie ihn nicht. Nach dem allgemeinen Dafürhalten, daß überhaupt jede, vorzüglich eine lang dauernde Krankheit eine Strafe, zugleich aber auch, wenn man sie geduldig ertrage und ergeben hinnehme, eine Sühne der Sünde sei, durfte jeder Lehrer, geschweige jener, der ihn geheilt hatte, mahnend zu ihm sprechen: Sündige nicht mehr. Damit erinnerte Jesus den Geheilten vor den Ohren der Umstehenden zunächst daran, daß es noch ein höheres Gut als die Gesundheit und ein größeres Uebel als die Krankheit gebe. Du bist gesund geworden, gib acht, daß du nicht mit gesundem Leibe in die Hölle kommest.

Wie aber Jesus, als er diese Ermahnung gab, so meinte es auch der Geheilte gut, als er hinging und die Anzeige machte. Sie konnte Jesus nur zur Ehre, den Vorstehern nur zur Belehrung darüber dienen, daß Gott Israel heimgesucht und Großes in seiner Mitte gethan habe.

## 7.

Joh. 5, 16—30.

Dieß war bei jenen nun freilich nicht der Fall; sie geriethen darüber vielmehr in große Aufregung und Erbitterung. Derselbe Jesus, der sich schon einmal wider ihre Tempelordnung aufgelehnt und ihrem Ansehen nicht wenig geschadet hatte, fing jetzt an, sich auch über ihre Gebote hinwegzusetzen und zwar in der auffälligsten Weise. Darum, sagt der Evangelist, verfolgten ihn die Juden und suchten ihn zu tödten, d. h. sie suchten wider ihn eine rechtlich formulirte Klage vor den hohen Rath zu bringen, die dahin lauten sollte, daß Jesus nicht bloß selbst den Sabbat durch Heilungen ohne Noth übertrete, sondern auch andere zu Sabbatentheiligungen verführe und so ein Gebot in Mißachtung bringe, das jedem Israeliten zu seiner Unterscheidung von den Heiden vor allem heilig und unverletzlich sein müsse. Sie wollten aber ganz sicher gehen und vorerst Jesus selbst darüber vernehmen, doch nicht in der Synagoge, sondern in einer von den übrigen großen Tempelarkaden, wo man sich im Gespräche freier bewegte, darum aber auch jemanden in einer Rede leichter fangen konnte, worauf sie es bei Jesus einzig und allein abgesehen hatten. Ihr Plan schien auch vollkommen zu glücken; denn er sprach sich vor ihnen in einer Weise aus, die alles überschritt, was sie bisher aus seinem Munde vernommen hatten, indem er zu seiner Rechtfertigung antwortend entgegnete:

Mein Vater wirket bis jetzt; auch ich wirke.

Die Frage, welche dieser Antwort vorausging, lautete scheinbar unverfänglich und wohlmeinend, warum Jesus am Sabbate thue, wozu keine Nöthigung vorliege, warum er eine Einschreitung, weiteres Aergerniß zu verhüten, gewaltsam provocire; ob er denn solches thun müsse. Darauf antwortete Jesus, daß er allerdings müsse; denn wie der Va-

ter nicht anders als wirkend und thätig gedacht werden könne, so auch der Sohn. Und wie beim Vater, trotz seines Wirkens, von einer Unterbrechung der Sabbatruhe seit der Vollendung des Schöpfungswerkes nicht die Rede sein könne (er ist immerfort thätig nnd immerfort ruhend), so auch beim Sohne.

Damit gründet Jesus sein Müssen auf die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, und der Satz: „auch ich wirke", gilt von ihm allein. Doch kann der ganze Ausspruch auch in einem weitern, idealen Sinne genommen werden, wornach er für alle Menschen eine Norm ihrer Sabbatheiligung enthält. Nämlich: Wie die Ruhe Gottes nach dem Schöpfungswerke keine Unthätigkeit schlechthin ist, anders wäre er kein lebendiger Gott; so besteht auch die Sabbatruhe des Menschen, als Abbild der göttlichen Ruhe nicht schlechthin im Nichtsthun; vielmehr ist die stete Thätigkeit Gottes das Vorbild der erlaubten Thätigkeit des Menschen am Sabbat, so daß zu jeder Zeit und unbedingt gethan werden darf, was sich als reines Abbild der göttlichen Thätigkeit kund gibt.

Die Juden hätten recht wohl diese ideale Seite der Worte Jesu erkennen können, da jeder Gläubige Gott seinen Vater und Gottes Thun das Vorbild seines eigenen Thuns nennen durfte; aber sie wollten nicht eine Rechtfertigung, sondern vielmehr die Veranlassung zu einer Klage; darum blieben sie beim Wortlaute, den sie sich also zurecht legten: Gleiche Folgen setzen gleiche Thätigkeiten (Ursachen) voraus. Jesus schreibt seiner Thätigkeit Folgen zu, daß sie nämlich am Sabbate unbedingt erlaubt seien, die nur der göttlichen Thätigkeit eigen sind; also macht er sein Thun zu einem göttlichen; er nennt Gott seinen Vater nicht im Sinne einer Unterordnung, sondern im Sinne einer Gleichstellung, nicht im bildlich moralischen, sondern im buchstäblich natürlichen

Sinne. Um seine Sabbatentheiligung zu beschönigen, schreckt er vor einer Gotteslästerung nicht zurück. Aber trotz dieser Doppelanschuldigung, daß er den Sabbat breche und sich Gott gleich mache, hatten sie doch nicht den Muth, ihn an Ort und Stelle zu ergreifen, wie man einem Gotteslästerer thun sollte. Der Evangelist sagt nur: Sie trachteten noch mehr, ihn zu tödten, d. h. sie suchten noch mehr nach Gründen und Klagepunkten, gegen ihn ein peinliches Verhör einleiten und vor dem Volke rechtfertigen zu können. Durch ihr Schweigen und ihre Unentschlossenheit zu einer raschen That ließen sie Jesu Zeit, sich weiter auszusprechen, wovon er auch sogleich ohne Rückhalt Gebrauch machte, indem er fortfuhr:

Wahrlich, wahrlich sage ich euch, der Sohn kann von sich selbst nichts thun, wenn er nicht den Vater etwas thun sieht; denn was jener thut, das thut ebenso auch der Sohn.

Denn der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm alles, was er thut.

Jesus, der in das Herz sieht und auf das antwortet, was er im Herzen liest, wenn auch der Mund schweigt, räumt den Juden ein, daß sie ihn richtig verstanden hätten, wenn sie bei sich selbst sagten, er nenne Gott seinen Vater im Sinne der Gleichstellung. Es sei wirklich so, und als weitere nothwendige Folge ergebe sich, daß der Sohn thue, was er den Vater thun sieht, sowie daß der Vater dem Sohn zeige, was er thut.

Auf dem irdischen Lebensgebiete thut der Sohn, was er den Vater thun sieht, weil er mit ihm ein und dasselbe Lebensgesetz, ein und dieselbe Lebensentwickelung, eine und dieselbe Natur hat. Der Sohn geht nicht auf den Vieren wie das Thier im Walde, er schwimmt nicht wie der Fisch im Wasser, er fliegt nicht wie der Vogel in der Luft, sondern er thut alles naturgemäß, wie er es den

Vater thun sieht. Ebenso thut im himmlischen Lebensgebiete der Sohn, was er den Vater thun sieht, weil er mit ihm eine und dieselbe Natur und Wesenheit hat. Im irdischen Lebenskreise besteht die Einheit der Natur bei Vater und Sohn in der Beiden gemeinsamen Menschheit, auf dem himmlischen Lebensgebiete in der Beiden, Vater und Sohn, gemeinsamen Gottheit. Hier kommt indeß zum natürlichen Verhältnisse noch (was auf dem irdischen Lebensgebiete nicht überall statt findet) das moralische der Liebe, wodurch jener Wechselverkehr nicht bloß ein rückhaltloser, sondern auch ein seliger, mit Einem Worte ein vollkommener wird.

Neben dieser Gleichheit zwischen Vater und Sohn besteht aber auch eine Verschiedenheit. Der irdische Vater und der irdische Sohn sind zwei Personen in zwei Naturen; der himmlische Vater und der himmlische Sohn sind zwei Personen in einer und derselben Natur, so daß der Sohn nicht aus sich, sondern aus dem Vater und der Vater nicht durch sich, sondern durch den Sohn wirkt. Alle Werke im Reiche der Natur wie der Gnade wirket der Vater durch den Sohn und der Sohn aus dem Vater.

Dieß gehörte strenge genommen nicht mehr zur Beweisführung; dafür genügte, daß Jesus sein Wirken in den innigsten Zusammenhang der Natur und der Liebe mit Gott setzte. Doch ging er auch auf dieses Wechselverhältniß zwischen Vater und Sohn im Himmel ein, wofür die Erde kein Abbild hat, weil in Gott die unzertrennbare Einheit der Natur hervorgehoben werden mußte, und weil sich nur daraus mit innerer Nothwendigkeit ergab, daß, was der Sohn thut, seinen Ursprung aus dem Vater hat und darum, um das mindeste zu sagen, einem menschlichen Gerichte nicht unterliegt.

Alles dieses beruht aber auf der Voraussetzung, daß Jesus der Sohn Gottes in dem eben bezeichneten eminenten

Sinne ist. Nun folgt der Beweis dafür, indem Jesus fortfuhr:

Und größere Werke als diese wird er ihm (der Vater dem Sohne) zeigen, auf daß ihr euch wundert.

Jesus machte nicht bloße Worte, er stellte nicht leere Behauptungen auf, sondern hatte für die Wahrheit seiner Aussage unverwerfliche Zeugen in den Wundern, die er wirkte, und gegenwärtig in der Heilung des achtunddreißigjährigen Kranken, von der vor aller Welt galt, was Nikodemus bekannte: Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm.

Wenn nun Jesus von noch größeren Zeichen spricht, so fügt er gleich bei: auf daß ihr euch wundert. Er sagt nicht, was man zunächst erwartete: auf daß ihr glaubet, nach seinem früheren Worte: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, glaubet ihr nicht; denn diejenigen, zu welchen er hier redete, glaubten trotz seiner Zeichen nicht. Den Glauben konnten sie verweigern, nicht so das Staunen. Jesus sagt aber auch deßhalb, auf daß ihr euch wundert, weil sie nach dem gerechten Rathschlusse Gottes wohl staunen und verwirrt werden, aber nicht glauben sollten.

Wegen ihres verstockten Sinnes führte Jesus mit den Häuptern des Volkes eine ganz andere Sprache, als mit dem Volke selbst. Zu diesem redet er in Parabeln, auf daß sie hören und nicht verstehen, zu jenen in klaren Worten, auf daß sie hören und verstehen und — nicht glauben und selig werden, indem er in einer Weise, die wir sonst nicht mehr aus seinem Munde, außer im engsten Kreise seiner Jünger und kurz vor seinem Abschiede von ihnen, zu hören gewohnt sind, von sich also redend fortfuhr:

Denn wie der Vater die Todten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn, welche er will, lebendig.

Da dieß als eines von jenen größern Zeichen aufgezählt wird, die seine Gegner sehen werden, müssen wir es

zunächst nothwendig vom Wiederbeleben solcher verstehen, auf die er sich vor aller Welt berufen konnte. Es gibt nun, worüber kein Streit war, eine dreifache Wiederbelebung: die aus dem Tode der Seele in Sünde und Unglaube; die aus dem Tode des Lebens, da man lebendig todt, d. h. in einem Zustande des Elendes ist, der eher Tod als Leben genannt werden muß; endlich die aus dem Tode des Leibes. Von allen drei Arten der Erweckung hat Jesus Beispiele gegeben, daß die Juden staunten und in Verwirrung geriethen; denken wir nur an die Bekehrung der Magdalena, an die Heilung des besessenen Knaben, über den die Jünger nichts vermochten, an die Erweckungen von den Todten. Doch waren dieß nur einzelne Ausstrahlungen jener Macht, die der Sohn gleich dem Vater hat, lebendig zu machen, welche er will.

Zur Macht der Belebung kommt naturnothwendig die des Gerichtes; vom Richterspruche („ich will") hängt das Lebendigmachen oder Lassen im Tode ab. Darum sprach Jesus weiter:

Denn der Vater richtet auch niemanden, sondern er hat das ganze Gericht dem Sohne übergeben.

So nahe die Sache selbst liegt, befremdet hier die Form. Jesus sagt nicht, entsprechend dem vorausgehenden Satze: Wie der Vater richtet, also richtet auch der Sohn; sondern vielmehr: Der Vater richtet nicht, er hat das ganze Gericht dem Sohne übergeben. Das Gericht also ist ein Privilegium des Sohnes, die alleinige Ausübung einer Macht, die er gemeinsam mit dem Vater hat.

Daraus folgt, daß er auch die alleinige Ausübung der Macht, Leben zu geben, vom Vater erhalten hat, denn beide hängen zusammen wie Ursache und Wirkung; mit andern Worten: Die Schöpfung ist Sache des Vaters, die

Neuschaffung Sache des Sohnes, der in Jesus Christus Mensch geworden ist.

Der Vater hat dieses Doppelprivilegium des Richtens und Lebendigmachens auf den Sohn übertragen, damit seine Sendung vom Vater und seine Wesensgleichheit mit dem Vater von Allen erkannt und bekannt werde; oder, wie Jesus selbst sagt:

alle den Sohn ehren, wie sieden Vater ehren;

wer den Sohn nicht ehrt, ehret auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat.

Jesus ist der Richter; es gibt keine andere Lossprechung als die seinige. Wo sie aber in seinem Leben auf Erde äußerlich sichtbar hervortrat, da war sie zugleich mit dem äußerlich sichtbaren Zeichen der Lebensspendung verbunden. Der als Richter sprach: Deine Sünden sind dir vergeben, sprach in demselben Augenblicke auch als Lebenspender: Stehe auf und gehe, damit Alle in Jesus den Gesandten Gottes und im Gesandten Gottes den Sohn Gottes erkannten und ehrten. In jedem Gesandten wird der Sender geehrt oder entehrt; eine ganz andere Gestalt bekommt aber die zugestandene oder versagte Ehre, wenn der Sendende und der Gesandte Eine und dieselbe Natur und Wesenheit haben.

Sowie Jesus in den Worten: der ihn gesandt hat, unzweideutig aussprach, daß er selbst dieser Sohn Gottes sei, ging er auf die erste Person über, indem er fortfuhr:

Wahrlich, wahrlich sage ich euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat das ewige Leben, und er kommt nicht in das Gericht, sondern er ist übergegangen aus dem Tode in das Leben.

Wahrlich, wahrlich sage ich euch: Es kommt die Stunde, und sie ist jetzt, daß die Todten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie gehört haben, werden leben.

Damit repetirte, erklärte und vervollständigte Jesus das zuvor Gesprochene, indem er die beiden Gebiete, auf denen eine Lebensspendung stattfinden kann, auseinander hielt und zugleich angab, auf welchem Gebiete sie an Bedingungen geknüpft sei, auf welchem nicht. Die geistige Wiederbelebung ist für Alle an eine und dieselbe Bedingung geknüpft, die leibliche für Alle eine gleich bedingungslose; beides so ziemlich im Gegensatze zur Anschauung der Pharisäer, die auch eine geistige und leibliche Wiederbelebung im messianischen Reiche, aber jede in gleicher Weise bedingt und unbedingt lehrten, bedingt für den Nichtisraeliten, unbedingt für den Israeliten.

Geistig *sind* Alle todt, leiblich *werden* Alle sterben; von den geistig Todten gelangen die zum Leben, welche hören und glauben; von den leiblich Todten die, welche hören. Daß letzteres unbedingt bei Allen eintreten werde, sagte Jesus im weitern Verlaufe seiner Rede noch eigens. Der Glaubende ist vom Tode, wo er dem Gerichte verfallen war, übergegangen zum Leben, aber nicht aus eigener Kraft, sondern er ist durch den Sohn Gottes, dessen Wort er hörte und in sich aufnahm, zum Leben erweckt worden. Diese Erweckung und Auferstehung stellt Jesus als eine schon eingetretene dar, die leibliche als eine einzutretende, als eine der Möglichkeit nach gegebene, der Wirklichkeit nach kommende. Das eine ist gegenwärtig, das andere zukünftig, aber so daß es sich noch in dieser Zeit erfüllen wird, daß es dazu keiner andern Stunde und Zeit bedarf. Diese Stunde, die kommt und jetzt ist, umfaßt die ganze messianische Zukunft, mit der auch der Jude die Auferstehung erwartete, nur nicht so, wie sie Jesus hier andeutete und dann noch ausführlich schilderte, indem er gleichsam als Uebergang dazu weiter sprach:

Denn wie der Vater das Leben in sich hat, so gab er auch dem Sohne, das Leben in sich zu haben;

und er gab ihm die Macht, Gericht zu halten, weil er ein Menschensohn ist.

Jesus hat die Macht, das Leben zu geben, in der Eigenschaft des Sohnes Gottes; das Privilegium des Gerichtes in der Eigenschaft des Menschensohnes. Als Gottessohn hat er das Leben in sich wie eine Quelle. Darum kann er Andern mittheilen, ohne sich zu erschöpfen, und den Lebensstrom, der ihm nicht geliehen, sondern Eigenthum ist, ausgießen, wo und wie er will. Er hat das Leben aber nicht ohne den Vater, noch getrennt von ihm; sondern der Vater gab und gibt es ihm immerfort, gleichwie er ihm alles zeigte und immerfort zeigt. Das Privilegium des Gerichtes hat er als Menschensohn, weil er als Mensch den Rathschluß Gottes über dem Menschengeschlechte ausführt. Als Menschensohn ist er bestellt zum Richter der Lebendigen und der Todten, im Gerichte vertritt er den Vater, alle Menschen erscheinen da vor ihm.

Solche Worte von Jesus über sich selbst ausgesprochen, mußten Staunen erregen. Wenn er nun sprach:

Wundert euch darüber nicht,

so konnte es den Zuhörern nur erwünscht sein, wenn sie nähere, beruhigende Aufschlüsse erhielten. Das Letztere trat nun freilich nicht ein, indem Jesus zur Bestätigung und zur Begründung seiner Aussage fortfuhr:

Denn es kommt die Stunde, da alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören werden,

und da herausgehen werden die, welche Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes.

Es enthielt dieß deßwegen nichts Beruhigendes, weil Jesus nur einen uneigentlichen Beweis, nämlich eine Weißagung vorbrachte und die sich Verwundernden statt auf die Vergangenheit oder Gegenwart auf die Zukunft verwies, welche die Bestätigung seiner Aussage enthalten

und darin bestehen werde, daß alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören und je nach ihren Werken, über die er entscheidet, eingehen werden zur Auferstehung der Seligkeit oder zur Auferstehung der Verdammniß. Diese Weißagung enthält ein Doppeltes, daß die Auferstehung eine allgemeine sein werde, und daß sich der Richterspruch nach den Werken richten werde, in einem sehr greifbaren Gegensatze zu den Pharisäern, die nur eine Auferstehung der Guten lehrten, unter diesen aber hinwieder das erwählte Volk im allgemeinen und sich selbst im besondern einbegriffen, so daß nicht die Werke die Entscheidung gaben, sondern der Stand, die Erwählung.

Zum Schlusse seiner Aussage über sich selbst kehrte Jesus auf den Anfang zurück, indem er sprach:

Ich kann nicht von mir selbst etwas thun.

Wie ich höre, richte ich, und mein Gericht ist gerecht, weil ich nicht meinen Willen suche, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.

Blicken wir zurück auf den Anfang der Vertheidigungsrede („der Sohn kann von sich nichts thun, wenn er nicht den Vater etwas thun sieht; denn was jener thut, das thut ebenso auch der Sohn"); so erkennt man leicht, daß beide Sätze, der erste und der letzte, sich gegenseitig ergänzen und vervollständigen. Jesus wirkt, wie er vom Vater sieht, und richtet, wie er vom Vater hört, und sein Thun und Richten ist gerecht, weil er in Beidem nicht seinen, sondern den Willen des Vaters sucht. Wenn nun Jesus wegen der Einheit des Wesens mit dem Vater nicht anders kann, und wegen der Einheit der Liebe nicht anders will als der Vater; dann unterliegt sein Thun keiner menschlichen Beurtheilung, es ist an und für sich, seinem innersten Wesen nach gerecht und heilig und unantastbar wie die Werke Gottes, und es bleibt beim Satze: Der Vater wirket bis jetzt; auch ich wirke.

Das Gericht als eine Scheidung besteht im Lossprechen und im Schuldigsprechen. Obwohl Jesus, wie er wiederholt bezeugte, gekommen ist, zu retten und zu suchen das Verlorene, d. i. loszusprechen, so hat er doch auch die andere Seite des Richteramtes zu jeder Zeit mitausgeübt, weil ihm der Vater das ganze Gericht übergeben und er nicht seinen, sondern nur des Vaters Willen zum Maßstabe seines Handelns gemacht hat.

Wenn er Zöllner zu Jüngern erwählte, Pharisäer nicht; wenn er zu Sündern sprach: Gehe hin in Frieden, zu Pharisäern: Ihr werdet in euren Sünden sterben, und wiederum: Viele werden von Aufgang und Untergang kommen und im Himmelreiche zu Tische sitzen, die Söhne des Reiches aber hinausgeworfen werden in die Finsterniß (Matth. 8, 11): so war dieß ein Gericht der Verurtheilung, nicht minder unerhört als seine Werke an einem Sabbate, aber ebenso gerecht, als diese heilig.

Wollte man das Gesagte möglichst kurz zusammenfassen, so könnte es etwa in folgender Weise geschehen: Die größeren Werke, auf die sich Jesus beruft, sind die Wiederbelebung und das Gericht. Beide treten schon jetzt erkennbar hervor, allgemein aber und vor Aller Augen bei der Auferstehung und dem letzten Gerichte. Die lebengebende Macht besitzt Jesus als eine ihm wesentliche Eigenschaft, die richterliche als ein ihm verliehenes Privilegium. Was er im Einen und Andern thut, ist an und für sich unantastbar wegen seiner Einheit mit dem Vater. Er wirket, wie er sieht; er richtet, wie er hört.

## 8.

Joh. 5, 31—47.

Jesus hatte mit sicherm Selbstbewußtsein den Juden um ihn her seine Würde, seine Natur und Wesenheit zu

erkennen gegeben. Mit derselben Zuversicht ging er nun auf die Zeugnisse dafür ein, indem er sprach:

Wenn ich von mir selbst Zeugniß gebe, so ist mein Zeugniß nicht wahr.

Es ist ein Anderer, der von mir Zeugniß gibt, und ich weiß, daß wahrhaftig ist das Zeugniß, welches er von mir gibt.

Damit gesteht Jesus zu, daß ein Zeuge für die Wahrheit seiner Aussage in der Person eines Andern, wie wir sagen, eines Dritten, von ihnen gefordert werden dürfe. Dieß fehle ihm nicht, und nur die Gewißheit von der absoluten, unantastbaren Wahrhaftigkeit seines Zeugen habe ihn mit jener Zuversicht erfüllt, wider die sie nichts vermöchten.

Doch ehe Jesus diesen Zeugen nennt, folgt, wie abwehrend, wen er nicht meine:

Ihr sandtet zu Johannes, und er hat der Wahrheit Zeugniß gegeben.

Ich aber nehme nicht von einem Menschen das Zeugniß, sondern sage dieses, damit ihr gerettet werdet.

Er war die brennende und scheinende Leuchte; ihr aber wolltet euch auf eine Zeit an seinem Lichte ergötzen.

Jesus bedarf nicht eines Menschen, um sich auf dessen Zeugniß zu berufen, wär's auch ein Johannes, der heiligste und wahrhaftigste unter den vom Weibe Geborenen. Wenn er es doch thut und die Juden an Johannes erinnert, so geschieht's, um ihnen ihre schwere Versündigung am Täufer vorzuhalten, damit sie jetzt wenigstens seine prophetische Sendung erkennen und bekennen und dadurch gerettet werden, weil dieses Bekenntniß, wenn es aufrichtig gemeint ist, von selbst zum Glauben an Jesus Christus führt, ohne den es keine Rettung gibt.

Johannes war eine brennende und scheinende Lampe, voll Wärme und Licht; sie aber wollten sich daran nur

ergötzen, wie Kinder an einem Spiele, dessen sie bald wieder überdrüssig werden. Das Licht erwärmt und leuchtet; wer sich dessen bloß zu seiner Kurzweil bedient, der verkennt die Natur des Lichtes und hat davon keinen Nutzen. Die Juden, zu denen Jesus hier redet, gingen auch hinaus in die Wüste, aber nicht aus einem innern Drange, sondern nur aus Neugierde und um sich ein Vergnügen zu machen, wie man noch bei beliebten Predigern in unsern Kirchen sehen kann. Nach seinen Worten zu thun, an ihn zu glauben, kam ihnen gar nicht in den Sinn; selbst die Taufe war ihnen ein bloßes Spiel.

Stärker hätte sich das Selbstbewußtsein Jesu nicht mehr aussprechen können, als daß er sich auf Johannes, obgleich er Zeugniß für die Wahrheit ablegte, nur deßhalb beruft, um ihnen ihre Sünde ins Gedächtniß zu rufen.

Darauf sprach Jesus, indem er nun seinen Zeugen namentlich aufführte, also weiter:

Ich habe das Zeugniß, welches größer ist als das des Johannes;

denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie vollbringe, eben die Werke, die ich thue, geben Zeugniß von mir, daß mich der Vater gesandt hat.

Und der mich gesandt hat, der Vater, er hat Zeugniß gegeben von mir.

Ihr habt seine Stimme weder jemals gehört, noch seine Gestalt gesehen,

und ihr habet sein Wort nicht bleibend in euch, weil ihr dem nicht glaubet, den er gesandt hat.

Wollen wir den Zusammenhang dieser Sätze unter sich und mit dem Vorausgehenden uns recht anschaulich vergegenwärtigen, so werden wir sie in folgende, streng logische Ordnung und Reihenfolge zu bringen haben:

Johannes, zu dem ihr sandtet, hat Zeugniß gegeben. Ich berief mich aber darauf nur um euretwillen; nicht

um meinetwillen deßhalb, weil ich das Zeugniß eines Größern für mich habe und von dessen Wahrhaftigkeit absolut überzeugt bin. Die Werke nämlich, die ich thue, sind Zeugniß für mich und ein absolut sicheres Zeugniß, weil ich weiß, daß sie vom Vater (nicht von einem andern, nicht von Beelzebub) kommen. In den Werken gibt der Vater Zeugniß. Gleichwie aber der Täufer vergeblich bezeugt hat, weil ihr an ihn nicht glaubtet, so wiederholt sich dieß auch beim Vater, weil ihr ihn nicht kennet und sein Wort nicht bleibend in euch habet.

Der Israelite konnte in der Geschichte seines eigenen Volkes Gott hören und sehen; er hatte da gesprochen und sich in der mannigfachsten Weise geoffenbart; aber was die Pharisäer hörten und sahen, was sie aus der heiligen Geschichte herauslasen, war nicht mehr Gott, der Vater Jesu Christi; das Gesammtbild, welches sie sich aus dem Gehörten und Gesehenen zusammensetzten, war nur mehr der Götze ihres verstockten Sinnes und verblendeten Herzens. Darum sahen sie in den Werken Jesu allerdings ein Zeugniß, aber nicht Gottes, sondern, es ist schrecklich zu sagen, des Teufels.

Die Unterbrechung der logischen Satzfolge kam daher, daß Jesus mit dem Zeugnisse des Johannes und ebenso mit dem des Vaters unmittelbar die Angabe des Grundes verband, um dessentwillen das eine und andere vergeblich war. Johannes bezeugte vergeblich, weil sie an ihn nicht glaubten; der Vater, weil sie ihn nicht kannten.

Man sieht leicht, in welchem Zusammenhange die beiden Sätze: die Stimme des Vaters nicht hören, und sein Wort nicht bleibend in sich haben, zu einander stehen. Das Zweite ist Folge des Ersten. Wer im Worte des Sprechenden die Stimme des Sprechenden, im Worte des Vaters die Stimme des Vaters nicht erkennt, bei dem bleibt das Wort, welches er hört, nicht haften; es wird für ihn zu einem bloßen Schalle, geht wirkungslos an ihm

vorüber. Ebenso ergibt sich von selbst, daß unter dem Worte des Vaters die heilige Schrift gemeint ist, das Wort Gottes im eminenten Sinne. Da die Pharisäer in der heiligen Schrift nicht die Stimme Gottes hören, bleibt sein Wort nicht in ihnen, es ist für sie ein todter Buchstabe.

Ist dieses einfach und klar, so befremdet dagegen auf den ersten Blick, daß Jesus für den Satz: Ihr habet sein Wort nicht bleibend in euch, als besondern Grund anführt: weil ihr dem nicht glaubet, den er gesandt hat. Es scheint überflüssig, geschah aber doch mit Absicht. Jesus nahm zwei Beweise für eine und dieselbe Behauptung auf, weil der erste einen Zustand, der zweite einen Willensakt schildert. Die Juden hören die Stimme Gottes nicht, bezeichnet ihren unglücklichen Zustand; sie glauben an Jesus nicht, ihre fortdauernde böse Willensrichtung.

Dieß war der empfindlichste Vorwurf, der den Juden gemacht werden konnte, darum begnügte sich Jesus nicht mit der bloßen Behauptung, sondern fuhr in der Rede fort:

Ihr forschet in den Schriften, weil ihr glaubet, in ihnen das ewige Leben zu haben, und sie sind es, die von mir Zeugniß geben,

und ihr wollet nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben habet.

Die Begründung des Satzes, daß nur derjenige in der heiligen Schrift das ewige Leben finde, d. i. durch sie des ewigen Lebens theilhaftig werde, welcher zu Jesus kommt, ist einfach und schlagend; denn die heilige Schrift kann nur als ein Ganzes lebengebend sein. Wer etwas davon wegnimmt, beraubt sich des in ihr enthaltenen Segens. Die heilige Schrift ist das, wofür sie die Juden halten und um dessentwillen sie ihrer Lesung Tag und Nacht obliegen, nur in und mit Jesus Christus, von dem sie Zeugniß gibt.

Jesus hatte seine Rede mit steigendem Affekte, mit dem schmerzlichsten Ausdrucke aber sein letztes: Ihr wollet nicht, gesprochen. In Ton und Miene sah man ihm die tiefe Bewegung an, als er nach einer Pause in seiner Rede fortfuhr und sprach:

Ehre von Menschen nehme ich nicht an; aber ich kenne euch, daß ihr die Liebe Gottes nicht in euch habet.

Sein Wort: Ihr wollet nicht, komme allerdings aus einem schmerzlich ergriffenen Herzen, aber nicht um seinetwillen, weil er etwa die auf sie gesetzten Hoffnungen vereitelt sehe, sondern um ihretwillen, weil sie die Liebe Gottes nicht in sich haben, und darum in allem, was sie thun, wenn es auch den Schein des Eifers für Gott hat, wie ihre Beschäftigung mit den heiligen Büchern, nicht Gottes, sondern nur ihre eigene Ehre suchen und jeden hassen und verfolgen, der ihnen im Wege steht; denn die Mutter der Unduldsamkeit ist die Selbstsucht. Die unausfüllbare Kluft zwischen ihnen beiden bestand eben darin, daß Jesus die Ehre Gottes suchte, nicht die seinige; die Pharisäer ihre Ehre, nicht die Gottes. Aber darauf ging Jesus besonders ein, indem er sprach:

Ich bin gekommen im Namen meines Vaters, und ihr nehmet mich nicht an.

Wenn ein Anderer kommen wird in seinem Namen, den werdet ihr annehmen.

Wie könnet ihr glauben, da ihr von einander Ehre annehmet und die Ehre vom einigen Gott nicht suchet?

Das Wort Jesu: Ich nehme Ehre von Menschen nicht an, war eine Appellation an die öffentliche Meinung und das allgemeine Bewußtsein. Darüber gab es keine Meinungsverschiedenheit. Als nothwendige Folge daraus aber ergab sich auch, daß wer nicht die Ehre von Menschen suche, nicht in seinem Namen gekommen sei. Dieses schied Jesus von den Pharisäern. Er machte keine gemeinsame

Sache mit ihnen. Hätte Jesus irgendwie sich gesucht, so würde ihn dieß von selbst in die Arme der Pharisäer getrieben und sie ihn aufgenommen haben, weil ihre beiderseitigen Interessen zusammengeflossen wären.

Es liegt in der Natur der Sache, daß zwei Partheien so lange nicht übereinkommen, als ihre Interessen auseinander gehen. Darum sagte Jesus: Ihr könnet nicht glauben. Die Ehre von Menschen nehmen und nicht die Ehre, die von Gott kommt, suchen, bezeichnet das Wesen des Pharisäismus: Eifer für die Religion aus Selbstsucht, und enthält zugleich die Erklärung des Geheimnisses ihrer unversöhnlichen Feindschaft gegen Jesus.

Bei dieser Sachlage möchte man auf den Gedanken kommen, daß Jesus als ihr Ankläger vor dem Vater auftreten werde. Doch nein.

Glaubet nicht — sind die ernsten Schlußworte seiner Rede — daß ich euch beim Vater anklagen werde.

Es ist, der euch anklagt, Moses, auf den ihr hoffet.

Denn, wenn ihr dem Moses glaubtet, würdet ihr mir glauben; denn er hat von mir geschrieben.

Wenn ihr aber seinen Schriften nicht glaubet, wie werdet ihr meinen Worten glauben?

Es bedarf keiner Klage seinerseits; der wider sie ins Gericht tritt, ist schon da, Moses, auf den sie hoffen, so daß ihr Anwalt, wofür sie ihn halten, im Gegentheile ihr Ankläger, daß die Schrift, in welcher sie das ewige Leben zu haben meinen, die Ursache ihrer Verdammung sein wird. Wie schrecklich und doch wie unabwendbar! Glauben sie dem Moses nicht, an den sie zu glauben vorgeben; wie sollte Jesus klagen, daß sie ihm nicht glauben, gegen den sie nicht einmal den Schein des Glaubens bewahren? Dem Moses gegenüber verzichtet Jesus auf eine Klage wegen Unglaubens, nicht weil Moses mehr ist, sondern weil ihn die Pharisäer als einen Propheten und Gesandten Gottes

anerkennen und Tag und Nacht in seinen Schriften lesen, um trotzdem nicht zu glauben, was ihnen mißliebig ist. In diesem Verzichte Jesu auf eine Klage vor dem Vater lag die schwerste Anklage der Pharisäer, in diesem Verzichte auf Glauben der schwerste Vorwurf ihres Unglaubens.

Auf diese zerschmetternden Worte hin ging Jesus hinweg und ließ sie stehen. Die Pharisäer brauchten lange, bis sie sich von ihrer Betäubung erholten. An den Geheilten dachte niemand mehr, jetzt hatten sie anders zu denken und zu thun.

## 9.

Luk. 7, 36—50. 8, 1—3.

Im Jahre 782 (29 unserer Zeitrechnung) war der erste Nisan ein Montag (4. April). Darnach fiel das Purimfest (bei einem vollkommenen Monate) auf Freitag den 14. Adar (18. März). Am andern Tage, den 15. Adar, der Sabbat und zugleich der zweite Festtag war, hatte Jesus den 38jährigen Kranken geheilt.

Nach dieser Heilung und der damit verbundenen Rede war seines Bleibens nicht mehr in Jerusalem. Er verließ gleich am andern Morgen die Stadt und ging nach Bethania hinaus, wo er bei einem Pharisäer, Simon dem Aussätzigen, einkehrte. Simon war mit der Familie des Lazarus befreundet und hatte deßhalb den Herrn zu sich gebeten; denn, mochte er sagen, das Haus deiner Lieben ist bereits voll von Gästen aus Galiläa, die um deinetwillen auf das Fest gekommen sind.

Unter diesen befand sich eine leibliche Schwester des Lazarus und der Martha, Maria Magdalena, d. i. die von Magdala (am See Genesaret). Sie heißt in den Evangelien, sehr unähnlich ihren Geschwistern, die Sünderin, und sie selbst nannte sich jene, aus der Jesus sieben

Teufel, die Teufel der sieben Todsünden, ausgetrieben habe. Von diesem ihrem Leben in der Sünde und im Unglauben schweigen die heiligen Schriftsteller begreiflicher Weise; doch dürfen wir es uns nicht in der Art einer gemeinen, öffentlichen Person denken, die aus der Unzucht ein Gewerbe macht, sondern gleich der Samariterin mehr in der Form einer Weltdame, die zügellos ihren Neigungen folgt, ohne sich nach außen hin grob zu compromittiren. Ihr ärgerlicher Lebenswandel war also nicht notorisch, vielleicht nur Wenigen ganz bekannt. Dieß ändert am Verdienste ihrer Bekehrung nichts; Sünde bleibt Sünde, und die Bande heimlicher Sünden werden in der Regel seltener zerrissen, als die öffentlicher; bei diesen handelt es sich um Einen entscheidenden Schritt und man ist der allgemeinen Gutheißung sicher; bei heimlichen Verirrungen macht gerade der äußere gute Schein die Umkehr schwerer.

Wir werden dieser Maria noch öfter begegnen; hier sei nur bemerkt, daß eine Villa am See in der Nähe von Magdala, Dalmanutha (d. i. Witwensitz), ein mütterliches Erbstück und gemeinsames Eigenthum der beiden Schwestern, ihr gewöhnlicher Aufenthalt gewesen zu sein scheint.

Sowie sie, wenn auch schon als Büßerin, begleitet von einigen Frauen, vielleicht der Susanna und der Gemahlin des Chuza, nach Bethania kam, hatten Lazarus und Martha gar nicht mehr den Muth, Jesus einzuladen, und er selbst mied wegen der Maria diesen ihm so lieben Kreis der zärtlichsten Freunde, doch nicht aus Abscheu vor ihr, sondern um ihre Buße auf eine Probe zu setzen, und die ihr gewordene Vergebung vor aller Welt zu rechtfertigen.

Simon gab seinem Gaste zu Ehren ein Mahl, an dem Viele Theil nahmen, sowohl Freunde des Simon, als Freunde Jesu. Aber gleich das erste Zusammentreffen erlitt eine Störung; denn im Augenblicke, da sie sich zu

Tische setzten, trat die Maria herein, ein Alabastergefäß mit Salböl in den Händen, kniete zu den Füßen Jesu nieder, benetzte sie laut schluchzend mit ihren Thränen, trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes und küßte und salbte sie.

Weil Simon ein Mahl hielt, lagen die Gäste nach griechischer und römischer Sitte auf niedern Diwanen zu Tische; dabei stützte sich der linke Arm auf ein Polster, das Haupt war dem Tische zugewendet, die Füße auswärts gekehrt, wie man noch an Abbildungen sieht. Maria mit dem Alabastergefäße zu den Füßen Jesu war also gleich den Dienern hinter ihm. Was sie that, war wohl etwas Außerordentliches, aber nicht gegen Sitte und Uebung, an sich nichts Unerhörtes. Zum Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung küßten Kinder ihren Eltern, Diener ihren Herrn, Arme ihren Wohlthätern Hände und Füße; Frauen trockneten Thränen mit ihren Haaren ab und die Füße zu waschen und zu salben war insbesondere Sache der Sklavinnen.

Dieser Zwischenfall berührte den Hausherrn in empfindlichster Weise. Die Huldigung der Maria war ein deutlicher Wink, was er an seinem Gastfreunde vernachläßigt habe. Dieß kränkte ihn; noch mehr aber, daß es die Maria war, deren Leben er kannte, und die er doch nicht zurechtweisen durfte. Beides ging dem strenggesinnten Pharisäer so zu Herzen, daß er in Gefahr kam, an Jesus selbst irre zu werden, indem er bei sich dachte: Wenn dieser ein Prophet wäre, hätte er erkannt, wer und wie beschaffen dieses Weib ist, das ihn berührt; denn sie ist eine Sünderin.

Jesus aber kam in seiner Güte allen weitern Bedenken und Erwägungen zuvor und sprach:

Simon, ich habe dir etwas zu sagen.

Er erwiederte: Lehrer, rede.

Jesus sprach:

Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner; der Eine schuldete ihm fünfhundert Denare, der Andere fünfzig. Da sie nicht im Stande waren zu bezahlen, schenkte er es Beiden. Wer nun von ihnen wird ihn mehr lieben?

Simon erwiederte und sprach: Ich denke derjenige, dem er mehr geschenkt hat.

Er sprach zu ihm:

Du hast recht geurtheilt.

Und hingewendet zum Weibe sprach er zu Simon:

Siehst du dieses Weib?

Ich kam in dein Haus; Wasser für meine Füße reichtest du mir nicht, sie aber netzte mit ihren Thränen meine Füße und trocknete sie mit ihren Haaren.

Einen Kuß gabst du mir nicht, sie aber, seitdem ich eingetreten bin, hörte nicht auf, meine Füße zu küssen.

Mit Oel salbtest du mein Haupt nicht, sie aber salbte mit Balsam meine Füße.

Um dessentwillen, ich sage dir, sind ihr die Sünden, die vielen, vergeben, weil sie viel geliebt hat. Wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.

Und er sprach zu ihr:

Vergeben sind dir deine Sünden; dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Friede.

Jesus kleidete seine Erwiederung in die mildeste und beliebteste Form der Lehre, in eine Parabel, die er voranstellte, um daran den Faden des eigentlichen Gespräches gleichsam erst anzuknüpfen. Sie enthielt wohl in sich schon die ganze Antwort, aber es war eine Antwort, welche einen unerschöpflichen Stoff zu Belehrung und Unterweisung, zu Lob und Anbetung enthielt.

Die Parabel löst das doppelte Bedenken, das im Herzen Simons aufgestiegen war. Sie zeigte deutlich, daß Jesus das Leben der Maria kenne, aber auch, daß ihr Bekenntniß aufrichtig sei, das Bekenntniß einer Schuld,

die nicht bezahlt werden kann, die aus Gnade dem Bittenden erlassen werden muß. Jesus wählte keine hohen Zahlen, weil dieß in unserm Falle, wo beide Schuldner nichts haben, außerwesentlich war; es kam hier nur auf das Verhältniß an: Maß um Maß; viel Vergebung, viel Liebe.

Dieß begriff Simon recht gut, aber er machte von der Parabel nur eine Anwendung auf die Maria, nicht auf sich; darum that es Jesus selbst nicht ohne eine ernste Zurechtweisung, worin er die ganze Fülle seiner prophetischen Würde geltend machte und das Verhalten der Sünderin dem des Pharisäers entgegenstellte: Du wuschest mir meine Füße nicht, küßtest mich nicht, salbtest nicht mein Haupt; und sie?

Simon hatte aus Furcht vor seinen Gesinnungsgenossen, den Pharisäern, alles unterlassen, was man für eine Bevorzugung und Auszeichnung Jesu hätte halten können. Er handelte hierin gegen sein besseres Gewissen. Welchen beschämenden Gegensatz dazu bildete die That der Büßerin! Sie weiß, daß wer Menschen gefallen will, Gott nicht gefallen kann. Sie hält Jesus für einen großen Propheten und nährt diese heilige Flamme und läßt sie hoch aufleuchten vor aller Welt; er ist in Gefahr, den Glauben durch Rücksicht auf Menschen zu verlieren.

Die eindrucksvolle oratorische Gegenüberstellung konnte ihm nicht entgehen: Du ein Mann, sie ein Weib; du in deinem Hause, sie in einem fremden; du ein Pharisäer, sie eine Sünderin. Du versagtest mir Wasser, sie überströmt mich mit ihren Thränen; du unterließest den üblichen Empfangskuß, sie hört nicht auf, meine Füße zu küssen; du salbtest mein Haupt nicht mit Oel, sie salbt meine Füße mit kostbarem Balsam. Mit Einem Worte: Du hast alles gemieden, was Liebe verrathen könnte; sie hat alles gethan, was Liebe erdenken konnte.

Dieß war eine ernste Sprache, eindringlich und der Wahrheit Zeugniß gebend; denn es galt ein dreifaches heiliges Ziel: die Würde Jesu zu wahren, das Weib zu beschützen, den Pharisäer zur Selbsterkenntniß zu bringen.

Im Anschlusse an die Parabel hätte Jesus eigentlich sagen sollen: Der Maria ist viel vergeben worden, darum liebt sie auch viel. Er kehrte aber absichtlich den Satz um und ließ erst an zweiter Stelle folgen: Wem aber wenig vergeben wird, der liebt auch wenig, weil er in der Parabel, wie in der Anwendung auf die Maria einen Schluß vom Sichtbaren auf das Unsichtbare machte.

Im geistigen Leben ist eine solche Folgerung durchaus richtig. Tritt die Liebe in die Sichtbarkeit, so bietet sie einen Maßstab für die unsichtbare Gnade; tritt die Gnade in die Sichtbarkeit, so bietet sie einen Maßstab für die unsichtbare Liebe. Die Größe der Liebe bei Maria berechtigt zur Erwartung großer Gnade; die Größe der Gnade beim Schächer am Kreuze berechtigt zum Schlusse großer Liebe, die sein Herz erfüllte.

Maria Magdalena, die Sünderin, gehörte zu jenen weichgestimmten Seelen, die sich von den ersten Eindrücken hinreißen lassen, zu jenen erfinderischen Geistern, die nicht verlegen sind in ihren Mitteln zu gefallen, zu jenen feurigen Gemüthern, die ihren Leidenschaften kein Ziel setzen. Aber in eben diesen Eigenschaften fand hinwieder Gott die glücklichen Hilfsmittel zu ihrer Bekehrung; denn die Gnade folgt gerne dem Charakter des Herzens, das sie ergreift; sie führt die sündige Seele auf denselben Wegen zu Gott zurück, auf denen sie sich von ihm entfernt hatte, indem sie der Gerechtigkeit dienstbar macht, was bisher der Sünde gedient hatte.

Maria war, wenn ich diesen modernen Ausdruck gebrauchen darf, eine zartbesaitete Natur, — siehe die erste Gemüthsverfassung, deren sich die Gnade zu ihrem Heile

bemächtigte. Der Ruf der Wunder und der Lehre Jesu weckte ihre Aufmerksamkeit: sie wollte diesen außerordentlichen Mann sehen und hören. Sie *sah* ihn, sah diese Majestät, die sich auf seinem Antlitze spiegelte; diese Milde, welche die rohesten Gemüther entwaffnete; diese Keuschheit und Heiligkeit, vor der das böse Gewissen wider Willen erröthete; diesen Eifer, der sich für das Heil des Sünders verzehrte; diese prophetische Freimüthigkeit, die kein Ansehen der Person kannte; sie *hörte* ihn, hörte die Worte der Anmuth, die von seinen Lippen himmlischen Balsam in das wunde Herz träufelten: und ihr Gemüth, so empfänglich für alle Eindrücke, widerstand nicht lange. Bisher unbekannte Regungen erfüllten ihre Seele; die Bilder, welche dieser Prophet von der Tugend entwarf, überraschten sie; die Farben, mit denen er das Laster malte, entsetzten sie. Unruhig, niedergeschlagen, schon halb bußfertig sprach sie zu sich: Was ist das für ein Mann? sollte er nicht das Geheimniß der Herzen durchschauen? Sein mildes Auge hat mich unter Tausenden entdeckt und blieb auf mir haften, als ob er das tiefverborgene Elend meines Herzens sehe und diese unerklärliche Angst, die seine Worte mir verursachen, kenne. Als er mit unwiderstehlicher Lieblichkeit die Müden auf dem Wege der Sünden und die Beladenen mit den schweren Ketten böser Gewohnheiten zu sich einlud, daß er sie erquicke; ach, da richtete er seine Worte an *mich*, da sah er auch den elenden Zustand, in welchem *ich* schmachte. Wo er betheuerte, daß Sünderinnen das Himmelreich vor den Pharisäern gewinnen, war es da nicht sein einziger Gedanke, meine Schwäche zu ermuthigen? Ja gewiß; er ist von Gott, der den Tod des Sünders nicht will, gesendet worden, daß er mich zurückbringe von meinen Irrwegen.

Dieß waren die ersten Eindrücke Jesu auf ihre Seele.

Dabei aber blieb sie nicht stehen. Jene Gewandtheit des Geistes, welche sie bisher auf den Wegen der Sünde geleitet hatte, wurde nun in eine fromme Weisheit auf dem Pfade der Buße umgewandelt. Es hätte ihr nicht an Entschuldigungen gefehlt — Jugend, Reichthum, das Bewußtsein der Schönheit, lebhafte Neigungen, böse Beispiele und Grundsätze; sie aber schweigt, Thränen sollen ihre einzige Vertheidigung sein. Hingegossen zu seinen Füßen, hält sie nur den Strom ihrer Augenquellen nicht zurück. Sie hofft und zittert, sie erröthet und rafft sich wieder zusammen, sie liebt und bebt zurück — aber sie schweigt. Das ist nicht falsche Scham, da ihre Thränen ein lautes Bekenntniß bilden; es ist die heilige Kunst der Liebe, stärker durch Schweigen als durch Reden, in wunderbarer Weise verklärt durch die Demuth. Kostbaren Balsam bringt sie mit, aber der Herr soll es nicht merken; sie salbt seine Füße, gleichsam um den Preis ihrer heiligen Verschwendung vor ihm verborgen zu halten. Er soll sein Auge nur auf die Armuth ihrer Seele, nicht auf den Reichthum ihres Liebesdienstes richten.

Und wie entschließt sie sich zu diesem Aeußersten? Die Gelegenheit, die sich ihr bietet, ergreift sie mit beiden Händen. Sie reist Jesu nach; in Bethania muß sie ihn treffen; ihre Geschwister werden ihr beistehen. Zwar wohnt er nicht bei ihnen, sondern bei Simon; dieß thut aber nichts, keine Macht hält sie länger zurück; nur das Eine schmerzt sie, so lange gewartet zu haben. Alles was die Liebe heftiges, gewaltsames, hinreißendes hat, tritt hier zu Tag. Und so blieb die Stimmung ihrer Seele durch das ganze Leben. Der letzte Tag war gleich dem ersten ihrer Bekehrung; sie liegt zu den Füßen Jesu unter dem Kreuze und im Garten nach seiner Auferstehung, wie beim Mahle. Nichts mehr trennt sie von dem, der ihr vergeben hat.*)

*) Vgl. Massillon: Panégyrique. Sainte Madeleine. ed. Migne II, p. 72.

Jesus entließ die Maria; er selbst blieb; denn er hatte noch eine Seele zu retten oder zu bewahren, die des Simon. Wie zuvor der Maria, so wandte er jetzt ihm und den übrigen Tischgenossen alle seine Liebe zu. Jede Wolke des Mißtrauens schwand. Nach dem Mahle nahm er noch an demselben Abende in Friede von Simon Abschied, mit dem Versprechen, bei ihm einzukehren, sobald er wieder nach Bethania kommen würde. Was er den Jüngern anempfohlen, den Gastfreund nicht zu wechseln, war auch ihm heilig. Das Haus des Lazarus betrat er an diesem Tage nicht; auch den Huldigungen seiner Liebsten wich seine Demuth aus, wenn die Ehre Gottes nicht anders gebot. In der nächsten öffentlichen Herberge blieb er über Nacht, begleitet von den Jüngern, die er mitgenommen hatte, und gefolgt von den galiläischen Frauen, denen sich nun auch Martha anschloß. Da ihre Schwester gewonnen war, hielt sie nichts mehr in Bethania zurück.

Jesus ging immer zu Fuß; die Frauen ritten; sie eilten voran, die Herberge für ihn zu bestellen. Was Liebe bot, nahm er liebevoll und ohne Ziererei an. Welch' selige Tage für die Frauen? nur wir, wir lesen davon nichts in den Evangelien. Klagen wir nicht; welche Feder könnte dieß beschreiben, welches Gemälde es abbilden?

# Drittes Buch.

Bis zum dritten Aufenthalte Jesu in Jerusalem am Laubhüttenfeste (12. Oktober 782).

# Erstes Capitel.

Hinrichtung des Johannes. Verdächtigungen Jesu durch die Pharisäer. Seine Vertheidigung. Die Seinigen wollen ihn in Sicherheit bringen. Parabeln. Reden Jesu im Kreise seiner Jünger.

## 1.

Matth. 14, 5—12. Mark. 6, 19—29. Luk. 3, 19, 20.

Es war, wie wir schon (2, 4, 1) bemerkt haben, Todesahnung, die mitwirkte, als Johannes der Täufer, den Bitten seiner Jünger nachgebend, eine Gesandtschaft an Jesus (nicht vor dem 4. März) abordnete. Er sprach es vor seinen Vertrauten wohl auch aus; aber daß die Erfüllung so bald eintreten würde, vermuthete kaum er selbst; denn schon wenige Tage darauf fiel sein Haupt, wenn die Worte Jesu im Tempel zu Jerusalem (am 19. März): Johannes war eine brennende und scheinende Leuchte, eine Hindeutung nicht auf die Gefangenschaft, sondern auf den gewaltsamen Tod des Täufers enthielten. Sollte dieß Letztere auch nicht gemeint sein, so fällt seine Hinrichtung doch jedenfalls in diese Zeit und noch vor Ostern (782).

Der Geschichtschreiber Josephus nennt den Ort, wo Johannes hingerichtet wurde, die Festung Machärus*).

*) Antiqu. 18, 5, 2.

Die Evangelien sprechen nur von der Thatsache und der tiefen Erschütterung, welche sie im ganzen Lande hervorrief. Auch Jesus konnte sich ihr nicht entziehen; die Wellenschläge der Schreckenskunde berührten zu wiederholtenmalen seine Lebenskreise.

Die Festung Machärus, vier Stunden südlich von Jerusalem an der Ostseite des todten Meeres, nahe bei den heißen Quellen von Kallirhoe (d. i. Schönbrunnen), wo der erste Herodes vergeblich Heilung in seiner entsetzlichen Todeskrankheit gesucht hatte, liegt auf dem Gipfel eines Berges, den zwei tiefe Thäler einschließen. Name (M'kaur) und Grundmauern aus großen Quadern haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Ihre erste Anlage wird dem Makkabäerfürsten Alexander Jannäus blutigen Andenkens (siehe 1, 1, 2), der in steten Kriegen mit den Arabern und Moabiten lebte (105 bis 77 v. Chr.), zugeschrieben. Unter dem Proconsul Gabinius wurde sie von den Römern zerstört (62 v. Chr.), von Herodes aber wieder aufgebaut, mit Zisternen und Ringmauern versehen, zu einem Waffenarsenale bestimmt und prachtvoll eingerichet, so daß sie Festung und Königspalast zugleich war. Weil sie in Peräa und auf der Grenze gegen Arabien lag, fiel sie nach seinem Tode dem Herodes Antipas zu. Von hier floh des Letztern Gemahlin vor der Herodias zu ihrem Vater, dem Könige Aretas (d. i. el-Haret, der Löwe, ein bei den Arabern sehr gewöhnlicher Männername).

Für den Krieg, womit Aretas wegen dieser Schmach den jüdischen Fürsten bedrohte, war Machärus von höchster Wichtigkeit. Es diente als Stützpunkt für die concentrirten Truppen und als Hauptquartier für die Obercommandanten. Daraus erklärt es sich, daß Herodes in Machärus seinen nächsten Geburtstag feiern und eine Zeit lang Hof halten wollte. Es war eine Rücksicht auf die Soldaten, denen er

bei dieser Gelegenheit seine neue schöne Gemahlin vorstellen konnte. Sie war nicht das einzige Weib, um derenwillen sich ein heißer Kampf entzündete.

Herodes entfaltete überall, wo er auftrat, nach orientalischer Königssitte großen Prunk. In seiner glänzenden Begleitung befand sich außer den Frauen auch Johannes, da man Gefangene um der Sicherheit willen gerne mit sich führte. Der Generalstab und die Vornehmsten des Landes mit ihren Geschenken und Festgaben waren zur Huldigung schon versammelt.

Dieser Geburtstag noch in den Flitterwochen seiner ehebrecherischen Ehe sollte alles bisher Gesehene an Pracht übertreffen. Auch Herodias that, was sie vermochte. Auf ihre Veranstaltung trat, während der König mit seinem Hofstaate, den Obersten des Heeres und den Abgeordneten der Städte und der angesehensten Familien an der Festtafel saß, ihre Tochter Salome in den Speisesaal und tanzte vor ihnen, begleitet von einigen Mädchen, die das Tamburin schlugen und den Chor zur Solotänzerin bildeten. Man sieht an den ägyptischen Wandgemälden, daß sich die damaligen Tänze von den heutigen in den Harems der Großen des Morgenlandes nicht unterschieden. Eine Vorstellung dieser Tänzerinnen, Awalim, d. i. Unterrichtete genannt, übertrifft an üppigen Scenen Alles, was bisher unsere gewiß nicht prüden Theater aufzuführen wagten. So tanzte die Salome; denn sie gefiel den Tischgenossen, die in solchen Dingen gewiß keine Neulinge waren, und entzückte den König so sehr, daß er unter einem Eide versprach, ihr zu geben was sie wolle, bis zur Hälfte seines Königreiches. Herodes zeigte sich nobel und freigebig, wie es nur Könige sein können. Zur augenblicklichen Aufregung, zur Prahlerei vor den Gästen kam noch das Bestreben, sich gegen die Mutter gefällig zu zeigen. Diese machte auch davon

augenblicklich den vollsten Gebrauch, indem sie dem überraschten Mädchen auftrug, das Haupt des Täufers zu begehren.

Das eitle, junge Weltkind hätte sich wohl etwas anderes gewünscht; aber an Gehorsam gewöhnt und auch aus eigenem Interesse that sie nach dem Willen ihrer Mutter und sprach: Gib mir auf einer Schüssel das Haupt des Johannes.

In so ferne sie lieber die Tochter eines regierenden Fürsten als eines fürstlichen Privatmannes hieß, und lieber an einem Hofe als auf einem einsamen Landgute lebte, war Johannes auch ihr im Wege. Mit der Erhebung ihrer Mutter theilte sie zugleich den Haß gegen den, der sie jeden Augenblick stürzen konnte. Daher ihre Bereitwilligkeit; zugleich lag darin etwas Keckes, Imponirendes, wir würden sagen, Emancipirtes, wobei sie auf ein lautes Bravo von Seite der rohen, trunkenen Gäste rechnen durfte.

Man frage nicht, wie denn die Herodias so plötzlich auf diesen schrecklichen Einfall gerieth? Es quälte sie gerade am heutigen Tage allgemeiner und ausgelassener Lust unaufhörlich der düstere Gedanke, daß es für sie keine Freude und kein Glück gebe, so lange Johannes am Leben sei. War sie des Thrones, der Liebe ihres Mannes, ja selbst des Lebens sicher? Wer stand gut, daß Johannes nicht bald den schwachen und abergläubischen Herodes auf seine Seite bringen werde, wo es um sie geschehen wäre? Es war ein Kampf um das Dasein. Beide neben einander hatten nicht Platz; Eines mußte weichen. Das wußten Beide. Johannes war ebenso auf seinen Tod gefaßt, als Herodias ihre Verstoßung fürchtete.

Herodes wurde über die Forderung der Salome sehr betrübt, denn er war von Natur nicht grausam und konnte sich über die möglichen schweren Folgen dieses Zugeständnisses nicht täuschen; aber wegen der Tischgenossen und wegen seines

Eides that er den Willen der Frauen, ließ den Täufer im Gefängnisse hinrichten und ihnen sein Haupt als Unterpfand des vollzogenen Auftrages überreichen. Diese beide Damen waren also nicht schwachnervig; sie konnten Blut sehen, wenigstens das Blut des Opfers ihrer Rache.

Die Gottlosigkeit eines Weibes und die Schwäche eines Mannes machten die Wahrheit zu einem Verbrechen, den Zeugen der Wahrheit zu einem Blutzeugen. Die Welt hat keine Vergebung für die Wahrheit, weil die Wahrheit keine für sie hat.

Herodes scheute sich vor seinen Tischgenossen; er fürchtete den Vorwurf der Schwäche, daß ihm ein Menschenleben mehr gelte, als der Beifall einer Buhlerin. Ueberdieß hatte er seine Ehre verpfändet; keinen Schimpf aber auf sich kommen zu lassen, ging auch damals über Alles, wie heut zu Tage, wo man Leib, Leben und Seligkeit im Duelle hingibt. Dazu kam noch der Eid, ein scheinbar religiöses Motiv. Vor der Heiligkeit des Schwures gilt die bloße Empfindung des Abscheus, das Widerstreben des Mitleids nicht. Jephtha verschonte sein einziges geliebtes Kind nicht. Der Eid war ungiltig, weil die Forderung ungerecht war; aber wer sagte dieß dem Herodes? Durfte man die Auslieferung des Johannes nicht als eine politische Nothwendigkeit hinstellen, oder als eine Fügung des Schicksals? Daß Johannes in Folge eines in bester Absicht gegebenen eidlichen Versprechens sterben muß, wer sollte da nicht den Finger Gottes sehen?

Also — es fehlte dem erschrockenen Fürsten nicht an Entschuldigungen, sein Gewissen zu beschwichtigen; aber vergeblich; die Ruhe war dahin. Wie sehr und wie lange ihn die Gewissensbisse marterten, werden wir noch im Verlaufe unserer Geschichte sehen. Es half nichts, daß er Machärus verließ; das blutige Bild des Hingerichteten verfolgte ihn auch in Galiläa.

Der Leichnam des Johannes blieb nicht im Gefängnisse unbegraben liegen, sondern wurde nach hebräischer Sitte noch am nämlichen Tage bestattet, d. i. in irgend eine Grube oder in ein Gemeingrab geworfen, wie man sie noch in Palästina und dem übrigen Syrien findet. Hakeldama bei Jerusalem war ein solches Gemein- (Commun-) Grab, ein großes Gewölbe, in dem Leiche neben Leiche auf den Boden hingelegt wurde. Der christliche Gottesacker in Damaskus besteht auch aus Commungräbern. Sie gleichen Hügeln mit einer Oeffnung oben, durch welche die Leichen herabgelassen werden. Man kann da frische Leichname neben halbverwesten, bekleidete neben nackten sehen — für den Abendländer ein grauenvoller Anblick.

Als der Tod des Täufers bekannt wurde, kamen seine Jünger und trugen den Leichnam hinweg, um ihn ehrenvoll zu bestatten. Die Legende zeigt noch sein Grab in der Krypta der Johannesmoschee (der alten Johanneskirche) zu Samaria. Die Sache ist bei weitem nicht so unglaublich, als sie vorkommen mag. Einmal ist diese Krypta unzweifelhaft eine althebräische Begräbnißstätte; dann kennt bereits Hieronymus die Tradition, und erzählen die Kirchengeschichtschreiber, daß Kaiser Julian der Abtrünnige (361) das Grab geöffnet und die Gebeine des Heiligen in alle Winde zerstreut habe; endlich befanden sich hier bereits die irdischen Ueberreste der Propheten Elisäus und Abdias. Zu den Zweien kam in Johannes noch ein Dritter, der größte unter den Heiligen des Alten Bundes. Der hohe Vorzug gerade dieser Grabstätte überwog die Bedenken, welche man gegen die Samariter hatte. Vielleicht hielten auch sie den Täufer in Ehren. Herodes legte einer solchen Huldigung kein Hinderniß in den Weg, die Entfernung kam gar nicht in Betracht, und Samaria fast in der Mitte des Landes und auf einem neutralen Boden war für einen stillen, kein Aufsehen erregenden Grabbesuch vorzüglich geeignet.

Markus sagt, daß Herodes den Täufer gegen die Nachstellungen der Herodias, die ihm nach dem Leben strebte, in Schutz genommen habe, daß er ihn als einen gerechten und heiligen Mann fürchtete, ihn beobachtete, d. i. auf sein Verhalten im Gefängnisse Acht gab, und da er seine Gelassenheit und Ruhe sah, nicht bloß den Jüngern gestattete, ihren Meister zu besuchen, sondern daß er auch selbst ihn besuchte, ihn gerne hörte und vieles von dem that, was er hörte.

Matthäus dagegen sagt, daß Herodes den Täufer tödten wollte, aber das Volk fürchtete, weil es an ihm als einem Propheten fest hielt. Am strengsten urtheilt Lukas, obgleich er nicht die Hinrichtung, sondern nur die Gefangennehmung des Täufers in seinen Bericht aufnahm, indem er sagt: Der Tetrarch Herodes, zurechtgewiesen von Johannes wegen der Herodias und wegen alles Bösen, das er that, fügte auch dieses zu allem, daß er ihn in einen Kerker einschloß.

Alle drei haben Recht je nach den Thatsachen, auf die sie ihr Urtheil gründeten. Es gab Momente, da Herodes den Täufer tödten wollte, aber das Volk fürchtete; wieder andere, da er ihn gegen die Herodias in Schutz nahm, aber nicht freigab; endlich solche, da er ihn hörte und vieles that, nur das Eine nicht, daß er sein Weib entließ.

Während Markus den Herodes in Schutz zu nehmen scheint, erhebt er in Wirklichkeit die schwerste Anklage wider ihn; denn wer sich durch eine Tänzerin bestimmen läßt, einen Mann hinrichten zu lassen, den er bisher aus innerer Ueberzeugung seiner Unschuld geschützt hatte, verdient wahrhaftig mehr Verachtung, als wenn er seines Lebens nur aus äußern Rücksichten, aus Furcht vor dem Volke geschont hätte.

Nachdem die Jünger des Johannes den letzten Liebesdienst ihrem Meister erwiesen hatten, gingen sie hin und erzählten es Jesu. Er war damals bereits wieder in Galiläa. Wo sie mit ihm zusammentrafen, wird nicht angegeben; vielleicht war es in Kapharnaum.

## 2.

Matth. 12, 22—30. Mark. 3, 21—27. Luk. 11, 14—23.

Als eine nächste Folge der Blutthat an Johannes erscheint ein planmäßiges Zusammenwirken der Feinde Jesu, unter denen außer den Pharisäern noch die Herodianer genannt werden. Schon der Name weiset auf Partheigänger des Herodes oder, vielleicht besser, der Herodias hin, d. h. auf Leute, denen alles daran lag, daß ihr Herr und Gebieter die einmal beschrittene Bahn blutiger Unterdrückung jedes mißliebigen Wortes und sittenrichterlichen Mahnens nicht mehr verlasse.

Es war zu befürchten, daß Jesus in die Fußstapfen des Täufers trete, für den Hingerichteten seine Stimme erhebe, die augenblickliche Niedergeschlagenheit des Volkes in trotzigen Widerstand umstimme und den schwachen, abergläubischen Fürsten für sich gewinne. Solches zu verhüten, mußte Herodes von Jesus ferne gehalten, Jesus selbst wo möglich beseitigt werden. Um des letztern willen verschmähten die Herodianer ein Bündniß mit den Pharisäern nicht. Sonst Gegner vereinigte sie die gemeinsame Bedrohung ihrer Interessen. Die Rollen wurden klug so vertheilt, daß jene nach unten, diese nach oben hin wühlen sollten.

Die Herodianer waren galiläische Hofschranzen, die Pharisäer der Mehrzahl nach aus Judäa. Von Jerusalem her gesendet, folgten sie Jesu Schritt für Schritt und reizten hinter seinem Rücken das Volk auf. Ihre Hauptwaffe war

Verläumdung. Alles wäre recht, sagten sie, aber man wisse aus der Geschichte, daß es auch falsche Propheten gibt. Trau, schau, wem. Er verachte die heiligsten Gesetze; darum könnten seine Wunder nichts anderes sein, als Blendwerke des Teufels zur Verführung der Leichtgläubigen und Neuerungssüchtigen.

Einen Hauptklagepunkt bildeten die Heilungen am Sabbate. Alle vier Evangelisten heben hervor, daß ihn die Pharisäer überall voranstellten. Die erste Sabbatheilung scheint jene am achtunddreißigjährigen Kranken gewesen zu sein. Da von diesem Aufenthalte Jesu in Jerusalem nur Johannes spricht, mußten die drei andern Evangelisten an eine Sabbatheilung in Galiläa anknüpfen, wahrscheinlich die zweite, von der wir später reden werden. Es war die des Mannes mit der verdorrten Hand. Hier sagt Matthäus: Die Pharisäer gingen hinaus und hielten Rath, wie sie Jesus aus dem Wege schaffen könnten. Markus wiederholt dieselben Worte und fügt noch bei: Die Pharisäer hielten Rath mit den Herodianern. Bei Lukas lesen wir: Die Pharisäer kamen ganz von Sinnen und beredeten sich miteinander, was sie Jesus anthun könnten. Es wiederholte sich da, was die Pharisäer schon in Jerusalem wider ihn vorhatten. Sie suchten, sagt Johannes, ihn zu tödten, weil er nicht bloß den Sabbat brach, sondern auch sich Gott gleich machte (siehe 2, 4, 7).

Alle diese Dinge gelangten auch zu Ohren seiner Verwandten in Nazaret. Dadurch wurde ihre an und für sich schwierige Lage noch bedenklicher; denn es war für sie sehr peinlich, daß Jesus die Seinigen, selbst Maria nicht ausgenommen, von sich ferne hielt und seine Vaterstadt nie betrat. Da sie das Opfer der Selbstverleugnung, welches er damit Gott brachte und das er auch von den Seinigen fordern mußte, da im Himmelreiche Fleisch und Blut keine Stimme haben, nicht begriffen; erfüllte sie sein räthsel-

haftes Betragen mit einem gewissen Mißbehagen, ich will nicht sagen Mißtrauen, und mit einer großen Besorgniß. Aus Mißbehagen sprachen sie zu einander: Er ist außer sich, er ist von Sinnen; er läßt sich von seinem stürmischen Eifer fortreißen, blind gegen die Gefahren, die sich um ihn her aufthürmen; warum hält er sich gerade von uns, seinen natürlichen Beschützern, und von Nazaret ferne? Aus Besorgniß und wohlmeinender Anhänglichkeit fühlten sie sich gedrungen, ihn aufzusuchen, und wenn es nöthig sein sollte, mit Gewalt in Sicherheit zu bringen.

Wenn wir ins Auge fassen, daß die Entfremdung Jesu seiner Familie und Heimath gegenüber eine Sache war, die man ihm sehr übel nahm, und daß die seltsamsten Gerüchte über ihn in Umlauf kamen, da alles Hörensagen vergrößert und entstellt: so werden wir das Vorhaben seiner Verwandten zu würdigen wissen. Sie waren etwas verstimmt, weil sie sich vernachlässigt glaubten, aber doch voll treuer, echt semitischer Familienanhänglichkeit, die nicht unbelohnt blieb.

Als sie von seiner Rückkehr nach Galiläa hörten und sich auf den Weg machten, nahmen sie auch Maria, die Mutter mit. Ihre Autorität sollte jeden Widerspruch beseitigen. Das Kind gehört der Mutter. Ehre Vater und Mutter, sei ein Gebot, das Jesus gewiß nicht verletzen werde.

In Kapharnaum trafen sie mit ihm zusammen, als er eben im Lehren und in einer Zurechtsetzung mit den Pharisäern begriffen war, die eine solche Menge Volkes angezogen hatte, daß sie den dichten Zuhörerkreis nicht durchbrechen konnten und sich einige Zeit in Geduld fassen mußten, da niemand auf sie zu achten schien. Veranlassung und Inhalt des Disputes mit den Pharisäern waren auch so ernster Natur, daß man darüber alles andere vergessen

mochte; denn es handelte sich um das Höchste und Heiligste sowohl in den Augen des Volkes, als Jesu selbst.

Man hatte ihm nämlich einen Besessenen, der blind und stumm war, zugebracht. Da er ihn so heilte, daß dieser augenblicklich redete und sah, und das Volk voll Entsetzens und freudigen Staunens sich gegenseitig zurief: Ist er nicht der Sohn Davids, der verheißene Messias? entgegneten die Pharisäer, die aus Jerusalem herabgekommen und scheinbar zufällig da waren: Er hat den Beelzebub; er treibt die Teufel nicht anders aus, als in Beelzebub, dem Obersten der Teufel. Laßt euch nicht vom Scheine täuschen; alle seine Wunder und Zeichen, selbst die Austreibungen der Teufel sind nur ein Blendwerk des Satans zur Verführung.

Die Form der Anklage: Er hat den Beelzebub, ist viel stärker, als die wäre: Der Beelzebub hat ihn, er ist besessen; denn dieses würde Verantwortlichkeit und Schuld mindern oder ganz aufheben. Er hat, bringen sie gegen Jesus vor, einen Bund mit dem Teufel geschlossen, so daß ihm dieser mit all seiner Macht zu Gebote steht; darum wirkt er so Großes und Unerhörtes.

Bisher hatte Jesus auf die Klagen und Verdächtigungen der Pharisäer nicht geantwortet, weil sie, würden wir sagen, nur sporadisch gegen ihn erhoben wurden, und in der Masse der Zeugnisse für ihn wie ein Tropfen im Meere gleich wieder verschwanden. Aber so wie sie von Jerusalem aus ihn verfolgten und mit vereinten Kräften gegen ihn arbeiteten, nahm er den Kampf auf und führte ihn fort bis in den Tod. Doch griff er in diesem merkwürdigen, ungleichen Streite des Einen gegen Viele nicht zu den Mitteln seiner Gegner, er legte nicht Mine gegen Mine an, wies nicht die eine Verdächtigung mit einer andern zurück, sondern betrat den Kampfplatz dadurch, daß

er die Pharisäer öffentlich vorlud, der Evangelist sagt, zu sich berief, und sprach:

Wie kann der Satan den Satan austreiben?

Jedes Reich, das getheilt ist wider sich, verödet, und jede Stadt, oder ein Haus, das getheilt ist, wird nicht bestehen.

Und wenn der Satan den Satan bekämpft, ist er wider sich getheilt; wie also wird sein Reich bestehen?

Jesus corrigirt vor allem die Form der Anklage. Die Teufel durch Beelzebub austreiben, gebe keinen Sinn. Wollten sie auf ihrer Klage bestehen, so müßten sie sagen: Er treibe den Beelzebub durch den Beelzebub, oder das nämliche nur mit einem andern Namen: Er treibe den Satan durch den Satan aus. Sei aber dieß die richtige Formel, dann enthalte sie das Gegentheil von dem, was die Pharisäer wollen; denn treibe er den Satan durch den Satan aus, so nöthige er diesen, sich selbst zu zerfleischen, wodurch seine Macht gebrochen und sein Reich zerstört werde.

Jesus macht bei diesem seinem Argumente zwei Voraussetzungen, die er als allgemein zugestanden ansieht; nämlich, daß die Dämonen wider Willen, nur gezwungen aus den Besessenen weichen, was der Augenschein lehrte; dann, daß im Reiche der bösen (wie der guten) Geister ein einheitlicher, alles durchdringender Wille herrsche. Stehen beide Sätze fest, so ergibt sich mit unabwendbarer Nothwendigkeit, daß der Satz: die Teufel durch Beelzebub austreiben, wenn er einen Sinn haben soll, nichts anderes heißt, als den Teufel nöthigen, wider sich selbst zu sein, sein eigenes Reich zu zerstören, an sich ein Selbstmörder zu werden.

Jesus beleuchtete aber den Vorwurf der Pharisäer noch von einer Seite, indem er in seiner Rede fortfuhr und sprach:

Wenn ich in Beelzebub die Teufel austreibe, in wem treiben sie eure Söhne aus?

Deßwegen werden sie eure Richter sein.

Hier zeigt er, daß die Pharisäer mit ihren eigenen Anschauungen und Lehren in Widerspruch gerathen. Ueber die Natur der Teufelaustreibungen liege bereits ein Erkenntniß aus ihrem eigenen Munde vor, nämlich daß sie von Gott kommen; also werden ihre Söhne, d. i. ihre eigenen Schüler gegen sie auftreten und sie als Fälscher der Wahrheit richten.

Jesus fing die Pharisäer, können wir sagen, in der Schlinge ihrer eigenen Worte. Er bewies, daß ihre Klage, in der Formel, die sie gewählt hatten, das Gegentheil von dem enthalte, was sie daraus folgerten; er zeigte ferner, daß, abgesehen von jeder Formel, ein Entscheid betreff der Teufelaustreibungen schon vorliege. Darüber seien die Akten geschlossen. Nun erkennen wir leicht den engen Zusammenhang der weitern Folgerungen, die Jesus zog, indem er in seiner Rede fortfuhr und sprach:

Wenn ich aber im Geiste Gottes Teufel austreibe, ist gewiß das Reich Gottes zu euch gekommen.

Oder wie kann jemand in das Haus des Starken eindringen und seine Werkzeuge nehmen, wenn er den Starken nicht zuvor gebunden hat?

Und alsdann wird er sein Haus plündern.

Der Starke in diesem Gleichnisse ist der Satan; das Haus, in dem er herrscht, die Welt; die Werkzeuge oder die Waffen, womit er seine Herrschaft ausübt, die Dämonen; die Beute, das Menschengeschlecht.

Als der Sohn Gottes in die Welt kam, wurde der Satan gebunden. Ich sah, sagt Jesus bei Lukas (10, 18), den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen. Doch alle Gewalt und Macht auf Erde verlor er damit nicht; noch

blieben ihm Werkzeuge und Waffen in den Dämonen, bis Jesus auch sie hinwegzunehmen und zu zerbrechen anfing.

Da aber dieser Kampf gegen die Werkzeuge des Satans nicht mit einmal abgethan war, sondern sich durch das ganze Leben Jesu fortsetzte und fortdauern wird bis an das Ende der Welt, gilt auch für alle Zeiten, was Jesus noch sprach, und womit seine bisherige Vertheidigung in einen Angriff überging:

Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.

In einem Kampfe von allgemein menschlichem Interesse gibt es keine Neutralität; da ist nicht Theil nehmen gleich bekämpfen, nicht sammeln gleich zerstreuen. Die Pharisäer gaben sich den Anschein, als ob sie einstweilen noch neutrale Beobachter wären. Jesus leugnete es, und zwar, weil es an sich nicht möglich sei und thatsächlich nicht stattfinde. Sie stehen nicht auf der Seite Jesu, also auf der Seite des Satans; denn hier gibt es keinen Mittelweg; entweder der Eine, oder der Andere. Daß sie nicht zu Jesus stehen, die Leute vielmehr von ihm abwendig zu machen suchen, liegt thatsächlich vor; das Andere ergibt sich von selbst.

## 3.

Matth. 12, 31—37. Mark. 3, 28—30. Luk. 12, 10.

Jesus hatte in den letzten Worten: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, die Stellung bezeichnet, welche die Pharisäer gegen ihn einnehmen. Sie sind, ob sie es bekennen oder leugnen, seine Feinde. Aber er blieb dabei nicht stehen, sondern deckte auch die Folge und den tiefsten Grund, die eigentlich bewegende Ursache ihres Verhaltens auf, indem er in seiner Rede fortfuhr und sprach:

Darum sage ich euch: Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden; aber die Lästerung des Geistes wird den Menschen nicht vergeben werden.

Und wer immer ein Wort spricht wider den Menschensohn, ihm wird vergeben werden; wer aber redet wider den heiligen Geist, ihm wird nicht vergeben werden weder in dieser Welt noch in der zukünftigen.

Siehe die Folge! Weil die Pharisäer wider ihr eigenes bessere Wissen und Gewissen die Werke, die Jesus thut, dem Teufel zuschreiben, so sind sie nahe an der Sünde, für die es keine Vergebung gibt. Sie wissen recht gut, daß die Wunder in der Art, wie sie Jesus wirkt, und die Dämonenaustreibungen nur von Gott kommen können; nennen sie dieselben trotzdem Teufelswerke, so lästern sie den göttlichen Geist, der sich darin offenbart, und verhärten sich gegen die Einwirkung der Gnade, wodurch ihre Sünde zu einer unvergeblichen wird.

Man spricht von Einer Sünde gegen den heiligen Geist und wieder von sechs Sünden gegen den heiligen Geist. Diese sechs verhalten sich zur Einen, wie die einzelnen sündhaften Handlungen beim Nichtgetauften zur Erbsünde. Ein solcher Zustand der „Sünde gegen den heiligen Geist" äußert sich bei denen, die außer der Kirche sind, im bewußten Widerstreben gegen die Berufung zum Glauben, wie es bei den Pharisäern eintraf; bei denen, die in der Kirche sind, im bewußten Widerstreben gegen die Wirkungen der Gnade.

Jesus spricht hier nicht von den einzelnen Pharisäern, sondern von dem pharisäischen Thun und Treiben im Ganzen; dieses steuerte geraden Weges auf die Sünde los, die als Lästerung des heiligen Geistes nicht vergeben wird.

Woher aber kam dieß? Hören wir darüber den Herrn selbst:

Entweder machet den Baum gut und seine Frucht gut; oder machet den Baum schlecht und seine Frucht schlecht; denn aus der Frucht wird der Baum erkannt.

Natterngezücht, wie könntet ihr Gutes reden, da ihr böse seid? Denn aus der Fülle des Herzens redet der Mund.

Siehe die Triebfeder im Verhalten der Pharisäer — ihr böses Herz, ihr verdorbener Sinn. Dieß war wohl ein hartes Wort, und nicht Wenige mochten denken oder sprechen: Wer kann es ertragen? Aber Jesus mußte so sprechen, wenn nicht das Verhalten der Pharisäer ein Räthsel bleiben sollte. Er mußte als der Herzenskenner hervortreten und Allen zurufen: Wundert euch nicht; aus der Fülle des Herzens redet der Mund, wenn sie sagen: Ich habe den Teufel.

Es ist höchst merkwürdig, daß Jesus den Pharisäern frei stellte, seine Werke anzugreifen, daß er sie ihnen gleichsam Preis gab, indem er sprach: Entweder machet den Baum und seine Frucht gut, oder machet den Baum und seine Frucht schlecht. Sie dürfen seine Werke bös nennen, wenn sie es wagen; aber seine Werke gut und ihn bös nennen, das dürfen sie so wenig, als man den Baum schlecht und seine Früchte gut nennen darf. Es gibt Dinge, denen der Stempel der Wahrheit so aufgeprägt ist, daß sie unantastbar sind. So verhielt es sich mit den Werken Jesu; darum konnte er sagen: Wenn ihr mir nicht glauben wollet, so glaubet meinen Werken (Joh. 10, 36), und wiederum: Ich habe ein Zeugniß, größer als das des Johannes; die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie thue, eben die Werke, die ich thue, geben Zeugniß von mir, daß mich der Vater gesendet hat (Joh. 5, 36).

Jesus ergoß sich aber nie bloß in Klagen; überall fand er Anknüpfungspunkte zur Belehrung, die er schon deßhalb nicht umging, weil sie den Blick der Zuhörer vom bloß Aeußerlichen, von dem Gegenstande des Tadels weg und dem eigenen Innern zuwendeten. So hier, indem er

anknüpfend an die Sentenz: Wovon das Herz voll ist, fließt der Mund über, fortfuhr:

Der gute Mensch bringt aus der guten Schatzkammer Gutes hervor, und der böse Mensch bringt aus der bösen Schatzkammer Böses hervor.

Ich aber sage euch, jedes unnütze Wort, das die Menschen reden mögen, darüber werden sie Rechenschaft geben am Tage des Gerichtes. Denn aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden.

Wenn Jesus sagt: Der gute Mensch bringt aus der guten Schatzkammer Gutes hervor, so ist dieß nicht eine bloße Fülle des Ausdruckes, sondern mit Absicht gewählt, um zu zeigen, daß kein Mensch nur Gutes in der Schatzkammer seines Herzens hat, sowie kein Mensch nur Böses. Immer ist Beides gemischt, wenn auch in ungleichem Maße; darin eben bekundet sich der Gute, daß er das Gute, und der Böse, daß er das Böse hervorsucht. Das Gute kommt dem Bösen nur hin und wieder dazwischen, wie dem Guten das Böse.

Es ist aber so wenig gleichgiltig, was der Mensch aus der Schatzkammer seines Herzens zu Tage, gleichsam in den Handelsverkehr des Lebens bringt, daß Jesus vielmehr betheuert, jedes Wort, das man unnütz ausgesprochen, werde den Menschen als einen Verschwender und unbesonnenen Thoren anklagen.

Zwei Dinge wenn wir im Auge behalten, belehren uns, mit welchem Rechte Jesus das strenge Wort „unnütz" gebrauche. Das erste ist, daß er in einem Bilde spricht. Wir Alle reden von unnützen Geldausgaben. Dasselbe findet bei den Worten statt. Sie sind so recht die Münze unseres Herzens, und Vorsicht, Sparsamkeit, weiser Gebrauch erscheinen hier um so nothwendiger, je größer die geistigen Güter sind. Jedermann vergleicht die Worte mit dem

Golde und bekennt, daß ihr Einfluß oft mächtiger sei, als der des weltbeherrschenden Geldes, daher der schöne Spruch, den eine uralte Tradition Jesu selbst in den Mund legt: Werdet tüchtige Geldwechsler; denn, heißt es, ihr werdet über jede Ausgabe zur Rechenschaft gezogen werden. Das Zweite ist, daß Jesus ein Ideal des neuen Menschen entwirft, wie er es in der Bergpredigt uns vorhält, und wie der Apostel sagt: Wer in der Rede nicht fehlt, der Mann ist vollkommen.

Nur der Mensch redet. Die Sprache, unmittelbar göttlichen Ursprungs, ist Spiegel und Abbild seines gottähnlichen Geistes. Alle Heiligkeit und Seligkeit besteht in der Aehnlichkeit mit Gott, alle Unheiligkeit und Unseligkeit in der Entstellung des göttlichen Bildes im Menschen. Da nun das Wort der Spiegel des Geistes ist, und sich das gottähnliche oder gottentfremdete Wesen zuerst im Worte kund gibt, bildet es auch die Grundlage des Gerichtes. Wie darum das gemeine Sprichwort sagt: Den Vogel kennt man am Gesange, den Menschen an der Rede, so Jesus: Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt und aus deinen Worten wirst du verdammt werden.

## 4.

Matth 12, 38—45. Luk. 11, 24—26 und 29—32.

Die kurze Pause auf diese Rede benützten Andere, wie es scheint galiläische Pharisäer und Schriftgelehrte, welche nicht so weit gingen, als die von Jerusalem, zu einer Aufforderung, die scheinbar harmlos, sogar schmeichelhaft war und jedenfalls den Wünschen der großen Masse entgegen kam, aber doch einen versuchlichen Charakter hatte; indeß nicht im gewöhnlichen, schwächern Sinne einer bloßen Verlegenheit, in die Jesus gebracht werden sollte, sondern im

ganz eigentlichen der Anreizung zu einer Sache, die gegen den Willen und Rathschluß Gottes sein würde.

Ohne seine Wunder anzutasten, ohne zu bezweifeln, daß seine Dämonenaustreibungen ein Werk Gottes seien, forderten sie ihn nämlich auf, ein Zeichen zu geben, und sprachen: Meister, wir wollen von dir ein Zeichen sehen. Es wäre doch gar zu schön, wenn du ein rechtes Prachtstück deiner Macht aufführen würdest.

Um zu erkennen, worin das Versuchliche dieser Aufforderung liege, brauchen wir uns nur an die Worte des Satans zu erinnern: Wenn du der Sohn Gottes bist, so stürze dich da hinunter, d. h. zeige dem Volke ein recht schönes Schauspiel deiner Macht.

Beide, die Pharisäer und der Satan, wollten dasselbe; darum gab Jesus Beiden dieselbe Antwort, wenn auch in andern Worten, indem er sprach:

Das böse und ehebrecherische Geschlecht sucht ein Zeichen, und ein Zeichen wird ihm nicht gegeben außer dem Zeichen des Propheten Jonas; denn wie Jonas im Bauche des Meerungeheuers war drei Tage und drei Nächte, so wird der Menschensohn im Herzen der Erde sein drei Tage und drei Nächte.

Die Männer von Ninive werden aufstehen im Gerichte mit diesem Geschlechte und es verdammen, weil sie auf die Predigt des Jonas Buße gethan haben. Und siehe, mehr als Jonas ist hier.

Die Königin des Südens wird aufstehen im Gerichte mit diesem Geschlechte und wird es verdammen, weil sie von den Grenzen der Erde gekommen ist, die Weisheit Salomons zu hören. Und siehe, mehr als Salomon ist hier.

Zum Satan sprach Jesus: Es steht geschrieben: Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen, d. h. mit

andern Worten: Das Zeichen, welches du begehrst, wird dir nicht gegeben werden. Zu den Pharisäern sprach er: Das Zeichen welches ihr begehret, wird euch nicht gegeben werden, aber, fügt er bei, ein Zeichen, das ihr nicht begehret, wird euch gegeben werden, nämlich das Zeichen des Jonas.

Das Zeichen des Jonas hatte, im Sinne wie sich Jesus darauf beruft, drei hervorragende Eigenschaften. Es war ein Zeichen, das man nicht begehrt hatte; ein Zeichen, das gar nicht für die Juden gegeben schien; ein Zeichen, das seine Auferstehung vorbildete, die hinwieder in genauer Correspondenz mit ihrem Vorbilde nicht begehrt worden war und für die Juden, d. i. jene, die Jesus das böse und ehebrecherische Geschlecht nennt, nicht gegeben schien, d. i. wirkungslos blieb.

Gott droht auch im Alten Testamente, Zeichen, die man von ihm begehre, nicht zu geben, und Zeichen, die man nicht begehre, zu geben, beides als Strafgericht. Er spricht durch Ezechiel: Kommet ihr, mich zu befragen? So wahr ich lebe, ich lasse mich von euch nicht befragen (20, 3). Und wieder: So jemand aus dem Hause Israel seine Götzen in sein Herz aufnimmt und dem Anstoß seiner Missethat sein Angesicht zuwendet und kommt zu den Propheten: ich, der Herr, ich werde ihm Antwort geben (14, 4), d. h. auf eine Art, daß er sie nicht begehrt.

Von einem bösen Geschlechte läßt sich Gott nicht befragen; dem gibt er keine Antwort und keine Zeichen außer solchen, die es nicht begehrt. Daß aber dieses Geschlecht bös, verkehrt, von Gott abgefallen ist, zeigt seine Unbußfertigkeit, über die Jesus wiederholt in Wehrufe ausbrach. Siehe, hier ist mehr, als Jonas, mehr als Salomon, und ihr glaubet nicht.

Und er fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Wenn aber der unreine Geist vom Menschen ausfährt, geht er durch wasserlose Gegenden, Ruhe suchend, und findet sie nicht.

Alsdann spricht er: Ich werde in mein Haus zurückkehren, von wo ich ausgegangen bin.

Und er kommt und findet es leer, gefegt und geschmückt.

Alsdann geht er hin und nimmt mit sich sieben andere Geister, ärger als er, und sie gehen hinein und wohnen daselbst, und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger, als die ersten.

Also wird es auch mit diesem bösen Geschlechte werden.

Die Anwendung, welche Jesus hier selbst vom vorausgeschickten Gleichnisse oder Beispiele machte, belehrt uns über die Absicht, die er dabei hatte. Er wollte zeigen, wie die Pharisäer, die das ungläubige Volk, dieses böse Geschlecht repräsentiren, dahin kamen, daß sie sich gegen alle Erweisungen der göttlichen Macht Jesu mit unerhörter Hartnäckigkeit sträubten und verblendeten. Sie bestätigten die alte Doppelwahrheit, daß der Rückfall gefährlicher ist als die erste Krankheit, und daß die Besten, wenn sie böse werden, die Schlimmsten sind.

Wie im Jonaszeichen, so sprach er auch hier eine Prophetie aus: Also wird es mit diesem Geschlechte werden; es wird auf diesem Wege der Verblendung seine letzten Dinge ärger machen, als seine ersten waren. Wie schrecklich ging dieß nicht blos äußerlich und leiblich, sondern auch geistig am jüdischen Volke in Erfüllung! Wie tief sank es, wie ist sein geistiger Zustand bis auf den heutigen Tag!

Den besten Führer zum richtigen Verständnisse des Beispieles vom Besessenen, der das jüdische Volk abbildete, gibt eine Parabel bei Ezechiel (Kap. 16). Da spricht Gott zum Propheten: Menschensohn, lasse Jerusalem seine Gräuel sehen. Dein Ursprung ist aus dem Lande

Kanaans. Am Tage deiner Geburt wurdest du nicht gebadet und nicht in Windeln gewickelt. Kein Auge blickte schonend auf dich, du wurdest hingeworfen auf das freie Feld (V. 2—5). Da ging ich an dir vorüber und sah dich: und ich badete dich in Wasser und salbte dich mit Oel und kleidete dich in Buntgewirktes und schmückte dich mit Schmuck und legte Bänder um deinen Arm und um deinen Hals. Mehl und Honig und Oel aßest du, und du wurdest gar schön, und ausging dein Ruf über die Völker wegen deiner Schönheit (V. 6—14). Und du verließest dich auf deine Schönheit und triebest Unzucht und verschwendetest deine Buhlschaft an Jeden, der vorüberging, wie es sich nimmer ereignet hat und nimmer geschehen wird (V. 15 und 16).

Die einfachste Vergleichung belehrt uns, daß beide Bilder dieselben Zustände des Volkes Israel in vollkommenster Uebereinstimmung schildern, nämlich Israel vor, bei und nach seiner Erwählung zum Volke Gottes. Vor seiner Erwählung war Israel gleich den Heiden Gott entfremdet, in und unter der Gewalt des Teufels, vom unreinen Geiste besessen, oder wie der Prophet sagt, vergessen, verwahrlost, ein ausgesetztes Kind, hingeworfen auf das freie Feld. Bei seiner Erwählung wurde der Teufel ausgetrieben und seine bisherige Wohnstätte leer, gefegt und geschmückt, oder wie der Prophet sagt, Israel wurde gebadet, in Buntgewirktes gekleidet, geschmückt und überaus schön. Nach seiner Erwählung übergab es sich sieben Teufeln, und trieb, wie der Prophet sagt, Dinge, die abscheulicher waren als die ersten.

Da Jesus das Bild vom Hause hergenommen hatte, standen ihm keine andern Ausdrücke als leer, gefegt, geschmückt, die eine Steigerung enthalten, zu Gebote. Das leere Haus wird gereinigt (gefegt), das gereinigte geschmückt. Daß dieß der prophetischen Schilderung vom Waschen und

Zieren des Kindes und seiner heranblühenden Schönheit genau entspricht, sieht man auf den ersten Blick, ebenso, daß ärgere Gräuel begehen als je, und sich sieben Teufeln für Einen ergeben, einander gleich sind. Jesus bezeichnete somit in seinem Beispiele und der Prophet in seiner Allegorie den Sündenzustand des Volkes, in den es sich seit Jahrhunderten hineingelebt hatte und in dem es verharrte bis zu seiner endlichen Verwerfung, die es auf sich selbst herabbeschwor in jenem entsetzlichen Worte: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.

Der Herr meinte, als er vom Besessenen redete, nicht die leibliche Besessenheit, sondern die geistige, in der man sich dem Einflusse des Teufels hingibt. Von solchen sieben Teufeln hatte er die Magdalena befreit; eine solche Besessenheit hatte er vor Augen, da er zu den Pharisäern sprach: Ihr seid vom Vater, dem Teufel, und zu seinen Jüngern: Habe ich nicht euch Zwölfe erwählt? und Einer aus euch ist ein Teufel (Joh. 8, 44 und 6, 70).

## 5.

Matth. 12, 46—51. Mark. 3, 21 und 31—35. Luk. 8, 19—21 und 11, 27—28.

Die Verwandten Jesu mit seiner Mutter standen noch immer hinter dem dichtgedrängten Volke, das mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Nun aber wollten sie nicht mehr länger warten; auch nahmen seine Worte einen so vorwurfsvollen, drohenden Charakter an, daß es gut schien, ihn zu unterbrechen, ehe er die Sache auf's Aeußerste treibe. Darum gaben sie sich zu erkennen und ließen Jesus zu sich herausbitten. Der nächste Grund dafür war die scheinbare Unmöglichkeit, vorzukommen; der entferntere, ihn aus der Volksmenge weg und wenn es nöthig wäre, in Sicherheit zu bringen.

Die freudige Ueberraschung und die Ehrfurcht vor der Mutter trugen die Kunde von Mund zu Mund in die unmittelbarste Umgebung Jesu. Siehe, sprachen sie zu ihm, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sehen. Er aber wies die Zumuthung, das ihm vom Vater übertragene Werk auch nur einen Augenblick zu unterbrechen, mit den Worten ab, daß nicht die draußen Stehenden, sondern die hier Sitzenden, die Gegenwärtigen ihm Mutter und Bruder und Schwester seien, indem er sprach:

Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? und fortfuhr, indem er seine Hand über seine Jünger ausstreckte:

Siehe, meine Mutter und meine Brüder.

Denn wer immer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, dieser ist mir Bruder und Schwester und Mutter.

Jetzt in diesem Augenblicke dürfe er keine andern Bande anerkennen als die geistigen. Jetzt dürfe er auf die draußen Stehenden nicht achten, jetzt existirten sie nicht für ihn. Dieß ist noch immer die erste Pflicht des Hirten. Wo er in seinem Amte, im Beichtstuhle, am Krankenbette, bei der Spendung eines Sakramentes ist, muß er die draußen Stehenden ganz vergessen.

Von diesem speciellen Falle, da Jesus gerade im Lehren begriffen war, ging er dann noch auf einen allgemeinen Satz über, der für Jedermann gilt, nämlich daß ihm, wer ihn höre und nach seinem Worte thue, Bruder und Schwester und Mutter sei. Wer glaubt, dem hält sich Jesus für so verpflichtet wie einem Bruder und einer Schwester und einer Mutter zugleich.

Die Redenden, welche ihm die Gegenwart der Seinigen meldeten, wollten ihn nicht länger von der Erfüllung einer heiligen Pflicht abhalten; Jesus belehrte sie, daß er dieselbe Pflicht gegen alle habe, die ihn hören. Sie meinten, ihre

Nachricht werde ihm eine große Freude machen; er zeigte, daß ihm diese Freude alle bereiten, die den Willen seines Vaters im Himmel thun.

Jesus ließ sich nicht unterbrechen, da Gott den Menschen nicht zurückstehen darf; auch seine Mutter, so sehr er sie liebte, war davon nicht ausgenommen, und sie unterwarf sich mit den Worten: Ich bin eine Magd des Herrn. Doch nach dem Schlusse seiner Rede empfing er sie alle freundlich und überzeugte sie leicht, daß er weder besessen, noch verrückt, noch in nächster Todesgefahr sei. Er widmete ihnen gerne ein paar Stunden des herzlichsten Zusammenseins, hörte ihre Besorgnisse und Selbstanklagen an, tröstete sie und sagte ihnen zu, daß sie von nun an bei ihm bleiben und hieher übersiedeln dürften. Sie sollten um seinetwillen keinen Verfolgungen und Kränkungen ausgesetzt sein. Er nahm sie von Nazaret weg und empfahl sie seinen treuen Gastfreunden in Kapharnaum. Welcher Jubel, welche Freude für Alle, sowie es bekannt wurde!

Wir haben davon ein rührendes Beispiel; denn als er aus dem Hause oder dem Hofe, wo er gelehrt hatte, mit seiner Mutter heraustrat, um sie einem Gastfreunde, dem Jairus oder dem Chuza zu übergeben, erhob ein Weib aus dem Volke, das ehrerbietig Platz machte, ihre Stimme und rief: Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen hast.

So ging in Erfüllung, was Maria im prophetischen Geiste von sich selbst gesprochen: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter;“ aber verweilen wir nicht bei dieser herrlichen, tiefgefühlten, echt orientalischen Huldigung, sondern betrachten wir lieber die Umstände, unter denen sie ausgesprochen wurde. Die Pharisäer machten die größten Anstrengungen, Mißtrauen gegen Jesu auszustreuen; sie schlugen in das Gegentheil um; eine begeisterte Partheinahme für ihn gab sich kund. Nicht ein dämonischer Mensch ist er,

sondern ein engelgleicher, nicht ein Fluch seiner Mutter, sondern ein Gegenstand ihrer Seligpreisung.

Jesus aber erwiederte auf den Zuruf:

Vielmehr selig sind die, welche das Wort Gottes hören und es bewahren.

Er bleibt sich gleich. Wie er nur geistige Bande der Verwandtschaft anerkennt, so auch nur eine Seligpreisung, die sich darauf gründet. Dabei verneint er nicht, was die Lobpreisung enthält, sondern fügt nur bei, was sie vor Gott giltig macht.

Wir können es uns nicht verbergen, daß durch diese Worte ein Hauch tiefer Melancholie geht. Jesus wurde auch gar nicht mehr heiter, Trauer und Wehmuth verließ ihn nicht mehr; er bildet gerade darin den größten Contrast zu dem ihn umgebenden Volke, das, möchte ich sagen, von Tag zu Tag fröhlicher und hoffnungsreicher wurde. Er schildert den Zustand des Volkes in so düstern Farben, und es selbst, es bleibt dabei so ruhig, als ob der Herr von einem wildfremden Volke rede. Das ist allerdings ein Zeichen der außerordentlichen Milde und Güte, der Sanftmuth und Liebe, die jedes seiner Worte begleiteten, aber auch des göttlichen Gerichtes der Verblendung, jenes furchtbaren Verhängnisses, das Jesus beweinen, dem Volke zur Warnung vorhalten, aber nicht aufhalten durfte. So war es der göttliche Rathschluß.

## 6.

Matth. 13, 1—23. Mark. 4, 1—25. Luk. 8, 5—18.

Kapharnaum war vier Tagereisen von Jerusalem entfernt.

Wenn Jesus seine Gastfreunde in Bethania (siehe 2, 4, 7) am Sonntage abends, den 16. Adar (20. März) verließ, kam er Mittwoch oder Donnerstag, den 21. Adar (25. März)

wieder in Kapharnaum an. Tags darauf heilte er den Besessenen, der stumm und blind war, hielt seine Vertheidigungsrede gegen die Pharisäer und empfing seine Verwandten. Dann blieb er noch einige Zeit in der Stadt, weil er die Apostel, welche auf Mission waren, dahin beschieden hatte.

Bis sie Alle beisammen waren, lebte er, nach einem so heftigen Auftritte mit den Pharisäern, in stiller Abgeschiedenheit, nur daß er, wenn es Abend wurde, an den See hinausging, ein Schiff bestieg und dem Volke kurze Lehren und Parabeln vortrug. Die Leute kamen in großen Schaaren und hörten voll Begierde zu, wenn er auch nur wenig sprach. Sie freuten sich auf jeden Abend; es war eine zu wundervolle Scene, die einen unbeschreiblich feierlichen Eindruck machte. Seine Worte vom ruhigen Wasserspiegel her, auf dem bereits der Schatten lag, erklangen wie eine geheimnißvolle Stimme aus der Tiefe; sie waren so traulich, so voll des Liebreizes, so ahnungsvoll, so einfach! und doch; wer begriff sie, wer erfaßte ihre Bedeutung?

Hatte er die Leute entlassen, dann gehörten noch ein paar Stunden seinen Jüngern und Freunden in der öffentlichen Herberge, wo die begleitenden Frauen das Mahl für Alle bereiteten. Die Nacht über blieb er bei Petrus.

Der Evangelist Matthäus sagt: Jesus redete zu ihnen vieles in Gleichnissen. Er selbst theilte sieben mit, doch nicht in Einer Reihenfolge, sondern mit Unterbrechungen, und zwar nach der ersten und vierten Parabel. Bei der vierten hat er ausdrüklich: Alsdann entließ Jesus das Volk und ging nach Hause, sowie bei der siebenten: Und es geschah, nachdem Jesus diese Gleichnisse geendet hatte, ging er hinweg.

Am ersten Tage der neuanbrechenden Woche, Sonntag den 23. Adar (27. März), schloß Jesus seine erste, kurze Abendpredigt vom See aus mit einer Parabel, indem er sprach:

Siehe, es ging der Sämann aus, zu säen, und indem er säte, fiel eines hin in den Weg, und die Vögel kamen und fraßen es auf.

Anderes fiel auf den felsigen Grund, wo es nicht viel Erdreich hatte; und es sproßte schnell hervor, weil es keine Bodentiefe hatte. Sowie aber die Sonne aufstieg, wurde es gesengt und, da es keine Wurzel hatte, verdorrt.

Anderes fiel in Mitte der Dörner, und die Dörner wuchsen und erstickten es.

Anderes fiel auf den guten Boden und brachte Frucht, eines hundert, anderes sechzig und anderes dreißig.

Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Der Herr nahm diesen Erstling seiner Gleichnisse ganz aus der Nähe. Vor den Augen der Zuhörer mochte sich ein solches Ackerfeld ausbreiten, das in der Ebene an eine Straße, seitwärts an Felsengrund mit einer dünnen Erdschichte und rückwärts gegen die Anhöhe zu an Dorngehege oder einzeln stehende, dichte Büschel von Disteln stieß, wie man sie noch immer sieht, während der Mittelgrund fruchtbares Erdreich war. Jedenfalls müssen wir die in der Parabel benannten einzelnen Theile als einen zusammenhängenden Complex betrachten; denn kein Sämann geht aus, um auf Felsen oder unter Dörner zu säen, oder nur, um zu säen, unbekümmert, wohin der Same falle. Es geschieht beim Säen nur, was unvermeidlich ist, daß einiges auf den Weg, anderes unter Dörner oder auf Felsen falle. Dasselbe tritt auch beim geistigen Säen ein; der von Jesus gestreute Same, er bedeute, was immer, fällt auf verschiedenen Grund, weil ihn Volksschaaren in bunter Mischung überall umgeben.

Mit einer Parabel eine Rede einzuleiten oder zu schließen, war nicht unpassend; das eine fesselte die Aufmerksamkeit, das andere war eine Gabe mit heim auf den Weg. Allein die Parabel mußte entweder erklärt werden,

oder aus dem bereits Gesprochenen sich von selbst erklären. Da nun hier beides fehlte, fragten ihn die Jünger, als sie allein mit ihm waren, um die Bedeutung der Parabel, und er antwortete und sprach:

(Ich rede in Gleichnissen), weil euch gegeben ist, die Geheimnisse des Himmelreiches zu kennen, jenen aber nicht.

Denn wer hat, ihm wird gegeben werden, und er wird in Ueberfluß haben; wer aber nicht hat, von ihm wird auch was er hat, genommen werden.

Deßhalb rede ich in Parabeln zu ihnen, weil sie sehend nicht sehen und hörend nicht hören und nicht verstehen.

Und erfüllt wird ihnen die Prophetie des Isaias, die sagt: Hörend werdet ihr hören, und nicht sollet ihr verstehen, und sehend werdet ihr sehen, und nicht sollet ihr erblicken.

Denn verfettet war das Herz dieses Volkes, und mit den Ohren hörten sie schwer, und ihre Augen nickten sie, damit sie nicht sahen mit den Augen und mit den Ohren nicht hörten und mit dem Herzen verstanden und sich bekehrten, und ich sie heile.

Aber selig eure Augen, weil sie sehen, und eure Ohren, weil sie hören.

Denn wahrlich, ich sage euch, daß viele Propheten und Gerechte verlangten zu sehen, was ihr sehet, und nicht sahen, und zu hören, was ihr höret, und nicht hörten.

Jesus beantwortet hier zuerst die Vorfrage, warum er überhaupt in Gleichnissen rede; denn bisher hatte er es nicht gethan, und eine wohlbewußte Absicht mußte dieser plötzlichen Aenderung seiner Lehrweise nothwendig zu Grunde liegen. Seine Jünger fragten ihn nicht darum, weil sie es schon zu wissen meinten. Sie dachten, so eine Parabel sei nur, wie etwa ein Satz aus der Bergpredigt, ein Thema, darüber er sich in ausführliche Erörterungen einlassen würde. Er warte darauf, daß ihn nicht bloß seine Jünger, sondern

auch das Volk um Erklärung bitte. Es sei der Beginn einer neuen Periode seiner öffentlichen Thätigkeit, die sich von nun an über Alle gleichmäßig ausdehnen und die massenhafte Bekehrung des Volkes zum Glauben an ihn einleiten werde.

Die Antwort enthielt, wie so oft, gerade das Gegentheil. Jesus sagte, er rede in Gleichnissen, nicht um das Volk anzuziehen, sondern um es ferne zu halten; für seine Thätigkeit beginne allerdings eine neue Periode, aber nicht um die Kluft, welche ihn bisher vom Volke, der großen Masse nach, geschieden habe, zu verdecken, sondern um sie noch kenntlicher zu machen.

Seine neue Art zu lehren, sei ein Strafgericht über Israel, ein göttliches Verhängniß, ein Zeichen der Verwerfung des Volkes, eine Erfüllung dessen, was Gott durch den Mund des Propheten gesprochen habe: Hörend werden sie hören, und nicht sollen sie verstehen, sehend werden sie sehen, und nicht sollen sie erblicken; d. h. sie werden mit Begierde sehen und mit Freude hören, und sie werden doch nicht gerettet werden.

Unter diesem Gesichtspunkte faßt Jesus seine Gleichnißreden auf. Er spricht von einem göttlichen Rathschlusse, der in einem Strafgerichte bestand, das zugleich ein Werk der göttlichen Vorsehung für die Kirche war; denn die jüdische Nation als ein Ganzes war nicht geeignet zur Verkündigung und Verbreitung des Evangeliums. Das Judenthum, aus dessen Schoße die Kirche geboren wurde, war die Schale, die zerbrochen, die Haut, die abgestreift werden mußte, sollte die Kirche sich frei nach allen Seiten hin bewegen. Die Verwerfung des Volkes war ein nationales Unglück, ein selbstverschuldetes Strafgericht, aber nicht auch zugleich Verdammung des Einzelnen, der in einem unbesieglichen Irrthume sein kann.

Die Antwort Jesu enthält ein dreifaches: einen Richterspruch, dessen Folge und dessen Begründung. Fassen wir dieß kurz in Einen Satz zusammen, so lautet er: Den Juden ist die Kenntniß der Geheimnisse des Himmelreiches nicht gegeben (die richterliche Sentenz); darum rede ich in Parabeln (die Folge); dieß aber geschieht, weil nach einem ewigen Gesetze dem, der nicht hat, genommen wird, was er hat (die Begründung). Wer nämlich hat, der will, und wer nicht hat, will nicht; es bekommt aber nur der Wollende, und es findet nur der Suchende; zu diesen Wollenden und Suchenden gehört das jüdische Volk nicht.

Und Jesus fuhr fort:

Wisset ihr dieses Gleichniß nicht, und wie ihr alle Gleichnisse werdet erkennen lernen?

In der Frage liegt kein Vorwurf oder Tadel; denn ohne Anhaltspunkte für das Verständniß wären die Jünger über bloße Vermuthungen und Möglichkeiten nicht hinausgekommen. Jesus hatte nicht gesagt: das Himmelreich ist gleich einem Sämanne, oder etwas ähnliches. Die Frageform ist so recht der Ausdruck herzinniger Liebe und Freundlichkeit. Verstehet ihr das nicht, meine Kinder? Nun so höret!

Der Same ist das Wort Gottes.

Bei einem jeden aber, der das Wort vom Reiche hört und nicht versteht, kommt der Böse und raubt das in seinem Herzen Gesäte. Dieß ist der an den Weg hin Gesäte.

Der aber auf den felsigen Grund Gesäte, dieß ist, wer das Wort hört und sogleich mit Freuden es aufnimmt, aber keine Wurzel in sich hat, sondern kurzdaurig ist. Kommt nun eine Trübsal oder Verfolgung wegen des Wortes, so wird er gleich geärgert.

Der aber auf die Dörner Gesäte, dieß ist, wer das Wort hört, und die Sorge dieser Welt und die Täuschung

des Reichthumes ersticken das Wort, und er wird ohne Frucht.

Der aber auf den guten Boden Gesäte, dieß ist, wer das Wort hört und versteht. Dieser nun macht Frucht, und es bringt der Eine hundert, der Andere sechzig, der Andere dreißig.

In der Erklärung wird nicht das Erdreich, d. i. der Mensch, sondern der Same, d. i. das Wort Gottes, je nachdem es auf ein Erdreich fällt, als verschieden qualificirt. Jesus sagt nicht: der Weg, der Felsengrund, das Dorngehäge, wohin der Same gesät wird, bedeutet die und die Menschen, sondern: die auf den Weg, auf Felsen, in Dörner Gesäten sind die und die Menschen. Er thut dieß, weil er Erdreich und Samen als Eines im Menschen betrachtet und solche vor Augen hat, die hören, d. h. die, würden wir sagen, den christlichen Unterricht in Katechese und Predigt empfangen, sei es vergeblich, sei es mit Frucht, wobei er auf jeder Seite drei Klassen unterscheidet, drei Klassen solcher, die vergeblich, drei Klassen solcher, die mit Frucht den christlichen Unterricht empfangen, mit Einem Worte: hören.

Zur ersten Klasse der vergeblichen Hörer zählt Jesus jene Menschen, die dem Unterrichte ihren Willen und ihren Verstand nicht zuwenden, wenn auch einstweilen nicht abwenden. Das sind die gleichgiltigen Menschen, auf welche die Predigt keinen Eindruck macht; es sind die Vagabunden, die Proletarier aller Stände, die Verwahrlosten, die, wenn sie auch könnten, sich nicht weiter unterrichten. Bei dieser Gleichgiltigkeit bleibt aber der Mensch in der Regel nicht stehen; aus der Gleichgiltigkeit wird Abneigung, aus der Abneigung Unglaube. Der Same des Evangeliums wird von den Vorurtheilen der Erziehung, von den falschen Grundsätzen der Umgebung, von den künstlich erzeugten Zweifeln der Lectüre, vom Materialismus, wie man heut

zu Tage sagt, hinweggestohlen. Jesus sagt dafür: der Teufel kommt und nimmt das im Herzen Gesäte hinweg.

Zur zweiten Klasse gehören jene Menschen, welche das Evangelium mit dem Willen aufnehmen, denen aber die verständige Erfassung des Gehörten fehlt. Angezogen von der Lieblichkeit des Wortes Jesu, von der Schönheit des Kultus, von der Macht eines Beispieles, vom Eindrucke einer Mission u. s. w., geben sie sich schnell und mit einem gewissen Feuer diesem Eindrucke hin und erwecken die schönsten Hoffnungen einer reichen Ernte; aber dem Willen fehlt der Grund der Erkenntniß, die Erfassung des Gehörten mit dem Verstande. Wo nun Dinge eintreffen, die auf den Willen zunächst einwirken — Schande, Spott, Verluste, Leiden, da fehlt dem Worte Gottes die Stütze, die im Verstande liegt und die man Charakter nennt, und der aufgegangene Same wird von der Sonne der Trübsal und der Schwierigkeiten, die zu überwinden wären, verbrannt. In diese Klasse gehören die weichlichen, empfindsamen Seelen, die Verbildeten oder durch äffische Elternliebe Verzogenen, die nie gelehrt wurden, sich irgend etwas zu versagen. Sie können für einen Prediger schwärmen — aber wie lange hält es an und was hilft es?

Zur dritten Klasse gehören jene, welche das Evangelium nur mit dem Verstande aufnehmen. Die Geheimnißlehren des Christenthums sind ihnen ganz genehm; sie haben gegen die Glaubensartikel nichts einzuwenden; aber sie bleiben kalt; ihr Wille wird nicht mit in Leidenschaft gezogen. Sie lassen sich durch den Glauben in ihren Genüssen, in ihren Bestrebungen, in ihren Unternehmungen nicht stören. Sie sind gläubig; dabei aber Wucherer, Trinker, liederliche Hausväter, Verführer, Gewohnheitssünder. Der Glaube ist ein todtes Kapital, vergraben im Verstande, aufbewahrt im Schweißtuche, um nöthigenfalls im hohen

Alter und im Sterbestündlein gebraucht zu werden; er ist eine in den Dörnern der Welt taub gewordene Aehre.

Ebenso scharf und genau, wie diese, bezeichnet Jesus, wenn auch nur mit zwei Worten diejenigen, bei welchen das Evangelium auf guten Boden fällt und Frucht bringt, nämlich die hören und verstehen, die ihren Willen und ihren Verstand gleichmäßig dem Worte Gottes zuwenden. Wie es an den ganzen Menschen ergeht, so bringt es nur da Frucht, wo es der ganze Mensch aufnimmt und ganz zu seinem Eigenthume macht, wenn auch das Maß der Frucht je nach dem Maße der Gnade und der Stufe des geistigen Lebens verschieden ist, anders im Stande der Reinigung, anders im Stande der Erleuchtung, anders im Stande der Einigung. Die Frucht, von der Jesus als einer dreißig-, sechzig- und hundertfachen redet, ist nicht die jenseitige Vergeltung, sondern das diesseitige heilige Leben, dem die jenseitige Vergeltung entsprechen wird.

Und er schloß mit den Worten:

Niemand zündet eine Lampe an und verbirgt sie unter ein Gefäß oder stellt sie unter ein Bett, sondern er stellt sie auf den Leuchter, damit die Eintretenden das Licht sehen.

Denn nicht ist ein Verborgenes, das nicht offenbar werden wird, auch nicht ein Geheimes, das nicht erkannt werden und zur Oeffentlichkeit gelangen sollte.

Und wiederum sprach er:

Habet Acht, was ihr höret.

Mit welchem Maße ihr messet, wird euch gemessen werden, und man wird euch hinzuthun; denn wer hat, ihm wird gegeben werden, und wer nicht hat, auch was er hat, wird von ihm genommen werden.

Diese Worte als Schlußrede haben nur Markus und Lukas. Matthäus brachte sie schon früher (5, 15. 7, 2) und in einer andern Verbindung (siehe darüber 2, 2, 3 und 8). Sie passen aber auch hier gut zum Vorausgehenden.

Jesus verbindet zuerst zwei scheinbar weit auseinander liegende Sprichwörter, die er überdieß noch in einer gegenseitigen Abhängigkeit von einander denkt, indem er sagt: Man stelle den Leuchter auf den Tisch, denn das Verborgene müsse offenbar werden, oder in anderer Verbindung: das Verborgene müsse offenbar werden, darum stelle man das Licht auf den Tisch. Man zündet ein Licht nur an, um dunkles zu erhellen oder geheimes (verborgenes) aufzudecken. Wo es nicht dunkel ist, oder wo man geheimes nicht aufdecken will, zündet niemand ein Licht an.

Die Anwendung auf die vorausgehende Parabel ergibt sich nun von selbst. Das Evangelium muß auf den Leuchter gestellt, der Same des Wortes Gottes muß ausgestreut werden, falle er wohin immer. Sagt jemand: Herr, wenn die Predigt keine Frucht bringt, liegt dieß nicht am Prediger, weil er zu wenig Acht hatte, daß der Same nur in gutes Erdreich falle? Muß er nicht vor allem bedacht sein, daß er mit seiner Predigt einer guten Aufnahme versichert sei? so antwortet Jesus: Nein! Predige, rufe, lasse nicht nach, der Same muß ausgestreut werden, das angezündete Licht muß auf den Tisch kommen, damit offenbar werden aus Vieler Herzen die Gedanken (Luk. 2, 25). Das Evangelium, einmal angezündet, muß leuchten.

Wie dieses erste Wort dem Verkündiger, so galt das zweite Worte („mit welchem Maße ihr messet, wird euch gemessen werden") dem Hörer des göttliches Wortes, indem Jesus damit sagt, daß dem Maße des Hörens das Verstehen, dem Maße des Sehens das Einsehen entsprechen werde und zwar, da er damit eine Verheißung verbindet, in einem reichen Maße („man wird euch hinzuthun"); ihr Verständniß werde ein gesegnetes und selig machendes sein, nach dem Satze, daß dem gegeben wird, der hat.

## 7.

Matth. 13, 24—43. Mark. 4, 26—34. Luk. 13, 18—21.

Am zweiten Abende (wenn wir bei unserer Zeitbestimmung bleiben wollen), Montag den 24. Adar, d. i. den 28. März trug Jesus dem versammelten Volke wiederum Gleichnisse vor, indem er sprach:

Also ist es mit dem Reiche Gottes, wie wenn ein Mensch den Samen in die Erde legt, und schläft und aufsteht, bei Tag und bei Nacht, und der Same aufwächst und groß wird, wie er nicht weiß.

Von selbst bringt die Erde hervor zuerst das Gras, dann die Aehre, dann in der Aehre den vollen Kern.

Wenn sich aber die Frucht darbietet, sendet er sogleich die Sichel, weil die Ernte da ist.

In einem zweiten Gleichnisse sprach er:

Das Himmelreich ist gleichgeworden einem Manne, der guten Samen in seinen Acker säte.

Während aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Lolch mitten unter den Weizen und ging davon.

Als nun die Saat aufschoß und Frucht bildete, da zeigte sich auch der Lolch.

Es kamen aber die Knechte des Hausvaters herbei und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen in deinen Acker gesät? woher nun hat er den Lolch?

Er erwiederte: Ein feindlicher Mensch hat es gethan.

Sie sprachen: Willst du also? Sollen wir hingehen und ihn einsammeln?

Er entgegnete: Nein; damit ihr nicht, den Lolch sammelnd, auch den Weizen mit ihm ausraufet. Lasset zusammen beide bis zur Ernte wachsen. Und in der Zeit der Ernte werde ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst den Lolch und bindet ihn in Büschel zum Verbrennen, den Weizen aber führet in meine Scheune.

Ein anderes Gleichniß legte er ihnen dar, indem er sprach:

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, das ein Mensch nahm und in sein Feld säte.

Dieses ist zwar kleiner als alle Samenkörner; wenn es aber herangewachsen ist, ist es größer als die Gartengewächse, und wird ein Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen.

Und wiederum sprach er:

Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, welchen ein Weib nahm und in drei Maß Mehl einmengte, bis alles durchsäuert war.

In vielen solchen Gleichnissen, fügt Markus bei, redete Jesus zum Volke; wenn er aber mit seinen Jüngern allein war, erklärte er ihnen alles.

Vom letztern hatten wir schon ein Beispiel; ein zweites theilt uns Matthäus mit, da er sagt, daß Jesus nach Vollendung dieser Parabeln das Volk entließ und nach Hause ging, wo seine Jünger zu ihm traten und ihn um die Erklärung des Gleichnisses vom Unkraute im Acker baten; und er entgegnete und sprach:

Der den guten Samen säet, ist der Menschensohn.

Der Acker ist die Welt.

Der gute Same, das sind die Söhne des Reiches; das Unkraut sind die Söhne des Bösen.

Der Feind, der es gesät hat, ist der Teufel; die Ernte ist das Ende der Welt; die Schnitter sind die Engel.

Wie nun das Unkraut gesammelt und im Feuer verbrannt wird, so wird es am Ende der Welt sein.

Aussenden wird der Menschensohn seine Engel, und sie werden aus seinem Reiche sammeln alle Aergernisse und die Uebelthäter und werden sie in den Feuerofen werfen.

Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein.

Alsdann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters.

Wir sehen von selbst, in welch' engem Zusammenhange diese Parabel mit der ersten, die Jesus gleichfalls auf Bitte seiner Jünger Tags zuvor erklärt hatte, stehe. Die eine bildet ein Seitenstück zur andern, und beide wären ohne Erklärung gleich schwierig für das richtige Verständniß.

Jene erste Parabel lehrt, wie das Reich Gottes auf Erde gegründet *wird*; zufolge der unsrigen *ist* es bereits gegründet und über die Erde hin verbreitet, und ihre Absicht ist, zu zeigen, welche äußerliche Gestalt es haben und welche letztendliche Umgestaltung es bekommen werde.

Das Reich Gottes auf Erde in seiner in die Augen fallenden Gestalt ist die *Kirche*, die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen. Die Kirche ist rein, heilig, unbefleckt, aber als Bildungs- und Erziehungsanstalt für die Menschheit in ihre Geschichte mitverflochten und deßhalb mit manchen bösen Elementen versetzt. Das Böse macht sich überall im Kreise des Geschehenden und Wirklichen geltend, und darum ist auch die Kirche in ihrer zeitlichen Erscheinung eine gemischte Gesellschaft von Guten und Bösen.

Dieses macht den Grundgedanken des Gleichnisses aus. Im Einzelnen belehrt es uns noch über drei Dinge: über das Entstehen einer solchen Mischung von Guten und Bösen, dann über ihre Geschichte, endlich über ihre Scheidung und Sichtung.

Die Mischung kommt vom Teufel, d. i. von der Gewalt, die das Böse über den Menschen noch immer hat. Der Eintritt in die Kirche ist kein Sicherheitsbrief für die Zukunft; die äußere Gleichheit der Gläubigen kraft des gemeinsamen Taufcharakters, wie die äußere Gleichheit zwischen dem Weizenhalme und dem Unkraute des Lolches, ist kein Unterpfand des gleichen Werthes vor Gott. Er sieht das Unkraut, wo es ein menschliches Auge nicht bemerkt.

Das Unkraut wird nach und nach kenntlich; je näher die volle Reife kommt, desto entschiedener wird der Gegensatz

vom Unkraut und Weizen im Leben des Einzelnen wie der gesammten Kirche. Der Einzelne tritt in einen stets wachsenden Gegensatz zur Kirche, sein Leben weicht immer mehr vom kirchlichen Leben ab, und ebenso werden im Gesammtleben der Kirche die Gegensätze von Jahrhundert zu Jahrhundert schroffer und schneidender. Das Mannesalter macht seine ausgeprägte Entschiedenheit im Leben der Menschheit wie des Einzelnen gleich geltend.

Der erste Eindruck, den der Anblick des heranwachsenden Unkrautes auf die Knechte, d. i. die Diener Jesu Christi, die Apostel und ihre Nachfolger macht, ist der einer schmerzlichen Ueberraschung und des Willens, von ihrer Gewalt der Ausschließung Gebrauch zu machen. Doch liegt dieß nicht im Willen Gottes. Durch eine solche, jeder Zeit und als Regel vorgenommene Ausscheidung des Bösen würde der Kirche mehr geschadet als genützt; auch wäre sie im Gegensatze zur Milde und Erbarmniß Gottes, der nicht will, daß der Sünder umkomme, sondern daß er sich bekehre und lebe. Das Recht der Kirche, zu excommuniciren, unterliegt keinem Zweifel, aber nicht als Regel, sondern als Ausnahme und letztes Heilmittel, und das um so mehr, als die endliche, vollkommene Sichtung und Scheidung nicht ausbleibt. Da werden alle Uebelthäter in den Feuerofen der Hölle geworfen werden und die Gerechten leuchten wie die Sonne.

Man könnte beim Anblicke der Bösen, der Aergernisse und Uebelthäter in Mitte der Kirche für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erde besorgt werden. Werden sie seinen Bestand nicht untergraben, oder seinen Charakter so ändern, daß es am Ende gar nicht mehr das Reich Gottes, nicht mehr die Kirche, sondern ein zeitlichen Interessen dienendes Menschenwerk sein wird, eine entartete Kirche? Solche, naheliegende Besorgnisse heben die drei andern kleinen Gleichnisse vom Samen, vom Senfkörnlein und vom Sauer-

teige; sie enthalten die tröstlichsten Beruhigungen, indem sie uns die unüberwindliche, alles besiegende und sich unterwerfende Lebenskraft der Kirche in sprechenden, leichtverständlichen Bildern darstellen.

Die erste von diesen drei kleinen Parabeln hat nur Markus; er läßt dafür die vom guten Samen und vom Unkraut im Acker aus. Doch ist die seinige nicht, wie man zunächst vermuthen möchte, bloß eine kurze Zusammenfassung jener größern Parabel, sondern ein selbstständiges, unabhängiges Gleichniß, das wohl von demselben Grundbilde ausgeht, aber einen eigenen, neuen Gedanken enthält. In ihm bedeutet der ausgestreute Same das Werk der Erlösung (die Erlösungsthat), das Erdreich die Menschheit, der Sämann den Erlöser Jesus Christus. Nur zweimal ist die persönliche Gegenwart des Sämannes nothwendig, beim Säen und beim Ernten, d. h. wenn wir vom Bilde auf die Sache übergehen, bei der Gründung und bei der Vollendung, beim Anfange und beim Ende des Werkes unserer Erlösung. In seinem Leben, Leiden und Sterben hat Jesus Christus das Saatkorn der Erlösung und des Heiles gelegt. Vom Augenblicke der Himmelfahrt an gleicht er, sitzend zur Rechten des Vaters, dem Sämanne, der seine Aussaat nun sich selbst überläßt (er schläft, er steht auf, d. i. er geht seinen andern Geschäften nach), weil er alle Vorbedingungen zur Entwickelung und zum Wachsthume des Samens erfüllt hat. Wie die Erde, d. i. der Same in der Erde, von selbst, ohne weitere Beihilfe des Sämannes zuerst das Gras, dann die Aehre, und in der Aehre den Weizen hervorbringt; so geht auch die Erlösung oder die Kirche, in der sich das Werk der Erlösung fort-erhält und sichtbar darstellt, ohne Unterbrechung ihrer Vollendung oder dem Tage der Ernte entgegen. Für die Gesammtheit ist dieser Erntetag das Ende dieser Welt-

ordnung, für den Einzelnen der Tod und die darauf folgende Seligkeit.

Jesus ist im Himmel, seine Saat auf der Erde; da er aber immerfort in ihr ist, so hat der Ausdruck „wie er nicht weiß" keine Beziehung auf ihn, sondern gehört nur der Parabel an; dagegen steht der andere Ausdruck „die Erde bringt aus sich hervor", im eigentlichen Sinne; denn die Erde bezeichnet hier die Menschen, welche die Erlösung, den Samen, in sich aufgenommen und durch den Glauben sich angeeignet haben. Sie bringen im heiligen Geiste, aber aus sich Früchte des ewigen Lebens, weil sie anders nicht verdienstlich sein würden.

Wenn Jesus das Bild vom Samenkorn, das er dreimal anwendete, verläßt und auf andere Bilder aus dem Naturreiche übergeht, um mit ihnen das Himmelreich zu vergleichen, wer sollte dabei nicht an den Oelbaum, die Ceder oder den Weinstock denken, die durch den prophetischen Sprachgebrauch und die kirchliche Symbolik schon längst geheiligt waren? Aber nein, wie im schreiendsten Gegensatze wählte er das unscheinbarste, durch das Sprichwort zum niedrigen und geringen verurtheilte Senfkörnlein, das aber in der Erde eine Kraft entwickelt, die es weit über alle Pflanzen derselben Gattung erhebt und es darum zum entsprechendsten Abbilde der Kräfte macht, die in der Kirche zur Entfaltung kommen. Wie klein war ihr Anfang! Im Senfkörnlein der heiligen Menschheit Jesu wurde sie dem Schoße der Erde anvertraut, und welch ein herrlicher Baum ist aus diesem Grabe hervorgewachsen; die ganze Welt hat er überschattet und alle Völker in seinen Zweigen gesammelt.

Doch das Reich Gottes breitet sich nicht bloß aus, sondern gestaltet auch alles in sich um; es theilt dem einzelnen Menschen, der Familie, dem Staate sein Leben, seinen Geist, seine Wesenheit mit. Um dieses auszudrücken,

wählte Jesus ein neues Bild, das vom Sauerteige; jedoch nicht, weil das Weizen- oder Senfkörnlein keine solche Kraft enthielte, sondern nur, weil sie es äußerlich und augenfällig nicht so, wie der Sauerteig im Mehle darstellen. Wie die Gähre die todte Masse des Mehles durchdringt und zum schmackhaften Brote macht, und wie der Keim des Samens Erde, Luft, Licht und Wasser in sich aufnimmt und zur Pflanze macht, also wirkt auch das Reich Gottes im Menschen. Wer immer eintritt in den Kreis seines Lebens, wird ein anderer Mensch, umgestaltet und neu belebt vom Geiste Jesu Christi, so daß die Verheißung in Erfüllung geht: Siehe, ich mache alles neu. Das Christenthum hat der todten Masse der Welt Leben eingehaucht, wie die Gährung der todten Masse des Mehles.

## 8.

Matth. 13, 44—52. Dazu 13, 34, 35 u. Mark. 4, 33 u. 34.

Und nochmal, am dritten Abende lehrte Jesus vom Schifflein aus das Volk und sprach:

Das Himmelreich ist ähnlich einem Schatze, der im Acker verborgen ist, und den ein Mensch fand und verbarg.

Und in Freude darüber geht er hin und verkauft alles, was er hat, und kauft jenen Acker.

Abermals ist ähnlich das Himmelreich einem Kaufmanne, der gute Perlen sucht.

Da er aber eine kostbare Perle fand, ging er hin, verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie.

Abermals ist ähnlich das Himmelreich einem Netze, das ins Meer ausgeworfen ward und aus jeglicher Gattung einfing, und das sie, als es voll geworden, heraufzogen und sich am Ufer hinsetzten und die guten zusammenlasen in Gefäße, die schlechten aber wegwarfen.

Also wird sein am Ende der Welt.

Ausgehen werden die Engel und scheiden die Bösen aus Mitte der Gerechten und sie werfen in den Ofen des Feuers.

Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein.

Zu Hause aber sprach er zu seinen Jüngern: Habt ihr dieses alles verstanden? und da sie freudig antworteten: Ja, schloß er mit den Worten:

Darum ist jeglicher Lehrer, der Jünger geworden ist im Himmelreiche, ähnlich einem Hausvater, der hervorbringt aus seinem Schatze Neues und Altes.

Die beiden Schwesterparabeln vom Schatze im Acker und von der Perle haben dieselbe Grundbedeutung. Sie veranschaulichen den Werth und den Kaufpreis des Himmelreiches. Werth und Kaufpreis sind im gewöhnlichen Verkehre nicht gleichbedeutend. Man kann eine Sache, die wenig Werth ist, theuer, und umgekehrt eine Sache, die viel Werth hat, wohlfeil kaufen. Der Werth des Himmelreiches ist unschätzbar; es ist ein Kleinod, das seines Gleichen nicht mehr hat, dessen aber nur theilhaftig wird, wer alles dafür hingibt. Es enthält das Höchste; es verlangt Alles.

In diesen zwei kleinen Parabeln bezeichnet der Ausdruck Himmelreich nicht die äußere Gestaltung desselben als Kirche, sondern die innere Wirkung, die beseligende Kraft des Evangeliums, die Vereinigung mit Gott, den wahren und wirklichen Himmel im Herzen durch die Gemeinschaft Jesu Christi. Der Acker, darin der Schatz verborgen liegt, ist die sichtbare Kirche in ihren Einrichtungen und in ihrer Lehre.

Der Sohn Gottes erschien in Knechtesgestalt; der Apostel nennt die Predigt des Evangeliums eine Thorheit der Heiden, ein Aergerniß der Juden; und das ist sie geblieben bis auf den heutigen Tag; wahrhaftig die Kraft des Evangeliums, selig zu machen jeden, der glaubt, ist

ein Schatz, verborgen im Acker. Auch der Werth der Perle ist ein ähnlich verborgener; der Indianer zieht noch die glitzernde Glasperle dem matten Glanze der echten vor.

Während bis hieher beide Parabeln Hand in Hand gehen, tritt die Eigenthümlichkeit jeder für sich darin zu Tage, daß der Schatz gefunden, die Perle gesucht wird. Dieß weiset auf die verschiedenen Wege hin, welche zur Erkenntniß des Werthes der Wahrheit in Jesus Christus führen. Der Eine findet, der Andere sucht sie. Beispiele bieten sich aus allen Jahrhunderten dar: die Hirten von Bethlehem fanden, die Weisen aus dem Morgenlande suchten den Schatz; Andreas und Johannes suchten, Nathanael fand; die Samariterin fand, der Kämmerer der äthiopischen Königin suchte; und wer würde, wenn wir die Geschichte durchblättern, ein Ende finden?

Im Schlusse treffen beide Gleichnisse wieder zusammen. Sei es, daß man die Wahrheit fand, oder suchte; Eigenthum wird sie nur, wenn man für sie Alles hingibt. Die Freude über den Schatz und die Sehnsucht nach der Perle ist etwas und etwas großes, aber nur der Anfang. Wo ist der Mensch, der sich nie nach dem Frieden der Kinder Gottes gesehnt, der sich der Versöhnung mit Gott durch den Glauben und die Sakramente nie gefreut hätte? Millionen finden die Segnungen des Christenthums ungesucht, sie liegen ihnen überall auf dem Wege da, von Geburt an werden sie ihnen angeboten; Tausende suchen sie. Aber wenn es heißt, Alles für sie hingeben, Neigungen und Genüsse, Ehre, Hab und Gut und Leben für sie opfern, wie viele sind dazu bereit? Das Beispiel des reichen Jünglinges und solcher, die zuvor den Vater begraben oder von den Ihrigen Abschied nehmen und dann Jesu nachfolgen wollten, steht nicht einzig in der Geschichte da. Und doch kann die Wahl nicht zweifelhaft sein; denn nur Eines ist nothwendig. Was hälfe es dem Menschen, wenn

er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte? Das einzige Wörtlein: Was dann? weiset den Weg, auf dem man nicht irre geht. Gib Alles hin für die Perle!

Die letzte Parabel vom Netze, das im Meere ausgeworfen wird, fällt mit der vom Weizen und Unkraut im Acker, bis auf kleine, aber beabsichtigte Nebenzüge zusammen, und beide ergänzen sich gegenseitig, wie die Gleichnisse vom Schatze und von der Perle.

Die Erklärung der Einzelnheiten liegt auf der Hand. Das Netz ist die Kirche mit ihren Gnadenschätzen und Anstalten zum Heile der Menschheit; das Meer ist die Welt; die Fische die einzelnen Menschen. Die nähere Bezeichnung „(Fische) aus jeglicher Gattung" darf nicht übersehen werden. Sie bezeugt, daß die Kirche (das Netz) kein Volk, kein Geschlecht, kein Alter, keinen Stand von ihren Segnungen ausschließt. Sie kennt keinen Unterschied der Rasen, keinen der Stände, keinen der Talente; die Rothhaut gilt ihr so viel als der Weiße, der Bettler so viel als der Fürst, die Einfalt so viel als die Gelehrsamkeit. Von jeder Gattung behält sie in ihrem Netze.

Im Bilde vom Netze wird die süße und mächtige Anziehungskraft der Kirche bezeichnet; sie übt bald die liebliche Gewalt der Verheißung, bald die schreckende der Drohung aus; darum sagt der Prophet im Namen der Kirche: Mit Banden der Liebe ziehe ich sie (die Menschen, Os. 11, 4), und vergleicht hinwieder der Apostel ihr Wort mit einem zweischneidigen Schwerte.

Ausgeworfen wird das Netz durch Menschen. Ich will euch zu Menschenfischern machen, spricht der Herr des Netzes, Jesus Christus. An's Ufer gezogen aber wird es durch die Engel; denn nicht am Menschen ist es, zu sagen, wann das Netz voll ist; das Ende der Zeit liegt allein in Gottes Hand. Dann tritt die Scheidung ein. Während aber das

Gleichniß vom Weizen und vom Unkraute im Acker eine solche Scheidung schon vor der Ernte als möglich hinstellt und sie nur als Regel verbietet, geht das Gleichniß vom Netze noch um einen Schritt weiter und macht die Scheidung zu einer Unmöglichkeit bis auf den Tag des Gerichtes. So lange das Netz im Meere liegt, läßt sich keine Scheidung vornehmen, ebenso in der Kirche. So lange sie ihr Missionsamt übt, muß sie im Allgemeinen verschiedene Richtungen und Bestrebungen, seien sie geistig oder materiell, in ihrem Schoße gedulden. Sie muß eine Freiheit der Bewegung lassen, anders könnte sie ihrem Berufe nicht entsprechen.

Mit diesem Gleichnisse vom Netze schloß Jesus in höchst ansprechender Weise den ersten Cyklus seiner Parabeln. Er predigte vom See aus und endigte mit der paraboliſchen Anwendung eines Vorganges, der gewöhnlich die Wasserfahrten auf dem galiläischen Meere schloß, daß man die vollen Netze an's Ufer zog und ihre Sichtung vornahm.

Indem Jesus daheim auf die Versicherung seiner Jünger, daß sie alles verstanden hätten, weiter sprach: „Darum ist jeglicher Lehrer, der Jünger geworden ist im Himmelreiche, ähnlich einem Hausvater, der hervorbringt aus seinem Schatze Neues und Altes," verglich er sie, die Jünger, mit dem Hausvater, und sich selbst, d. h. seine Reden und Lehren mit dem Schatze, daraus jeder von ihnen holen wird, was er braucht, Altes und Neues. Es wäre nicht gut, wenn in einer Haushaltung alles neu, aber ebenso wenig, wenn alles alt sein würde; das rechte Verhältniß von alt und neu, von altem Weine und neuem Brote u. s. w. macht Haus und Haushaltung vollkommen. Jeder Lehrer, der Jünger geworden ist im Himmelreiche, wie die Apostel, denen gegeben war, die Geheimnisse des Reiches zu kennen, hat in den Worten

Christi einen Schatz, der zur Haushaltung, die dem Lehrer übertragen ist, alles enthält — Altes und Neues, so daß jedem Bedürfnisse und jedem Verlangen volles Genüge zu Theil wird.

Altes und Neues bezeichnet die Mannigfaltigkeit, die im Worte des Evangeliums liegt. Es ist neu, unerhörtes seit Grundlegung der Welt wird darin geoffenbart; und alt, so alt wie die Welt. Darum erwiederten auch die Väter, wenn die Heiden das Christenthum als eine Neuerung zurückwiesen: Wir lehren keine neue Religion, sondern die alte, ursprüngliche. Das Neue daran ist nur die Vollkommenheit des Alten.

Der Hausvater weiß, wo das Alte und wo das Neue an seinem rechten Platze ist, daß es nutzbringend wirke; ebenso der wahre Lehrer des Evangeliums. Er sucht nicht zu prunken, er hält aber auch mit seiner Wissenschaft nicht zurück, in allem nach dem Geiste der Klugheit und dem Eifer für das Himmelreich wirkend. Nicht Altes oder Neues bringt hervor, sondern Altes und Neues; er söhnt das Alte mit dem Neuen, das Neue mit dem Alten aus. Das ist der vollkommene Lehrer, welcher die alte Zeit mit der neuen, die alte Auffassung mit den neuen geistigen Errungenschaften zu vereinigen versteht und die eine durch die andere ergänzt.

Der Evangelist Markus beschließt seinen Bericht mit den Worten: In vielen solchen Gleichnissen verkündete Jesus dem Volke das Wort, so wie es zu hören im Stande war; ohne Gleichniß aber verkündete er es nicht. Das Letztere wiederholt auch Matthäus. In dieser Mittheilung liegt eine doppelte Schwierigkeit. Einmal in wie ferne man sagen könne, daß Jesus so in Parabeln redete, wie es das Volk fassen konnte, da er selbst dieß gerade verneint; dann, wie es zu verstehen sei, daß er nur in Gleichnissen zum Volke gesprochen habe, da uns noch andere

Reden aus seinem Munde, die keine Parabeln sind, aufbewahrt wurden.

Erwägen wir zunächst den zweiten Punkt, in ihm liegt auch die Erklärung des ersten.

Das Lehramt Jesu Christi hatte einen doppelten Charakter, indem er bald als Lehrer im Allgemeinen, bald speciell als Lehrer des Evangeliums auftrat, oder nach dem rabbinischen Ausdrucke bald die gegenwärtige, bald die kommende, d. i. die messianische Weltordnung im Auge hatte. Wir sind zu einer solchen Unterscheidung, wenn sie auch bis in's Einzelnste nicht verfolgt werden kann, thatsächlich berechtigt, und dürfen darauf gestützt sagen: Was Jesus Christus vom Himmelreiche, d. i. von der neu zu gründenden Kirche dem Volke verkündete, geschah in Gleichnissen, weil sie dafür die passendste, einstweilen allein wirksame Lehrform waren, und nur in Gleichnissen, weil das Volk eine Geistesrichtung hatte, in der es die Predigt vom Himmelreiche nur in Gleichnissen hören konnte, wie wir in einem Zustande z. B. der Entfernung oder der Taubheit sein können, daß wir etwas nicht mehr durch Worte, sondern allein durch Zeichen vernehmen. Was dieß für ein Zustand war, wird als dem Leser bekannt vorausgesetzt. Es war, wissen wir, der Zustand des Unvermögens in Folge eines göttlichen Strafgerichtes, nicht in Folge der allgemein menschlichen Schwäche, weil Jesus in diesem Falle seine Gleichnisse dem Volke erklärt hätte, wie er seinen Jüngern that.

Eine Herablassung Jesu zur Fassungskraft seiner Zuhörer fand allerdings statt, insofern als er die Gleichnisse dem Gebiete nahe liegender Erscheinungen entnahm, nicht dem Kreise solcher, die fernen Himmelsstrichen angehörten und bloß dunkle, unbestimmte Vorstellungen erweckten. Nach dieser Seite bleibt das Wort des Evangelisten in seiner vollen Kraft, wenn er sagt: Jesus redete zum Volke,

wie es zu hören im Stande war. Alles was Jesus in Bild und Gleichniß kleidete, hatte ein nationales Gepräge, eine heimische Färbung, die fesselte und zum Nachdenken anregte, wenn es auch von der Masse nicht begriffen wurde. Für Einzelne war es immer ein Anker des Heiles. Auch durch diese Gleichnisse sollte gerettet werden, was zu retten war.

## 9.

Matth. 17, 24—27. 18, 1—10. Mark. 9, 33—50. Luk. 9, 46—50. 17, 1.

Jeder freie israelitische Mann mußte jährlich einen halben Schekel (im Werthe gleich zwei Drachmen d. i. zwölf Groschen) zum Unterhalte des Tempels beisteuern. Am ersten Adar (sechs Wochen vor Ostern) wurde diese Steuer ausgerufen, am ersten des nächsten Monats sollte sie von Allen bezahlt sein. In den letzten fünf Tagen wurden die Säumigen, wo es möglich war, selbst gepfändet. Eigene Männer waren mit ihrer Eintreibung beauftragt, und die Pharisäer beeilten sich, diese Abgabe mit Gepränge zu entrichten, denn das war auch ein Zeichen ihres heiligen Eifers.

Jesus kam, wie wir oben sahen, am zwanzigsten Adar in Kapharnaum an, also gerade recht, um den Tempelzins noch zu entrichten. Obwohl er aber bis zum Schlusse des gesetzlichen Termines vor der Pfändung dablieb, machte er doch keine Miene zu zahlen, und versetzte dadurch die Einnehmer, gutgesinnte Leute, wie es scheint, in große Verlegenheit. Sie wollten den Herrn schonen, ihre Pflicht aber doch erfüllen; da blieb ihnen kein anderer Ausweg, als bei Petrus anzufragen, ob der Meister den Zins nicht entrichte. Er antwortete ohne Bedenken mit Ja, und war bereit, ihn gleich davon in Kenntniß zu setzen, da er es wohl nur vergessen habe. Sowie er aber nach Hause kam, ging ihm Jesus entgegen und sprach:

Was dünkt dir, Simon, von wem nehmen die Könige der Erde Zölle und Abgaben? Von ihren Söhnen oder von Fremden?

Er erwiederte ihm: Von Fremden.

Folglich, sprach Jesus, sind die Söhne frei.

Dieses Beispiel bedurfte keiner weitern Begründung. Zahlen die Söhne der Könige keine Abgabe für den König, so kann auch von dem Sohne Gottes keine Abgabe für Gott gefordert werden; es wäre die Thorheit einer Selbstbesteuerung oder feige Verzichtung auf ein Recht.

Der Apostel fühlte sich auch so betroffen, daß er gleich hingehen und die Zusage widerrufen wollte. Seine Liebe zu Jesus und sein Eifer für dessen Ehre machten ihm bittere Vorwürfe; die voreilige Bejahung schien ihm ein Verrath am Herrn. Doch Jesus wollte ihn weder beschämen, noch den Andern Anstoß geben; darum fuhr er in seiner Rede fort und sprach:

Damit wir sie aber nicht ärgern, gehe an das Meer, wirf die Angel aus, und den ersten Fisch, der herauskommt, ergreife und öffnend seinen Mund wirst du einen Stater finden. Diesen nimm und gib ihnen für mich und dich.

Der Glaube, daß Jesus der Sohn Gottes und darum der Messias sei, hatte beim Volke, auch solche mit einbegriffen, die ihn von ganzem Herzen ergeben waren, nicht recht Wurzel gefaßt, schon deßwegen, weil er selbst nie darauf drang. Er konnte warten. Diesem Grundsatze, nichts zu übereilen, nicht anzustoßen, wo es anders auch ginge, blieb er immer treu. Deßhalb zahlte er für sich und Petrus. Für den Apostel, weil das Geschäft durch seine Hände als Hausherr ging, an den sich auch die Steuereintreiber zu halten hatten. Wie und wann die übrigen Jünger ihren Tempelzins entrichteten, berührte die Katechese nicht. Wahrscheinlich zahlten da die Hausherrn für ihre Hausgenossen, wie hier umgekehrt der Hausgenosse

(Jesus) für seinen Hausherrn (Petrus), der Gast für den Wirth.

Der griechische Stater wog vier Drachmen, war also gerade die für Beide ausreichende Münze.

Jesus, der nicht hatte, wohin er sein Haupt lege, hatte auch kein Geld. Er lebte ganz vom Almosen; doch bedurfte es deßwegen keines Wunders; Petrus wenigstens dachte nicht daran; so arm war ihre Kasse nicht bestellt; das verhüteten schon die guten Frauen. Aber Jesus wollte anders und zwar, weil er durch eben diese Art des Zahlens den Beweis lieferte, daß er nicht dazu verpflichtet sei.

Dieses Wunder, das offenkundig wurde, da Jesus seine Geheimhaltung nicht geboten hatte, erregte eine freudige Ueberraschung in Mitte des ihm ergebenen Volkes und besonders im Kreise seiner Jünger. Sie erkannten darin ein himmlisches Zeugniß seiner messianischen Würde und dachten sich so lebhaft in das nahe Himmelreich mit all seinen Herrlichkeiten hinein, daß sie schon zu disputiren anfingen, wer darin ein Größerer, wer ein Kleinerer sein werde. Die Frage hiebei war nur nach bestimmten Tugendübungen und einzelnen guten Werken, die besondere Auszeichnungen zur Folge haben würden, und denen ein Ehrenplatz im Himmelreiche vorbehalten wäre. Bei den verschiedenen Urtheilen, die ausgesprochen wurden, mochte die Eigenliebe, bewußt oder unbewußt, redlich ihren Antheil haben, da es ganz natürlich war, daß jeder dasjenige hervorhob, wozu er sich besonders befähigt glaubte, wie noch geschieht, wenn Verdienste und Leistungen abgewogen werden. Sie wurden begreiflicher Weise nicht eins und beschloßen, die Frage Jesu selbst vorzulegen.

Jesus hatte seine Abreise aus Gründen, die wir noch werden kennen lernen, nicht mehr länger verschoben, sondern auf den nächsten Tag, nachgebend den Bitten der Seinigen, festgesetzt, sie aber noch alle zum Abschiede in die öffent-

liche Herberge bestellt. Als nun die Jünger um die festgesetzte Stunde kamen, ihn bei Petrus abzuholen, trat er ihnen entgegen und sprach:

Was habt ihr unterwegs erwogen?

Sie schwiegen beschämt; denn was hätten sie antworten können, ohne sich selbst anzuklagen? Er drang indeß nicht weiter in sie, da er ihre Gedanken kannte, und die Sache schien vergessen, bis er in der Herberge, wo bereits Viele sich eingefunden hatten, anlangte. Hier setzte er sich unter einem schattigen Baume im Hofe oder Garten nieder, berief die Zwölf um sich her und fing zu lehren an, indem er sprach:

Wenn einer ein Erster sein will, wird er ein Letzter und Diener Aller sein.

Und er nahm ein Kind aus dem Kreise der Gegenwärtigen, umarmte es und sprach:

Wahrlich sage ich euch, wenn ihr euch nicht bekehret und werdet wie die Kinder, werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen.

Wer also sich erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größere im Himmelreiche.

Die Vorbedingung der Theilnahme am Himmelreiche ist: ein Kind zu sein, und dem entsprechend lautet der oberste Grundsatz, nach dem alle und jede Auszeichnung im Himmelreich bemessen wird: Je kleiner, desto größer.

Was Jesus unter dem Ausdrucke: ein Kind sein, verstehe, wird uns klar, wenn wir erwägen, worauf die Jünger eine Bevorzugung im messianischen Reiche bauten; zu ihren Ansichten wird die Jesu ziemlich das Gegentheil bilden.

Die Jünger glaubten, daß man Verdienste mitbringen könne, und daß es in Rücksicht darauf Größere und Kleinere im Himmelreiche geben werde; also etwa, die Pharisäer (im guten Sinne) würden vorgehen den Nichtpharisäern; die Strenge der Grundsätze, die Kenntniß der Lehren, die ascetischen Uebungen würden genau abgewogen, auch die

einzelnen guten Werke würden bei dieser messianischen Klassifikation nicht vergessen werden. Da die Juden an eine massenhafte Aufnahme in das messianische Reich glaubten, kann das Geltendmachen gewisser Rechte und Verdienste nicht befremden. Es ließ sich bei dieser Anschauung gar nicht anders denken, als daß es da Große und Kleine, Verdienstreiche und Verdienstarme gebe. Zu den Großen gehörte in Summa das Volk Israel, zu den Kleinen, wer etwa aus den Heiden berufen werde. Der Israelite soll als ein Großer eintreten wollen, und Heil dem, der hierin das Höchste erreicht. Darin waren sie eins; es konnte also nur darüber eine Meinungsverschiedenheit bestehen, worin das Höchste, welches zu erreichen oder mitzubringen wäre, bestehe. Und Jesus antwortete: Im Kind sein, d. h. darin, daß Jemand von all dem, was die Jünger als Vorzüge und Rechtsansprüche betrachten, nichts mitbringe. Verstehen wir wohl; dieß will nicht sagen, daß er von all dem nichts habe, sondern daß er es nicht mitbringe, sich darauf nicht stütze, nicht darauf rechne, sondern das Himmelreich als lautere Gnade ansehe. Er muß kommen, wie ein Kind, das nichts vorweist, was es erworben hätte. Ein Kind sein heißt also: arm am Geiste sein.

Ohne Verdienst, aus reiner Gnade hatten die Israeliten das erste Testament empfangen; ohne Verdienst, aus reiner Gnade wird ihnen das zweite angeboten. Wie Kinder haben sie das Gesetz aus den Händen des Moses empfangen, wie Kinder müssen sie das Himmelreich aus den Händen Jesu entgegennehmen.

Der Vergleichungspunkt liegt im nichts verdient haben, das beim Kinde stattfindet, nicht beim Manne. Was der Mann erhält, verdient er sich; was das Kind empfängt, wird ihm geschenkt. Das Himmelreich kann nicht verdient werden; es ist ein freies Geschenk der Gnade Gottes.

Und Jesus fuhr fort und sprach:

Wer ein solches Kind auf meinen Namen hin aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.

Wer aber ärgert eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, gut ist ihm, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt wird.

Da fiel ihm Johannes in die Rede und sprach: Meister, wir sahen einen auf deinen Namen hin Teufel austreiben, der uns nicht folgt, und wir hinderten ihn, weil er uns nicht folgt.

Die Worte Jesu: Auf meinen Namen hin, veranlaßten den Apostel zu seiner Mittheilung. Er wollte ihm nicht vorenthalten, daß damit Mißbrauch getrieben werden könnte, ja schon geschehen sei, indem einer, ohne Jesu nachzufolgen, angefangen habe, auf seinen Namen hin Teufel auszutreiben. Wir aber, fügt er mit Selbstbewußtsein bei, traten dazwischen und wehrten ihm ab.

Die Jünger gingen dabei von dem Grundsatze aus, daß auf den Namen Jesu hin etwas thun, nichts anderes heiße, als kraft der gläubigen Gemeinschaft mit Jesus etwas thun; ferner daß, wer Jesu nicht nachfolge, außer dieser Glaubensgemeinschaft stehe. Daher sei, was ein solcher auf den Namen Jesu hin thue, Frevel und Lästerung oder doch beidem sehr nahe.

Jesus antwortete:

Hindert ihn nicht; denn keiner ist, der auf meinen Namen hin ein Wunder wirken und mich bald wird schmähen können;

denn wer nicht wider euch ist, der ist für euch.

Jesus ließ die Grundsätze, von denen die Jünger ausgingen, gelten; er bestritt aber die Anwendung, welche sie in diesem Falle machten; denn hier zeige der Erfolg (die wirkliche Austreibung), daß Zweck und Mittel gut und heilig waren; ein thatkräftiger Glaube — das Mittel,

die Ehre Gottes der Zweck. Das äußere Zeichen des Wunders sei ein sicheres Unterpfand des Glaubens und der Gemeinschaft mit ihm. Sie hätten also nichts zu besorgen. Wer auf seinen Namen hin Teufel austreibe, stehe so fest im Glauben, daß nicht leichthin ein Abfall und eine Lästerung eintreten werde. Sie dürften ihm aber auch nicht sonst im Wege stehen, weil sie nur sich selbst schaden würden, denn sie müßten Alles nach dem Grundsatze beurtheilen: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Wer mit Jesus so eins geworden ist, daß er Wunder wirkt und durch Wunder seinen Namen preist, wird ihn auf einmal nicht lästern, so wenig als ein Eisen auf einmal kalt wird. Auch im geistigen Gebiete macht die Natur keinen Sprung; überall gehen schweren Verbrechen kleinere voraus, sowie großen Tugenden die kleinen den Weg bahnen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß Jesus bei seinen Worten: Wer ein solches Kind aufnimmt, die geistigen Kinder vor Augen hatte, derer das Himmelreich ist, und daß er damit eine ernste Mahnung für alle Zeit aussprach. Der Kleine und Geringe wird gar zu gerne auch geringschätzig behandelt, vernachläßigt und zurückgestoßen, so daß er, eingeschüchtert, vom Bessern, das er wollte, abläßt und oft auch am Guten irre wird.

Darum verweilte Jesus länger bei diesem Gedanken und sprach:

Sehet wohl zu, daß ihr nicht eines von diesen Kleinen verachtet, denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.

Wehe der Welt von wegen der Aergernisse! denn es müssen Aergernisse kommen, doch wehe dem Menschen, durch den das Aergerniß kommt.

Wenn aber deine Hand dich ärgert, so haue sie ab; es ist besser, wenn du als ein Krüppel eingehest in das Leben, als daß du zwei Hände habest und hinfahrest zur

Gehenna in das unauslöschliche Feuer, wo ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt.

Und wenn dich dein Fuß ärgert, so haue ihn ab; es ist besser, daß du als ein Lahmer eingehest in das Leben, als daß du zwei Füße habest und geworfen werdest in die Gehenna, wo ihr Wurm nicht stirbst und das Feuer nicht erlischt.

Und wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus; es ist dir besser, mit Einem Auge einzugehen in das Reich Gottes, als zwei Augen zu haben und geworfen zu werden in die Gehenna, wo ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt.

Denn jeder wird mit Feuer gesalzen werden und jedes Opfer wird mit Salz gesalzen werden.

Gut ist das Salz; wenn aber das Salz taub geworden ist, womit werdet ihr es salzen?

Habet in euch Salz und habet untereinander Friede.

Jesus spricht hier von einem dreifachen Aergernisse. Das erste ist jenes, das Jünger geben, wenn sie die Kleinen und Geringen verachten; das zweite jenes, das den Jüngern gegeben wird; das dritte ist jenes, welches jeder sich selbst gibt. Indem er seine Jünger vor dem ersten warnt, stellt er ihnen vor, wie Gott die Kleinen ansehe. Er achtet sie als das Theuerste und Kostbarste in der Welt. Jenen Engeln, die in seiner nächsten Umgebung sind, hat er die Kleinen anvertraut, wer darf sie gering schätzen? Vom Aergernisse, das den Jüngern gegeben wird, sagt er: Es müssen solche Aergernisse kommen, oder wie der Ausdruck bei Lukas noch stärker lautet: Es ist unzulässig, daß sie nicht kommen, es kann nicht zugegeben werden, das Abwenden der Aergernisse ist unannehmbar, selbst wenn es möglich wäre. Sie dienen zur Prüfung und Läuterung der Gläubigen, heben aber das Weh nicht auf, das Jesus über jene spricht, von denen diese Aergernisse ausgehen.

Die Belehrung über das dritte enthielt schon die Bergpredigt.

Im Satze: Jeder wird mit Feuer gesalzen werden, kommt Jesus einem Bedenken zuvor, das wohl öfter laut wurde, nämlich: wie ein Leib ewige Speise des Feuers der Hölle sein könne. Die Antwort lautet: Die Leiber der Verdammten werden vom Feuer nicht verzehrt, weil sie mit Feuer gesalzen werden. Das Feuer der Hölle hat die erhaltende Kraft des Salzes, ohne die eigene des Brennens in irgend etwas einzubüßen. Davon bildete das zweite Versglied: Und jedes Opfer wird mit Salz gesalzen werden, den Gegensatz, wie man in Sprüchen liebt, z. B. der Böse wird in der Hölle bestraft, der Gute im Himmel belohnt werden. Auf jedes Opfer wurde Salz gestreut zum Zeichen, daß die Opfergabe nicht zerstört und vernichtet werde, sondern erhalten bleibe und zu Gott aufsteige. Das Salzen bedeutete: Kein Opfer geht verloren; es hat in sich einen unzerstörlichen Keim und steigt zu Gott auf, vor dem es Bestand hat. Die Anwendung ist nun leicht: Die Hand, den Fuß, das Auge hingeben, ist kein kleines Opfer; aber man zögere nicht, es zu bringen. Eben weil es ein Opfer ist, wird es gesalzen werden, d. i. nicht verloren gehen, sondern vor Gott erscheinen und den ihm vorher bestimmten Lohn empfangen. Beide Sätze zusammen lauten demnach:

Jeder, der Hand, Fuß oder Auge lieber Aergerniß geben, als daran sich schädigen läßt, jeder, der dieß von ihm geforderte Opfer nicht bringt, wird mit Feuer gesalzen werden; und

Jeder, der lieber an Hand, Fuß oder Auge Schaden leidet, als daß er sie Aergerniß geben läßt, und der das von ihm geforderte Opfer bringt, wird mit Salz gesalzen werden.

Daß unter Salz, für sich allein betrachtet, nicht in einem Verhältnisse zum Opfer, die Gnade des apostolischen

Amtes und Berufes verstanden werde, wissen wir aus der Bergpredigt. Wenn nun Jesus hier zu seinen Jüngern, auf einen andern Gedanken übergehend, sprach: Habet in euch Salz! so forderte er sie auf, jene Kraft der apostolischen Gnade, die durch das Salz, oder nach einem anderen Bilde durch das Schwert dargestellt wird, recht wirksam zu erhalten. Salz und Schwert sind aggressiv. Also sollen auch die Apostel nach außen hin Salz und Schwert sein, die heilsam verwunden, nach innen aber, d. i. gegen jene, die sich heilsam verwunden ließen, Oel und Palmzweig. Nach außen Krieg, nach innen Friede, in der einen Hand das Schwert, in der andern den Palmzweig. Wie schön prägt sich diese Doppelaufgabe des Missionärs im Leben des heiligen Apostels Paulus ab! Mit Feuereifer kämpfte er für den Glauben, mit höchster Selbstverleugnung wachte er über dem Frieden der Gläubigen unter sich.

## 10.

Matth. 18, 12—35. Luk. 17, 5—10.

Da der letzte Abend in Kapharnaum ganz seinen Freunden und Jüngern gehörte, ergriff Jesus nach einer kurzen Pause, die er bei allen seinen Reden von Zeit zu Zeit eintreten ließ, wieder das Wort und sprach:

Was dünket euch: Wenn ein Mensch hundert Schafe hat, und es verirrt sich eines aus ihnen, wird er nicht die neunundneunzig auf den Bergen lassen und hingehen und das verirrte suchen?

Und wenn geschieht, daß er's findet, wahrlich sage ich euch, daß er sich darüber freut, mehr als über neunundneunzig, die sich nicht verirrten.

Also ist nicht Wille vor eurem Vater, daß eines von diesen Kleinen umkomme.

Wenn dein Bruder gesündigt hat wider dich, gehe hin und weise ihn zurecht zwischen dir und ihm allein. Wenn er auf dich hört, hast du deinen Bruder gewonnen.

Wenn er aber nicht hört, nimm mit dir noch einen oder zwei, damit durch den Ausspruch von zwei Zeugen oder drei jegliche Sache feststehe.

Wenn er sie aber nicht hört, sage es der Kirche.

Wenn er aber auch die Kirche nicht hört, sei er dir wie der Heide und der Zöllner.

Wahrlich sage ich euch, was immer ihr binden werdet auf Erden, wird gebunden sein im Himmel, und was immer ihr lösen werdet auf Erden, wird gelöset sein im Himmel.

Wiederum sage ich euch: Wenn zwei aus euch zusammenstimmen auf der Erde, jegliche Sache, die sie begehren, wird ihnen von meinem Vater im Himmel zu Theil werden.

Denn wo sind zwei oder drei versammelt auf meinen Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Wie in der Bergpredigt reiht Jesus unvermittelt Lehrsatz an Lehrsatz, doch nicht ohne das leicht erkennbare Band innerer Zusammengehörigkeit, indem sie sich alle auf das Leben der Gläubigen unter sich beziehen. Er redet, dieß sieht man deutlich, nicht zur großen Volksmasse, sondern nur zu den Seinigen.

Der Erste von den drei hier ausgesprochenen Lehrsätzen schildert das kirchliche Hirtenamt, der zweite das kirchliche Richteramt, der dritte die Segnungen des kirchlichen Zusammenlebens.

Wer nur hundert Schafe hat, für den wird der Verlust eines jeden sehr empfindlich. Kommt dazu, daß er mit echter Hirtentreue an seiner kleinen Herde hängt, dann wird er jedes verirrte Schäflein doppelt schmerzlich entbehren, doppelt eifrig suchen und das Gefundene doppelt freudig zurücktragen. Siehe das Vorbild für den Hirten in der Kirche. Er ist der Stellvertreter Gottes, der nicht will,

oder noch bezeichnender, dessen nicht Wille ist, daß auch nur das Geringste von seinen Schäflein verloren gehe. An die Warnung, den Kleinen Aergerniß zu geben, schließt sich die Mahnung, sie treu zu hüten.

Im engern Sinne sind die Apostel Hirten, im weitern jeder Gläubige; ebenso sind im kirchlichen Richteramte zunächst die Apostel Richter und dann jeder Gläubige. Man sieht dieß schon an der Art, wie Jesus die Pflicht des Richteramtes schildert, indem er sagt: Wenn dein Bruder gesündigt hat wider dich, so gehe hin und weise ihn zurecht. Jesus will die Zurechtweisung unter allen Umständen und mit größter Consequenz, wir würden sagen, durch alle Instanzen: allein, mit Zeugen, vor der Kirche. Darin liegt eine große Strenge, die aber im Ideale des Kirchenlebens selbst enthalten ist, in jenem Ideale, das auch die Bergpredigt aufstellt. Der gesunde Körper, das normale Leben duldet nichts fremdartiges, sondern scheidet es nothwendig von sich aus; die Kraft der Ausscheidung nimmt in dem Maße ab, als der Körper krank und siech wird. In unserm vielfach kranken Kirchenleben gilt allerdings der Satz, die brüderliche Zurechtweisung nur da eintreten zu lassen, wo gegründete Hoffnung der Besserung ist; aber dieß ändert am Gebote nicht, das keine Ausnahme kennt.

Der dritte Punkt enthält eine Lieblingsverheißung Jesu von der Kraft des Gebetes. Hier gibt er die Bedingung an, unter der allein das Gebet kräftig ist, und die Begründung, warum es unter diesen Umständen alles vermag. Die Bedingung lautet: Wenn zwei aus euch zusammenstimmen, d. i. wenn sie in kirchlicher Gemeinschaft beten; die Begründung: Weil alsdann Jesus in ihrer Mitte ist. Erhört wird, wer in und mit der Kirche betet, weil Jesus in seiner Kirche ist und bleibt bis an das Ende der Zeiten. Alle unsere Gebete kommen zu Gott durch unsern ewigen Mittler und Fürsprecher Jesus Christus.

Es mußte die nachdenkenden und aufmerksamen Zuhörer befremden, daß Jesus nur von Pflichten der Zurechtweisung rede und nicht auch von Pflichten der Vergebung. Bei Sünden wider den Nächsten handelt es sich doch nicht bloß darum, wie man sie rügen, sondern auch, wie man sie tragen soll. Daß die Vergebung im kirchlichen Leben eine vorzügliche Stelle einnehme, kam nicht in Frage, da sie schon im Gebote der Nächstenliebe lag, um so mehr aber das Maß ihrer Anwendung. Deßhalb ergriff Petrus das Wort und sprach: Herr, wie oft wird mein Bruder wider mich sündigen, und werde ich ihm vergeben? Bis zu siebenmal?

Die Rabbinen lehrten auch, daß man vergeben müsse und stellten darüber folgenden Kanon auf: Man vergibt einmal bis dreimal, das viertemal nicht mehr, mit Berufung auf Amos (2, 1): Wegen der drei Vergehen Moabs und der vier — nicht bring' ich es zurück; dann noch auf Job (33, 29): Sieh', all dieß thut Gott zweimal, dreimal am Menschen. Der Apostel, bekannt mit der Milde Jesu und selbst von ihrem Geiste durchdrungen, setzte das Doppelte. Dieß kam aus einem edelmüthigen Herzen und verdient unsere volle Bewunderung. Doch entgegnete ihm Jesus:

Nicht sage ich dir, bis zu siebenmal, sondern bis zu siebenzigmal sieben.

Petrus fragte nach dem Maße der Vergebung. Die Antwort lautete: Das Maß der Vergebung ist, ohne Maß zu vergeben, wie der bekannte Ausspruch des heiligen Bernhard über die Liebe Gottes: Das Maß der Liebe Gottes ist, ihn ohne Maß zu lieben.

Und Jesus fuhr fort und sprach:

Deßwegen ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten Abrechnung halten wollte.

Als er aber anfing, wurde ihm einer gebracht, der zehntausend Talente schuldete.

Da dieser aber nicht hatte zu zahlen, befahl der Herr, daß er verkauft werde und sein Weib und seine Kinder und alles was er habe, und daß bezahlt werde.

Nun fiel der Knecht nieder und betete ihn an und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, und ich werde dir alles zurückerstatten.

Da erbarmte sich der Herr jenes Knechtes und ließ ihn frei und schenkte ihm die Schuld.

Als aber jener Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitknechte, welcher ihm hundert Denare schuldete, und er ergriff und würgte ihn, indem er sprach: Zahle, wenn du etwas schuldest.

Der Mitknecht aber fiel nieder, bat ihn und sprach: Habe Nachsicht mit mir, ich werde dir bezahlen.

Er aber wollte nicht, sondern ging hin und warf ihn in das Gefängniß, bis daß er die Schuld bezahlt haben würde.

Da aber seine Mitknechte sahen, was geschah, wurden sie sehr betrübt, und hingehend erzählten sie ihrem Herrn all das Vorgefallene.

Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach: Böser Knecht, jene ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich gebeten.

Mußtest nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte?

Und erzürnt übergab sein Herr ihn den Peinigern, bis daß er die ganze Schuld bezahlt haben würde.

Also wird auch mein himmlischer Vater euch thun, wenn ihr nicht vergebet, ein jeder seinem Bruder, von eurem ganzen Herzen.

Diese vom Evangelisten mit ungewöhnlicher Sorgfalt behandelte Parabel ist der Art gehalten, daß sie zugleich den Grund der Verpflichtung zu vergeben, darlegt, nämlich die Vergebung, welche wir empfangen haben, und die uns

um so mehr mit denselben Gesinnungen erfüllen muß, als sich jede Schuld, die wir vergeben, zur Schuld, die uns vergeben wird, wie eine kleine zu einer unendlichen, in Zahlen ausgedrückt, wie hundert zu sechzig Millionen, wie eins zu sechsmalhunderttausend verhält.*)

Der König in der Parabel ist Gott. Seine Knechte sind die Geschöpfe, Engel und Menschen, alles und jegliches, was im Dienste Gottes steht und ihm Rechenschaft ablegen muß. Er wollte mit ihnen Abrechnung halten, aber siehe gleich bei ihrem Beginne wird eine ungeheure Schuld aufgedeckt. Man bringt einen, der zehntausend ihm anvertraute Talente vergeudet hat. Dieser Eine ist Adam und in ihm das ganze Menschengeschlecht, der Mensch. Groß ist eine Schuld von zehntausend Talenten, nahezu an vierzehn Millionen Thaler, eben so groß, nicht in Zahlen auszudrücken ist die Schuld des Menschen. Er hat das Paradies vergeudet, die Erde verwüstet, daß sie Dornen und Disteln trägt, das Ebenbild Gottes in sich entstellt. Dieser Schuld entspricht die Strafe. Adam hatte in der Begehung der ersten Sünde viel verloren, aber nicht alles; was zu seinen bloß natürlichen Kräften und Anlagen gehörte, war ihm geblieben. Nun sollte er auch dieses verlieren, er wurde zum Tode verurtheilt: Du wirst sterben. Das Leben verlieren heißt alles verlieren. Wie der Knecht, so trotzte Adam nicht, noch leugnete er, sondern flehte um Gnade, und Gott ließ ihn im Besitze dessen was er noch hatte und schenkte ihm die ganze Schuld. Die Belassung Adams in dem was er hatte, und die gänzliche Vergebung der Schuld sind im göttlichen Rathschlusse vereinigt, in der geschichtlichen Verwirklichung aber getrennt. Die Vergebung für das ganze Geschlecht erfolgte am Kreuze, wo Jesus den

*) Das griechische Talent wog 6000 Denare (oder Drachmen.)

Schuldbrief, der wider uns war, zerriß; für den einzelnen erfolgt sie in der Taufe.

Hier nun ist der Punkt, wo die Parabel vom Knechte, in so ferne er das ganze Geschlecht repräsentirt, auf den Knecht, in so ferne er den einzelnen Menschen darstellt, übergeht, indem sie von den Bedingungen, die Gott zur Theilnahme an der erlösenden Kraft des Blutes Jesu Christi aufgestellt hat, jene eine nennt, welche in der Bitte des Vater-Unser enthalten ist: Wie wir vergeben.

Da der Knecht dieß nicht that, verfiel er der ganzen Strenge des Zornes seines Herrn.

Die Parabel vom Knechte, der zehntausend Talente schuldete, ist eine Perle unter den uns überlieferten Parabeln, ihre Lehre eine Perle unter den Lehren des Evangeliums. Keine Religion, keine Philosophie, keine Dichtung hat etwas Aehnliches aufzuweisen. Ihre Anwendung gibt Jesus selbst mit den deutlichsten Worten, und es hat dabei nur Ein Umstand Bedenken erweckt, daß nämlich der Herr seinen Knecht für eine geschenkte Schuld büßen läßt. Vergibt Gott nicht einmal für immer? Wie findet hier eine Rückwirkung statt? Die Antwort darauf liegt in der Art, wie die Schuld geschenkt wird, mit andern Worten im Wesen der Erlösung. Die Erlösung ist nicht bloß eine Thatsache, die einmal für immer geschehen ist, sondern auch ein Zustand stets fortwirkender Gnaden, deren verlustig wird, wer die fort und fort bestehenden Bedingungen der Theilnahme an ihnen nicht erfüllt. Es wiederholt sich hier auf dem Gebiete des geistigen Lebens, was eine Grundbedingung des Lebens im Gebiete der Leiblichkeit ausmacht, daß jedes Geschöpf nur in dem seiner Natur entsprechenden Elemente bestehen und gedeihen kann. Die Fische, die Vögel, die Landthiere, die Pflanzen, sie alle haben ihre besonderen Lebensbedingungen. Wo diese ihnen entzogen werden, verkümmern und sterben sie. Einen solchen genau begrenzten

Lebensbezirk gibt es auch für den erlösten Menschen. So lange er darin wurzelt, wird er leben; wird er daraus gerissen, dann verfällt er nach innerer Nothwendigkeit dem Tode. Diese Lebensbedingung ist der Glaube und die Liebe, die Gottähnlichkeit. Wer nicht vergibt, hat keine Liebe, keine Aehnlichkeit mit Gott, kein Leben in Christus und keinen Theil an Christus, er muß verloren gehen.

Es mochte schon ziemlich spät an der Zeit sein, da sich Jesus bereits anschickte, die Seinigen zu entlassen und mit Petrus heimzugehen, als man nochmal auf seine Abreise zu sprechen kam. Sie fiel Allen schwer auf das Herz, den Mitziehenden und den Zurückbleibenden; denn ihre nächste Veranlassung war eine nur zu gerechte Besorgniß für das Leben Jesu. Sie alle gehen vielleicht in nächster Zeit großen Bedrängnissen entgegen. Was ist da nothwendiger, als ein recht reiches Maß des Glaubens, mehr als man in Friedenszeiten bedarf, mehr als sie gegenwärtig, beim besten Willen, zu haben sich bewußt sind. Darum sprachen die Jünger im Namen Aller: Mehre in uns den Glauben! Sie erbaten es sich gleichsam als Abschiedssegen. Darauf entgegnete er:

Wenn ihr einen Glauben hättet wie ein Senfkörnlein, würdet ihr zu diesem wilden Feigenbaume (unter dem er saß) sagen: Werde entwurzelt und angepflanzt im Meere! und er würde gehorchen.

Wer aber von euch, wenn er einen Knecht hat, der ackert oder hütet, wird zu ihm, wenn er vom Felde heimkommt, sagen: Geschwind geh hin und setze dich zu Tisch?

Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite, daß ich zu essen habe, und gürte dich und bediene mich, bis ich gegessen und getrunken habe; dann magst du essen und trinken.

Wird er dem Knechte Dank darum wissen, daß er das Anbefohlene gethan hat?

Also auch ihr, wenn ihr alles euch Anbefohlene gethan habt, saget: Wir sind unnütze Knechte; was wir zu thun schuldig waren, haben wir gethan.

Diese Antwort kam höchst unerwartet. Die Jünger baten um ein mehr des Glaubens; Jesus entgegnete: dessen bedürfe es ganz und gar nicht; wer Glaube habe wie ein Senfkörnlein, vermöge alles; aber, fügte er gleich bei, wer auch alles vermöge, dürfe nie sagen: Ich bin etwas. Den ersten Satz hatte Jesus schon öfter ausgesprochen. Der Jünger bedarf, um nicht beschämt zu werden, um alle Hindernisse und Gefahren zu überwinden, nicht eines mehr, sondern nur des Glaubens. Der Glaube vermag seinem Wesen nach alles, und zwar nicht unbewußt, sondern so, daß er diese Zuversicht auch einflößt. Der Glaubende weiß, daß er alles vermag, aber auch (und nun folgt eine neue, wichtige Lehre), daß er sich nie einbilden darf, etwas zu sein. Nur derjenige wird mit voller Zuversicht dem Feigenbaume gebieten, daß er im Meere Wurzel fasse, der allzeit und immer spricht: Ich bin ein unnützer Knecht.

Wenn der Knecht vom Felde heimkommt, sei es, daß er ackerte, oder hütete, sagt der Herr nicht: Jetzt mache geschwind, daß du zum Essen kommst, sondern vielmehr: Jetzt richte den Tisch für mich zu. Und wenn er beides gethan hat, gearbeitet auf dem Felde, dann noch daheim, ist ihm der Herr deßhalb keinen Dank schuldig und gebührt ihm, dem Knechte, keine andere Sprache als die der demüthigen Unterwerfung.

Wir sehen: die Parabel faßt nur die Pflicht des Knechtes ins Auge und geht davon aus, daß der Herr nur Einen Knecht hat, dem die Feld- wie die Hausarbeit gleich zukömmt.

Die Anwendung ergibt sich leicht. Sie geht zunächst die Jünger, im weiteren Sinne alle Gläubigen an. Jesus Christus ist der Herr im Gleichnisse, der einzelne Jünger

der Knecht, das apostolische Amt die Arbeit, sei es im Felde draußen auf der Mission, sei es zu Hause in Mitte der gläubigen Gemeinde. Das Recht des Herrn ist der Anspruch auf unbegrenzte Ergebenheit, das Recht des Knechtes die Hausgenossenschaft. Innerhalb dieses Kreises müssen die Jünger bei allem, was sie thun und gethan haben, immer sagen: Wir sind unnütze Knechte. Auch das erwählte Werkzeug in den Augen Gottes ist unnütz in den eigenen Augen.

---

## Zweites Capitel.

Meinung des Herodes von Jesus. Aufenthalt in Nazaret. Speisung der Fünftausend. Die Rede vom Himmelsbrote und vom Essen mit ungewaschenen Händen.

### 1.

Matth. 14, 1, 2. Mark. 6, 14—16. Luk. 9, 7—9.
Dazu Matth. 13, 54—58. Mark. 6, 1—6. Luk. 4, 16—30.

Seit der Blutthat am Täufer hatte Herodes keine Ruhe mehr; auch daß er das Schloß Machärus verließ und in seine Winterresidenz Tiberias zurückkehrte, half nichts; es verschlimmerte vielmehr die Sache, weil er da alles in höchster Aufregung über die Wunder traf, die Jesus rings am See wirkte. Wahres und Falsches kam in buntem Durcheinander ihm zu Ohren und erfüllte sein Inneres mit Schreckbildern, die ihn so verwirrten, daß er Jesus für den auferstandenen Johannes hielt, daß er also gerade die absurdeste Ansicht, die sich unter dem Volke über ihn verbreitet hatte, zur seinigen machte.

Da nämlich der Täufer plötzlich verschwand, weil ihn Herodes heimlich ergreifen ließ, um Aufsehen zu verhüten,

und da um eben diese Zeit Jesus seine öffentliche Thätigkeit in Galiläa anfing, fehlte es nicht an Leuten, die glaubten, daß in Jesus der Geist des Johannes fortwirke, dann aber auch, daß auf ihn die Seele des Johannes übergegangen sei. Er war ihnen zuerst ein Johannes dem Geiste, dann der Johannes selbst der Seele nach. Andere hielten Jesus für Elias oder sonst einen von den alten Propheten.

Diese verschiedenen Urtheile hatten das miteinander gemeinsam, daß Jesus eine Erscheinung der jenseitigen Welt sei. Anders konnte man sich seine Wunder nicht erklären. Daß er eine Sendung habe zur Beseligung des Menschengeschlechtes, daran dachten wenige; daß er eine gespensterhafte Ausgeburt der Unterwelt sei mit zauberhaften, geheimnißvollen Kräften, glaubten selbst die Ungläubigen, und Herodes insbesondere, der in Jesus nur den Racheschatten des Täufers erblickte; denn unschuldig Hingerichtete gingen nicht sogleich in den Hades hinab, sondern blieben auf der Oberwelt und beunruhigten ihre Feinde. Solche Albernheiten nahmen selbst die Religionsspötter bereitwillig an.

Zu anderen Zeiten raffte sich Herodes wieder auf, schlug sich die Gedanken an Johannes aus dem Kopfe und ließ merken, daß er Jesus nicht ungern sehen möchte. Er spielte dann den starken Geist und sprach: Den Johannes habe ich enthauptet, wer ist dieser, über den ich solches höre? Seit Kurzem aus Rom zurückgekehrt und mit der Herodias vermählt, hatte er früher und vielleicht bis jetzt von Jesus nichts gehört. In Umgebungen, wie die seinige war, redet man nicht gerne von Propheten und Bußpredigern, besonders solchen, die, wie man zu sagen pflegt, keinen Spaß verstehen. Man konnte Jesus hassen, aber Spott zu treiben, verging Jedem.

Das Gerücht, daß Herodes sich sehr zu Herzen nehme, was in Kapharnaum vorgehe, erfüllte die Jünger und Freunde

Jesu mit großer Besorgniß. Sie verhehlten dieß ihrem geliebten Meister nicht, und er ließ sich bestimmen, Kapharnaum zu verlassen und nach Nazaret, wie sie meinten, auf einige Zeit wenigstens überzusiedeln.

Viele Gründe sprachen dafür. Nazaret war nicht bloß abgelegen im Gebirge, sondern auch als seine Vaterstadt zu seiner Aufnahme und zu seiner Beschützung verpflichtet. Da konnte sich ein neuer Mittelpunkt seiner Thätigkeit bilden.

Am fünften Wochentage, Donnerstag den 27. Adar (den 31. März) reiste Jesus mit den Jüngern ab. Er richtete es so ein, daß sie Freitag Abends nach Nazaret kamen. Es fehlte nicht an Gastfreunden, die ihn mit Freuden aufnahmen, wenn auch Maria und die Brüder Jesu in Kapharnaum blieben. Er hatte es so gewollt, denn er allein wußte, was ihm in Nazaret bevorstehe.

Der folgende Tag war Sabbat vor dem Neumonde. Jesus ging seiner Gewohnheit gemäß in die Synagoge. Aller Augen richteten sich auf ihn; denn welche Veränderung war während weniger als anderthalb Jahren mit diesem Kinde armer Leute vorgegangen!

Der Gottesdienst in den Synagogen bestand in Gebeten und Vorlesungen aus dem Gesetze und theilweise auch aus den Propheten, ähnlich unsern Evangelien und Episteln in der Messe. Je nach Zeit und Umständen wurde mit dem einen oder andern zum Schlusse der Andacht eine Predigt verbunden, zu der man angesehene Personen, besonders fremde, zugereiste Lehrer gerne einlud, wenn sie sich nicht selbst anboten.

Während der Lesung des Gesetzes schwieg Jesus; dann aber stand er auf zum Zeichen, daß er lesen wolle, womit er sich selbstverständlich auch zu einem Vortrage meldete. Nach Empfang des Buches wich er in so ferne von der üblichen Form ab, als er nicht den treffenden Abschnitt aus den Propheten suchte, sondern bei der nächsten besten Stelle

blieb, auf die sein Auge stieß. So etwas war wohl außergewöhnlich, aber keine Verletzung einer bindenden Vorschrift; man konnte von einem Abschnitt auf einen andern übergehen.*)

Den Zuhörern schien es ganz entsprechend, daß es Jesus in seiner Vaterstadt Gott anheimstelle, was er ihnen zu sagen habe. Der heilige Geist werde ihm zeigen, was für beide Theile, für ihn und sie, zum Heile sei. Nach ihrer Anschauung nahm Jesus jene Art Loose vor, bei der man ein Buch, ganz wie es der Zufall gibt, aufschlägt und den ersten Satz als göttliche Antwort und Fingerzeig des Himmels nimmt. Und wirklich geschah so; die von Jesus gefundene Stelle wurde eine Losung für ihn und die Nazaretaner.

Sie lautete: Der Geist des Herrn ist über mir, weil er mich gesalbt hat, frohe Botschaft zu bringen Armen, mich gesandt hat zu heilen die zerschlagenen Herzens sind, zu verkünden Gefangenen Erlösung und Blinden das Gesicht, zu entlassen Bedrückte in Freiheit, zu verkünden ein angenehmes Jahr des Herrn (Is. 61, 1, 2).

Darauf legte er das Buch zusammen, übergab es dem Diener und setzte sich, weil die Lehrer sitzend zum Volke redeten. Und er fing an und sprach:

Heute ist erfüllt worden die Schrift in eure Ohren.

Und Alle gaben ihm Zeugniß und staunten über die Worte der Anmuth, die aus seinem Munde kamen und sprachen: Ist dieser nicht der Sohn Josephs und der Maria und Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon? und sind nicht seine Schwestern hier bei uns?

Die Predigt selbst ist uns nicht überliefert worden; der Evangelist spricht nur von ihrem Eindrucke auf die Anwesenden. Sie staunten über die Kraft der Rede, die

*) Haneberg: Die relig. Alterth. der Juden. S. 617.

Schönheit der Sprache, die Haltung und Anmuth des Redners, so wie wir staunen, wenn wir aus dem Munde eines Handwerkers überzeugende, nach Form und Inhalt mustergiltige Vorträge hören.

Die ganze vornehme Welt von Nazaret war versammelt, die Neugierde hatte sie in die Synagoge gelockt, Einen zu hören, der bisher ohne allen Verkehr mit den gebildeten und besseren Ständen, wie sie wohl wußten, gelebt hatte. Und siehe, er sprach, wie man noch nie gehört hatte; wer sollte nicht staunen?

Das Staunen und Wundern ist an sich noch keine Tugend, und war es am allerwenigsten hier, weil sie nur zugaben, was Niemand leugnete: die hinreißende Macht seiner Rede. Gut für heute, sprachen sie in ihrem Herzen, wie Felix zum Apostel Paulus, ein andermal wollen wir dich wieder hören. Aber so meinte es Jesus nicht, darum fügte er zum ersten Theile seiner Rede einen zweiten, der die Gesinnung des Herzens, die von der Bewunderung nur schwach verdeckt wurde, an den Tag brachte. Uebergehend zu seinem neuen Thema machte er sich, wie ein echter Volksredner, selbst einen Einwurf, indem er neu anhub:

Ihr werdet zu mir dieses Sprichwort sagen: Arzt, heile dich selbst! Was wir gehört haben, daß geschehen sei in Kapharnaum, thue auch hier in deiner Heimath,

und darauf erwiederte:

Wahrlich sage ich euch, daß kein Prophet angenehm ist in seiner Heimath.

In Wahrheit sage ich euch: Viele Witwen waren in den Tagen des Elias in Israel, als der Himmel geschlossen wurde auf drei Jahre und sechs Monate, da große Hungersnoth wurde auf der ganzen Erde, und zu keiner von ihnen wurde Elias gesendet, außer nach Sarepta Sidonia's zu einer Witwe.

Und viele Aussätzige waren in Israel unter Elisäus dem Propheten, und keiner von ihnen wurde geheilt außer Naaman, der Syrer.

Die Nazaretaner bewunderten Jesus, aber sie glaubten nicht an ihn. Er zeigt, daß er dieß und den Grund ihres Unglaubens recht wohl kenne, und kleidet den Vorwand, der ihren Unglauben rechtfertigen soll, sowie seine Antwort darauf in die Form eines Sprichwortes ein. Ihr sagt: Wie sollen wir glauben? Das Sprichwort heißt: Arzt, heile dich selbst. Ich entgegne: Euer Satz gilt nicht; ein anderes Sprichwort heißt: Kein Prophet ist angenehm in seiner Heimath.

Damit sagte Jesus: Wenn er die Bedingungen, an welche sie ihren Glauben knüpfen, nicht erfülle, so liege der Grund in ihnen selbst. Sie machten ihm unmöglich, was sie von ihm begehrten. Wer den Propheten nicht aufnehme, dürfe auch keine Zeichen von ihm begehren; das sei ewiges Gesetz und göttliche Ordnung; ihre eigene Geschichte bestätige es an Elias und Elisäus, den zwei größten Wunderthätern der alten Zeit. Wo kein Glaube, da kein Wunder. Sie glaubten nicht, darum könnten in ihrer Mitte so wenig Wunder geschehen, als in Israel zur Zeit des Elias und Elisäus.

Diese Beweisführung war unantastbar; nur etwas fehlte, die Begründnng des Obersatzes, daß die Nazaretaner nicht glauben, daß sich an ihnen der Satz bewahrheite: Kein Prophet in seinem Vaterlande. Aber dieß that Jesus mit Absicht; er redete als der Herzenskenner; er sprach aus, was er in ihrem Herzen las; und daß er nicht falsch gelesen, zeigte sich nur zu bald.

Alle in der Synagoge wurden voll Zornes, da sie dieses hörten; und sie standen auf und stießen ihn hinaus vor die Stadt und führten ihn bis zum Rande des Berges, auf welchen ihre Stadt gebaut war, um ihn herabzustürzen.

Die Worte Jesu kamen ihnen wie ein höhnischer Spott vor; er machte sich über sie nur lustig und drohte, sie vor aller Welt der Verachtung preiszugeben, wenn er weiter aussagte, daß er in Nazaret allein kein Wunder habe wirken können. Einer solchen Schmach wollten sie zuvorkommen. Von schlimmen Folgen ihrer That hatten sie wenig zu fürchten; es fehlte nicht an Vorwänden. Wir haben ihn, konnten sie sagen, als falschen Propheten auf frischer That ertappt und ihm nur nach dem Gesetze gethan, das die Steinigung gebietet; denn sie wollten ihn steinigen.

Er aber, schreitend durch ihre Mitte, ging hinweg. Er ging mitten durch sie hindurch, ungehindert, unaufgehalten, weil er so wollte. Seine Stunde war noch nicht gekommen. Er wollte, und ihre Herzen wurden voll Schreckens, ihre Schritte gelähmt, die Kraft ihrer Arme gebrochen. Die zum Helfen ausgestreckte Hand des Arztes hatten sie verschmäht, nun sehen sie die erhobene Rechte des Richters. Dem Spotte und der Verachtung wollten sie vorbeugen, das trifft sie nun erst recht. Wahrhaftig, wird man sagen, haben sie gehandelt, wie von ihnen zu erwarten war. Daß sie nicht im besten Rufe standen, wissen wir aus der Rede Nathanaels: Kann von Nazaret auch etwas Gutes kommen?

Das gegenwärtige Städtchen liegt amphitheatralisch am östlichen und südlichen Abhange eines Höhenzuges so, daß die Häuser theilweise übereinander stehen und einzelne nahe an steilen Felsabhängen. Ueber einen derselben wollten sie Jesus hinabstürzen und ihn dann, wenn er noch am Leben wäre, steinigen. Dieß war das gewöhnliche Verfahren bei der Steinigung. Der Verurtheilte wurde zuerst von einer künstlichen oder natürlichen Erhöhung herabgestürzt, und dann, wo es noch nothwendig war, mit Steinwürfen von der Erhöhung herab, auf der die Zeugen standen, getödtet.

Es war nicht Gewohnheit Jesu, davonzulaufen, und überdieß hatte er in Nazaret nichts mehr zu befürchten.

Darum kehrte er in das Haus seines Gastfreundes zurück, wo er seine Jünger und Freunde um sich sammelte, sie tröstete und belehrte und jene Kranke, die man zu ihm brachte, heilte.

Am andern Tage, nach dem Sabbat, verließ er die Stadt, um sie nie mehr zu betreten. So verlangte es die Selbstachtung. Nazaret gab er auf, die Bewohner nicht. Vielleicht schämten sie sich bald ihrer That, und Viele suchten das Geschehene, so viel in ihren Kräften stand, wieder gut zu machen. Das war wohl auch der Grund, um dessenwillen Matthäus und Markus von diesem Attentate auf das Leben Jesu ganz schweigen. Man redete aus Schonung nicht gerne davon.

Noch ein Umstand verdient unsere Beachtung. Die Nazaretaner sagten nur von den Schwestern Jesu: Sie sind bei uns, nicht so von Maria und seinen Brüdern. Diese befanden sich also nicht in Nazaret, und man wußte auch, daß sie nicht mehr dahin zurückkommen würden.

## 2.

Matth. 14, 13—21. Mark. 6. 32—44. Luk. 9, 10—17. Joh. 6, 1—13.

Die Hoffnung der Jünger, ein Asyl in Nazaret zu finden, hatte sich nicht erfüllt. Sie brachten nun einen einsamen Ort auf der Ostseite des Sees bei Bethsaida Julias in Vorschlag, wenn er die Stadt selbst nicht betreten wolle. Man wäre außer dem Bereiche der Macht des Herodes und doch in Fühlung mit Galiläa.

Jesus war in Voraussicht dessen, was kommen würde, nicht dawider, und sie gingen auf der gewöhnlichen Straße an den See hinab. Bis sie aber, es mochte Montag abends, der 1. Nisan (4. April) sein, das Ufer erreichten, war das ihn begleitende Volk zu einem solchen Menschenstrome an-

geschwollen, daß die Jünger ihr Vorhaben aufgeben oder sich durch eine Ueberfahrt während der Nacht dem Gedränge entziehen mußten. Jesus that auch da nach ihrem Willen, obwohl es wenig half, weil die Leute der Richtung des Schiffes zu Fuß folgten, und am andern Morgen jenseits der Mündung des Jordans, da wo die Ueberfahrenden landen mußten, bereits warteten und den Ankommenden voll Freude entgegeneilten.

Jesus hätte sie zurückweisen können; er that es aber nicht, eingedenk seiner Sendung vom Vater, zu suchen was verloren war. Ihr Anblick ergriff ihn voll schmerzlichen Mitleids (waren sie doch wie Schafe, die keinen Hirten haben), und ging selbst den Jüngern so zu Herzen, daß sie, alles vergessend, mit ihm wetteiferten, sie freundlich aufzunehmen.

Oestlich vom Einflusse des Jordans in den See breitet sich eine überaus fruchtbare, wegen ihrer tiefen und eingeschlossenen Lage vielleicht nicht ganz gesunde Ebene im Umfange von anderthalb Stunden aus. An ihrem nördlichen Ende liegen auf einem Hügel (über der Fieberregion?) die Trümmer einer Stadt, die man für jenes Bethsaida hält, das der Tetrarch Philippus umgebaut und nach der Tochter des Kaisers Augustus Julias genannt hatte. Die Niederung, jetzt ein Weideplatz, damals ganz kultivirt, war zu einem Lager für viel Volk nicht geeignet; daher bestieg Jesus, dem Laufe eines Waldstromes folgend, deren drei sich in den See ergießen, die Hochebene der sogenannten Wüste von Bethsaida.

Hier predigte er, wie früher auf dem Berge der Seligkeiten, und machte, die einer Heilung bedurften, gesund, bis der Tag sich zu neigen anfing, und die Jünger zum Aufbruche mahnten, indem sie sprachen: Der Ort ist öde, und schon ist es spät an der Zeit. Entlasse die Leute, daß sie in die umliegenden Dörfer und Weiler gehen und sich Brot

kaufen, denn sie haben nichts zu essen. Doch Jesus wollte darauf nicht eingehen, sondern sprach vielmehr:

Gebt ihr ihnen zu essen,

und zu Philippus, als ob die Sache gleich in Ordnung gebracht werden sollte:

Wo werden wir Brot kaufen, daß sie zu essen bekommen?

Philippus entgegnete: Um zweihundert Denare Brot reicht nicht hin, daß jeder auch nur ein wenig bekomme. Es sei zwar, bemerkte Andreas, ein Knabe da, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische habe; aber, fügte er bedenklich bei, was ist dieß für so Viele?

Für Jesus war es genug. Er ließ das Angebotene bringen und die Leute auf dem Rasen Platz nehmen. Dann blickte er zum Himmel, sprach das Gebet, brach die Brote und gab sie seinen Jüngern zum Vertheilen, auch die beiden Fischlein vertheilte er an das Volk. Und alle aßen und wurden satt. Darauf sprach Jesus zu seinen Jüngern:

Sammelt die übrig gebliebenen Stücklein, damit nichts zu Grunde gehe.

Und sie füllten zwölf Körbe von dem, was man übrig gelassen hatte. Und der Essenden waren ungefähr fünftausend, ohne die Weiber und die Kinder.

Es mochte zehn Uhr morgens sein, als Jesus mit dem Volke die Hochfläche von Bethsaida erreichte. Bis abends vier Uhr blieben volle sechs Stunden zu Unterricht, Heilung und sonstigem Verkehre mit den Versammelten; denn gar manche hatten noch besondere Anliegen, die sie bei solchen Gelegenheiten vorbrachten. Ein ganzer Tag ohne Speis und Trank bei leiblicher und geistiger Anstrengung scheint fast zu lange. Aber der Morgenländer macht uns in solchen Stücken gar sehr zu Schanden; er hat in demselben Maße mehr Ausdauer, als seine Lebensbedürfnisse geringer sind. Die Apostelgeschichte erzählt von Paulus, daß er

in Rom die Juden über Jesus Christus aus dem Gesetze zu überzeugen suchte vom Morgen bis zum Abend (28,23).

Die Aufforderung an die Jünger, daß sie den Leuten zu essen geben sollten, und die Art ihrer Antwort bringen auf den Gedanken, als ob Jesus seine Begleitung schon öfter bewirthet habe. Dieß entsprach ganz seiner Menschenfreundlichkeit und Liebe. Gerade weil er arm war, brach er das Brot den Armen, und sie nahmen mit Freude und Danksagung aus seiner Hand, was ihm selbst als Almosen von Andern dargereicht wurde. Es fehlte in seiner Umgebung nie an Armen, wie er selbst sagt: Die Armen habt ihr allzeit um euch. Solche Werke der leiblichen Barmherzigkeit waren eine gute Schule für die Jünger und die begleitenden Frauen. Sie mochten manchmal ihre wahre Noth mit den Zudringlichen haben, bis alle zufrieden gestellt waren; dießmal aber lag die Unmöglichkeit auf der Hand, wie der ziemlich zutreffende Ueberschlag, den Philippus machte, nachwies. Denn erhielt man damals durchschnittlich einen Modius (d. i. 16 Pfund) Getreide für einen Denar (22 bis 24 Kreuzer nach unserem Geldwerthe), so ergeben sich 3200 Pfund für 200 Denare (70—80 fl.), und es traf, die Gesammtzahl zu 6000 berechnet, auf den einzelnen etwa $^1/_2$ Pfund Getreide (nicht Brot), in der That wenig genug für einen Tag. Ob 200 Denare das gemeinsame Vermögen der Begleitung Jesu ausmachte oder überstieg, blieb außer Frage; darauf hätte auch Jesus gar nicht geachtet. Philippus mußte zeigen, daß dem Bedürfnisse an Brot hier gar nicht abgeholfen werden könne, und er thats, fast möchten wir sagen, mit dem Scharfblicke eines Lieferanten. Aus Andreas redete schon mehr der Apostel, wiewohl schüchtern und als Rechtfertigung ihrer Bitte, die Leute zu entlassen. Dieser Schüchternheit lag aber nicht Unglaube zu Grunde, sondern heilige Verehrung Jesu und ein wahrhaft demüthiger Sinn. Sie sahen in Jesus nicht, wie die Volksmasse, einen bloßen

Wunderwirker, sondern ihren Herrn und Meister. Es fiel ihnen gar nie ein, von ihm ein Zeichen zu verlangen, oder ihm zu bedeuten, daß hier etwas außerordentliches am Platz wäre. Nichts kommt mir unbilliger vor, als den Grund ihrer Zurückhaltung in ihrem Unglauben zu suchen. Hätten sie statt der Entlassung eine wunderbare Speisung des Volkes gleich jener in der sinaitischen Wüste gewünscht oder auch nur angedeutet, so würde sie Jesus abgewiesen haben. Es steht geschrieben: Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen.

Sowie sich die Leute auf dem Rasen niederließen, betrachteten sie sich als Tischgenossen Jesu und als seine Geladenen, und er selbst that ganz, wie es dem Hausvater zukommt. Während des Tischgebetes, das immer der Hausvater sprach, standen die Jünger um ihn her; dann traten sie der Reihe nach vor, und Jesus legte jedem Einzelnen, zuerst dem Petrus, hernach den Andern, Brote und Fische in den Schoß, wozu der Mantel oder das Kleid diente, das sie aufschürzten und in Falten legten. Damit begann das Wunder und setzte sich unter den Händen der Apostel und Essenden fort, bis Alle gesättigt waren.

Die Weise der Wunderwirkung entzieht sich unserer Vorstellungskraft. Wenn aber aus einem einzigen von solchen Thierchen, welche sich durch bloße Theilung vermehren, in zwei Tagen acht Millionen und in vier Tagen hundert vierzig Billionen werden, wenn die große Lüneburger Heide mit einem Kalk und Kieselager von vierundzwanzig Fuß Tiefe fast ganz aus den Panzern solcher Thierchen besteht — begreifen wir dieß eher? Allein dieß kommt hier gar nicht in Frage, sondern nur, welchen Eindruck es auf die Apostel und die Uebrigen machte, worauf wir antworten dürfen: Keinen größern, als jedes andere Wunder. Sie alle erwarteten, gespeist zu werden; mit unbefangenem Sinne theilten die Jünger aus und nahmen die Leute an; sie ur-

theilten darüber nicht, sondern handelten wie Kinder und erkannten die Größe des Wunders erst, als es vollendet war, und da erschien es als ganz angemessen, daß Zeichen geschehen, wie sie in der Wüste vorkamen.

Wer die Worte des Apostels erwägt: Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes ist erschienen (Tit. 3, 4), wird nicht weiter nach dem Zwecke dieses Wunders fragen. Die Freude, um ihn zu sein, sollte durch nichts getrübt werden, wie früher zu Kana. Da hatte man für so viele Gäste nicht zubereitet; hier hatte Jesus bis zum Anbruche des Abends gelehrt; beides schien eine Ungelegenheit zu veranlassen, beidemal kam ihr Jesus zuvor; denn in ihm ist die Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes erschienen. Noch können wir sagen: Jesus übte dießmal das Amt des Hausvaters in großartiger und wunderbarer Ausdehnung als Abbild der allgemeinen Fürsorge seines Vaters im Himmel; er that für Tausende, was er im engern Kreise zu thun schon gewohnt war. Wenn er alle heilte, die Hilfe bei ihm suchten, warum sollte er nicht auch jene speisen, die aus Freude an seinem Worte auf Speise und Trank verzichtet hatten? Endlich verweist der vierte Evangelist noch auf einen Beweggrund. Dieses Wunder war — so wenig es scheint — eine Glaubensprüfung. Der Tausende mit wenigen Broten sättigt, hat ein Recht, Glauben zu fordern, wenn er sich das Brot nennt, welches der Welt das Leben gibt. Nach Johannes war die Speisung das Vorspiel einer Scene, die einen schrecklichen Ausgang nahm. Ein großer Abfall trat ein, und Jesus sprach selbst zu den Zwölf: Wollet nicht auch ihr gehen?

Die Hochebene, welche Jesus zum Schauplatze dieses Wunders gewählt hatte, das alte Gaulan, ist ein vulkanisches Plateau, über dem sich viele isolirt stehende Berge, theilweise erloschene Krater, erheben. Von einem solchen aus hatte Jesus gelehrt. Zur Speisung taugte aber diese Oertlich-

keit nicht, dafür mußte ein Platz in der Ebene ausgesucht werden. Sowie daher Jesus das Volk sich lagern hieß, stiegen sie insgesammt vom Berge herab und theilten sich der Art ein, daß sie ein Viereck von hundert Mann in der Länge und fünfzig in der Tiefe bildeten, ohne die Frauen und Kinder, die für sich eine Gruppe ausmachten. Dieß erleichterte nicht bloß die Schätzung der Zahl, sondern auch die Vertheilung der Brote. Zehn Apostel bedienten die Männer, zwei die Frauen und Kinder. Die Art und Weise, wie die stürmische Volksmasse Jesu noch in der Nacht vorangeeilt war, hatte es nur wenigen Frauen möglich gemacht, zu folgen, kaum andern, als solchen die Reitthiere hatten und unter Tags hinzukamen. Die Austheilung des Brotes nahm kurze Zeit in Anspruch, noch kürzere die Einsammlung, bei der alle mithalfen. Die Körbe, d. i. geflochtene kleine Reisetaschen, gehörten nicht den Jüngern, sondern größtentheils wohl den Frauen, die sie mit Freuden hergaben. Zuletzt erst aßen Jesus und seine Jünger von den eingesammelten Stücklein, dann vertheilte er den Rest unter die Armen, ließ die Körbe zurückgeben, und das Tagewerk war geschlossen.

## 3.

Matth. 14, 22—36. Mark. 6, 45—56. Joh. 6, 14—21.

Das Wunder der Brotvermehrung versetzte die Volksschaaren in mächtig wirkende Gährung, die zu überschäumen drohte. Ihre erste Aeußerung: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommt, war korrekt; denn wer Wunder wirkt, wie Moses, muß ihm auch gleich gestellt werden. Weniger korrekt war das Zweite, da sie ihn ergreifen und zu ihrem Könige ausrufen wollten; denn damit wollten sie nicht bloß ihrer Dankbarkeit einen Ausdruck geben, sondern zugleich die günstige Gelegenheit ihrer großen

Anzahl und der Nähe des Pascha benützen. Mit den Zwölf als Leitern der Bewegung an der Spitze lasse sich der Erfolg nicht bezweifeln; eine heilige Begeisterung werde alle erfassen; das Aufgebot der Krieger Gottes, der echten Patrioten, wie eine Lawine anschwellend, werde jeden Widerstand durch seine Masse erdrücken.

So dachten die Leute. Jesus machte aber all dem einfach und ohne jegliches Aufsehen dadurch ein Ende, daß er zuerst seine Jünger mit einem gemessenen Befehle, dann das Volk entließ, und sich auf den Berg, wo er gepredigt hatte, zurückzog, um allein zu beten. Da niemand den Muth hatte ihn aufzuhalten, niemand ihm folgte, geschah, was sich bei allen Massenversammlungen, die ihr nächstes Ziel auf einmal aus dem Auge verlieren, wiederholt: sie zerstreuten sich und gingen nach allen Richtungen auseinander.

Die Trennung der Jünger vom Volke war nothwendig und ebenso ein Werk der Vorsicht als der gütigen Nachsicht. Sie hätten dem Ansinnen der Masse nur zu bereitwilliges Ohr geliehen, und die Folgen wären für beide Theile gleich verderblich gewesen, der eine hätte den andern in seinen Ansichten bestärkt und im Glauben, wie ihn Jesus forderte, geschwächt und irre gemacht. Dieß zu verhüten, gab er seinen Jüngern den Befehl, nach Bethsaida auf der Westseite des Sees überzufahren, und er drängte sie von sich hinweg, weil er beten wollte. So hatte er wohl schon öfter gethan, und die Jünger gehorchten ohne Widerrede.

Als sie an's Ufer zu ihrem Schiffe kamen, war es schon spät am Abende nach Untergang der Sonne; sie eilten aber nicht, sondern fuhren bloß in das offene Wasser hinaus, um da, wo sie einen freiern Ueberblick bei mondheller Nacht hatten, auf ihren Meister zu warten. Sie wollten nicht schlafen, während er betete, noch im Schiffe überfahren, während er zu Fuß ging; denn alle glaubten, er werde

nach Vollendung des Gebetes ihnen zu Land folgen. Allmählich wurde es aber ganz finster, und ein ungünstiger Nordwest erhob sich, der sie trotz aller Anstrengung gegen Süd, aus ihrer Richtung, trieb und immer weiter vom Ufer, der Evangelist sagt, fünfundzwanzig bis dreißig Stadien, d. i. anderthalb Stunden wegbrachte, so daß jede Hoffnung, Jesus in ihr Schiff nehmen zu können, schwand, und sie mit sich selbst vollauf zu thun hatten. Da sahen sie ihn gegen drei Uhr morgens (nach alter Zählung um die vierte Nachtwache) plötzlich über dem Meere wandeln und auf das Schiff zugehen. Sie erschracken darüber nicht wenig und riefen voll Entsetzen: Es ist ein Gespenst. Sein Erscheinen gerade in einem Augenblicke, wo der Wind heftiger als je tobte, sein Dahinschreiten zwischen den schäumenden Wogen, bald sichtbar, bald von ihnen bedeckt, hatte für die vom Wachen und Rudern ermüdeten Jünger etwas Grauenerregendes. Sie glaubten, ein böser Dämon habe die Gestalt Jesu angenommen und komme, um Rache an ihnen zu nehmen; er benütze die Abwesenheit Jesu, sie unter einem falschen Scheine ins Verderben zu ziehen, als ob er mit ihnen in den Wellen untergehen wolle.

Die ganze alte Welt glaubte an Gespenster und dachte dabei bald an Seelen von Verstorbenen, bald an Dämonen, die sich in verschiedenen Gestalten zu Wasser und zu Land herumtrieben und die Menschen in Schrecken setzten und schädigten. Die Rabbinen hatten eine vollkommen ausgebildete Gespensterlehre in ihre Theologie aufgenommen; sie unterschieden zwischen Nacht-, Morgen- und Mittagsgeistern und hatten für jedes einen eigenen Namen. Daß die Jünger in diesen Dingen nicht etwa aufgeklärter dachten, als die überwiegende Mehrzahl des Volkes, macht schon ihre Lebensstellung begreiflich. Je gefährlicher das Element ist, mit welchem der Mensch von Jugend an umgeht, desto

empfänglicher ist sein Gemüth für solche Vorstellungen. Schiffer, Knappen, Jäger, Gebirgs- und Wüstenbewohner sind noch immer die Träger der Wundersagen und Märchen.

Wenn der Evangelist Markus sagt: Jesus wollte an ihnen vorübergehen, so spricht er zunächst vom Augenscheine. Die Richtung Jesu war etwas seitwärts, nicht direkt auf das Schiff zu. Da er aber nichts zum bloßen Scheine that, wollte er wirklich an ihnen vorübergehen, wenn sie auf seinen Zuruf:

Ich bin es, fürchtet euch nicht,

bei ihrem Wahne verharren würden. Doch nein! Petrus ermannte sich zuerst und erwiederte ihm und sprach: Herr, wenn du es bist, heiße mich zu dir kommen über das Wasser hin. Und Jesus sprach:

Komm!

Da sprang Petrus aus dem Schiffe und wandelte über das Meer hin, daß er zu Jesus gelange.

So opferte sich der Apostel in einem heldenmüthigen Wagnisse für seine Brüder; denn würde es Christus nicht sein, so müßte er untersinken, jene aber könnten, rechtzeitig gewarnt, durch Gebet sich retten. Ein muthigerer Jonas stürzte er hinaus in die Fluth, vertrauend, daß ihn Jesus bewahre, wenn er's ist. Dieß zeugt von einem großen Glauben; aber in noch schönerem Lichte zeigt sich seine Liebe, die nur darüber in Zweifel läßt, was stärker war: die Liebe zu Jesus, bei dem zu sein allzeit gut ist, auf stürmischer See wie auf dem leuchtenden Tabor, oder die Liebe zu seinen Brüdern, die nach dem kühnsten Mittel greift, sie zu retten, oder wenigstens rechtzeitig zu warnen.

Als er aber mitten im Wasser den heftigen Wind sah, fürchtete er sich und untersinkend rief er und sprach: Herr, rette mich! Und sogleich streckte Jesus seine Hand aus, ergriff ihn und sprach:

Kleingläubiger, warum zweifelst du?

Und sobald sie in das Schiff stiegen, legte sich der Wind. Die aber im Schiffe kamen, beteten ihn an und sprachen: Wahrhaftig, Gottes Sohn bist du.

Und das Schiff war sogleich am Lande.

Der Bitte entsprach die Art der Hilfe. Rette mich, rief Petrus, und Jesus streckte die rettende Hand nach ihm aus, schalt ihn aber auch zugleich; denn nicht die Heftigkeit des Windes, nicht das Aufstauen der Wellen, sondern das Nachlassen des Glaubens machte ihn untersinken, hängte sich wie ein Bleigewicht an seine Füße und zog ihn in die Tiefe. Groß war sein Glaube, und der Herr schilt ihn einen Kleingläubigen; was wird zu uns gesprochen werden, sind Worte des heiligen Hieronymus, die wir von diesem Glauben nicht den kleinsten Theil haben?

Im Bekenntnisse der Jünger spricht sich eine demüthige Abbitte ihres Kleinmuthes und ihrer Furcht aus. Sie hätten unter allen Umstände vertrauen und sich auf keine solche Probe, wie sie Petrus vornahm, einlassen sollen. Dieß tritt ihnen jetzt lebhaft vor die Seele, und durch ihr anbetendes: Du bist der Sohn Gottes, klingt zugleich ein flehendes: Vergib!

Der Wind hatte das Schiff südwärts getrieben, sie landeten daher nicht vor Bethsaida, sondern in der Ebene von Genesaret vor Magdala oder in der Nähe, wo sie in einer Herberge einige Stunden ruhten, bis der Tag anbrach.

Als die Leute von seiner Ankunft hörten, verbreiteten sie die Nachricht davon mit unbeschreiblicher Freude in der ganzen Umgegend; denn sie waren voll Besorgniß, daß Jesus wegen des Herodes lange oder gar nicht mehr zu ihnen kommen werde. Nun aber schallte über Berg und Thal der Freudenruf: Der Meister ist wieder da! und alle eilten mit ihren Kranken herbei und legten sie, wo er ging,

an den Weg hin, daß er sie nur den Saum seines Kleides berühren lasse; und die es thaten, wurden gesund.

Die Veranlassung zu einer solchen Bitte hatte die Geschichte des blutflüssigen Weibes gegeben, die Form der Bitte selbst aber entspricht noch gegenwärtig ganz dem Charakter eines frommen Orientalen, der starke Ausdrücke seiner Unterwürfigkeit liebt und, wie er den Saum eines Kleides küßt, so auch bittet, den Saum des Kleides berühren zu dürfen; sie hatte aber beim Juden deßhalb eine besondere und höhere Bedeutung, weil der Saum des Kleides das Abzeichen seines Glaubens und das Unterpfand seiner Erwählung und Gottangehörigkeit war.

Jesus ging von Magdala nach Kapharnaum, wo er am Abende desselben Tages ankam. Die Leute meinten, daß er von da aus wie zuvor seine Missionsreisen machen werde, ohne sich durch Herodes in Tiberias stören zu lassen. Aber dem war nicht so; er sollte vielmehr in Kapharnaum etwas ähnliches wie in Nazaret erfahren und ebendeßhalb dahin gehen. Kapharnaums Zeit war vorüber; die Sonne der gnädigen Heimsuchung neigte sich zum Untergange.

## 4.

Joh. 6, 22—59.

Jesus hatte auf der Höhe von Bethsaida zuerst die Jünger entlassen und in sie gedrängt, daß sie überfuhren, darauf das Volk, welches zu Lande heimkehrte. Die große Mehrzahl that es auch; einige aber blieben zurück und sammelten sich des andern Tages morgens in der Niederung am Ufer, indem sie da irgendwo Jesus bei seinen Jüngern zu treffen hofften. Er werde, dachten sie, auf dem Schiffe, in dem er angekommen, überfahren; anders hätte er die Jünger nicht an's Ufer herabgeschickt, sondern sie auf der Höhe übernachten lassen. Diese Erwartung ging nicht in

Erfüllung; es zeigte sich keine Spur weder von Jesus noch von den Jüngern noch vom Schiffe. Er mußte also einen andern Ort der Zusammenkunft mit den Seinigen bestimmt und in der Nacht den Weg dahin gemacht oder sonst eine Verabredung mit ihnen getroffen haben.

Während sie beriethen, was zu thun sei, landeten Schiffe von Tiberias mit Leuten, die auch Jesu nachreisten. Beide Theile kamen bald überein, gemeinsam umzukehren, da er die Ostseite des Sees offenbar schon wieder mit der Westseite vertauscht hatte. Sie fuhren indeß nicht direkt nach Kapharnaum, denn dazu bedurfte man keiner Schiffe, sondern querüber nach Magdala in der Ebene Genesaret, wo sie auch bald den Herrn erfragten und ihm nach Kapharnaum voraneilten oder nachfolgten.

Der Evangelist nennt die, welche auf der Ostseite des Sees über Nacht geblieben waren, wohl auch „Volk"; daß aber ihrer verhältnißmäßig nicht Viele waren, ergibt sich aus dem Verlaufe der Erzählung von selbst. Auf den Schiffen, die mit Leuten von Tiberias hergekommen waren, hatten zur Rückfahrt nicht mehr Viele Platz.

Am nächsten Tage (Donnerstag den 5. Nisan) war Synagogengottesdienst, wie gewöhnlich am zweiten und fünften Wochentage. Jesus besuchte ihn mit seinen Jüngern und hielt einen Vortrag. Nach seiner Beendigung traten jene Männer, die ihn mit so vielem Eifer aufgesucht hatten, heran und sprachen: Rabbi, wann bist du hieher, d. i. auf das jenseitige Ufer gekommen? Diesem Wann sollte weiter die Frage nach dem Wie folgen, wenn nicht etwa Jesus selbst mit der Zeit auch zugleich den Weg angeben würde. Der Beweggrund ihrer Erkundigung nach einer Nebensache war pure Eitelkeit. Sie präsentirten sich als solche, die mit auf der östlichen Anhöhe gewesen seien und keine Ruhe gehabt hätten, bis sie wieder bei ihm wären, die nun aber auch ihr gebührendes Lob für solch einen Eifer und solch

eine Anhänglichkeit erwarteten. Jesus bezeugte, daß er sie recht wohl kenne von gestern und ehegestern her, doch leider an ihnen nichts zu loben finde.

Er griff aber ohne lange Umschweife die Sache gleich bei der Wurzel an, indem er als Herzenskenner redete und den Grund ihrer Anhänglichkeit, der kein Lob verdiente, mit den Worten aufdeckte:

Wahrlich, wahrlich sage ich euch: ihr suchet mich, nicht weil ihr Zeichen sahet, sondern weil ihr von den Broten aßet und satt wurdet.

Das Wunder der Brotvermehrung war nicht das Einzige, das die Angeredeten gesehen hatten und um dessentwillen sie Jesus nachgezogen waren; er aber blieb doch bei diesem Einen letzten stehen, weil es deutlicher als die andern den bloß äußerlichen Beweggrund ihrer Begeisterung für ihn an den Tag legte. Einem nachziehen, wie Schmarozer thun, ist dieß nicht erbärmlich?

Diese Erwiederung ist geradezu, würden wir sagen, beleidigend, aber für solche Leute gab es kein anderes Heilmittel. Sie gehörten zum bloß schaulustigen und dabei anspruchsvollen, weil gebildeten Pöbel. Sie meinten, die Wunder geschehen nur um ihretwillen gleichsam zu ihrer Belohnung und Belustigung, so ungefähr wie viele ins Theater gehen. Sie nahmen das Mittel für den Zweck. Daran, daß die Wunder zunächst Zeichen und Abbilder himmlischer Güter seien, nach denen der Mensch vor allem trachten soll, dachten sie nicht. Es kam ihnen bei der wunderbaren Speisung gar nicht in den Sinn, darin ein Bild des geistigen Brotes zu sehen, das ihnen zu bringen Jesus gekommen sei. Darnach hatten sie keinen Hunger, und doch war es das Eine und einzig Nothwendige. Darum fuhr Jesus, da er nie bloß zankte und schalt, sondern immer auch belehrte und mahnte, ohne Unterbrechung in seiner Rede fort:

Verschaffet euch nicht die Speise, welche vergeht, sondern die, welche bleibt ins ewige Leben, die der Menschensohn euch geben wird; denn diesen hat der Vater besiegelt, Gott.

Wie im Gespräche mit der Samariterin vom leiblichen Wasser aufs geistige, so ging hier Jesus vom leiblichen Brote auf das geistige über. Beides bezeichnet ein Gut, das der Mensch für sein geistiges Leben so nothwendig braucht wie Speise und Trank, und das Jesus gibt, er allein, aber nur denen, die es bei ihm suchen und sich darum bemühen. Das Himmelreich fällt nicht, wie eine reife Frucht, in den Mund, den man bloß aufmachen darf; nur die Gewalt Brauchenden, die um dieses Brot sich Bemühenden reißen es an sich.

Die Angeredeten, welche der Evangelist von nun an kurzweg Juden nennt, erkannten recht wohl, daß Jesus unter dem Ausdrucke Brot, das bleibt ins ewige Leben, das zum ewigen Leben führt, ein geistiges Gut verstehe; aber daß *sie* nicht schon im Besitze dieses Gutes sein, sondern es erst von Jesus bekommen und bei ihm suchen sollten, wollte ihnen gar nicht einleuchten. Haben sie im Gesetze nicht alles, was zum ewigen Leben gehört? Gibt es eine andere Sprache als die: Halte die Gebote, und du wirst leben? Wenn David das Gesetz des Herrn Seelen bekehrend, Weisheit gebend, Herz erfreuend, ewig bleibend, voll reicher Vergeltung nennt (Ps. 18, 8—12); wer kann da noch von einem andern Brote des ewigen Lebens sprechen? Darum entgegneten sie nicht ohne Empfindlichkeit: Was sollen wir thun, daß wir die Werke Gottes wirken?

Da dieser Frage ein Zweifel zu Grunde liegt, nicht eine Unwissenheit, die aufrichtig Belehrung sucht, so lautet ihre Entgegnung dem Sinne und der Meinung nach ablehnend: Wir wüßten nicht, was unsern Werken an der Gottwohlgefälligkeit fehlen sollte. Macht die äußere Hand-

lung für sich allein das Werk noch nicht zu einem solchen, welches die Verheißung des ewigen Lebens hat, sondern der Bund, den Gott mit unsern Vätern geschlossen hat, ist das Gesetz in und durch diesen Bund lebengebend; so gilt, was du da sagst: Verschaffet euch das Brot, welches bleibt ins ewige Leben, wohl vom Heiden, denn hier bedeutet es: Werde Jude; was es aber bei uns Juden für einen Sinn haben soll, ist schwer einzusehen. Kann der Jude noch etwas anderes werden, als was er schon ist? Gibt es ein Brot, nothwendig zum ewigen Leben, das im Judenthume nicht enthalten wäre?

Jesus antwortete auf diese Lebensfrage mit einem unzweideutigen Ja, indem er sprach:

Dieses ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubet, den er gesandt hat.

Das Werk, durch welches alle Menschen, Juden wie Heiden, sich das Brot des ewigen Lebens verschaffen, durch welches ihre Werke Gott wohlgefällig werden, ist der Glaube. Dieser Ausspruch enthält dasselbe, wie jener vor Nikodemus: Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen (Joh. 3, 5); nur daß Jesus vor Nikodemus die göttliche, vor den Juden hier die menschliche Thätigkeit am Werke der Rechtfertigung, die eine gottmenschliche ist, hervorhob, und daß jener ihm ein bereitwilliges Herz entgegenbrachte, diese aber nicht, wie man aus ihrer Entgegnung sieht, indem sie sprachen: Welches Zeichen also thust du, daß wir sehen und dir glauben? Was wirkest du?

Jesus fordert Glauben. Waren sie denn ungläubig? Es scheint nicht. Sie liefen ihm ja überall nach und erwarteten gerade deßhalb Lob und Anerkennung; und doch lautet ihre Gegenrede, als ob sie selbst es zugeben, indem sie ein Zeichen von ihm begehren, auf daß sie glauben. Sie fühlten nämlich recht wohl, daß sie den Glauben,

welchen Jesus meine, nicht haben. Aber hatten sie diesen Glauben nicht noch vor ein Paar Tagen, da sie ihn zum Könige machen, ihm als dem Messias ihre Huldigung darbringen wollten? Verweigern sie ihm jetzt nicht, wozu sie am Abende der wunderbaren Speisung entschlossen waren? Gewiß; es zeigt sich da eben, was wir so oft im Leben erfahren, daß sich in wenig Tagen, selbst über Nacht viel ändern kann. Damals fehlte, sowie es die Juden anschauten, Jesu der Muth, jetzt fehlt ihnen das Vertrauen; sie sind zur Einsicht gekommen, daß sie damals einen dummen Streich gemacht hätten; denn wie viel ihm vom Messias fehle, zeige eben das, worauf er seine Forderung, an ihn zu glauben, gründen wolle, im Vergleiche mit dem, worauf sie Moses in der That gründete. Dieß sprachen sie auch aus, indem sie fortfuhren: Unsere Väter haben das Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht: Brot aus dem Himmel hat er ihnen zu essen gegeben.

Ihr Bedenken scheint wohlbegründet. Jesus verlangt einen Glauben, wie er dem Messias zukommt. Ist der Messias, woran niemand zweifelt, ein zweiter Moses, so müssen auch seine Zeichen die eines zweiten Moses und die Beglaubigung des Einen muß der des Andern in allem gleich sein. Diese Bedingung hat Jesus nicht erfüllt. Sein Brot ist, wie der Augenschein lehrt, kein Manna gewesen; also darf er auch nicht fordern, was Moses fordern durfte, geschweige mehr. Gleiche Leistungen, gleiche Rechte.

Jesus ging auf diese Zumuthung, daß der Messias dieselbe Beglaubigung wie Moses haben müsse, unbedenklich ien; ja er nahm für ihn sogar noch eine größere in Anspruch und zeigte dieß am Beispiele vom Manna selbst, worin man damals allgemein das vornehmste mosaische Wunder sah, indem er antwortete:

Wahrlich, wahrlich sage ich euch: nicht Moses hat euch

das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahrhafte Brot vom Himmel.

Das Manna heiße nur im uneigentlichen Sinne Brot vom Himmel; das eigentliche, wahrhaft von und aus dem Himmel stammende Brot gebe Gott durch den Messias; darin zeige sich seine höhere Beglaubigung. Damit man indeß diesen an und für sich dunkeln Ausdruck richtig verstehe, fügte Jesus gleich die Erklärung bei, indem er fortfuhr:

Denn das Brot Gottes ist jenes, welches vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt.

Den Juden werden hier zwei Kennzeichen für das wahrhafte, eigentliche Himmelsmanna und seinen Vorzug vor dem mosaischen an die Hand geboten, nämlich einmal, daß es seiner Substanz nach himmlisch ist, dann daß es der Welt das Leben gibt, also ganz und gar nach Wesenheit und Wirkung ein Brot Gottes ist; ein drittes, wie es in die Erscheinung tritt, wird nicht berührt, weil sich Jesus darüber besonders und eingehend aussprechen wollte. Diese beiden Merkmale enthalten zugleich den Beweis für die Behauptung, daß Moses das eigentliche Himmelsmanna nicht gegeben hat, weil er's gar nicht geben konnte; denn das wahre Himmelsbrot gibt der Welt das Leben, damit, wie von einem Brote der Tod in die Welt kam, von einem Brote hinwieder das Leben komme.

Die Juden waren mit dieser Definition vom messianischen Manna ganz einverstanden, auch damit daß er sagte: Mein Vater gibt euch das wahrhafte Brot vom Himmel, indem sie ergänzten: durch mich, und zum Zeichen ihrer Uebereinstimmung sprachen: Herr, gib uns jeder Zeit dieses Brot.

Vom himmlischen Brote wird der Mensch, wenn es einmal da ist, immer essen, nicht wie vom irdischen und auch vom Manna in Unterbrechungen, nur zur Zeit des Hungers. Ihre Bitte: zu jeder Zeit, war also ganz

correkt, weniger die Form: gib uns; denn Jesus hatte ausdrücklich gesagt: mein Vater gibt, und er blieb dabei in seiner in Antwort stehen, indem er sprach:

Ich bin das Brot des Lebens.

Wer zu mir kommt, wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr dürsten.

Aber ich sagte euch, daß ihr mich gesehen habt und und nicht glaubet.

Alles, was mir der Vater gibt, wird zu mir kommen, und den, der zu mir kommt, werde ich nicht hinausstoßen.

Denn ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.

Dieß aber ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, daß ich von allem, was mir der Vater gegeben hat, nichts verliere, sondern es auferwecke am jüngsten Tage.

Denn dieß ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, daß jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, das ewige Leben habe, und ich ihn auferwecke am jüngsten Tage.

Die Antwort Jesu auf ihren kürzesten, für uns aber hinreichend deutlichen Ausdruck zurückgeführt, lautet: Das Brot des Lebens, welches Gott, mein Vater, der Welt gibt, bin ich. Wer zu mir kommt, hat das Leben. Zu mir kommt der, welchen der Vater will.

Das Geben des Brotes im allgemeinen, der Welt, wie im speciellen, dem Einzelnen, d. i. die Berufung zum Glauben, wird von Jesus Christus immer dem Vater zugeschrieben; er handelt da nur nach dem Willen des Vaters. Es ist sehr bezeichnend, daß Jesus dieß mit aller Entschiedenheit von seinem Wollen trennte. Und warum? Weil sein, des Menschensohnes, Wille nur der eine ist, zu suchen und selig zu machen. Die Beschränkung also, die er sich auferlegt, kommt nicht von seinem Willen, sondern von seinem Gehorsame.

Jesus nennt sich das Brot des Lebens, wie im Gespräche mit der Samariterin das Wasser, welches aufquillt in das ewige Leben; denn er befriedigt das Verlangen unserer Seele ganz und für immer, so daß sie außer ihm nichts mehr sucht, daß sie keinen Hunger und keinen Durst mehr empfindet, daß sie kein Hinschmachten und kein Hinsterben kennt.

Das Gesetz hatte diese lebengebende Kraft nicht. Wenn auch die Gläubigen und Frommen des Alten Bundes in Hoffnung der seligen Auferstehung starben, sie selbst konnte es nicht geben. Das Gesetz glich dem irdischen Arzte, der die Heilpflanze nennen, auf sie hinweisen, anderes aber nicht thun, sie nicht machen kann. Jesus ist der himmlische Arzt, der die Heilpflanze nicht bloß nennt, sondern sie auch wachsen macht, ja sie selbst ist.

Der Wille und Rathschluß Gottes bei der Sendung seines Sohnes wird nach zwei Seiten hin dargestellt, nämlich in Beziehung auf uns: daß, wer den Sohn sehe und an ihn glaube, das ewige Leben habe; dann in Beziehung auf Jesus Christus: daß er alle jene, welche ihm der Vater gegeben hat, behüte. Die Aufgabe des Menschensohnes also ist, zu behüten und das Behütete durch die Auferweckung für alle Ewigkeit sicher zu stellen; die Aufgabe des Menschen ist, sich behüten zu lassen. Jesus that den Willen seines Vaters ganz und vollkommen, nicht aber so auch die Menschen; ein Beispiel waren gleich die Juden, denen er, schmerzlich bewegt, ins Gedächtniß zurückrufen mußte, was er ihnen gleich im Beginne dieses seines Gespräches, wenn auch mit andern Worten vorgehalten hatte, indem er sprach: Ihr habt mich gesehen und glaubet nicht. Für euch bin ich kein Brot des Lebens; ihr dürstet und hungert und kommt in eurem Hunger um, weil euch der Vater mir nicht gegeben hat.

Der Evangelist fährt in der Erzählung mit den Worten fort: Es murrten nun die Juden über ihn. Dieß wird uns nicht Wunder nehmen; wer könnte solche harte Reden: Ihr gelanget nicht zum Leben, ihr bleibet im Tode, gleichgiltig hinnehmen? Was uns aber sehr in Staunen setzen muß, ist, daß sie eben darüber nicht murrten, sondern über das Zeugniß, welches Jesus sich selbst gebe, indem er gesagt habe: Ich bin das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist; und sie sprachen untereinander: Ist dieser nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? wie sagt er nun: Ich bin vom Himmel herabgekommen?

Ihre murrende Einrede verräth eine gereizte Stimmung, die sich im Gegensatze zur Ruhe Jesu immer steigerte und besonders darin offenbar wurde, daß sie es darauf anlegten, ihn eines Widerspruches zeihen zu können. Jesus hatte nicht gesagt: Ich bin das vom Himmel gekommene Brot, sondern: Ich bin das Brot des Lebens; ein Ausdruck, dessen unverfänglicher Sinn wie zum Ueberflusse von ihm selbst erklärt wurde, da er gleich beifügte: Wer an mich glaubt, wird nimmermehr hungern; denn Gegenstand des Glaubens ist zunächst ein geoffenbartes Wort, das nach allgemein bildlichem Gebrauche eine Nahrung der Seele, ein Brot des Lebens genannt wird. Sie aber, echt sophistisch und pharisäisch, verbanden den bildlich gemeinten Ausdruck: Brot, mit dem buchstäblich zu nehmenden: ich bin vom Himmel herabgekommen, und bezogen es überdieß nicht auf seine Wirksamkeit, die das Siegel himmlischen Ursprunges sichtbar an sich trug, sondern auf seine persönliche und leibliche Erscheinung, deren irdischer Ursprung Allen bekannt sei. Wer kann sich vom Himmel gekommenes Brot, d. i. ein himmlisches Wesen nennen und Menschen zu Eltern haben?

Darauf erwiederte Jesus:

Murret nicht untereinander.

Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zieht, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.

Es steht geschrieben in den Propheten: Und sie werden Alle von Gott belehrt sein.

Jeder, der vom Vater hört und gelernt hat, kommt zu mir.

Nicht, daß den Vater jemand gesehen hätte, außer der von Gott ist; dieser hat den Vater gesehen.

Die Juden hielten ihr Murren für berechtigt, weil Jesus Dinge von sich aussage, die mit dem Augenscheine in Widerspruch wären und ohne Zeichen des Unwillens gar nicht angehört werden könnten. Jesus ging in seiner Antwort nicht darauf ein, dieses Räthsel zu lösen, indem er etwa entgegnete: Ihr irret euch, ich habe keinen irdischen Vater. Es wäre dieß, von anderm abgesehen, ganz vergeblich gewesen. Er ließ sich, wie wir sagen würden, nicht auf den objektiven Grund ihres Murrens ein, sondern tiefer greifend auf den subjektiven. Nicht in dem, was Jesus sagte, liegt der Grund ihres Murrens, sondern in dem, was sie sind, darin nämlich, daß sie der Vater nicht zieht, sie also zu Jesus nicht kommen, mit andern Worten, über ihn nur murren können; denn wer nicht für Jesus ist, ist wider ihn. Sie murren, weil der Vater sie nicht zieht; der Vater zieht sie nicht, weil sie seine nach ihnen ausgestreckte Hand hartnäckig zurückweisen. Wollten sie dieß einsehen und das Murren wider sich selbst richten, dann würde es gegen Jesus bald aufhören.

Hier sagt Jesus: Der Vater zieht nicht; ein andermal ruft er über Jerusalem: Du hast nicht gewollt. Wenn er den Rathschluß Gottes ins Auge faßt, fügt er bei: Vater, ich preise dich (Matth. 11, 25); wenn er auf die Menschen und ihre Herzenshärtigkeit schaut, bricht er in Thränen und Wehklagen aus.

Damit man den bildlichen Ausdruck: ziehen, nicht mißverstehe, erklärt ihn Jesus selbst und nennt ihn ein geistiges Einsprechen oder Hören der Stimme Gottes im Innern und, wenn der Mensch darauf horcht, ein Lernen oder belehrt werden; denn zum Lernen und belehrt werden gehört unsere freie, selbstgewollte Mitwirkung. Eine Folge dieses Lernens ist, daß der Mensch zu Jesus Christus und durch ihn zum Heile gelangt. Es gibt keinen andern Weg zum Heile als Jesus, und es gibt keinen andern Weg zu Jesus als die Belehrung oder das Ziehen durch den Vater, wie schon der Prophet vorhergesagt hat: Alle, die am messianischen Reiche Theil nehmen, werden von Gott Belehrte, von Gott Gezogene sein; andere also nicht. Doch ist dieser Verkehr mit Gott trotz seiner Innigkeit (ein Hören und Lernen wie aus dem Munde Gottes) kein unmittelbarer; dieß kommt allein dem Menschensohne zu (niemand hat den Vater gesehen, außer der von Gott ist). In ihm, dem Menschensohne, hören wir den Vater; wenn er sagt: Kommet zu mir alle; wenn er spricht: Das Himmelreich ist nahe, so ziehet der Vater, denn er thut in Allem nur den Willen des Vaters. Da der Verkehr mit Gott, ohne den es kein Leben und keine Seligkeit gibt, durch den Menschensohn allein vermittelt wird, so fuhr Jesus folgerichtig in seiner Rede also fort:

Wahrlich, wahrlich sage ich euch: Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben.

Ich bin das Brot des Lebens.

Eure Väter aßen in der Wüste das Manna und starben.

Dieses ist das vom Himmel herabkommende Brot, daß, wer davon ißt, nicht sterbe.

Ich bin das lebendige, das vom Himmel herabgekommene Brot.

Wenn einer von diesem Brote ißt, wird er leben in Ewigkeit.

Und das Brot, welches ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.

Wenn wir die Einschaltung vom Manna, das, wie wunderbar es auch sein mochte, nicht vom Himmel kam und nicht das Leben gab, weglassen, so erhalten wir in kürzester Form folgende Lehrsätze: Wer zu Jesus Christus kommt oder, was das Nämliche ist, an ihn glaubt, hat das ewige Leben; also ist er das Brot des Lebens. Er ist aber Brot leibhaftig, er selbst; sein Fleisch ist lebendiges vom Himmel herabgekommenes Brot, und dieses vom Himmel herabgekommene, lebendige Brot seines Fleisches wird dadurch, daß es Jesus Christus hingibt für die Welt, das Brot des Lebens.

Jesus Christus ist in seinem Fleische, d. i. in seiner heiligen Menschheit dadurch ein lebengebendes Brot geworden, daß er sie in den Gehorsam bis zum Tode am Kreuze hingegeben hat. Durch sein Opferleben und seinen Opfertod am Kreuze hat er der Welt das Leben gegeben. Sein Fleisch wurde letztendlich am Kreuze das Brot, an dem sich die Welt lebendig und gesund ißt. Von diesem Kreuzesbrote essen, heißt nun nichts anderes, als in eine solche Vereinigung mit Jesus treten, daß die Früchte seiner Versöhnung an uns wirksam werden können. Essen somit steht im bildlichen Sinne, und ist gleich glauben, aber nicht, wie der Jude an die heiligen Bücher glaubt, sondern ein glauben, das zur Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus selbst führt, und das sein Leben zur Quelle unsers Lebens macht, wie der Apostel sagt: Mir ist das Leben Christus (Phil. 1, 21).

Die Juden stritten nun untereinander, indem sie sprachen: Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?

Ein neuer Kunstgriff, Jesus eines Widerspruches zu zeihen. Er hatte sein Fleisch ein Brot genannt und nur in so ferne, als sein Fleisch ein Brot ist, vom Essen desselben gesprochen. Ihre Gegenrede hätte demnach, correkt

gefaßt, lauten müssen: Wie kann er sein Fleisch ein Brot nennen, dessen Genuß das ewige Leben gibt? Dafür sagen sie gleich: Wie kann er uns sein Fleisch zu essen geben. Daß sie unter einander stritten, offenbart eine innerliche Entfremdung von Jesus und zugleich eine unwillkürliche Scheu, die sie vor ihm hatten. Sie setzten sich über seine Rede nicht gleichgiltig oder verächtlich, wie über die Worte eines Verrückten hinweg; sie hatten aber nicht mehr so viel Vertrauen und Selbstverleugnung, sich an ihn zu wenden. Anfänglich fragten sie ihn, dann murrten sie wider ihn, zuletzt ließen sie ihn persönlich ganz aus dem Spiele, beschäftigten sich aber doch mit dem, was er gesprochen hatte in Weise eines Disputes, worin einer den andern gegen Jesus mehr und mehr aufzubringen suchte.

Jesus beobachtete in seiner Antwort dieselbe Methode wie zuvor. Er beklagte sich nicht, daß die Juden von seinen Worten abwichen und für: wer von diesem Brote ißt, auf eigene Faust hin sagten: wer von diesem Fleische ißt. Er hielt, auch so gefaßt, die Wahrheit seiner Aussage aufrecht und gebrauchte, um jedes weitere Mißverständniß ferne zu halten, die stärksten Ausdrücke, indem er sprach:

Wahrlich, wahrlich sage ich euch: wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohnes esset und sein Blut trinket, habt ihr nicht das Leben in euch.

Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.

Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut ist wahrhaft ein Trank.

Dazu fügte er noch die Wirkungen dieses Genusses, indem er fortfuhr:

Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm.

Wie mich der lebendige Vater gesandt hat, und ich

lebe durch den Vater, so wird auch, wer mich ißt, leben durch mich.

Dieses ist das vom Himmel herabgekommene Brot, nicht, wie die Väter aßen, das Manna, und starben.

Wer dieses Brot ißt, lebt in Ewigkeit.

Der Mensch tritt also durch diese Speise in eine so innige und wesentliche Vereinigung mit Christus, daß es dafür kein anderes Abbild und Vergleichungsglied gibt, als die Jesu mit Gott selbst. Wie da beide, Vater und Sohn, Einen Lebensgrund haben, so Jesus Christus und derjenige, der sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt; denn wie der Sohn aus und durch den Vater lebt, so lebt aus und durch Jesus Christus, wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt. Er lebt in Jesus, gleichwie der Vogel in der Luft, die sein Lebenselement ist, und Jesus lebt in ihm, wie die Seele im Leibe.

Eine solche Folge des Genusses entspricht ganz der erhabenen Natur der Speise. Durch den Genuß tritt die Speise in eine Wesensvereinigung mit unserem Leibe. Während aber der leibliche Organismus als das Stärkere die Speise sich aneignet und in seine Natur umgestaltet, tritt beim Genusse des Leibes und Blutes Jesu Christi der entgegengesetzte Fall ein; wir kommen in eine Verbindung mit ihm, kraft welcher er Grund und Element unsers Lebens wird; von nun an leben, weben und sind wir in ihm, wie er im Vater.

Endlich gibt Jesus noch zum vollen Abschlusse seiner Rede die äußerlich sichtbare Bethätigung dieser Lebensgemeinschaft mit ihm an; sie wird sich bei der seligen Auferstehung offenbaren. Der Lebensverkehr ist ein geistiger und geistiger Natur sind seine Wirkungen. Das geistige Leben ist's, was sie uns mittheilen. Aber sie beschränken sich darauf nicht, sondern strömen auch in den Körper über, in den sie den Keim zur seligen Auferstehung legen.

Wenn wir beides zusammenfassen, die Art, wie Jesus

das Brot des Lebens beschreibt, und die Wirkungen, welche er diesem Genusse verheißt, so kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß er vom Brote des heiligsten Sakramentes rede, in welchem wahrhaft sein Fleisch und sein Blut enthalten ist.

Wollen wir uns nun die ganze Rede nach ihrem Hauptinhalte vergegenwärtigen, so können wir sie in drei Sätze zusammenfassen. Jesus sprach zu den Juden, die ihn nicht ohne Selbstbewußtsein angeredet, wie man sagen könnte, interpellirt hatten:

Das Ziel eurer Bestrebungen ist eine bloß äußere Gemeinschaft mit mir, die Anhänglichkeit an einen Menschen, mit dem man groß thun, von dem man im Falle der Noth ein Wunder verlangen kann. Das Ziel meiner Bestrebungen im Gegentheile ist eine geistige Verbindung, eine wahre Einheit im Denken, Wollen und Thun, im Sein und Leben mit allen Folgen, die daraus für Zeit und Ewigkeit entspringen.

Diese Lebenseinheit im Geiste und in der Wahrheit vermittelt ein Brot, das wahre Manna, von dessen Genuß ihr aber durch eure eigene Schuld ausgeschlossen seid. Darum besteht zwischen mir und euch eine unausfüllbare Kluft.

Dieses Brot ist ein dreieines: das Brot meiner Lehre, meines Opferlebens und Opfertodes am Kreuze, meines Fleisches und Blutes im heiligsten Sakramente.

Wir sehen auch, wie Jesus zur Ankündigung dieses höchsten Geheimnisses kam. Er wurde von den Juden dazu gedrängt; es war ihrerseits eine Provokation, der er nur nicht aus dem Wege ging. Ihr fortgesetzter Widerspruch veranlaßte ihn, die Wahrheit seines Wortes: Ich bin das Brot des Lebens, allseitig aufrecht zu halten. Sie hatten anfänglich das Ich urgirt und es auf seine Persönlichkeit beschränkt. Jesus entgegnete, daß der Satz auch in diesem Sinne volle Richtigkeit habe, buchstäblich wahr sei. Dann

betonten sie hinwieder den Ausdruck „essen", und setzten „Fleisch" an die Stelle von „Brot", wie man denn sein Fleisch essen könne? Auch dieß bringt Jesus in keine Verlegenheit und nöthigt ihn zu keiner Einschränkung; denn sein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und sein Blut wahrhaft ein Trank. Trotz dieser Entschiedenheit ist Jesus im Gebrauche seiner Worte schonend und vorsichtig. Zuerst spricht er bloß vom Brote und vom essen des Brotes; dann setzt er „mein Fleisch" an die Stelle vom Brote, läßt aber den Ausdruck essen weg; zuletzt erst verbindet er beides. Er also provocirte nicht; er wurde gedrängt, und ließ es zu. Warum? werden wir im Folgenden sehen.

## 5.

Joh. 6, 60—71.

Die furchtbare Wirkung dieser Worte äußerte sich, gleich dem ins Wasser geworfenen Steine, in immer weiter auseinander gehenden Kreisen. Nicht bloß die Juden fielen ab; auch die offenen Jünger und Freunde, selbst die Zwölf mit eingeschlossen, waren in Gefahr, an Jesus Aergerniß zu nehmen, indem sie sprachen: Hart ist diese Rede, wer kann sie hören?

Eine harte Rede, die man nicht hören kann, ist eine unannehmbare Rede oder Behauptung, eine solche, die der natürlichen Einsicht oder dem Glaubensstande des Zuhörers widerspricht, die rücksichtslos, sei es die vernünftige, sei es die gläubige Anschauung der Dinge verletzt, so daß man sich vom Sprechenden nothgedrungen abwenden muß.

Sie hatten ihre Klage nicht laut vor ihm ausgesprochen, aber Jesus, der in ihre Herzen sah, entgegnete und sprach zu ihnen:

Aergert euch dieses?

Wenn ihr nun den Menschensohn werdet hinaufsteigen sehen, wo er zuvor war —?

Der Geist ist das lebendig machende, das Fleisch nützet nichts.

Jesus hatte zwei Dinge von sich ausgesagt, die Widerspruch hervorriefen und auch seinen Jüngern anstößig waren. Er hatte sich das vom Himmel gekommene Brot und sein Fleisch eine Speise zum ewigen Leben genannt. Auf die Einrede: Wie sagt er: ich bin vom Himmel herabgestiegen? antwortet er ihnen: Aergert euch dieß? Wenn ihr nun den Menschensohn werdet hinaufsteigen sehen, wo er zuvor war? Auf die zweite Einrede: Wie kann er uns sein Fleisch zu essen geben? erwiedert er: Der Geist ist das lebendig machende, das Fleisch nützet nichts.

Wir müssen den abgebrochenen Satz: Wenn ihr den Menschensohn werdet aufsteigen sehen —? aus dem unmittelbar Vorhergehenden ergänzen, nämlich: wird auch dieses euch ärgern? Ihr ärgert euch über das, was ihr hörtet; wird auch, was ihr sehen werdet, euch ärgern, oder wird es nicht vielmehr das Gegentheil sein, so daß ihr in dem, was ihr sehet, eine Rechtfertigung dessen erkennet, was ihr so eben gehört habt?

Wie Jesus bei einer andern Gelegenheit die Auferstehung als ein Zeichen anführt, das gegeben werden wird, so hier seine Himmelfahrt, und ganz entsprechend; denn die Jünger hatten in der sichtbaren Himmelfahrt den augenfälligen Beweis für seine unsichtbare Herabkunft vom Himmel, wie in der Auferstehung dafür, daß er durch seinen Tod den Tod überwunden habe. Der unsichtbaren Herabkunft des Sohnes Gottes in den Schoß Mariä entsprach die sichtbare Himmelfahrt, der unsichtbaren Ueberwindung des Todes die sichtbare Auferstehung.

In der Frage liegt der Ausdruck der Befremdung, aber nicht einer Befremdung aus Unwillen, sondern aus

Liebe; sie ist gleich der Warnung: Nehmet keinen Anstoß an meinem Worte, denn ihr werdet den Menschensohn hinaufsteigen sehen, von wo er herabgekommen ist; ihr werdet durch Sehen inne werden, was bisher nur durch Hören vernommen werden konnte.

Auf die zweite Einrede antwortete Jesus: Wenn ich mein Fleisch eine Speise zum ewigen Leben nenne, so widerspricht dieß nicht dem allgemein giltigen Satze: Das lebendig machende, das Leben gebende ist der Geist, das Fleisch nützet nichts. Wie ursprünglich, so geht immerfort in der Schöpfung, in der sittlichen und natürlichen Ordnung der Welt das Leben vom Geiste aus; das Fleisch, die Materie, selbst todt, kann kein Leben geben, getrennt vom Geiste ist sie unnütz. Dieß hat seine volle Richtigkeit auch in dem, was ich von mir ausgesagt habe; denn ich habe nicht ein Stück Fleisch gemeint, etwa wie es auf den Altar oder beim Paschalamme auf den Tisch kommt, als ich sagte: Das Brot, welches ich gebe, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Nicht ein Stück von mir, sondern ich selbst, ungetheilt und ganz, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit bin das Leben gebende Brot. Wer mich ißt, wird leben durch mich, d. i. durch den Leben gebenden Geist in mir.

Bleibt also der Satz: Das Leben gebende ist der Geist, auch hier in Kraft und Giltigkeit, und kommt dazu, daß der Genuß eines lebendigen und Leben gebenden Ich (wer mich ißt) kein in die Sinne fallender, sondern nur ein geistiger, wenn auch wirklicher und vollkommen wahrer Genuß sein kann; so berührt die Frage: Wie kann er uns sein Fleisch zu essen geben? wohl ein Geheimniß, das sich aber von den andern Geheimnissen nicht unterscheidet, und deßhalb nur denjenigen, die nicht glauben, ein Aergerniß ist.

Und Jesus schloß seine Rede, indem er sprach:

Die Worte, die ich zu euch geredet habe, sind Geist und Leben;

aber es sind einige aus euch, die nicht glauben.

Darum habe ich euch gesagt, daß niemand zu mir komme, außer es sei ihm von meinem Vater gegeben worden.

Denn, fügt der Evangelist bei, Jesus wußte von Anfang, welche die seien, die nicht glauben, und wer ihn überliefern würde.

Die Worte Jesu heißen Geist und Leben, nicht nach ihrer Natur und Wesen, denn da sind sie Laute, wie jedes andere Wort, wohl aber nach ihrer Wirkung, nach der sie begleitenden, auf die Zuhörer einwirkenden und sie ergreifenden Kraft, welche wir Gnade nennen. Dieser Leben gebende Geist offenbarte sich in allem, was Jesus redete. Das Volk selbst gab davon feierlich Zeugniß, indem es sprach: Er lehret wie einer, der die Macht hat. Aber mit diesem Bekenntnisse hielt die That nicht bei Allen gleichen Schritt. Manche von ihnen, die bekannten, ja die aus ihrem Bekenntnisse Profession machten, gehörten zu denen, die nicht glaubten. Und Jesus wußte von Anfang an, welche es wären. Damit man aber dieses Wissen nicht zu einem Vorwurfe gegen ihn gebrauche, berief er sich auf den Rathschluß des Vaters. Als Gottessohn wußte er darum, als Menschensohn gleichsam nicht, indem er Alle, die glaubenden und nicht glaubenden, mit gleicher Hirtentreue umfing, hütete und warnte. Er wies keinen von sich ab, behandelte nicht den einen mild, den andern streng, zeigte keine Abneigung oder Bitterkeit, selbst ein Judas war ihm wie Petrus. Als daher von dieser Zeit an wirklich viele von seinen Jüngern zurücktraten und nicht mehr mit ihm gingen, hielt er keinen auf, wie schmerzlich es für ihn auch sein mochte; vielmehr sprach er selbst zu den Zwölf:

Wollt etwa auch ihr hinweggehen?

Gerade weil Jesus Alle mit gleicher Liebe umfaßte, konnte er auch zu den Zwölf so sprechen. Die Form der

Frage drückt wohl die Erwartung aus, daß es nicht geschehen werde, aber keineswegs eine Ueberraschung wegen des Geschehenen oder eine Furcht wegen weiterer übeln Folgen, etwa: doch nicht auch ihr?

Nein! nein! Jesus hat nichts zu bereuen, weder von dem, was er gesprochen, noch von dem, was er zu irgend einer Zeit gethan hat. An ihm Aergerniß zu nehmen, haben die Zwölf so viel und so wenig Grund als die andern. Da findet kein Unterschied statt. Es war Jesu ferne, sich an die Einen anzuklammern, wenn die Andern ihn verließen. Auch sie mögen gehen. Simon Petrus aber sprach: Herr, zu wem werden wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist der Heilige Gottes.

Die Antwort des Apostels zeigt den ganzen schrecklichen Ernst der Worte Jesu. In seinem: Wohin werden wir gehen? liegt ein flehentliches: Verstoße uns nicht! wir werden nie und nimmer von dir weichen. Deine Worte sind das wahrhafte Manna, du bist der Messias. Von Anfang an haben die Apostel, in deren Namen Petrus redet, so geglaubt. In diesem Glauben, der ihnen vom Täufer gepredigt wurde, sind sie zu Jesus gekommen, und wurden nicht getäuscht; aus allem, was sie sahen und hörten, wurde ihnen die Erkenntniß, daß Jesus der Heilige, d. i. der Ausgesonderte, der Geweihte Gottes, der Christus sei, eine Erkenntniß, die freilich wieder Glaube war, da erkennen und glauben, glauben und erkennen sich gegenseitig bedingen und ergänzen.

Das rührende Bekenntniß des Petrus erfüllte Jesus mit Trauer und Mitleid; denn er wußte, daß es sich bei Einem nicht bewahrheiten werde, bei Judas, dem Sohne des Simon aus Kariot. Wenn er jetzt mit den Andern hinweggegangen wäre, würde Jesus nicht geklagt haben, aber daß er blieb, preßte ihm den Weheruf aus:

Habe ich nicht euch Zwölf erwählt? und Einer von euch ist ein Teufel.

Jesus warnte und zu wiederholten malen; mehr aber that er nicht. Er duldete den Verräther an seiner Seite aus Gehorsam gegen den Rathschluß des Vaters, und auf daß er einen unverwerflichen Zeugen seiner Heiligkeit habe. Auch der leiseste Schatten eines Fehlers oder einer Schwäche in Jesus würde dem Verräther zu einer Selbstrechtfertigung gedient haben. Er aber fand nichts, wie sehr sich auch sein Gedächtniß anstrengte, wie erfinderisch seine Phantasie sein mochte. Darum verzweifelte er.

Dieser Vorgang in der Synagoge glich einem Sturmwinde, der die Luft reinigt und die dürren Zweige von den Bäumen reißt. So mußte geschehen; es war die Stunde gekommen, daß die Jünger gesichtet und die Atmosphäre um Jesus geklärt werde; wenn nicht in Kapharnaum, so anderswo.

## 6.

Math. 14, 1—11. Mark. 7, 1—16.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten, im Gegensatze zu denen, die sich jetzt erst, wenn auch hart und, wie sie meinten, nothgedrungen von Jesus lossagten, längst entschiedene Feinde, triumphirten nicht wenig über diese plötzliche Wendung der Dinge. Entschlossen, das Eisen zu schmieden, so lang es warm ist, säumten sie nun nicht, mit einer Klage gegen seine treu gebliebenen Jünger hervorzutreten. Ihr Verhalten gebe, wie das seine, Anlaß zu gerechtem Aergerniß.

Hatte Jesus so eben sich selbst diskreditirt, so suchten sie ihn nun auch durch seine Jünger vor dem Volke zu diskreditiren, indem sie sprachen:

Warum übertreten deine Jünger die Ueberlieferung der Aeltesten? Denn sie waschen ihre Hände nicht, wann sie essen.

Dazu fügt Markus als erklärende Bemerkung: Die Juden essen nämlich nicht, außer sie haben sich die Hände mit der Faust gewaschen, indem sie an der Ueberlieferung der Aeltesten festhalten, und vom Markte her essen sie nichts, außer sie haben sich ganz gewaschen, und noch vieles andere gibt es, was sie festzuhalten übernommen haben, die Waschungen der Becher und Krüge und Kessel und Lager.

Die Sitte des Händewaschens vor und nach Tisch war allgemein, auch bei Griechen und Römern. Schon der Umstand, daß man mit den Fingern aß, machte es nothwendig oder wünschenswerth. Indeß gab es manche Speise, bei der das Händewaschen wegfiel, und Arme, die oft kaum etwas zu essen hatten, nahmen es in diesem Punkte nicht genau. Die Pharisäer aber machten aus einer bloßen Sitte eine religiöse Vorschrift mit den kleinlichsten Einzelbestimmungen, wie und wann die Hände gewaschen werden müßten, und hielten daran mit aller Strenge, obwohl man sich zu ihrer Begründung weder auf eine mosaische Bestimmung, noch auf eine durch ihr Alter geheiligte Gewohnheit berufen konnte. Es war nur eine Lehre der Aeltesten, das heißt der angesehensten, damals lebenden Rabbinen, der damaligen Schule, die aber die Gemüther so tyrannisirte, daß ganz Eifrige lieber Durst litten, als die Waschung unterließen.

Die Jünger waren gewissenstreue Juden; es kam ihnen nicht in den Sinn, sich über eine Sitte ihres Volkes leichtfertig hinwegzusetzen. Diese Art von Emancipation war ihnen unbekannt; aber nach Erziehung und Lebensstellung hatten sie nicht die Vorstellung von der ungeheuren Wichtigkeit der Waschungen, daß sie nicht auch zu Zeiten und unter gewissen Umständen wegfallen könnte. Wenn sie, was

manchmal eintraf, kaum Zeit zum essen hatten, oder sich mit einem Stücklein Brot und einem Trunk Wassers begnügten, durfte die Händewaschung ohne Furcht vor Aergerniß unterbleiben. So urtheilte auch der gesunde Volkssinn; den Pharisäern dagegen erschien es als ein schweres Verbrechen, worüber sie nicht schweigen dürften; denn die Jünger eines solchen Meisters müßten unter allen Umständen ein gutes Beispiel geben; er selbst sage oft genug: Sei getreu im Kleinen! Hier aber sei nicht ein Kleines, sondern ein Großes; der Jude soll sich nicht gemein machen gleich dem Heiden.

Darauf erwiederte Jesus und sprach:

Warum übertretet ihr das Gebot Gottes wegen eurer Ueberlieferung?

Denn Gott sprach: Ehre Vater und Mutter; und: Wer lästert Vater oder Mutter, sterbe des Todes.

Ihr aber sagt: Wer zu Vater oder Mutter spricht: Korban (d. i. verlobt) sei, was du von mir zu Nutzen haben möchtest —

gewiß er wird seinen Vater oder seine Mutter nicht ehren.

Und ihr habt aufgehoben das Wort Gottes wegen eurer Ueberlieferung.

Jesus räumt eine Uebertretung der pharisäischen Vorschrift von Seite seiner Jünger ein, macht sich aber anheischig, den Grund davon anzugeben, wenn ihm die Kläger zuvor seine viel wichtigere Frage beantworten würden, nämlich: Warum sie die Gebote Gottes übertreten, um ihre Satzungen, die eitle Schul-Thesen sind, aufrecht zu erhalten?

Wir haben in seiner Entgegnung einen unvollendeten Satz, wie es bei der affectvollen Rede öfter vorkommt. Die vollständige Formel lautet: Wer Vater oder Mutter nicht ehrt, sterbe des Todes. Wer aber zu ihnen spricht: Korban (verlobt) sei, was du von mir zu Nutzen haben möchtest,

sterbe nicht des Todes, obwohl er seine Eltern nicht ehrt, und das vierte Gebot in der schwersten Weise übertritt.

Daraus macht Jesus den vollkommen richtigen Schluß: Also hebet ihr das Gebot Gottes auf, um eure Ueberlieferungen halten zu können. So etwas kam öfter vor, denn ein Hauptgrundsatz der Rabbinen betreff ihrer Ueberlieferungen war: Die Worte der Aeltesten verpflichten schwerer als die Worte der Propheten.

Zur Sacherklärung müssen wir bemerken: Die Juden hatten, wie auch wir, zwei Arten von Gelübden, die Gelobung, d. i. das Versprechen, etwas zu thun, und die Ablobung, d. i. das Versprechen, sich einer Sache zu enthalten. Die zweite Art des Gelübdes war doppelt, je nachdem man sich oder andern etwas entzog und versagte.

Auf die eine Frage, was zu einem Gelübde gehöre, antworteten sie: Die richtige Formel. Das Gelöbniß müsse richtig formulirt und die gelobende Person zur Ablegung eines Gelübdes fähig sein; unter den Formeln selbst seien die Ausdrücke Cherem (Bann), oder Korban (Gabe, verlobt), oder Kones (auch Konach, Lösung) von gleicher Wirkung. Auf die andere Frage aber, wann ein solches Gelübde giltig sei, lautete die Antwort verschieden. Die einen sagten: unter allen Umständen; andere gaben Ausnahmen zu, daß z. B. weder Eltern ihre Kinder enterben, noch Kinder ihren Eltern das Nothwendige vorenthalten dürften durch Aussprechen eines Gelübdes.

Die erste Ansicht hatte den Buchstaben des Gesetzes für sich, das keine Ausnahme kennt; darum wurde sie auch von den Strengen, den Rigoristen der damaligen Zeit festgehalten und nur vor übereilten Gelübden gewarnt.

Veranschaulichen wir diesen Lehrsatz der Pharisäer durch ein Beispiel. Der altjüdische Katechismus sagt über das vierte Gebot: Der Sohn ist gehalten, dem Vater Speise, Trank und Kleidung zu reichen, ihn zu führen, sein Ange-

sicht und seine Hände zu waschen u. s. w., selbst für ihn zu betteln. Es wird darin, wie wir sehen, der den Eltern schuldigen Ehrfurcht nichts vergeben. Wenn nun aber der Fall eintrat, daß der Vater eines von diesen Dingen, Speise, Trank oder eine Dienstleistung begehrte, und der Sohn, unwillig darüber, ausrief: Korban sei, was du begehrest, d. h. es soll nicht geschehen, ich habe es verschworen; da entstand die Frage, was hier überwiege, das Gebot, die Eltern zu ehren, oder das Gebot, sein Gelübde zu halten. Die Pharisäer entschieden für das Zweite, indem sie sagten, der ruchlose Sohn habe durch sein Ablobungsgelübde das Gesetz umgangen; die Strafbestimmung des vierten Gebotes lasse sich hier nicht anwenden, weil er nicht mehr thun dürfe, was er verschworen habe. So wurde das Gebot Gottes einer Schulmeinung zu Lieb nicht bloß bei Seite geschoben, sondern seine Erfüllung sogar zur Unmöglichkeit gemacht, indem die also verlobte Dienstleistung gar nicht gereicht werden durfte, wenn der Sohn, zur Einsicht und Reue gekommen, auch wollte.

Darum fuhr Jesus in gerechtem Zorne fort:

Heuchler, treffend hat von euch Isaias geweißagt, da er sprach:

Dieses Volk ehret mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist ferne von mir. Eitel ehren sie mich, Menschensatzungen als Lehren lehrend.

Der Prophet entwarf in diesen kurzen Sätzen eine Charakterschilderung des Volkes zu seiner Zeit. Da sie Jesus auf die Pharisäer überträgt, nennt er sie bezeichnend eine Weißagung. Wie in der Natur gewisse Erscheinungsformen von Zeit zu Zeit wiederkehren, so geschieht es auch in der Menschengeschichte, wenn gleich Jahrhunderte dazwischen liegen.

Wo Menschensatzungen Gottes Gebote verdrängen, da

wahrlich ist die Gottesverehrung, d. i. die Religion zu etwas Eitelm und Leerem geworden.

Aber außer diesem Vorwurfe macht Jesus seinen Widersachern den noch tiefer einschneidenden der Heuchelei, weil sie in ihren äußern Uebungen und frommen Beobachtungen nicht die Ehre Gottes, sondern nur ihre eigene Ehre suchen. Aus Selbstsucht verblenden sie sich gegen offen daliegende Wahrheiten.

Da die Pharisäer auf seine Frage nicht eingingen, verzichteten sie darauf, daß er die ihrige beantworte. Doch that er es, indeß nicht im Namen der Jünger und nach ihrer Auffassung, sondern in seinem Namen und nach seiner Anschauung, so daß er diese viel verhandelte und besprochene Frage für Alle und für alle Fälle löste, indem er sich an das Volk wendete und sprach:

Höret und verstehet! Nicht was eingehet in den Mund entheiliget den Menschen, sondern was ausgehet aus dem Munde, das entheiligt den Menschen.

Diese Antwort war nicht für Jedermann; darum sprach Jesus mit Nachdruck: Höret und verstehet! Doch davon abgesehen, konnte Jedermann leicht erkennen, daß sie weder Bezug auf die mosaischen Speisegesetze, z. B. das Verbot des Blutes, des Schweinefleisches u. s. w. habe, noch auf die sogenannten levitischen Verunreinigungen, z. B. bei Berührung einer Leiche. Dieß waren Gebote Gottes, welche Jesus so eben gegen die pharisäischen Satzungen in Schutz genommen hatte, und die von seinen Jüngern nie übertreten wurden. Auch erkannte man es aus der Wahl seines Ausdruckes, denn er sagte: entheiligen, entweihen, wörtlich: gemein (profan) machen, was die Pharisäer selbst vom gesetzlichen verunreinigen wohl unterschieden. Man konnte sich entweihen (gemein, profan machen), ohne sich zu verunreinigen im Sinne des Gesetzes, und man konnte sich verunreinigen, ohne sich zu entweihen. Kinder, die ihren

Eltern die letzte Ehre erwiesen, wurden unrein, aber nicht entweiht.

Der Begriff unrein war durch das Gesetz genau bestimmt, nicht so der von entweiht (unheilig, gemein). Die Frage, was den Israeliten unrein mache, konnte nicht aufgeworfen werden; wohl aber die, was ihn entweihe; und da hatten die Pharisäer Lehrsätze aufgestellt, gegen die Jesus mit aller Entschiedenheit auftrat, weil sie ein unerträgliches Joch waren und weil sie das Innere dem Aeußern, das Wesentliche dem Zufälligen, das Höhere dem Niederen unterordneten, so daß man unabweisbar dahin geführt wurde, Mücken zu seihen und Kameele zu verschlucken. Von Mäßigkeit und Herzensreinheit hörte man nichts, wohl aber davon, daß man vor jedem Genusse irgend einer Speise die Hände wasche, weil sie die Speise verunreinigen könnten. Von den Lastern der Heiden, die zu meiden seien, hörte man nichts, wohl aber, daß man nicht esse, was sie berührt hätten. In diesem letztern Falle der Achtsamkeit auf die Speisen dehnten die Pharisäer das Mißtrauen selbst auf ihre eigenen Volksgenossen aus, indem sie verlangten, daß man denen, welche hierin unbekümmert seien, nichts Feuchtes verkaufe, da dieses leicht verunreinigt und genossen werden könnte, und nichts Trockenes, da es leicht feucht und also wieder verunreinigt werden könnte. Ihr erster und letzter Grund dabei war immer: Israel ist ein heiliges Volk und soll sich nicht gemein machen gleich den Heiden.

Gegen das Streben nach möglichster Unterscheidung von den Heiden hatte Jesus nichts einzuwenden, nur stellte er dafür eine ganz andere Regel als die Pharisäer auf. Während diese lehrten, die Unterscheidung des Juden vom Heiden bestehe darin, daß nichts Heidnisches in ihn eingehe, daß er kein Brot der Heiden esse, keine heidnische Luft einathme, keinen heidnischen Staub an seinem Leibe dulde; lehrte er, die Unterscheidung des Juden vom Heiden

bestehe darin, daß nichts Heidnisches von ihm ausgehe. Die Heiligkeit des Israeliten stelle sich in dem dar und spiegle sich in dem ab, was von seinem Munde ausgehe.

## 7.

Matth. 15, 12–20. Mark. 7, 17–23.

Auf diese Rede hin verließ Jesus die Synagoge und ging nach Hause. Da traten die Jünger zu ihm und sprachen:

Weißt du, daß die Pharisäer, welche das Wort gehört haben, geärgert wurden?

Es war das letzte Wort: Nicht was eingeht zum Munde. So etwas, vor allem Volke gesprochen, schien eine offenbare Aufreizung zum Abfalle nicht bloß von der Ueberlieferung, sondern auch vom Gesetze.

Die Pharisäer hätten zwar die Beschränkung, die schon in den Umständen, in Veranlassung und Zweck der Rede gegeben war, nicht übersehen und bedenken sollen, daß die Verneinung nur deßhalb bedingungslos gesetzt sei, damit die Bejahung um so stärker hervortrete, und daß darnach der Satz: „Nicht was eingeht in den Mund, verunreiniget den Menschen, sondern was von ihm ausgeht", so wenig das Gesetz antaste, als das Wort des Propheten: Nicht Opfer will ich, spricht der Herr, sondern Barmherzigkeit. Aber sie hatten nur Augen und Ohren für das, woran man sich möglicher Weise stoßen konnte.

Indeß erschraken auch die Jünger über eine solche Behauptung. Sie hatten eine andere Schutzrede erwartet und sich vorgestellt, Jesus werde auf die höhern Beweggründe hinweisen, welche sie bei diesen und andern Unterlassungen einer an sich löblichen, aber nicht gebotenen Uebung leiteten. Aus Besorgniß vor übeln Folgen suchten sie ihm daher

durch ihre Mittheilung Gelegenheit zu verschaffen, daß er die Pharisäer beschwichtige und ihnen eine gefährliche Waffe wieder entwinde.

Er aber erwiederte und sprach:

Jegliche Pflanzung, die nicht mein himmlischer Vater gepflanzt hat, wird ausgerissen werden.

Lasset sie! Blinde sind Führer der Blinden.

Wenn aber ein Blinder den andern führt, werden Beide in die Grube fallen.

Jesus wies damit die gut gemeinte Zumuthung seiner Jünger ab. Die Pharisäer beschwichtigen, gehe nicht an; denn sie würden geärgert, weil es so bestimmt sei; sie seien eine Pflanzung nicht von Gott, also unfähig, in das Himmelreich einzugehen.

Jesus nennt die Pharisäer als solche, oder, wie wir auch sagen können, das Pharisäerthum eine nicht von Gott gesetzte Pflanzung. Sie haben in ihren Lehren und in ihrem Leben eine Richtung genommen, die ungöttlich ist. Stolz ist die Wurzel, aus der diese Pflanze hervorging, Eigennutz die Wärme, die sie groß zog. Der Pharisäer als solcher muß an Christus Aergerniß nehmen und verloren gehen; denn er ist nicht berufen, er ist eine Pflanzung, die nicht aus Gott ist.

Das Bild von der Pflanzung Gottes kommt in den heiligen Büchern oft vor; da wird Israel bald mit einem Weinstocke, bald mit einer Zeder verglichen, die Gott gepflanzt hat. Dein Volk, spricht Gott durch den Mund des Propheten, werden lauter Gerechte sein, Sproß meiner Pflanzung, Werk meiner Hände zur Verherrlichung (Is. 60, 21), und wieder durch denselben Propheten: Weinberg des Herrn der Heerschaaren ist das Haus Israel, und die Männer von Juda seine liebliche Pflanzung (5, 7). Der innere Verfall des Pharisäerthums bei äußerlicher Blüthe und Kraft konnte nicht bezeichnender geschildert werden, als durch das Wort:

Ihr seid eine Pflanzung, die nicht von Gott stammt, sondern vom Teufel, wie der Herr bei einer andern Gelegenheit zu den Pharisäern sprach: Ihr seid aus eurem Vater, dem Teufel, und thut die Werke eures Vaters (Joh. 8, 41, 44).

Da nur diejenigen zu Jesus kommen, die ihm der Vater gegeben hat, kann er für die Pharisäer nichts thun; er muß sie ihrem Verhängnisse überlassen. Aber auch von Seite der Jünger wäre jede Bemühung, sie zu beschwichtigen, vergeblich; darum sprach er zu ihnen: Lasset sie; denn hier trifft es zu: Blinde sind Führer der Blinden; mit Abweisung der Sehenden bieten sie sich gegenseitig die Hand zur Leitung und Führung. Im äußern Leben kommt dieß wohl nicht vor, desto häufiger aber im geistigen; da drängt es den Blinden wieder zu Blinden nach dem Spruche: Gleich zu gleich gesellt sich gern. Sie bestärken sich in ihren Vorstellungen und führen sich gegenseitig immer tiefer in Irrthum und Sünde. Ueberall reicht der Stolze dem Stolzen, der Gewinnsüchtige dem Gewinnsüchtigen, der Ungläubige dem Ungläubigen die Hand, daß sie sich gegenseitig führen und so alle andern Führer und Rathgeber sich leichter vom Leibe halten.

Wo ein Blinder den andern führt, was nützen da Wegweiser und Warnzeichen? Seine wie der Jünger Warnzeichen und Wegweiser in Wort und That sind bei den Pharisäern so vergeblich, wie bei den Blinden.

Jesus weigerte sich also, die Pharisäer über die Bedeutung seiner Worte aufzuklären, nicht aber seine Jünger; denn auf die Bitte des Petrus: Erkläre uns den Spruch, erwiederte er wohl zuerst wie überrascht: Seid auch ihr ohne Einsicht? Sprach dann aber gleich voll Liebe und Freundlichkeit:

Wisset ihr nicht, daß alles, was eingehet zum Munde in die Bauchhöhle kommt und ausgeworfen wird in eine Kloake?

Er begründete hiemit seinen Satz durch den Augenschein, wie wir sagen, auf dem Wege der Erfahrung. Die Speise entweiht den Menschen nicht, weil sie in keine Berührung mit dem Lebensherde oder dem Lebensquelle im Menschen, d. i. mit dem Herzen tritt, sondern mit einem untergeordneten Organe, mit dem Magen in der Bauchhöhle. Der Magen verarbeitet die Speise und führt die reine Essenz dem Herzen zu, während er den unreinen Ballast in der Kloake ablagert. Das Geschäft der Ausscheidung und Reinigung nimmt der Magen vor, und es bleibt also keine andere Folgerung, als daß entweder jede Speise den Menschen verunreinigt oder keine, weil an jeder derselbe Proceß vorgeht, und was vom Magen ausgeschieden wird, bei jeder Speise dasselbe ist.

Wir sehen aber leicht, daß dieser Satz, obwohl ganz allgemein gehalten, nur eine beschränkte Giltigkeit hat. Es gibt unzweifelhaft Umstände, unter denen Speise und Trank unmittelbar das Herz berühren, weil man sonst von keiner Sünde der Schwelgerei reden könnte. Berührten Speise und Trank, auch im Uebermaß genossen, nie das Herz, dann würden sie auch nie den Menschen entweihen, und der größte Säufer und Fresser könnte zuversichtlich sagen: Nichts von dem, was eingeht zum Munde, entweihet den Menschen.

Dieß war aber selbstverständlich und im Kreise seiner Zuhörer ohne Anwendung, darum sprach er ohne Unterbrechung weiter und fuhr in seiner Rede fort:

Was aber ausgeht vom Munde, kommt vom Herzen, und dieses entheiliget den Menschen; denn vom Herzen kommen böse Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Unzucht, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Dieses ist's, was den Menschen entheiliget, aber mit ungewaschenen Händen essen, entheiliget den Menschen nicht.

Strenge genommen, war dieß zur Beweisführung nicht

mehr erforderlich, aber Jesus fügte es bei, weil es die Wahrheit des ersten Satzes in ein noch helleres Licht stellt. Nicht was in den Magen kommt und von ihm ausgeht, verunreinigt den Menschen, wohl aber was in das Herz kommt und von ihm ausgeht. Auch hiefür liegt die Begründung im Augenscheine, da vom Herzen alles kommt, was den Menschen als einen guten oder bösen darstellt. Das Herz ist die Werkstätte des Lebens und der Herd alles dessen, was den Menschen gut oder böse, besser oder schlimmer macht. Alle diese Dinge werden, wenn wir beim Bild vom Lebensherde bleiben, ausgekocht im Herzen, nicht im Magen. Die guten Anregungen werden vom Herzen empfangen, im Herzen ausgebildet zu frommen Vorsätzen, vom Herzen geboren als gute Werke; aber ebenso werden die sinnlichen Reizungen im Herzen zu bösen Begierden, zu frevelhaften Vorsätzen, zu gottlosen Werken.

Der Satz: Keine Speise verunreinigt an und für sich den Menschen, war neu und bereitete die Aufhebung der mosaischen Speisegesetze vor, aber er stand nicht im Widerspruch mit ihnen, weil auch etwas an sich Erlaubtes durch das Gesetz verboten werden kann, und so lange verboten bleibt, als das Gesetz zu Recht besteht.

## Drittes Capitel.

Reise durch Phönicien und Peräa. Die kananäische Mutter. Abbrechen der Aehren und Heilung des Mannes mit der steifen Hand an einem Sabbate. Zweite Bergpredigt. Heilung eines Taubstummen. Speisung der Viertausend. Mahl bei Martha und Maria. Zeichen aus dem Himmel. Warnung vor dem Sauerteige der Pharisäer.

### 1.

Matth. 15, 21—28. Mark. 7, 24—30.

Das soeben Erlebte deckte Uebelstände in Kapharnaum auf, hinter denen selbst die von Nazaret zurückblieben; denn dort glich der Ausbruch des Unglaubens einer plötzlichen, wenn auch heftigen Krisis, hier aber einer schleichenden Krankheit, welche bereits die edeln Organe in Mitleidenschaft zu ziehen angefangen hatte. Der Widerstand wuchs und erstarkte da von innen heraus.

Dieß entging auch den Jüngern nicht, und es war ganz aus ihrer Seele gesprochen, als ihnen Jesus vorschlug, noch an demselben Tage die Stadt zu verlassen; selbst während des (nahen) Osterfestes außerhalb des heiligen Landes zu sein, waren sie bereit.

Die frommen Frauen und die nächsten treugebliebenen Freunde wurden davon in Kenntniß gesetzt, damit sie seine längere Abwesenheit nicht beunruhige. Da Jesus nämlich über Tyrus und Sidon hinausging und mitten durch das Gebiet der zehn Städte auf dem Ostjordanufer an den See zurückkehrte, also ganz Galiläa in einem großen Bogen umwanderte, so nahm dieser Aufenthalt außerhalb des Heimathlandes mehrere Wochen in Anspruch. Wie schmerzlich rührend mochte der Abschied vom geliebten Meister sein! Die Masse

des Volkes ahnte nichts und sah ihn daher ohne große Aufregung weiter ziehen; fehlte es doch nicht an Leuten, welche selbst die Kranken von ihm abhielten, indem sie sagten, eine von Gott geschickte Krankheit sei einer nicht von Gott kommenden Heilung vorzuziehen; lieber ein Uebel mit gutem Gewissen, als ein Gut mit bösem Gewissen; an Gottes Segen sei alles gelegen, und wie dergleichen Sprüche lauten. Unglaube und Haß verstehen es ganz gut, sich in das Gewand der Tugend zu kleiden; Lüge und Heuchelei kommen nicht leicht in Verlegenheit.

Die nächste phönizische Stadt war Akko am Mittelmeere. Man konnte sie von Kapharnaum aus in zwei, mit Anstrengung auch in anderthalb Tagen erreichen, so daß es Jesu möglich gewesen wäre, den nächsten Sabbat (7. Nisan oder 9. April), da er noch am Donnerstag abreiste, in Akko zuzubringen. Er folgte der alten Straße, welche beim heutigen Chan Dschubb Jusuph (Joseph-Cisterne) zwischen Saphed und Kapharnaum in die große Damaskusstraße mündete. Daß er unter Heiden seine Herrlichkeit nicht offenbare und überhaupt unerkannt bleibe, lag in seinem Berufe selbst. Ganz sollte weder das Eine noch das Andere glücken. Innerhalb des heiligen Landes und darüber hinaus eilte der Ruf vor ihm her, und so geschah es, daß eine phönizische Mutter, die schon länger mit dem Gedanken umging, den Herrn aufzusuchen, weil ihre Tochter besessen war, von ihm hörte, als er sich auf der letzten Station von Palästina befand und eben Anstalt traf, unerkannt die Grenze zu überschreiten. Sie hatte nicht den Muth, das Haus, in dem er war, zu betreten, aus Furcht vor den vielen Leuten, die ihn da umgaben. Als er es aber verließ und, nur von seinen Jüngern begleitet, das phönicische Gebiet betrat, rief sie, ihm nachfolgend, mit lauter Stimme: Erbarme dich meiner, Herr, Sohn Davids! meine Tochter ist böse besessen. Er aber achtete nicht darauf, bis seine

Jünger bittend zu ihm herantraten und sprachen: Geschweige sie, denn sie ruft hinter uns her. Sie besorgten eine Ungelegenheit im fremden Lande und hielten die scheinbare Nichtbeachtung von Seite Jesu nur für eine Glaubensprüfung, die sie verkürzt sehen möchten. Daß er nicht helfen wolle, war unerhört, und doch so. Jesus schlug ihre Bitte mit den Worten ab:

Ich bin nicht gesendet worden außer zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.

Der Widerspruch, daß sich der Heiland der Welt nur eine Sendung für sein Volk beilegt, schwindet, wenn man zwischen dem Werke der Erlösung und der persönlichen Thätigkeit Jesu Christi unterscheidet. Das Erlösungswerk hat keine Grenze in Zeit und Raum, die persönliche Thätigkeit war nach beiden Seiten hin theils durch die Natur der Sache, theils durch göttlichen Rathschluß gleich beschränkt. Sie dehnte sich nicht über drei Jahre und nicht über das jüdische Volk aus.

Die Mutter konnte aus Miene und Geberden der Sprechenden abnehmen, daß von ihr die Rede sei. Sie deutete es natürlich zu ihren Gunsten und war, kaum daß Jesus stehen blieb, schon da, fiel auf ihr Angesicht vor ihm nieder und bat flehentlich: Herr, hilf mir! Er aber gab ihr dieselbe abschlägige Antwort wie den Jüngern und sprach:

Es ist nicht erlaubt, das Brot der Kinder zu nehmen und den Hündlein zu geben.

Das Sprichwort ist vom Hausvater hergenommen, dem es nicht zusteht, das den Kindern nöthige und gehörige Brot den Hündlein zu geben. Es sind damit Schoß- und Lieblingshunde gemeint, die nur zu oft mit einer Sorgfalt gehalten werden, der Kinder und Gesinde weit nachstehen; zuerst der Hund, dann das Kind; hungrige Kinder oder Dienstboten und satte Hunde, das geht nicht an.

Die Frau verstand den Herrn vollkommen, hielt ihm aber mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Geistesgegenwart ein anderes Sprichwort entgegen, das ihre Bitte rechtfertigte und den Einwurf entkräftete; denn sie sprach:

Ja doch, Herr! denn auch die Hündlein essen von den Brosamen, die von dem Tische ihrer Herrn fallen.

Welch' schöner Wettstreit in Sprüchen! Jesus weiset ihre Bitte ab mit dem Satze: Es ist nicht erlaubt; Kindesbrot gehört nicht den Hündlein. Sie hält ihre Bitte aufrecht mit dem Satze: Ja doch, es ist erlaubt; auch die Hündlein werden nicht vergessen noch hinausgestoßen, wo die Kinder am Tische sitzen — in rührender Anspielung auf sie, die in Gefahr war, hinausgestoßen zu werden, während die Kinder an vollen Tischen saßen.

Von jeher hielten sich Vornehme Hunde zum Vergnügen; auch die Juden befreundeten sich mit ihnen. Daß er unrein war, hatte keinen Einfluß; das Kameel und das Pferd waren unreine und doch hochgepriesene Thiere. Hirten und Reisende hatten Hunde bei sich. Das Hündlein des Tobias ist Allen bekannt, wie Argos, der treue Hund des Odysseus. Mit schönen Hunden trieb man einen großen Luxus. Da bot sich die Gelegenheit zu beiden Sprichwörtern von selbst.

Die Anwendung ist einfach. Christus sagt zur Bittenden: Ich darf nicht den Eigenen entziehen, um gegen Fremde freigebig sein zu können. Sie entgegnet: Wo Ueberfluß ist, wird den Eigenen nicht entzogen. Kein Unrecht begeht, wer mit dem Brote, das satte Kinder übrig lassen, hungrige Hündlein speist. Was steht dem Reichen besser als Erbarmen?

Darauf erwiederte Jesus und sprach zu ihr:

O Weib, groß ist dein Glaube; dir geschehe, wie du willst.

Und ihre Tochter war von jener Stunde an gesund.

Die Apostel hatten sich zurückweisen lassen, das Weib nicht. Darüber pries sie Jesus. Doch bewunderte er weniger die Ausdauer, wozu sie schon die Mutterliebe antrieb, als die Kraft ihres Glaubens. Sie glaubte, daß seine Macht unerschöpflich sei; nicht werde dem Einem entzogen, wo er dem andern gebe; ohne Unterbrechung ströme diese Quelle; ohne Beschränkung theile er davon mit; ohne Neid sollen die Menschen daraus trinken.

Man hat gefragt, warum Jesus dem Weibe erst nach vielem Zögern geholfen habe. Hatte er den Willen zu helfen, und zögerte er nur, um den Glauben des Weibes zu prüfen, so daß sein Widerstreben bloß scheinbar war; oder hatte er in der That nicht den Willen, und wurde erst durch die Bitten des Weibes dazu bewogen? Die Erzählung läßt darüber keinen Zweifel. Er wollte nicht. Wie sollte er auch wollen, da es nicht in seiner Aufgabe lag, Treue aber und strenge Treue wesentlich zur vollkommenen Pflichterfüllung gehört? Der Mensch muß die Kraft haben, die natürliche Regung des Mitleids gegen Andere wie gegen sich selbst zu beherrschen, wo die Pflicht gebietet. Wie Christus zum Versucher sprach: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, so sprach er zur kananäischen Mutter: Es ist nicht erlaubt. Das Wort war hart, aber es war ihm geboten, und er war gehorsam bis in den Tod, und sein ganzes Leben bezeugt, was er von sich aussagt: Was ich vom Vater höre, das (nichts anderes) sage ich (Joh. 8, 26).

Er wollte also nicht; aber er ließ sich durch die Bitten der Frau bewegen. Wir müssen Charakterstärke nicht mit Unbeugsamkeit und Härte verwechseln. Hartnäckigkeit gehört nicht zu den Tugenden, am allerwenigsten desjenigen, der Milde und Erbarmen vor allem empfiehlt und die Barmherzigen selig preist. Daß Jesus die Bitte des Weibes erhören konnte, ohne seinem Berufe untreu zu werden,

unterliegt keinem Zweifel. Es ging über seine Sendung hinaus, war aber nicht wider sie. Da zeigt sich der wesentliche Unterschied der Bitte des Weibes von der Aufforderung des Satans. Sie verlangte nur ein mehr als er sollte, der Satan ein anderes als er mußte.

Auch in Beziehung auf den göttlichen Willen in Jesus Christus bereitet seine Handlungsweise keine Schwierigkeit; denn es ist entschieden alttestamentliche Vorstellung, daß sich der Wille Gottes durch die Gebete der Menschen bestimmen lasse. Als Israel in der Wüste Götzendienst trieb, wollte Gott es vernichten, ward aber durch das Gebet des Moses davon abgehalten. Als er Sodoma und Gomorrha zerstören wollte, ließ er sich durch das Gebet des Abraham bestimmen, es nicht zu thun, wenn nur fünf Gerechte in der Stadt wären. Zu Jeremias spricht Gott wiederholt: Bete nicht für dieses Volk, während er an andern Stellen hinwieder klagt, daß er keinen gefunden, der sich in den Mauerriß gestellt hätte, ihn aufzuhalten. Die Juden hatten einen solchen Glauben an die Kraft des Gebetes, daß sie darüber, wann das Gebet vergeblich sei, als einzige Regel aufstellten: Wer wegen einer Sache betet, die bereits geschehen ist, dessen Gebet ist eitel. Der Lehrsatz Jesu Christi selbst lautet: Bittet und ihr werdet empfangen.

## 2.

Mark. 7, 31. Matth. 12, 1—8. Mark. 2, 23—28. Luk. 6, 1—5.

Das außergaliläische Gebiet längs am Meere hin reichte vom Karmel bis eine Stunde über Sidon hinaus und umfaßte in einer Längenausdehnung von eilf Meilen zwei Ebenen, die durch einen hart ans Meer herantretenden, schwer zugänglichen, breiten Höhenzug getrennt werden. Die südliche Ebene, nach ihrer Hauptstadt die Ebene von Akko genannt, ist sechs Stunden lang und zwei breit; die nörd-

liche, die phönicische im engern Sinne, nochmal so lang, aber schmal und nur in der Nähe von Tyrus und Sidon beckenförmig ausgeweitet.

Das ganze Küstenland, reich bewässert und von unerschöpflicher Fruchtbarkeit bot in der alten Welt das Schauspiel eines Völker- und Handelsverkehres, wie es gegenwärtig nur die größten Städte von Europa thun. Zur Zeit Christi war dieß wohl längst schon vorüber, aber immer noch machten sich Akko, Tyrus und Sidon als bedeutende Handelsplätze geltend mit einer reichen, bunten Bevölkerung. Darum hatten die Römer Phönicien, so klein es war, von Palästina getrennt und unter eine eigene Verwaltung gestellt; was ihm an Ausdehnung fehlte, ersetzte seine Lage.

In diesem Lande unvordenklicher Kultur brachte Jesus mit den Zwölf das zweite Ostern seines öffentlichen Lebens zu. Da er auf das Fest nach Jerusalem nicht gehen wollte, war, um den Fragen und Beunruhigungen der Juden über die Unterlassung einer so heiligen Pflicht auszuweichen, kein anderes Mittel, als sich während dieser Zeit ihren Blicken ganz zu entziehen.

Das Verhalten Jesu in diesem Punkte war durch die Klugheit geboten; es war nicht Furcht von seiner Seite, nicht Täuschung des Volkes, sondern weise Zurückhaltung und Abwehr eines möglichen Aergernisses. Seine Jünger konnte er belehren und beruhigen, nicht so das Volk. Welchen Anstoß hätten Schwache an einem offenen, zur Schau getragenen Wegbleiben von Jerusalem nehmen können, welche gefährliche Waffe hätte er seinen Feinden in die Hand geliefert? Das alles wurde verhindert, da Jesus plötzlich verschwand und ebenso plötzlich auf der entgegengesetzten Seite des Landes in Peräa wieder zum Vorschein kam, so daß man leicht glauben konnte, er habe vom Karmel aus südwärts die Festreise angetreten und den Heimweg auf dem Ostjordangebiete zurückgelegt.

Dieser Reise lagen aber auch noch andere Motive zu Grunde. Eine Wanderung am Meere hin und über die herrlichen Höhen des Libanon im ersten Frühlinge war für die Jünger ein Labsal an Leib und Seele. Da gehörte ihnen Jesus ganz an, nichts störte ihren innigsten Wechselverkehr; ihr geistiger Blick erweiterte sich und mit der Erkenntniß der Gefahren, die ihren Meister vom eigenen Volke bedrohten, wuchs ihre Anhänglichkeit zum festen Entschlusse, mit ihm in den Tod zu gehen. Außerdem heiligte die Gegenwart Jesu den phönizischen Boden, wo große christliche Gemeinden schon in den ersten Jahren nach dem Pfingstfeste aufblühten, während Bethsaida und Kapharnaum unfruchtbar blieben. Vielleicht geschahen jetzt schon Dinge, die seine Worte: Tyrus und Sidon würden Buße gethan haben, rechtfertigten und bewahrheiteten.

Akko ist von Sidon drei Tagereisen entfernt; in der Mitte Wegs liegt Tyrus. Wenn sich Jesus in diesen Städten und unter Wegs aufhielt, so verging darüber eine Woche, und er konnte den nächstfolgenden Sabbat, mit dem als der vierzehnte Nisan Ostern zusammenfiel, in Sidon unter Glaubensgenossen feiern, da alle drei Städte einen guten Theil jüdischer Bevölkerung und viele Proselyten zählten, die an ihrem Gottesdienste Theil nahmen.

Nach den beiden Feiertagen (15. und 16. Nisan, d. i. 17. und 18. April) überstieg er mit seinen Jüngern das Doppelgebirge des Libanon und Antilibanon. Die Jahreszeit war günstig; von Mitte April an prangen auch diese hochgelegenen Länderstriche im vollsten Schmucke eines südlichen Frühlings. Der Weg auf der jetzt noch vielbetretenen uralten Karawanenstraße nach Damaskus führt durch eine Landschaft von unvergleichlicher Alpenschönheit und reich an Abwechslung, wie sie wenige Gebirge auf einem so engen Umkreise vereinen.

Das Reiseziel des ersten Tages mochte das Schloß Belfort (es-Schakif), sieben Stunden südöstlich von Sidon sein. Der französische Name erinnert an die Kreuzzüge, der Ort selbst aber ist alt. Die Festung, auf phönizischen Fundamenten, die leicht zu erkennen sind, beherrscht einen isolirten Hügel, der den tief unten rauschenden Leontes (Litani) fünfzehnhundert Fuß überragt. Die Nacht brachte die Reisegesellschaft im Chane des nahen Dorfes zu, den Abend und Morgen auf dem Schloßberge, denn von hier sieht man bis in das vielgepriesene Beka (Cölesyrien) hinab, so daß die ganze Pracht des Hochgebirges mit seine Riesenhäuptern von zehntausend Fuß und darüber ausgebreitet daliegt.

Beim Schloßdörflein (Arnun) spaltet sich der Weg in eine südliche und nördliche Route; die erstere führt in sechs Stunden nach Cäsarea Philippi, die letztere quer über die Merdsch (Ebene) Ajun nach dem eben so weit entfernten Hasbeia in einer Ecke des Wadi et-Theim an der nördlichsten von den drei Jordansquellen. Die Straße berührt das Städtchen selbst nicht, weil es etwas abseits amphitheatralisch an die Nordseite eines Höhenzuges hingebaut ist; aber die anmuthige Lage läßt nicht leicht einen Wanderer vorübergehen, ohne ihn aufzuhalten. Hier war das zweite Nachtquartier im Gebirge.

Von Hasbeia führen mehrere Wege nach Damaskus in der syrischen Hochebene. Der kürzeste ist nur im Sommer gangbar; der mittlere berührt Raschcia und stößt bei Katana mit dem Sommerwege zusammen; der weiteste und wahrscheinlich älteste umgeht Raschcia in einem großen Bogen und vereinigt sich bei Dimas nördlich von Damaskus mit der Beirutstraße.

Wenn Jesus die mittlere, auch jetzt gewöhnliche Route einhielt, so erreichte er in fünf Stunden Raschcia und in weitern vier Katana, das bereits östlich vom Gebirge auf der Ebene, fünf Stunden südwestlich von Damaskus liegt. Da aber

diese Gebirgstour sehr beschwerlich ist, lassen sich neun Stunden nur mit Mühe an Einem Tage zurücklegen. Jesus eilte nicht und übernachtete daher zu Rascheia, in Einer Linie und fast genau in der Mitte zwischen Sidon und Damaskus.

Rascheia ist der zweitgrößte Ort des Wadi et-Theim, eines Thales, das noch eine Menge bewohnter Dörfer hat, in der alten Welt aber, wie man aus den vielen Ruinen sieht, eine bei weitem dichtere Bevölkerung zählte. Das Städtchen auf einer Höhe von viertausend Fuß bildet den Mittelpunkt eines prachtvollen Rundgemäldes mit Thälern, Ebenen und Bergketten nach allen Richtungen hin, die südliche ausgenommen, wo der große Hermon, vom Araber Leuchtthurm der Wüste genannt, vorsteht. Den Jüngern war dieser herrliche Berg wohlbekannt; sein Schneehaupt leuchtet hin bis über den Spiegel des galiläischen Meeres; sie hatten ihn bei ihren früheren Arbeiten täglich vor Augen und sollten ihn jetzt nicht bloß in der Nähe schauen, sondern auch ganz umwandern; denn der steile Paß, den sie nach dem vier Stunden entfernten Katana bei Rakle überschreiten mußten, folgt den nördlichen Abhängen des Hermon. Noch drei Stunden weiter und sie betraten in Kokab (Kochaba) die unvergleichliche Getreideregion von Syrien. In dieser Stadt, nur drei Stunden südlich von Damaskus, die vielleicht ganz von Juden bewohnt war, da sie später wenigstens ein Hauptsitz der Judenchristen wurde, mochten sie den ersten Sabbat nach Ostern zubringen.

Jesus reiste in diesen Gegenden außerhalb des heiligen Landes als Rabbi, den seine Jünger begleiten. Ueberall knüpfte er mit Glaubensgenossen an, besuchte die Synagogen, predigte vom nahen Himmelreiche und streute den Samen des Wortes aus, der nicht auf unfruchtbaren Boden fiel. Wenn er auch kein Wunder wirkte, noch von sich als dem verheißenen Messias sprach, so konnte er doch die Ge-

müther auf die messianische Botschaft vorbereiten. Als dann später die christlichen Missionäre kamen und in Mitte dieser leiblich wie geistig reich ausgestatteten Bevölkerung Phöniciens und des Libanon zahlreiche blühende Gemeinden entstanden; mit welcher Freude erinnerten sich da noch Hunderte, vielleicht Tausende des Tages, an welchem Jesus bei ihnen verweilte, wo sie ihn gesehen und gehört hatten! Sein Bild hatte sich, wenn sie ihn auch nicht kannten, unauslöschlich tief in ihre Seele eingeprägt.

Bei aller Bereitwilligkeit, die Jesus in diesen Gegenden fand und die für seine Jünger so trostreich war, mochte doch auch hie und da Widerspruch laut werden, denn es gab überall Pharisäer; und eines solchen gedenken auch die Evangelien. Nach der Zeitangabe wenigstens, die uns Lukas aufbehalten hat und die ganz sachgemäß ist, müssen wir den von ihnen berichteten Vorfall mit dieser Reise in Verbindung bringen; denn er sagt: Es war der zweiterste Sabbat, d. h. der erste Sabbat in der Zeit, da man vom neuen Getreide essen durfte, und der zweite in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, aber so, wie in der alten christlichen Kirche der erste Sonntag nach Ostern zweiterster Sonntag genannt wurde.

An diesem Sabbate, der damals auf den 21. Nisan (den 23. April) fiel, ging nämlich Jesus durch Saatfelder, und seine Jünger fingen an, Weg zu machen, während dem sie Aehren abpflückten und aßen.

Wir können uns den Vorgang so vergegenwärtigen, daß Jesus in Kokab an diesem Sabbate nach dem Gottesdienste von der Synagoge in die öffentliche Herberge ging und der Weg dahin durch Saatfelder, die das Städtchen rings umgaben, führte. Jüdische Männer, angezogen und gefesselt von seiner Lehre und seiner ganzen persönlichen Erscheinung begleiteten ihn. Als sie an ein Saatfeld kamen, eilten seine Jünger um Weg zu machen, d. h. um Hinder-

nisse auf dem wenig betretenen Pfade durch die Saaten zu entfernen, voran und pflückten im Gehen Aehren ab, die sie zerrieben und aßen, weil sie Hunger hatten und der Genuß der Feldfrüchte erlaubt war. Wahrscheinlich war es die frühreifende Gerste, von der auch das Erstlingsopfer am zweiten Paschatage dargebracht wurde.

Als dieß die begleitenden Männer des Ortes, die Evangelisten nennen sie Pharisäer, bemerkten, sprachen sie zu Jesus:

Siehe deine Jünger thun, was nicht erlaubt ist am Sabbate.

Es mochte schon ziemlich spät an der Tageszeit sein, als Jesus die Synagoge verließ. Seine Jünger, die es hungerte, entschloßen sich, auf die einfachste und kürzeste Weise damit ihr Mahl zu halten, daß sie Aehren zerrieben und die herausfallenden Körner aßen. Der Araber begnügt sich noch mit einem Büschel Linsen oder einer Handvoll Körner, der Indier mit einer Handvoll Reis; die Jünger waren nicht minder genügsam. Wahrscheinlich sahen sie voraus, daß man bei dem Gedränge um Jesus im öffentlichen Chane nicht Zeit zu einem gemeinsamen Mahle finden werde. Sie aßen daher jetzt etwas, um dann wenigsteus für den Meister sorgen zu können.

Das Gesetz erlaubte, Aehren zu pflücken und zu essen. Es sagt: Wenn du in die Saat deines Nächsten kommst, so magst du Aehren pflücken mit deiner Hand, nur die Sichel schwinge nicht über die Saat deines Nächsten (5 Mos. 23, 26). Die Pharisäer nahmen aber davon den Sabbat aus, weil das abpflücken und aushülsen der Körner eine Art ernten und dreschen, also am Sabbate nicht erlaubt sei.

Darauf erwiederte Jesus.

Habt ihr nicht gelesen, was David that, als ihn hungerte und die mit ihm waren? Wie er in das Haus Gottes trat und die Schichtbrote aß, was zu essen ihm

nicht erlaubt war, noch denen, die bei ihm waren, außer den Priestern allein?

Oder habt ihr nicht im Gesetze gelesen, daß an den Sabbaten die Priester im Tempel den Sabbat entweihen und ohne Schuld sind?

Ich sage euch aber, daß hier ein Größeres als der Tempel ist.

Wenn ihr erkannt hättet, was es ist: Erbarmen will ich, nicht Opfer, würdet ihr die Unschuldigen nicht verdammt haben.

Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbates willen; darum ist Herr der Menschensohn auch über den Sabbat.

Diese Antwort enthält eine Rechtfertigung der Jünger und des Meisters. Sie durften es thun kraft eines allgemein giltigen Grundsatzes; er durfte es erlauben kraft seiner höhern Würde. Der Grundsatz, nach dem die Jünger handelten, lautet: Das positive Gesetz weicht dem natürlichen, z. B. bei der Nothwehr, das zweifelhafte dem unzweifelhaften. Wenn für David das unzweifelhafte, bestimmte Gebot, sich der heiligen Brote zu enthalten, nicht galt, weil ihn hungerte, und sich nichts anderes vorfand; um wie viel mehr muß dieß in dem Falle statt haben, wo das entgegenstehende Gebot zweifelhafter Natur ist? Also war, was sie thaten, erlaubt. Wenn dem aber auch nicht so wäre, so konnte sie Jesus dispensiren, weil er Herr über den Sabbat ist; und noch mehr, sie bedurften keiner Dispense, weil es in seinem Dienste so wenig eine Sabbatübertretung gibt als beim Tempeldienste. Endlich sagte Jesus noch: Sie, die ihn umgebenden Pharisäer selbst, würden seine Jünger nicht verdammen, wenn sie die Stelle verstünden: Erbarmen will ich, nicht Opfer, d. h. wenn sie beim Urtheile über die Handlungen des Nebenmenschen

nicht von dem ausgingen, was sie verdammt, sondern von dem, was sie rechtfertigt oder entschuldigt.

Wir lesen nichts von einer weitern Entgegnung; wohl deßwegen, weil die Fragenden zufriedengestellt waren; sie gehörten nicht zur Klasse der böswillig Gesinnten. Seine ganze Erscheinung machte auf sie einen so tiefen Eindruck, daß sie selbst an den beiden starken Behauptungen: Hier ist ein Größeres als der Tempel, und: Herr über den Sabbat ist der Menschensohn, kein Aergerniß nahmen.

## 3.

Matth. 12, 9—14. Mark. 3, 1—5. Luk. 6, 6—11.

Noch zwei kleine Tagreisen und Jesus betrat mit seinen Jüngern auf der großen Hochebene von Basan das ehemalige Gebiet des Stammes Manasse, das einen Theil Palästina's ausmachte. Obwohl man es wegen der starkgemischten Bevölkerung nicht zum heiligen Lande rechnete, befand sich Jesus doch bei seinem Volke, so daß jetzt wieder eine regelmäßige Missionsthätigkeit begann, und zwar räumlich betrachtet in größerm Maßstabe als bisher, weil er außer Basan (dem nördlichen Peräa) auch das nördliche Galiläa bis Cäsarea Philippi, sowie später in Gilead das südliche Peräa besuchte. Er erfüllte seine Sendung zu den verlorenen Schafen Israels ganz und vollkommen; kein Ackerfeld blieb unbetreten, überall hin warf er den Samen des göttlichen Wortes.

Da man aber, wie wir wissen, in der Katechese, auf der unsere Evangelien beruhen, die Erzählung der Wunder, welche sich im Wesentlichen gleich blieben, und die Mittheilung der Reden auf ein leicht zu übersehendes und zu beherrschendes Maß beschränken mußte: so dürfen wir kaum mehr erwarten, als daß uns von diesem Aufenthalte Jesu nur solche Vorkommnisse überliefert wurden, die wegen

einer hervorragenden Eigenthümlichkeit, oder wegen der Bedeutung, die ihnen der Herr selbst beigelegt hatte, wichtig geworden waren.

An der Spitze derselben steht eine Heilung am Sabbat. Es ist dieß charakteristisch und bedeutsam, denn wir stoßen in allen Hauptprovinzen des Landes, die Jesus durchwanderte, auf eine Sabbatheilung, von denen die Evangelisten mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit berichten; theils weil die gewissenhafte Beobachtung des Sabbatgebotes für die erste Nationalpflicht galt, theils weil Jesus selbst auf eine richtige Würdigung seiner Sabbatheilungen ein solches Gewicht legte, daß er sich darüber jederzeit und immer anders rechtfertigte. Sie boten wie wenig andere Heilungen, eben wegen des Widerspruches, den sie hervorriefen, Gelegenheit, seine geistliche Vollmacht zu bezeugen, sei es daß die Heilung von ihm selbst oder von andern veranlaßt wurde.

Das Letztere trat hier während seines Aufenthaltes in Peräa ein, wo die Pharisäer bei einem Sabbatvortrage Jesu in der Synagoge die Anwesenheit eines Mannes, dessen rechte Hand steif war, zu einer versuchlichen Frage benützten, indem sie sprachen: Ist es erlaubt, am Sabbate zu heilen?

Die Frage war an sich nicht ohne Interesse, weil die ausübende Kunst des Arztes damals, wie bei unsern Chirurgen jetzt, größtentheils in der Anwendung äußerer Mittel von Ueberschlägen, Einreibungen, Bädern u. s. w. bestand, also mit Umständlichkeiten verbunden war, die dem hochheiligen Gebote der Sabbatruhe zu widerstreiten schienen. Sie war aber auch klug berechnet; denn eine unbedingte Bejahung, worauf die Pharisäer allerdings rechneten, würde einen übeln Eindruck gemacht haben. Jesus aber, der in ihre Herzen sah, ließ den Mann mit der gelähmten Hand in die Mitte vortreten, daß ihn alle sahen, und sprach:

Ich frage euch: ist es erlaubt, am Sabbate wohl zu thun oder übel zu thun, ein Leben zu retten oder zu verderben?

Damit durchkreuzte Jesus den Plan der Pharisäer, indem er gleich auf seine Sabbatheilungen überging, und den Satz geltend machte, daß man zwischen heilen und heilen unterscheiden müsse. Seine Art zu heilen sei nicht die der Aerzte. Wollten sie seine Heilungen nach der Seite hin prüfen, ob sie am Sabbate erlaubt seien oder nicht, so müßten sie vor allem feststellen, in welche Klasse von Werken man sie einzureihen habe. Dieß lasse sich leicht erkennen, da die Art, wie er heile, offenbar zur Gattung des Wohlthuns, der edeln, segnenden Menschenfreundlichkeit gehöre, nicht zu der einer um des Erwerbes willen ausgeübten Kunst. Bei ihm müßte also die Frage so formulirt werden, ob wohlthun am Sabbate erlaubt sei. Seine Frage enthielt im Zusatze: oder übel thun, leicht erkenntlich die Antwort. Denn nicht jedes Wohlthun ist am Sabbate erlaubt, aber jedes Uebelthun ist am Sabbate verboten. Nun, diese unbeschränkte Verneinung gibt den richtigen Maßstab für die beschränkte Bejahung: Wohlthun ist am Sabbate da erlaubt, wo die Unterlassung ein Uebelthun wäre, oder statt des allgemeinen Satzes einen bestimmten einzelnen Fall gewählt: ein Leben retten ist da erlaubt, wo die Unterlassung ein verderben wäre.

Jesus erwartete eine Antwort, die er ihnen, wie wir soeben gezeigt haben, gleichsam auf die Zunge gelegt hatte; da sie aber schwiegen, blickte er sie, sagt Markus, mit Zorn an, betrübt über die Verhärtung ihres Herzens und gab die Antwort durch die That, indem er zum Menschen, der in ihrer Mitte stand, sprach:

Strecke deine Hand aus.

Und er that es, und sie ward hergestellt.

Es geschah also wirklich, was die Pharisäer wünschten, aber zu spät. Seine Worte hatten sie um die Frucht ihrer schlauen Berechnung gebracht.

An und für sich, nach dem äußern Thatbestande hätte Jesus die Heilung verschieben können. Der Mensch empfand wahrscheinlich keine Schmerzen; ob also heute (am Sabbate) oder morgen, wäre ziemlich gleichgiltig gewesen. Aber er, der Herzenskenner, sah, daß hier nicht wohl thun ein Uebelthun wäre, darum heilte er ihn. Stand der arme Mensch nicht bittend, glaubend, hoffend vor ihm? Hätte die Verzögerung nicht sein Vertrauen und das vieler Gegenwärtiger tief erschüttert? Jesus wußte es, die Pharisäer hätten es erschließen können, aber sie wollten nicht.

Der Evangelist Markus schildert in den Worten: Er blickte sie an mit Zorn, sich betrübend über die Verhärtung ihres Herzens, zwei Gemüthsbewegungen in Jesus, eine vorübergehende und eine bleibende. Die vorübergehende, wie ein Blitz aufleuchtend, war der Zorn; die bleibende, wie eine Wolke ihn umdüsternd, war Trauer. Beide Affekte treffen oft zusammen, weil sie ihrer Natur nach verwandt sind und hier speciell eine und dieselbe Veranlassung hatten.

Der Zorn erscheint, wenn ich beim eben angedeuteten Bilde bleiben darf, als der elektrische Strahl jener Spannung der Seelenkräfte, die wir mit einem Worte Verstimmung nennen können. Er ist eine plötzliche und heftige Gemüthserschütterung, die sich, mit Abscheu verbunden, gegen eine das Ich oder ein heiliges Interesse bedrohende Sache wendet. Der Zorn gehört zu den Erhaltungstrieben des Lebens und ist, als im Naturzwecke begründet, gut und nothwendig, obwohl bei unsern bösen Anlagen am schwersten zu behüten.

Wir lesen oft, daß Jesus trauerte, an dieser einzigen Stelle, daß er zürnte. Beachten wir wohl, wie er zürnt. Bloß mit dem Auge, ohne ein Wort zu sprechen, schnell vorübergehend, während nur die Trauer in seinem Herzen zurückblieb. Dieses Zürnen stellte seine Sanftmuth in ein um so schöneres Licht; denn es war nichts anderes als das

Zürnen der Sanftmuth. Sie selbst ist nur in demjenigen eine Tugend, der auch zürnen kann; anders wäre sie abgestumpfter Sinn und Trägheit des Geistes. Warum zürnte er? Wir dürfen antworten: Um uns ein Beispiel zu geben, wie wir zürnen, d. h. wie wir die Aufregung, die Zorn genannt wird, beherrschen und leiten sollen, daß wir durch sie nicht sündigen.

## 4.

Luk. 6, 17—48.

Die Pharisäer der schlimmen Sorte waren an allen Orten dieselben. Sie kamen, sagt Lukas, über die Heilung des Mannes und die Art, wie sich Jesus rechtfertigte, ganz von Sinnen und beredeten sich unter einander, was sie ihm anthun könnten. Aber sie hatten nicht überall dieselbe Macht; die geringste in Peräa, wo sich das Volk von Jesus nicht abwendig machen ließ. Darum blieb er hier bis über Pfingsten hinaus, hielt eine zweite Bergpredigt, wenn wir diesen einmal eingebürgerten Ausdruck gebrauchen wollen, sandte zum zweitenmale seine Jünger aus und krönte seine Missionsthätigkeit mit einer zweiten Brotvermehrung, so daß wir ein vollkommenes Spiegelbild seiner diesseitigen, galiläischen Wirksamkeit bekommen. Denn wie es am Himmel Doppelsterne gibt, deren Licht für das unbewaffnete Auge in Eines zusammenfließt, und wie man von einem doppelten Auf- und Untergange der Sonne spricht, einem wirklichen und scheinbaren, indem wir die Sonne schon vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem wirklichen Untergange im Spiegelbilde am Himmel erblicken, ohne das eine vom andern mit dem bloßen Auge unterscheiden zu können: so gab es auch im Leben Jesu Wiederholungen von Reden und Werken, welche die Ueberlieferung in Eins zusammenfließen machte, und deren Verschiedenheit nur an

einzelnen Momenten mehr oder weniger erkennbar hervorschimmerte. Wiederholungen liegen an und für sich im Wesen der Mission; ihre Aufgabe besteht nicht darin, überall Neues, sondern das Alte in neuer Gestalt vorzubringen, und siehe, einer solchen neuen Gestaltung der Bergpredigt begegnen wir bei Lukas. Er sagt, daß Jesus, als viel Volk beisammen war, vom Berge auf einen ebenen Platz, wo sich die Leute ausbreiten konnten, herabstieg und, indem er die Augen zu seinen Jüngern erhob, sprach:

Selig seid ihr Armen, denn euer ist das Reich Gottes.

Selig seid ihr jetzt Hungernden, denn ihr werdet gesättiget werden.

Selig seid ihr jetzt Weinenden, denn ihr werdet lachen.

Selig seid ihr, wann euch die Menschen hassen werden, und wann sie euch ausschließen werden und schmähen und ausbringen euren Namen als einen schlechten wegen des Menschensohnes.

Freuet euch an jenem Tage und hüpfet auf; denn siehe euer Lohn ist groß im Himmel; denn auf eben dieselbe Weise haben ihre Väter mit den Propheten gethan.

Doch wehe euch ihr Reichen, denn ihr habet eure Tröstung.

Wehe euch ihr Satten, denn ihr werdet hungern.

Wehe euch ihr jetzt Lachenden, denn ihr werdet klagen und weinen.

Wehe, wann von euch gut reden werden alle Leute; denn auf eben dieselbe Weise haben ihre Väter mit den falschen Propheten gethan.

Die Glückseligkeitslehre Jesu Christi tritt hier in den entschiedensten Gegensatz zur Glückseligkeitslehre der Welt und ihrer Anschauung der Dinge. Ein selig! über Arme und ein wehe! über Reiche war bisher unerhört. Auch der schöne sokratische Satz, daß nichts bedürfen der Gottheit ähnlich mache, stand der Lehre Jesu noch ganz ferne. Der

nichts Bedürfende kann viel haben, der Arme hat nichts. Das will mehr sagen.

Wie aber die Welt nicht schlechthin den Reichen selig preist, so kann auch die Seligpreisung des Armen nicht jedem ohne weiters gelten. Der Begriff arm unterliegt daher nothwendig einer Beschränkung, sei es, daß sie angegeben oder angedeutet wird. Jenes geschah in der ersten Bergpredigt durch den Zusatz „arm im Geiste", dieses in der zweiten durch den Umstand, daß Jesus, wie der Evangelist sagt, seine Jünger anredete; denn da hält es nicht schwer, den Charakter dieser Armuth zu bestimmen. Die meisten Jünger waren arm, andere hatten, um Jesu nachzufolgen, auf alles verzichtet und waren arm geworden. Und was an den Jüngern geschehen, wiederholte sich fort und fort, besonders in der ersten Zeit der Predigt des Evangeliums unter den Heiden. Die Armen zuerst wurden gläubig und viele von den Gläubigen wurden arm, d. i. wurden aller Güter beraubt, oder gaben alles für Christus hin.

Welch' größern und wahreren Trost konnten die Apostel den ersten, gedrückten, armen Gläubigen aus der Heidenwelt bieten, als das süße Wort: Selig ihr Armen, selig ihr Hungernden, selig ihr Weinenden, selig ihr Verfolgten! Diesem selig! correspondirt genau das wehe! Selig jene, die wegen ihrer Armuth glauben; wehe jenen, die wegen ihres Reichthumes nicht glauben. Eben so genau wie dieser Gegensatz ist auch der der Begründung: Jener ist das Reich Gottes; diese haben ihre Tröstung. Die messianische Zukunft mit ihren Gütern und Segnungen, d. i. das Reich Gottes nannte man nämlich kurzweg und allgemein die Tage der Tröstung, sowie den Messias selbst den Tröster. Darnach heißt: Sie haben ihre Tröstung, soviel als: Sie haben ihr Himmelreich, ihren Messias in ihrem Reichthum, in ihrem Sattsein, in ihrem Lachen; eine andere Tröstung kennen sie nicht; darum wehe!

Die Ausdrücke: satt und lachend enthalten die nähere Bestimmung von reich. Es ist also derjenige Reiche gemeint, der seinen Reichthum genießt und sich dessen freut. Beide Bezeichnungen schildern treffend den Charakter der damaligen Welt. Sie war satt und voll des Lachens. Welch wunderbar lachender Reiz lag in der damaligen Kunst und Wissenschaft! Welche üppige Sattheit in allen Genüssen! Aber Hungern und Weinen blieben nicht aus.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Euch, die ihr höret, sage ich:

Liebet eure Feinde.

Thut Gutes denen, die euch hassen.

Segnet, die euch verfluchen.

Betet für die, welche euch beleidigen.

Dem, der dich auf die Wange schlägt, reiche auch die andere dar, und dem, der dir den Mantel nimmt, wehre auch nicht das Kleid.

Jedem, der dich bittet, gib, und von dem, der das deinige nimmt, fordere nicht ab.

Und wie ihr wollt, daß euch die Menschen thun, ebenso thuet auch ihr ihnen.

Und wenn ihr die liebet, die euch lieben, welcher Dank ist euch? denn auch die Sünder lieben die sie Liebenden.

Und wenn ihr werdet Gutes thun denjenigen, die euch Gutes thun, welcher Dank ist euch? denn auch die Sünder thun dasselbe?

Und wenn ihr werdet darleihen jenen, von welchen ihr wieder zu erhalten hoffet, welcher Dank ist euch? denn auch Sünder leihen Sündern, daß sie das Gleiche zurückerhalten.

Aber liebet eure Feinde, und thut Gutes und leihet, indem ihr an keinem verzweifelt; und euer Lohn wird groß sein, und ihr werdet sein Söhne des Höchsten; denn er ist gut gegen die Undankbaren und Bösen.

Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist.

Und richtet nicht, und ihr werdet nicht gerichtet werden.

Verdammet nicht, und ihr werdet nicht verdammt werden.

Sprechet frei, und ihr werdet frei gesprochen werden.

Gebet, und euch wird gegeben werden; ein richtiges, eingedrücktes, gerütteltes, überfließendes Maß werden sie in euren Schoß geben; denn mit demselben Maße, mit welchem ihr messet, wird euch entgegengemessen werden.

Das vierfache: Liebet, thut Gutes, segnet, betet! nicht an und für sich, sondern so wie es hier ausgesprochen wird, klang nicht weniger befremdlich, als das vorausgehende vierfache: Selig die Armen, die Hungernden, die Weinenden, die Verfolgten! Ja es stand dieß, da Jesus die heftigsten Feinde und Widersacher vor Augen hatte, noch mehr im Widerspruche mit der allgemeinen Anschauung und der praktischen Uebung, als selbst die Seligpreisung der Armen. Den Feind hassen und ihm alles mögliche Böse zufügen, galt für tugendhaft und preiswürdig; ein Unrecht auf sich sitzen lassen, für schimpflich und ein Zeichen der Feigheit. Darum sprach auch Jesus: Ihr, die ihr höret, d. h., die ihr wahrhaft meine Jünger seid; die andern faßten dieß Wort nicht.

Die Centralkraft, welche den Jünger Jesu erfüllt und beseelt, ist die Liebe; sie ist der Grundton, mit dem alle einzelnen Töne harmoniren. In Folge dieser Liebe duldet er's, wenn man ihn schlägt, und gibt, wenn man ihn bittet, und thut, was er will, daß ihm geschehe.

Der Grund dieser aufopfernden Liebe aber ist Gott. Der Jünger Jesu erwartet also nicht Gegenliebe und nicht Gegendank und nicht Gegenvergeltung von Seite der Menschen, sondern nur den Lohn der Kinder Gottes.

Eine Religion, welche die Menschwerdung des Sohnes Gottes und den Tod des Gottmenschen für seine Feinde zu ihrem Fundamente hat; eine Religion, welche in nichts

anderm besteht, als in der Versöhnung des Schöpfers mit dem Geschöpfe durch ein Werk der reinsten Gnade und unverdientesten Erbarmung; eine Religion, welche zur innigsten Lebensgemeinschaft mit Gott durch Jesus Christus führt, der für seine Mörder am Kreuze betete und starb: diese Religion kann nicht weniger verlangen als Feindesliebe.

Nach einem solchen Gebote möchte die Ermahnung zur Barmherzigkeit fast unnöthig scheinen. Wer seine Feinde liebt, wer Gutes thut und leiht, ohne an jemandem zu verzweifeln, d. h. wer all dieß unverzagt thut, mit frischem Muthe, der wird auch Barmherzigkeit üben. Darüber waltet kein Zweifel, und doch war eine Mahnung gerade hier an Ort und Stelle, weil eine, wie man dafür halten mochte, hohe Stufe der Liebe nicht selten vom Pfade der Erbarmung ablenkte. Denn die Aeußerungen der Nächstenliebe müssen sich nach der Liebe Gottes, auf der sie beruhen, ordnen und richten; die Liebe Gottes ist aber eine eifernde, und der Eifer kann in Conflikt mit der Barmherzigkeit kommen. Da gilt nun die Regel: Erbarmen geht dem Eifer vor, und was sich daraus nun von selbst ergibt: nicht zu richten und nicht zu verdammen, sondern frei zu sprechen.

Da Jesus nicht das richterliche Urtheil der öffentlichen Gerechtigkeitspflege meinte, sondern nur das persönliche des Einen über den Andern, so gilt sein: richte nicht, und sein: sprich los, ohne alle Einschränkung.

Damit endete der erste Theil dieser Bergpredigt in Peräa.

Im zweiten Theile gab Jesus seiner Rede eine andere Wendung, indem er sie an jene Zuhörer richtete, die, obgleich sie Schritt für Schritt ihm folgten, oder richtiger gesagt, ihn beobachteten, grundsätzlich nicht zu seinen Jüngern gehörten. Dieß waren die Pharisäer. Mit dem Wechsel der angeredeten Personen wechselte auch der Ton der

Rede; sie wurde voll einschneidender Schärfe in Zurechtweisung, Tadel und Warnung, indem er fortfuhr und sprach:

Kann der Blinde den Blinden führen? Werden nicht Beide in die Grube fallen?

Ein Schüler ist nicht über dem Lehrer, sondern jeder wird zubereitet sein wie sein Lehrer.

Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem eigenen Auge beachtest du nicht?

Oder wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Bruder, halt, ich will den Splitter, der in deinem Auge ist, ausziehen, während du den Balken, der in deinem Auge ist, nicht siehst?

Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, und alsdann magst du schauen, daß du den Splitter, der im Auge deines Bruders ist, ausziehest.

Denn nicht ist ein guter Baum, der eine schlechte Frucht bringt, noch ist hinwieder ein schlechter Baum, der eine gute Frucht bringt.

Denn jeder Baum wird erkannt aus seiner eigenen Frucht; denn man sammelt nicht von Disteln Feigen, noch vom Dornbusch eine Traube.

Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens das Gute hervor, und der böse Mensch bringt aus dem bösen Schatze seines Herzens Böses hervor; denn aus der Fülle des Herzens spricht sein Mund.

Jesus sprach über die Pharisäer zwei Wehe aus. Wehe den Blinden! Wehe den Splittersehern! d. i. wehe denen, die blind sind, wo sie sehen sollen; wehe denen, die sehen, wo sie blind sein sollen.

Das bekannte Sprichwort: ein Blinder führt den andern, bezeichnet, wie wir dieß schon bemerkt haben (3, 2, 6), einen Zustand, in welchem der Führende und der Geführte mit Ausschließung der Sehenden zusammenhalten, d. h. sich gegenseitig in ihren Anschauungen bekräftigen und stärken.

Die Pharisäer sind solche Blinde, die in die Grube fallen, d. h. die am Reiche Gottes keinen Theil haben; und wer mit ihnen geht, fällt auch in die Grube, geht gleich ihnen verloren. Damit man nun nicht entgegne: Das sei ferne, so weit soll es mit mir nicht kommen; wenn ich auch die Pharisäer höre, gegen die Wahrheit sollen sie mich nicht verblenden, um den Glauben und das ewige Heil sollen sie mich nicht bringen, ging Jesus auf das Verhältniß des Schülers zum Lehrer über, indem er aus dem Satze: Ein Schüler ist nicht über dem Lehrer, die Folgerung zog: Also wird der Schüler zubereitet sein wie der Lehrer, d. i. zubereitet im göttlichen Rathschlusse zum Verderben. Beide fallen in die Grube.

Der Schüler (sagen wir geradezu, der Lehrling) gestaltet und bildet sich nach seinem Lehrer; er prägt das Bild des Meisters in sich ab und ist nur in so ferne Schüler, als er sich den Meister zum Vorbilde nimmt. Diese Gleichheit bedingt auch ein gleiches Loos; fällt der Meister in die Grube, ist er zubereitet zum Verderben, so kann auch dem Schüler nicht anders geschehen.

Das zweite Wehe galt den Pharisäern, weil sie sahen, wo sie blind sein sollten. Sie sahen den Splitter im Auge derer, die in Jesu nächster Umgebung waren. Ein solcher Splitter war der Mangel an gelehrter Bildung, die verschiedenartigen Aeußerungen des Temperamentes, die Hinwegsetzung über manche Gebräuche; ja an Jesus selbst bemerkten sie solche Splitter, und sie beschäftigten sich damit so sehr, daß es ein Hinderniß des Glaubens wurde. Schon dieß war ein Balke im eigenen Auge, den sie nicht sahen. Wie blind aber im Allgemeinen die Pharisäer unter sich, wie scharfsehend sie gegen alle Andern waren, davon enthalten die Evangelien Bericht über Bericht, und bieten die spätern rabbinischen Schriften in reicher Auswahl Belege über Belege.

Es verdient unsere Beachtung, daß Jesus von jedem Splitterseher und Splitterrichter sagt, er habe einen Balken im eigenen Auge. Eben dieses Sehen ist der Balke. Das Splittersehen ist eine Schlechtigkeit; dadurch gibt sich der schlechte Mensch zu erkennen, wie der schlechte Baum durch seine Frucht. Splittersehen und Splitterrichten ist, was wir Tadelsucht und Skandalsucht nennen; über beide hält Jesus Christus ein strenges Gericht; sie sind Dorn und Disteln, von denen man keine Feigen und Trauben sammelt, mit andern Worten, die in den Feuerofen geworfen und verbrannt werden.

Am Schlusse wandte sich Jesus wieder zu seinen Jüngern, aber so daß er den ernsten Ton der Warnung beibehielt, indem er fortfuhr und sprach:

Was nennet ihr mich Herr, Herr, und thut nicht, was ich sage?

Jeder, der zu mir kommt und meine Worte hört und sie thut, ich will euch zeigen, wem er gleich ist.

Er ist gleich einem Manne, der, da er ein Haus baute, grub und austiefte und den Grund auf den Felsen legte.

Als aber eine Ueberschwemmung kam, schlug der Strom an jenes Haus, und er vermochte nicht, es zu erschüttern, denn es war auf den Felsen gegründet worden.

Siehe die drei Säulen, an denen das Haus erkannt wird, welches auf Felsengrund steht und nicht einstürzt: die Berufung — wer zu Jesus kommt, die Annahme durch den Glauben — wer ihn hört, die Besiegelung des Glaubens durch die Werke — wer thut. Dieses Haus, in dem gut wohnen ist, heißt die christliche Zuversicht; der Fels, auf dem es steht, ist die göttliche Verheißung. Die Gnade, der Glaube und das heilige Leben bilden das Haus der Zuversicht, die nicht zu Schanden wird.

Daraus erklärt sich das ernste Wort: Was nennt ihr

mich Herr, Herr? Es ist nicht genug, daß wir durch die enge Pforte des Glaubens eingehen, wir müssen auch auf dem schmalen Wege der Heiligkeit verharren bis ans Ende.

## 5.

Mark. 7, 32—37.

Unter den Heilungen, die Jesus auf dem Ostjordangebiete vornahm, erregte die eines Taubstummen besonderes Interesse, weil sie als das schönste und sprechendste Abbild der geistigen Wohlthaten erschien, deren die Gläubigen vorzüglich aus dem Heidenthume durch die Taufe theilhaftig wurden. Man legte auf sie ein solches Gewicht, daß die Taufhandlung selbst schon sehr frühe mit Symbolen umgeben wurde, welche die Heilung des Taubstummen begleitet hatten. Selbst die eigenthümliche Gattung der Krankheit war belehrend; sie bestand nämlich hier nicht in einem Gebrechen von Geburt an, wie das bei Taubstummen gewöhnlich der Fall ist, sondern in einem Gebrechen, das sich erst später als Folge einer Krankheit ausgebildet hatte, da der genaue Ausdruck im Berichte des Evangelisten lautet: ein Tauber, der kaum redete, der also beinahe stumm war, der sich anstrengte zu sprechen, aber nur unverständliche, oder kaum verständliche Laute hervorbrachte. So verhält es sich ja auch mit der Menschheit, in Folge der Sünde ist sie taubstumm geworden, aber so, daß ihr die Erinnerung an den ehemaligen Besitz der Sprache und einzelne Laute geblieben sind, die sich in Seufzen und Aechzen nach Erlösung noch immer kund geben.

Die Leute, welche den Taubstummen zu Jesus brachten, baten nur, daß er ihm die Hand auflege. Es war Sitte, frommen Rabbinen Kranke und Kinder, auch schwer Heimgesuchte zu bringen, um über sie zu beten und ihnen die Hände aufzulegen. Eine solche Segnung enthielt nach

allgemeinem Glauben eine große Kraft, wenn auch keine Heilung und Hebung des Uebels darauf folgte, was man unmittelbar gar nicht erwartete. Dieß und nicht mehr erbaten sich die Leute von Jesus, aber nicht aus Unglaube, sondern aus Demuth. Sie wollten zufrieden sein, wenn er den Kranken nur segne.

Das war die rechte Seelenstimmung; darum nahm Jesus den Taubstummen bei Seite vom Volke weg, legte die Finger in seine Ohren und berührte mit Speichel seine Zunge, und aufblickend zum Himmel seufzte er und sprach zu ihm:

Ephphata, das ist, öffne dich.

Und sogleich wurden seine Ohren geöffnet und das Band seiner Zunge gelöst, und er redete deutlich.

Jesus nahm den Taubstummen bei Seite, weil er die Wunder nicht gerne so wirkte, daß die große Masse den Zusammenhang des Wunders mit seinem Willen gleichsam mit leiblichen Augen sah, wie hier der Fall gewesen wäre. Entweder wurde das Wunder erst erkannt, wenn es schon geschehen war, oder er ließ nur wenige als Zeugen zu. Er that dieß aber nicht, um Aufsehen zu vermeiden, aus Bescheidenheit, sondern um der Menge nicht ein Schauspiel zu geben, das sie leicht vom Innerlichen und Geistigen abgelenkt hätte. Die Juden veräußerlichten nur zu sehr die Sendung Jesu Christi. Er mußte mit größter Energie das Aeußere dem Geistigen unterordnen. Sahen sie nichts lieber als solches Schaugepränge mit Wundern, so gab er sich um so weniger dazu her und wirkte Zeichen, die äußere, stark in die Sinne fallende Umstände bemerklich machten, vor vielem Volke nur, wo es ein höheres Interesse gebot, z. B. bei der Erweckung des Lazarus.

Man glaubte den Beweggrund der äußern That am Taubstummen einfach in ihrer leicht erkennbaren symbolischen Bedeutung suchen zu müssen. Wir dürfen aber noch

um einen Schritt weiter gehen und sagen, daß durch sie die wahrhafte Durchdringung des Leibes vom Geiste Gottes, die wahrhafte Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Jesus Christus bezeugt wurde. Um diese sichtbar darzustellen, gebrauchte Jesus seine Hände und seinen Speichel zu wunderbaren Heilungen. Sie waren der thatsächliche Beweis für den apostolischen Satz: Und das Wort ist Fleisch geworden.

Die Gnostiker betrachteten den Leib als das Böse, als den die Seele befleckenden Kerker. Auch bei Christus galt der Leib nur als ein Gefängniß, von dem er sich wieder frei machen mußte. Dieser Irrlehre, die sich schon in den Apostelntagen weithin verbreitete, standen die Wunder, gewirkt durch Jesu Hände und Speichel, als entscheidende Zeugen gegenüber.

Die Handlung selbst war einfach und dem Endzwecke angemessen. Jesus steckte seine Finger in die Ohren des Taubstummen, um sie zu öffnen, und belegte mit Speichel dessen Zunge, um sie zu benetzen. Die verstopften Kanäle der Ohren wurden frei, die verdorrte Zunge angefeuchtet und wie eine welke Pflanze wieder kraftvoll und lebendig gemacht. Sollte ihre Wiederherstellung nicht durch ein Wort, sondern durch ein Zeichen angekündigt werden, dann paßte dazu einzig und allein die Benetzung; wollte Jesus ferner die Flüssigkeit aus sich, nicht anderswoher nehmen, dann gab es dafür nur den Speichel, nicht Blut oder Thränen.

Das Berühren der Ohren, das Benetzen der Zunge und der seufzende Aufblick zum Himmel geschahen zuerst und gleichzeitig, darauf folgte der Ruf: Oeffne dich! Thue auf deine geschlossenen Ohren, rühre deine gebundene Zunge. Die Aufforderung erging an den zu Heilenden selbst, wie in dem andern ähnlichen Zurufe: Strecke deine Hand aus. Das Seufzen Jesu war ein Bittgebet, bei dem er zum Himmel aufblickte.

Als Jesus den Taubstummen bei Seite nahm, blieben nur seine Jünger und jene, welche den Kranken gebracht hatten, um ihn. Den letztern trug er auf, es niemanden zu sagen, aber, fügt der Evangelist bei, wie dringend er ihnen dieß auftrug, sie verkündeten es um so viel mehr. Er will damit zunächst bloß hervorheben, daß ihre Dankbarkeit und Freude keine Grenze gekannt habe. Sie achteten darüber nicht auf das Verbot Christi; jetzt galt ihnen vielmehr der Satz: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Ueber diese Freudenbotschaft, die der Anblick des Geheilten vollkommen bestätigte, rief das Volk voll Bewunderung und Jubel aus: Er hat alles wohlgemacht; auch die Tauben macht er hören und die Stummen reden. Darin lag eine feierliche Huldigung, ähnlich der spätern: Hosanna dem Sohne Davids; denn sie bezeugte ihn als den verheißenen Messias, sie bezeugte die Erfüllung der Worte des Propheten: Siehe, euer Gott wird kommen und euch retten. Dann öffnen sich die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben thun sich auf; dann springt wie der Hirsch der Lahme und die Zunge des Stummen wird gelöst (Is. 35, 4—6).

## 6.

Matth. 15, 32—38. Mark. 8, 1—10.

Die ostjordanische Region vom Libanon bis zum Südende des galiläischen Meeres stand zur Zeit Jesu Christi in höchster Blüthe. Viele Städte, darunter große und mächtige, wie Bosra, Kenat und Sueida, bedeckten die Hochebene und sind noch in Prachtruinen von Tempeln, Bädern, Theatern, Grabmälern, Thoren und Palästen zu erkennen. Einzelne Distrikte waren rauh, die Gesammtlandschaft aber überaus fruchtbar und daher zu jeder Zeit stark bevölkert.

Jair, ein Enkel des Juda von väterlicher und des Manasse von mütterlicher Seite, besaß hier sechzig Städte.

Die zwölf Jünger hatten also auf ihrer Mission in Nordperäa ein weites Feld, wenn sie auch die großen Städte mieden und sich nie zu weit von ihrem Mittelpunkte, Jesus, entfernten, indem sie abwechselnd gingen und kamen, während er selbst dem öffentlichen Leben, wenigstens theilweise, ferne blieb und seine stillere Thätigkeit auf ein paar Hauptstationen beschränkte.

Ueberall, wo er öffentlich auftrat, sammelten sich große Volksmassen, die lawinenartig anwuchsen; aber nur von hier liest man, daß sie Jesus mehrere Tage bei sich behielt und sich von ihnen begleiten ließ. Es ging dieß in der That bloß da an, wo die Leute bescheiden, lenksam, frei von pharisäischen Vorurtheilen und dabei von einer Anhänglichkeit waren, der sich Jesus nicht erwehren konnte und die in dem Maße zunahm, als der Abschied nahe kam, indem er aus dem Innern des Landes dem galiläischen Meere zuwanderte, um, ehe die heiße Jahreszeit hereinbrach, in seine Heimath zurückzukehren, wo er von seinen Freunden so sehnlich erwartet wurde. Da Pfingsten in jenem Jahre auf den sechsten Juni fiel, mochte es Mitte dieses Monats sein, als er die Hochebene von Apheka (Fik) erreichte, unter der sich das galiläische Meer mit seinen palmenbedeckten Ufern ausbreitete.

Es war bereits der dritte Reisetag auf dem Rückwege von der letzten Station, wo Jesus länger verweilt hatte. Die Volksmenge ließ aber nicht nach, ihm mit solcher Beharrlichkeit, unbesorgt um alle Entbehrungen, denen große Massen auf länger dauernden Märschen ausgesetzt sind, Schritt für Schritt zu folgen, daß er, menschlich zu reden, selbst um sie besorgt wurde und zu seinen Jüngern sprach:

Mich jammert des Volkes; denn schon drei Tage harren sie bei mir aus, und sie haben nichts zu essen.

Und ich will sie nicht nüchtern entlassen, damit sie nicht auf dem Wege erliegen.

Die Jünger aber entgegneten: Von woher erhalten wir so viele Brote, um so viel Volk zu speisen?

Er sprach:

Wie viele Brote habt ihr?

Sie antworteten: Sieben Brote und einige Fischlein.

Darauf befahl er, daß sich das Volk auf dem Boden lagere, und er nahm die sieben Brote und die Fischlein, brach sie, nachdem er die Danksagung gesprochen, und gab sie seinen Jüngern zum Austheilen.

Und Alle aßen und wurden satt, und das übrig Gebliebene hoben sie auf, sieben Körbe voll. Es waren aber ihrer, die aßen, bei viertausend.

Die sieben Körbe weisen auf die Gegenwart von sieben Jüngern, die mit dem Austheilen und Einsammeln der Brote beauftragt waren. Fünf befanden sich also noch auf Mission. Gerade dieser Umstand, daß sieben Körbe voll eingesammelt wurden, bestätigt, was wir oben von der Aussendung der Jünger in Peräa sagten. Sie wird von den Evangelien nicht erzählt, aber vorausgesetzt und angedeutet.

Man könnte diese zweite Speisung für einen bloßen Reflex der ersten halten, also daß dießmal Eine Thatsache durch die verschiedene Form der Ueberlieferung scheinbar in zwei auseinanderging, wie umgekehrt öfter zwei Thatsachen in Eine zusammenflossen. Dagegen spricht aber außer den Gründen, die in der Erzählung selbst liegen, vor allem die ganz genaue Angabe ihrer Veranlassung und ihre Einreihung in die Geschichte, aus der wir keine von den beiden Speisungen herausnehmen können.

Die Frage, warum Jesus zweimal eine wunderbare Speisung vorgenommen habe, ist streng genommen unstatthaft, so wie jene, warum er drei Todte erweckt habe. Es

hat ihm eben gefallen, seine Güte und Menschenfreundlichkeit auf diese Weise zu offenbaren. Wer wurde dabei nicht an sein Wort erinnert: Suchet zuerst das Reich Gottes, und dieß alles wird euch mit zugegeben werden?

Die Jünger beriefen sich nicht auf die frühere Speisung, weil sie so etwas überhaupt nie thaten. Eine solche Berufung wäre unschicklich gewesen, und gerade dafür hat der Morgenländer einen besonders feinen Sinn. Sie wußten recht gut, daß Jesus, wenn er ein Wunder wirken wolle, ihrer nicht bedürfe. Seine Herablassung machte sie nie keck und in falschem Sinne vertraulich.

Nach dem Mahle entließ Jesus das Volk in Frieden. Es war schon darauf gefaßt; denn an der Grenze des Landes angekommen, konnte und wollte es nicht weiter mitgehen. Als er abfuhr, standen die Leute theils am Ufer, theils weithin zerstreut auf der Höhe und begleiteten ihn mit ihren Segenswünschen in die Heimath, die er seit einem Vierteljahre nicht mehr betreten hatte.

Wie mochten sich die Seinigen alle freuen, besonders jene, die ihn so eben im Schiffe ankommen sahen! Für ihn aber war es ein schwerer Gang, denn er wußte, daß dort seines Bleibens nicht mehr sei.

## 7.

Matth. 15, 39. Mark. 8, 10. Luk. 10, 38—42.

Jesus landete in der Nähe von Magdala am Landgute Dalmanutha, d. h. Witwensitz, vielleicht einem von der Mutter vererbten Familieneigenthume der beiden Schwestern Martha und Maria, wo er einkehrte. Dies war ein Jubel für die glücklichen Frauen, aber auch ein Durcheinander von Arbeiten, die Gäste, wie es sich gehört, zu bewirthen, da sich bald Viele aus der Nachbarschaft zur Begrüßung Jesu und seiner Jünger einfanden.

Doch siehe, während Martha viel beschäftigt und von Sorgen abgezogen war, saß Maria zu den Füßen des geliebten Meisters und vergaß, in sein Anschauen verloren, alles was um sie her vorging, bis Martha, die ältere Schwester und darum die eigentliche Hausfrau, kam und zu Jesus sprach: Herr, kümmert es dich nicht, daß mich meine Schwester allein gelassen hat zum bedienen? Sage ihr nun, daß sie mir helfe.

Jesus erzählte seine Reise, freilich nicht nach unserer Art, zu unterhalten, sondern so daß sie lauter Belehrung war. Die Zuhörer saßen auf niedern Diwanen oder auf Teppichen am Boden, wie noch heut zu Tage, um ihn her, unter ihnen auch Maria, die gar nicht mehr daran dachte, daß er in ihrem Hause eingekehrt sei. Diese Nichttheilnahme an dem, was sie thun sollte, fiel der Martha doppelt schwer; sie fand sich nicht mehr zurecht, so daß sie ganz kleinmüthig wurde und endlich zu Jesus selbst sprach: Herr, kümmert es dich nicht? wie wir etwa sagen würden: Siehe doch, Herr, daß ich allein nicht im Stande bin, alles in Ordnung zu bringen und herzurichten.

Da der Ausruf: Kümmert es dich nicht? eine öfter vorkommende, zutrauliche Klage ist, so bedarf die Rede der Martha ebenso wenig einer Entschuldigung, als sie einen Tadel verdient. Niemand hielt fester am Grundsatze, daß alles seine Zeit habe, als Jesus selbst. Wenn er entschieden sprach: Die Armen habt ihr allezeit um euch, und darauf hin den Liebesdienst der Maria lobte und die Jünger tadelte: so konnte er hier mit demselben Rechte und Grunde den Liebeseifer der Martha loben und die Maria zurechtweisen. Oder hätte er es wohl gebilligt, wenn sich beide Schwestern um nichts bekümmert hätten? War er etwa keiner gastfreundlichen Sorge werth? sind solche Dienste nicht auch heilig und gottwohlgefällig? Martha war also mit ihrer Klage im Recht, und Jesus gab ihr nur Unrecht

in Beziehung auf ein Höheres, das er im Auge hatte und der Martha vorhielt, ohne sie zu tadeln, indem er antwortete und sprach:

Martha, Martha, du kümmerst und beunruhigst dich um vieles; Eines ist nothwendig.

Maria hat den guten Theil erwählt, der nicht genommen werden wird von ihr.

Diese Antwort faßt ein doppeltes in sich, die Zurechtweisung der Martha und die Vertheidigung der Maria. Beide Punkte gehören aber nicht der Art zusammen, daß im Einen auch schon das Andere enthalten wäre. Nichts stand im Wege, daß Jesus die Martha zurechtwies und doch der Maria ohne weiters gebot, ihr beizustehen, oder daß er die Maria in Schutz nahm mit den Worten: Martha, störe deine Schwester nicht, ohne sie selbst zurechtzuweisen. Er wies die Martha, die ältere Schwester, wegen ihrer hausmütterlichen Aengstlichkeit zurecht, aber in einem so innigen und zärtlichen Tone, daß darin ein unendlicher Trost und alle Beruhigung lag. Martha, sprach er, Eines ist nothwendig, und du kümmerst dich um vieles? wozu denn? Ob Martha dieses Eine hatte? Gewiß, der ganze Geschichtsvorgang lehrt es und es liegt schon im affektvollen: Martha, Martha! Dieß Eine ist die Liebe Jesu und die Jesusliebe. Die Liebe Jesu bezeugt der vierte Evangelist: Er liebte die Martha (Joh. 11, 5); die Jesusliebe, von der ihr Herz voll war, bezeugt eben ihre Sorglichkeit. Darum lautet seine Antwort: Da du das Eine hast, das nothwendig ist, das ich allein will, so sei nicht ängstlich wegen des Andern; deine Liebe genügt mir. Dieß klingt allerdings nicht wie ein Vorwurf, nicht wie ein Tadel; aber eine Zurechtweisung, d. h. die Weisung auf das Rechte, ist ihrer Natur nach von Tadel und Vorwurf wohl zu unterscheiden.

Die Vertheidigung der Maria enthält zugleich ihren Vorzug, dem Jesus hier Zeugniß gibt wie später wiederum.

Indem sie den guten Theil erwählt hat, der ihr ewig bleibt, in Verhältniß zu dem alle andern nicht gute sind, hat sie das Vollkommene erwählt. Was sie thut, ist das Vollkommene. Die Vollkommenheit soll von Allen erstrebt werden, ist aber nicht Jedermanns Sache. Jesus selbst spricht von dreißig-, sechzig und hundertfacher Frucht, und auch hier, wo er der Maria den Vorzug gibt, sagt er nicht zu Martha: Gehe hin und thue deßgleichen. Welches nun dieser ihr Vorzug sei, sehen wir aus dem, was sie that. Es ist ihr Verlorensein in Christo, wobei sie von Rücksichten auf die Welt nichts weiß; ihm allein lebt sie, für alles andere ist sie todt.

## 8.

Matth. 16, 1—4. Mark. 8, 11, 12.

Die Feinde Jesu hatten die Zeit seiner Abwesenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen. Da ihr ganzes Streben darauf ausging, das Volk ihm zu entfremden, predigten und lehrten sie überall von den nothwendigen Eigenschaften des wahren Messias. Daß Jesus einige zu besitzen scheine, räumten sie bereitwillig ein, um ein desto größeres Gewicht auf diejenigen zu legen, von denen er noch keinen Beweis abgelegt habe. Man müsse, sagten sie, sobald er wieder kommen sollte, mit ihm darüber offen reden. Es sei eine unerläßliche, heilige Pflicht; nur dürfe man nicht anders als möglichst vorsichtig zu Werke gehen.

Und in der That, so handelten sie auch. Kaum hielt sich Jesus ein Paar Tage in Dalmanutha auf, als Pharisäer und Sadduzäer kamen und ihn nach gemessener Einleitung wegen eines Zeichens aus dem Himmel befragten, daß er es ihnen vorweise. Sie begehrten nicht direkt ein Zeichen aus dem Himmel, sondern befragten ihn zunächst nur wegen der Merkmale eines solchen Zeichens; er möge

sie ihnen angeben, entweder genommen aus den Wundern, die er schon gewirkt habe, oder aus denen, die er noch wirken werde. Denn darüber könne kein Streit sein, daß dem Messias Zeichen aus dem Himmel zur Seite stehen, wie dem Moses, der in Aegypten und in der Wüste Wunder wirkte, die sichtbar aus dem Himmel kamen, da er Brot vom Himmel gab, Finsterniß vom Himmel herabrief, und durch einen Engel vom Himmel die Erstgeburt Aegyptens tödtete.

Hiebei waren drei Fälle denkbar, entweder daß Jesus wenigstens einige seiner Wunder als Zeichen aus dem Himmel anerkannt wissen wolle, oder daß er die Nothwendigkeit solcher Wunder bestreite, oder endlich daß er sich anheischig mache, ein solches Wunder zu wirken. Zum letzten, das wußten die Pharisäer recht gut, werde er sich nicht entschließen; die Verlegenheit, in welche Isaias den König Achaz versetzte, da er zu ihm sprach: Fordere dir ein Zeichen, sei es in der Tiefe des Abgrundes oder in der Höhe oben (Is. 7, 11), werde er ihnen ersparen; und darauf gründete sich ihre versuchliche List. Denn entgegnete Jesus: Ich habe Zeichen aus dem Himmel gewirkt, betrachtet sie; so waren sie schon gefaßt, dieß zu bestreiten. Sprach er aber: Der Menschensohn bedarf keiner Zeichen aus dem Himmel, so fehlte es nicht an einer Berufung auf die Volksstimme, die Zeichen aus dem Himmel begehre. Ohne sie gebe es keinen Rechtstitel auf die messianische Würde, da sei die äußerste Vorsicht erstes Gebot.

Jesus erwiederte und sprach zu ihnen:

Am Abende sagt ihr: Gutes Wetter, denn der Himmel röthet sich; und am Morgen: Heute stürmt's, denn der trübe Himmel röthet sich.

Die Gestalt des Himmels verstehet ihr zu beurtheilen, die Zeichen der Zeitläufte aber nicht?

Das böse und ehebrecherische Geschlecht begehrt ein

Zeichen, und ein Zeichen wird ihm nicht gegeben außer das Zeichen Jonas des Propheten.

Die Pharisäer hatten erwartet, er werde sich auf eine Erklärung dessen, was er für ein Zeichen aus dem Himmel halte, einlassen. Wären sie damit einverstanden, dann wollten sie ein solches Zeichen von ihm begehren. Darauf war ihre List berechnet. Nun aber durchkreuzte er ihren Plan, indem er diese Frage ihnen selbst zuschob, und zwar mit vollem Rechte, da Niemand in seiner eigenen Sache Richter sein kann. Er wäre es, wenn er die Merkmale eines Zeichens aus dem Himmel, d. i. eines unleugbar göttlichen Wunders aufstellen wollte. Wunder zu untersuchen, ist nicht Sache des Wunderthäters, sondern derjenigen, vor denen und für die sie gewirkt werden.

Er gab aber in seiner sprichwörtlich gefaßten Ablehnung doch ein Kennzeichen und gewiß das wichtigste zur Beurtheilung eines Wunders an, nämlich die Beachtung und Prüfung aller begleitenden Umstände. An und für sich allein ist kein Wunder unbestreitbar ein Zeichen aus dem Himmel; zur Bezeugung seines himmlischen Ursprunges müssen auch die übrigen Umstände mitwirken. Der Himmel ist roth am Morgen und roth am Abend, und doch bedeutet es gerade das Entgegengesetzte; die Entscheidung liegt also nicht im roth sein allein.

Fassen wir dieß ins Auge, dann erkennen wir leicht, daß Jesus unter den Zeichen der Zeitläufte, auf die er sich beruft, jene Erscheinungen und Thatsachen meint, welche seine Wunder begleiteten und ihren göttlichen Ursprung und damit zugleich seine wahrhafte, messianische Sendung beglaubigten. Solche Zeichen der Zeit waren die Erfüllung der Weißagungen, die Weltlage, das Ende der Danielischen Jahreswochen, die Predigt des Johannes, seine eigene Person, seine Lehre, sein Charakter: all dieß zu seinen

Wundern gehalten, hebt jeden Zweifel über ihren Ursprung und ihre Beweiskraft.

Auf eine solche Prüfung konnten natürlich die Pharisäer nicht eingehen, sie ließen daher mit dem Begehren nach den Merkmalen eines Zeichens aus dem Himmel zugleich das Begehren nach einem solchen Zeichen selbst fallen. Doch er antwortete auch noch darauf; selbst ein solches Zeichen wird ihnen gegeben werden, nur wird es ein Jonaszeichen sein, ein Zeichen, das, so groß und wunderbar es ist, ihnen nichts nützen wird. Er hatte von diesem Zeichen schon einmal gesprochen (siehe 3, 1, 4); er wiederholte es wegen der prophetischen Beziehung, die darin auf seinen Tod und seine Auferstehung lag. Es sollte sich recht tief in aller Gemüther einprägen, damit sie sich dessen bei seiner Erfüllung erinnerten.

## 9.

Matth. 16, 5—12. Mark. 8, 13—21.

Jesus machte mit der Landung vor Dalmanutha einen neuen Versuch zur Missionsthätigkeit am See von Genesaret, weil hier sein eigentlicher Missionsdistrikt war. Aber schon der erste Zusammenstoß mit den Pharisäern lieferte den Beweis, daß sich die Stimmung nicht gebessert habe. Dieß erkannten auch die Jünger; doch überraschte sie der Befehl zur augenblicklichen Abreise und neuen Ueberfahrt. Für so bedenklich hielten sie die Sache nicht. Indeß an Gehorsam gewöhnt, zögerten sie nicht, und nach einem kurzen, herzlichen Abschiede von den lieben Freunden, sah man sie schon wieder zu Schiffe in der Richtung nach Nordost.

Während der Fahrt herrschte Ernst und Stille. Beide Theile, Jesus und die Jünger, beschäftigten sich in Gedanken mit einem und demselben Gegenstande, aber nach verschiedenen Richtungen hin. Sie suchten sich die Größe

der Gefahr von Seite der Pharisäer auszureden und hätten gerne darüber gesprochen; er vergegenwärtigte sich ihr ganzes verderbliches Treiben und versank in wehmüthiges Schweigen.

Erst als sie bereits nahe am jenseitigen Ufer waren, sprach er:

Sehet zu und hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadduzäer.

Die Jünger verstanden ihn nicht; sie meinten, er rede so, weil sie keine Brote, oder wie Markus genauer sagt, weil sie nur ein Brot mitgenommen hatten. Da sie nämlich anfingen darüber nachzudenken, wie man in dieser Gegend reines, d. i. nicht von Heiden zubereitetes Brot bekäme, erschien ihnen die Rede Jesu als ein Tadel und eine Zurechtweisung. Nicht vor einem Brote, das Heiden bereiteten, sollten sie Furcht haben, sondern vor Brot, das Pharisäer bereiten; sie seien unreiner und mehr zu meiden als die Heiden. Darüber geriethen sie in große Verlegenheit. Von Heiden, wo möglich, kein Brot zu nehmen, forderte ihr Gewissen; es nicht von Pharisäern und Sadduzäern zu nehmen, forderte Jesus und zwar mit dem verstärkenden Ausdrucke: Hütet euch vor dem Sauerteige, um ja die Verunreinigung, welche sie sich zuzögen, recht hervorzuheben. Was war da zu thun?

Jesus, der ihre Gedanken sah, sprach:

Was überleget ihr untereinander, Kleingläubige, daß ihr keine Brote mitgenommen habt?

Seid ihr noch ohne Einsicht? Denket ihr nicht an die fünf Brote der Fünftausend, und wie viele Körbe ihr bekamet?

Auch nicht an die sieben Brote der Viertausend, und wie viele Brote ihr bekamet?

Wie merket ihr nicht, daß ich nicht von Brot zu euch

sprach? Hütet euch aber vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadduzäer.

Merket ihr nicht und verstehet ihr nicht?

Habt ihr euer Herz verhärtet?

Habt ihr Augen und sehet nicht, und habt ihr Ohren und höret nicht?

Da erkannten die Jünger, daß er nicht gesagt hatte, sich zu hüten vor dem Sauerteige der Brote, sondern vor der Lehre der Pharisäer und Sadduzäer.

Jesus wies die Jünger über zwei Dinge zurecht; einmal wie sie wegen der Brote in Verlegenheit kommen konnten, da er mit Einem Brote gewiß ebenso leicht Zwölf zu sättigen vermöge, als Fünftausend mit fünf und Viertausend mit sieben Broten. Dann wie sie auf den Einfall kommen konnten, seine Rede im buchstäblichen Sinne zu nehmen, da er sie vor solchen Dingen noch nie gewarnt habe.

Warum aber, möchte man fragen, so viele Worte in einer ganz einfachen Sache, und warum ein so strenger Tadel? Die Antwort ist nicht schwer. Je beharrlicher die Apostel im katechetischen Unterrichte von dem schwiegen, was zu ihrem Ruhme gereichte, desto mittheilsamer waren sie in dem, was sie beschämte, was ihre Kurzsichtigkeit und ihre Fehler und in demselben Maße die Geduld und Liebe Jesu recht an den Tag legte. Die Schatten, die auf sie fielen, stellten ihren geliebten Meister in ein um so helleres Licht. Dieß veranlaßte sie, auch unbedeutende Versehen ausführlich zu erzählen. Man sage nicht, der strenge Tadel scheine auf ein großes Versehen zu weisen; denn die Apostel liebten bei solchen Mittheilungen starke Ausdrücke, und Jesus selbst beobachtete ihnen gegenüber überall einen hohen, heiligen Ernst, wenn ich so sagen darf, jene göttliche Unnahbarkeit, die wesentlich zu seinem Charakterbilde gehörte, aber seiner Huld und Menschenfreundlichkeit keinen Eintrag

that. Die Berufung auf beide wunderbare Speisungen war eine wohlthuende, liebevolle Milderung des Tadels, die wir nachfühlen, aber nicht in Worte fassen können. So redet die Mutter mit ihrem Kinde, wenn sie ihm ihre Sorgfalt und Liebe recht ins Gedächtniß rufen will.

---

## Viertes Capitel.

Heilung eines Blinden. Bekenntniß des Petrus. Verklärung Jesu. Heilung eines besessenen Knaben. Aussendung der siebenzig Jünger. Frükmahl bei einem Pharisäer. Erbschaftstheilung. Nachricht von Unglücksfällen in Jerusalem. Reden, Gleichniß vom Feigenbaume.

### 1.

Mark. 8, 22—26.

Wie beim ersten Aufgeben seiner eigentlichen Heimath, so that Jesus auch bei diesem zweiten; er trat eine Mission in noch nicht berührte Provinzen an. Während er sich aber das erstemal gegen Westen wandte und nach dritthalbmonatlicher Abwesenheit (April, Mai, halb Juni) von Osten her heimkam, schlug er dießmal die entgegengesetzte Richtung ein und blieb einen Monat länger aus, obwohl die Reise einen geringern Umfang hatte und sich über die östliche Uferlandschaft des Jordans und über Nordgaliläa nicht ausdehnte.

Er landete im Nordostwinkel des Sees beim Einflusse des Jordans und ging nach dem eine Stunde und etwas darüber entfernten und auf der Höhe gelegenen Bethsaida, da wo der Jordan aus der Gebirgsschlucht in die Ebene

herabstürzt und dadurch wahrscheinlich zu einem für den Fischfang sehr günstigen Platze wurde, indem die Fische stromaufwärts schwimmend hier aufgehalten wurden, daher vielleicht der Name Fischhausen (Bethsaida). In der alten Zeit reichte der See weiter gegen Norden hinauf, da die Ebene an der Mündung, das Jordandelta, angeschwemmtes Land ist. Philippus hatte, wie wir von früher her wissen (3, 2, 2), diesen alten Flecken zur Würde einer Stadt erhoben, ihm Einwohner und Hilfsquellen zugebracht und nach der Tochter des Kaisers Augustus den Namen Julias gegeben, der sich aber im Munde des Volkes nicht erhielt. Es blieb bei der nationalen Benennung, obwohl es noch ein Bethsaida am See gab, was Mitursache zum Namenstausche gewesen sein mochte.

Jesus besuchte Bethsaida wahrscheinlich zum erstenmale; doch war er dort, schon wegen der Nachbarschaft Kapharnaums wohl bekannt, und man brachte ihm, kaum daß er die ersten Häuser der offenen Stadt betreten hatte, einen Blinden mit der Bitte, ihn zu berühren, d. i. zu heilen. Er wies die Bitte nicht zurück, nahm aber die Heilung abseits vor und reiste weiter, ohne sich aufhalten zu lassen. Er wollte nicht in der Nähe von Kapharnaum verweilen.

Die Art der Heilung war eigenthümlich. Sie bildet ein Seitenstück zu jener des Taubstummen. Beide erzählt Markus mit gleicher Ausführlichkeit und allein; bei beiden hatte er dieselbe Absicht, die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Jesus Christus an Beispielen seiner äußern Wirksamkeit zu zeigen.

Er berichtet:

Jesus faßte die Hand des Blinden und führte ihn vor die Stadt hinaus, und nachdem er auf seine Augen gespuckt und ihm die Hände aufgelegt hatte, fragte er ihn, ob er etwas sehe. Und aufblickend sprach er: Ich sehe die Menschen; denn ich sehe wie Bäume Herumwandelnde.

Darauf legte er ihm wieder die Hände auf die Augen. Und er schaute angestrengt, und er ward hergestellt und sah weithin alles klar. Und er schickte ihn nach Hause, wobei er sprach:

Und gehe mir nicht in den Ort hinein; sage es auch Niemanden im Orte.

Wir sehen aus dieser Erzählung, daß der Geheilte, der Menschen und Bäume unterscheiden konnte, nicht von Geburt blind war, und ferner daß Bethsaida nicht sein Heimathsort gewesen ist. Wie er dahin kam, erfahren wir nicht, wahrscheinlich als Bettler, die sich gerne am Wege vor den Thoren aufstellten. Darin, daß ihn Jesus selbst bei der Hand nahm, lag ein deutlicher Wink für die Andern, ihm nicht zu folgen, die Jünger ausgenommen, welche Zeugen seiner Wunder sein sollten, selbst Judas mit einbegriffen. Gerade Judas wurde der größte Zeuge für Jesus Christus.

Die äußerliche Handlung stimmt mit der am Taubstummen ganz überein, nur daß sich alles auf die Augen concentrirt, die Jesus zuerst mit Speichel anfeuchtet und dann mit seinen Händen in Berührung bringt; denn daß er ihm die Hände auf die Augen, nicht auf das Haupt legte, wie bei einer gewöhnlichen, mit Segen und Gebet verbundenen Handauflegung, sagt der Evangelist deutlich in den Worten: Er legte ihm wieder die Hände auf die Augen. Die Wiederholung war eine wiederholte Glaubensprüfung, die der zu Heilende gleich der ersten vollkommen bestand. Beachten wir wohl. Er antwortete Jesu nicht: Herr, ich glaube Menschen zu sehen, sondern voll Freude: Ich sehe die Menschen, obgleich sie mehr Bäumen glichen und der Einzelne nicht zu unterscheiden war. Wäre der Blinde verzagt gewesen, so würde seine Antwort ganz anders gelautet haben, etwa: Ach, Herr, ich sehe fast gar nichts. Und dieser Glaube bewährte sich auch bei der

zweiten Handauflegung. Da hätte ihm der zweifelnde Gedanke aufsteigen können, daß es kaum viel helfen werde; aber er ließ sich nicht irre machen und wurde nicht getäuscht.

Jesus wollte sich von ihm nicht begleiten lassen; er duldete dieß bei keinem von den Geheilten; darum befahl er ihm, heimzugehen, ohne die Stadt zu betreten.

## 2.

Matth. 16, 13—19. Mark. 8, 27—29. Luk. 9, 18—20.

Das nächste Reiseziel war Cäsarea Philippi am Fuße des großen Hermon und bei den ersten Quellen des Jordans in gerader Linie fünf Meilen oder etwas mehr nördlich von Bethsaida. Der älteste Name der Stadt war Baal Gad, ein anderer Paneas, der jüngste Cäsarea des Philippus, weil sie dieser Sohn des Herodes, dem Ituräa zugefallen war, erweiterte und verschönte. Die eigentliche Stadt war nie groß, desto umfangreicher die Vorstädte, die aus weithin zerstreuten Landhäusern bestanden; denn Lage und Klima erhoben Cäsarea zu den bevorzugtesten Städten von Palästina. Die reizende Gegend verdankt ihren Ruhm nicht allein dem herrlichen Hochgebirge mit ewigem Schnee auf seinem Haupte und der reichen Bewässerung, sondern auch dem erfrischenden, kühlen Thaue, der in solcher Fülle von den Höhen des Antilibanons herabfällt, daß er den mangelnden Sommerregen ersetzt und Wald und Flur mit unverwelklichem Grün überkleidet.

Hier brachte Jesus einen Theil der heißen Monate zu, zeitenweise vielleicht als Gastfreund des cäsarienfischen Weibes, das er geheilt hatte; hier legte er den Grundstein zur Kirche. Das Letztere geschah am Schlusse seines Aufenthaltes in diesem Gebiete, ehe er den Boden von Nordgaliläa betrat und in das heilige Land wieder zurückkehrte.

Zu einer Stunde, da er mit seinen Jüngern allein unter Wegs war und betete, setzte er sich nach seinem Gebete, um auszuruhen, auf einen Stein, gab den Jüngern ein Zeichen, sich neben ihm niederzulassen, und sprach angesichts des nahen galiläischen Hochlandes, zu ihnen:

Wer, sagen die Leute, daß ich, der Menschensohn, sei?

Sie erwiederten: Die Einen, Johannes der Täufer; die Andern, Elias; wieder Andere, Jeremias oder Einer der Propheten.

Er sprach zu ihnen:

Ihr aber, wer saget ihr, daß ich sei?

Da stand Petrus auf, beugte seine Kniee vor dem Herrn und sprach: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Und während Petrus noch kniete, wie in Anbetung versunken, entgegnete Jesus und sprach zu ihm:

Selig bist du, Simon Bar Jona; denn nicht Fleisch und Blut hat es dir geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel.

Aber auch ich sage dir, daß du bist Petrus (Fels); und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden nichts vermögen wider sie.

Und ich werde dir die Schlüssel des Himmelreiches geben, und was du binden wirst auf Erden, wird gebunden sein im Himmel, und was du lösen wirst auf Erden, wird gelöset sein im Himmel.

Indem sich Jesus mit seiner Frage an Alle wandte, erwartete er auch von Allen eine Antwort, nicht eine verschiedene, daß der Eine dieß, der Andere jenes vorbringen würde, sondern eine einheitliche und gleichlautende, da er sie als Eines und eins im Glauben betrachtete. Darum reichte es hin, wenn Einer antwortete, Einer für Alle. War dieß der Fall, dann darf es nicht befremden, daß Petrus das Wort ergriff; denn überall erscheint er als die Seele der Zwölf; er ist der Sprecher und Chorführer, er

ihr Haupt. Jesus hatte dieß schon bei seiner ersten Berufung angedeutet (Joh. 1, 43), und von da richtete er seine Rede oft mit unverkennbarer Bevorzugung an ihn.

Petrus zeigte sich dessen im vollsten Grade würdig; er hatte die größte Anhänglichkeit an seinen geliebten Meister, den lebendigsten Glauben, den eifervollsten Muth. Er sprang hinaus mitten in den stürmenden See Jesu entgegen; er vertheidigte ihn mit den Waffen in der Hand; er folgte ihm nach bis in den Gerichtshof, und auch vom Kreuze hielt ihn nicht Furcht ferne, sondern der Schmerz über seinen tiefen Fall.

Wenn es nun ganz in der Ordnung war, daß er im Namen Aller sprach, so folgt daraus nicht, daß auch Alle wie er gesprochen haben würden. Sie bekannten sich zu seinem Bekenntnisse, aber deßhalb hörte es nicht auf, sein ganz eigenes zu sein. Ein Bekenntniß aussprechen und sich einem ausgesprochenen Bekenntnisse anschließen, sind wohl zu unterscheidende Akte.

Das Bekenntniß selbst besteht aus zwei Theilen, wir könnten sagen, aus zwei Artikeln. Vereinzelt kommt der eine und der andere öfter im Munde der Apostel vor, vereinigt aber nur mehr aus späterer Zeit im Munde der Martha: Ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes (Joh. 11, 27); im Munde des Kaiaphas: Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, daß du uns bekennest, ob du bist Christus, der Sohn Gottes? worauf Jesus antwortete: Du sagst es (Matth. 26, 63); endlich am Schlusse des vierten Evangeliums: Dieß alles ist geschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus ist Christus, der Sohn Gottes. Alle diese Stellen stimmen außer dem Wortlaute auch noch darin überein, daß sie feierliche Bekenntnisse sind theils über Jesus Christus, theils von ihm selbst abgelegt, und daß sie den Inhalt unsers ganzen Glaubens enthalten. Die Apostel forderten zur Taufe nicht mehr als das Bekennt-

niß: Jesus ist Christus (der Gesalbte, der Messias) und der Sohn Gottes. Diese beiden Ausdrücke stehen daher nicht synonym, wo der eine für den andern genommen werden könnte, sondern in ihrem specifisch verschiedenen Sinne, jeder streng nach seinem Wortlaute.

Eingedenk, daß Jesus wiederholt Gott seinen Vater genannt hatte, rief Petrus voll glaubensfester Unterwerfung aus: Du bist der Sohn Gottes. Daß er es nicht im bildlichen Sinne nahm, erkennt man aus der Entgegnung Jesu: Das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, und aus der daran geknüpften weitern Rede: So will nun auch ich dir sagen, was mir nicht Fleisch und Blut geoffenbart hat, daß du bist Petrus, der Fels, auf den ich meine Kirche bauen werde.

Die Kirche wird bald mit einem Hause, bald mit einer Herde, bald mit einem Leibe verglichen. Das allen drei Bildern zu Grunde liegende Vergleichungsglied ist die Einheit. Im Besondern hebt die Vergleichung mit einem Leibe das Leben und Wachsthum, die mit einer Herde die Unterordnung und Gliederung, die mit einem Hause die Festigkeit der Kirche hervor.

Zu einem Hause gehört auch das Fundament, auf dem es steht. Die Kirche hat kraft ihres Doppelcharakters als einer geistigen, innern, unsichtbaren und einer äußern, sichtbaren Gemeinschaft der Gläubigen ein doppeltes Fundament, ein unsichtbares, inneres und ein sichtbares, äußeres; das erste ist Jesus Christus, das zweite Petrus, oder mit andern Worten: Wir treten in die geistige Gemeinschaft mit Jesus Christus durch die sichtbare Gemeinschaft mit Petrus; deßhalb heißt er der Fels, der Grundstein, das Fundament des Kirchenbaues.

Dieser Bau ist von ewiger Dauer. Die unterweltlichen Mächte, Hölle, Grab und Tod, denen alles unterliegt, oder, wie wir sagen würden, die Gewalten der alles zermalmen-

den Zeit vermögen nichts wider die Kirche. Sie ist durch den Fels, auf dem sie steht, und der Fels ist durch sie, die auf ihm steht, unüberwindlich.

Daß Jesus zu Petrus sprach: Auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, nicht zu einem andern, lag im Rathschlusse Gottes; die Erwählung ist Sache des Vaters. Daß er zu Einem sprach: Du bist, nicht zu Allen: Ihr seid das Fundament meiner Kirche, wie er zu Allen sprach: Empfanget den heiligen Geist, war eine Forderung zur Bewahrung der Einheit. Auch die übrigen Eilf sind Grundsteine der Kirche, nur nicht für sich, sondern in ihrer Vereinigung mit Petrus; er ist das Haupt der Kirche, der allgemeine Vater der Christenheit, der oberste Hirte.

Zu dieser ersten Verheißung fügte Jesus auch noch eine zweite in den weitern Worten: Und ich werde dir die Schlüssel des Himmelreiches geben. Damit ging er vom Verhältnisse des Petrus zur Kirche auf sein Amt in der Kirche über, d. i. vom Verhältnisse, in dem Petrus zum ganzen Baue steht, auf jenes zu den einzelnen Theilen desselben. Er ist der Grundstein des Hauses; er hat den Schlüssel zum Hause. Statt Haus gebrauchte aber Jesus den Ausdruck Himmelreich, weil, was die Kirche in ihrem Innern enthält, die Einrichtung dieses Hauses himmlischen Ursprunges ist. Durch ihren Inhalt, durch die in ihr aufgespeicherten Schätze wird die Kirche zu einem Himmelreiche auf Erden.

Daß die Schlüssel die Macht und Gewalt über eine Sache abbilden, leugnet Niemand; in der neuen wie in der alten Welt wird dieß mit der Uebergabe von Schlüsseln angedeutet und ausgedrückt. Der Schlüssel ist also Zeichen der Macht und Gewalt, aber nicht an und für sich auch ein Kennzeichen ihrer Ausdehnung, die engere oder weitere Grenzen haben kann. Wenn die Schlüssel einer Stadt von den Besiegten dem Eroberer, wenn sie von den Unterthanen

ihrem rechtmäßigen Könige, wenn sie vom Könige einem seiner Diener übergeben werden, so bezeichnet eine und dieselbe Ceremonie, die Uebergabe der Schlüssel, jedesmal ein anderes Maß der Vollmacht; denn eine andere ist die des Dieners, eine andere die des Königs, eine andere die des Siegers. Darum hält man mit Recht die noch folgenden Worte für eine nähere Bestimmung der dem Petrus übertragenen Schlüsselgewalt. Worin sie aber bestehe, liegt nicht so sehr in den allgemein lautenden Ausdrücken vor binden und lösen, als vielmehr in ihrer Verbindung mit dem Ausdrucke Himmelreich. Jesus sagt hier absichtlich Himmelreich statt Kirche, weil er zunächst nicht das Aeußere und Sichtbare, sondern das Innere und Unsichtbare an der Kirche im Auge hatte: die geistigen und himmlischen Schätze, die in der Kirche hinterlegt sind. Den Schlüssel zu dieser Schatzkammer, zu den Heilmitteln der Kirche in Sakrament und Segnung wird er dem Petrus übergeben. Er wird sie binden, einschließen, absperren, d. i. zurückhalten, unzugänglich machen, und lösen, freigeben, d. i. mittheilen können, sobald er in ihren Besitz gekommen sein wird, was am eigentlichen Stiftungstage der Kirche, d. i. am Pfingstfeste bei der Sendung des heiligen Geistes, stattfand. Weil diese Schätze nicht irdisch, sondern ihrem Wesen und Ursprunge nach himmlisch sind, und, obwohl der Kirche anvertraut, ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem Himmel beibehalten, so müssen sie zugleich im Himmel gelöst oder gebunden werden. Darum steht Himmel und Erde einander gegenüber und spricht Jesus zuerst vom Binden und dann vom Lösen; denn die Gnadenschätze der Kirche werden in erster Reihe als offene und strömende für Alle, die in der Kirche sind, gedacht, und nur in zweiter Reihe als eingeschlossene und gebundene. Das Lösen bezeichnet mehr die Pflicht, das Binden die Macht, aber so daß eine gegenseitige Wechselwirkung eintritt. Deßhalb kann man

sagen: Wie Petrus die Pflicht hat zu lösen, so hat er auch die Macht zu binden; und wie er die Macht hat zu lösen, so hat er auch die Pflicht zu binden.

## 3.

Matth. 16, 20—28. Mark. 8, 30—39. Luk. 9, 21—27.

Die Verheißung, welche Petrus so eben empfangen hatte, erfüllte auch die übrigen Jünger mit großer Freude. Sie sahen ohne Neid über das hinweg, was dem Einen allein zu gelten schien, und faßten nur ins Auge, was sie Alle berührte — die messianische Zukunft, das Himmelreich. Sie haben in und mit Petrus bezeugt, daß er ist Christus, der Sohn Gottes; er bezeugte hinwieder, daß sie in und mit Petrus das Fundament der Kirche ausmachen werden. Wer konnte zweifeln, daß all dieses nicht bald, in Kürze geschehen werde? So wie sie den Boden des heiligen Landes, vor dessen Schwelle sie bereits standen, wieder betreten würden, werde eine neue Epoche in ihrem und im Leben Jesu anbrechen. Er werde sich jetzt als Messias offenbaren und verkünden lassen; er werde vom äußersten Norden, wo sie standen, bis zum äußersten Süden ziehen, die Gläubigen von allen vier Weltgegenden um sich sammeln und in Jerusalem die Erfüllung dessen bringen, was er heute verheißen hatte.

So dachten die Apostel, aber es kam ganz anders. Jesus, der in ihre Herzen sah, verbot es, ihn als den Messias zu verkündigen, statt es zu gebieten, und er fing an, von Schmach und Leiden zu sprechen, statt von Ehren und Freuden. Die Evangelien sagen deutlich: Alsdann, von diesem Augenblicke an, trug er seinen Jüngern auf, daß sie niemanden sagten, daß er Christus sei. Und wieder: Von da fing Jesus an, seinen Jüngern zu zeigen, daß es nothwendig sei, daß er nach Jerusalem gehe, und

vieles von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten leide, und getödtet werde und am dritten Tage auferstehe.

Unter solchen Reden überschritt er die Grenze und eilte den Jüngern voraus, wie um seinen Schmerz vor ihnen zu verbergen. Doch entging dieß dem wachsamen Auge des Petrus nicht, und er hielt ihn, noch voll der Begeisterung und des Muthes, mit den Worten an: Gott behüte, Herr, nicht wird dir dieses widerfahren. Jesus aber wandte sich um, und da er sah, daß sie Alle die nemliche Betheuerung wiederholen wollten, kam er ihnen zuvor und schalt den Petrus, indem er sprach:

Weiche hinter mir zurück, Satan! Ein Aergerniß bist du mir; denn du sinnest nicht, was Gottes, sondern was der Menschen ist.

Petrus meinte es so redlich; er hatte nichts anderes im Sinne, als seinen geliebten Meister zu trösten und aufzurichten. Dem verzagten: Es ist nothwendig, stellte er sein vertrauendes: Gott behüte, es wird nicht geschehen, entgegen. War dieß ein so großes Unrecht, daß es die Zurechtweisung verdiente: Weiche zurück, Satan?

Wir können antworten:

Jesus war beim Betreten des heiligen Landes im Anblicke dessen, was ihn dort erwartete, Verfolgung, Leiden und gewaltsamer Tod, tief bewegt und erschüttert. Er mochte jetzt schon beten: Vater, lasse diesen Kelch vorübergehen. Es war eine schwere Aufgabe, aber gerade deßhalb wies er um so entschiedener alles zurück, was ihn davon abziehen könnte. Im schmerzlichen Accente lag die Milderung des Tadels. Dazu kam, daß Jesus den Sinn seiner Worte selbst erklärte, indem er fortfuhr: Ein Aergerniß bist du mir, was nicht so hart klingt, als wenn er gesagt hätte: Zum Aergernisse bist du mir, denn dieß Letztere bezeichnet ein Aergerniß, das man wirklich gibt, das Erstere

ein Aergerniß, das man geben könnte. Noch mehr wird der Tadel dadurch gemildert, daß Jesus den Grund der Einrede des Petrus aufdeckt. Er brachte sie vor, weil er nur begriff, was dabei menschlich, nicht was göttlich ist. Leiden, sterben und auferstehen könne ja im Willen Gottes liegen, und wenn dieses, dann möge er seinen Schmerz theilen, müsse sich aber gleich ihm der Vorherbestimmung des Vaters, wie sie schon die Propheten angekündigt haben, unterwerfen. Vater, dein Wille geschehe, sollen sie Alle mit ihm sprechen.

Einen zweiten Grund der Zurechtweisung des Petrus enthält die Wichtigkeit der Sache selbst. Damals faßten die Apostel noch nicht, welche tiefe Bedeutung das Wort: Der Menschensohn muß leiden und sterben, für die zu erlösende Menschheit habe; aber der Ernst und die Strenge, womit Jesus ihre Einrede jetzt und für immer abschnitt, machte es ihnen unvergeßlich; und dieß war einstweilen genug.

Da Jesus nicht heimlich nach Galiläa zurückkehren wollte, ließ er sich eine Herberge bestellen oder sonst seine Ankunft kund geben. Deßhalb sammelten sich bald sehr viele Leute, auch Jünger und Gläubige von früher her, um ihn, die, da sein Auftreten an der Nordgrenze des Landes den Anfang einer ganz neuen Thätigkeit anzudeuten schien, Lust zeigten, nicht mehr von seiner Seite zu weichen, bis die Entscheidung der Dinge eingetroffen sein würde.

Er aber sprach:

Wenn einer mir nachfolgen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.

Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es finden.

Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber sein Leben einbüßt, oder womit wird der Mensch sein Leben einlösen?

Jesus sprach diese Worte noch unter dem Eindrucke des strengen, heiligen Ernstes, mit dem er Petrus zurechtgewiesen hatte. Sie sind aus derselben Grundstimmung hervorgegangen und enthalten denselben Gedanken. Wer sinnet, was des Menschen ist, wer sich selbst nicht verleugnet, der kann ihm nicht nachfolgen, dem gilt: Weiche von mir. Sich selbst verleugnen heißt also, sinnen was Gottes und nicht was des Menschen ist. Wer an sein Denken, Wollen und Thun überall und nur den Maßstab des göttlichen Willens anlegt, der verleugnet sich selbst. Das ist die erste Bedingung der Jüngerschaft Jesu; zu ihr kommt aber noch eine zweite, die Treue bis in den Tod am Kreuze, bis zur Vergießung des Blutes. Wie die Verurtheilten das Kreuz zur Richtstätte trugen, so stellte Jesus seine Jünger dar; sie sind zum Tode Verurtheilte; es bleibt da keine andere Wahl, als das Kreuz zu nehmen und ihm zu folgen, oder von ihm zu lassen. Ein düsteres Gemälde der Zukunft und wie verschieden von dem glänzenden, das sich die Jünger träumten! Aber der Schüler ist nicht über dem Meister; muß der Menschensohn leiden und getödtet werden, dann können Leiden und Verfolgungen bis in den Tod auch seinen Jüngern nicht erspart werden.

Damit man aber nicht sage: Unter solchen Bedingungen verzichte ich auf die Jüngerschaft, zeigte er gleich die absolute Nothwendigkeit. So hart es klingen möge, es gebe keinen andern Weg zum Heile; hier gelte der Satz: Wer sein Leben rettet, verliert es, und wer sein Leben verliert, rettet es. Wie der Mensch Alles hingibt, um sein leibliches Leben zu erretten, so muß er Alles und auch sein leibliches Leben hingeben, um sein geistiges Leben, seine Seele, vor dem ewigen Verderben zu bewahren.

Diese Nachfolge Jesu in Kreuz und Tod ist aber nicht eine bloße bittere Nothwendigkeit, ein trauriges: Es muß

sein, sondern voll des Trostes und der Vergeltung. Denn, fuhr Jesus in seiner Rede fort,

der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und da wird er Jedem vergelten nach seinem Thun.

Wahrlich ich sage euch: Es gibt einige von den hier Stehenden, welche den Tod nicht kosten werden, bis sie den Menschensohn, kommend in seiner Königsherrschaft, gesehen haben.

Siehe der Trost: die kurze Dauer der Trübsal; einige von den Dastehenden werden bei der Wiederkunft des Herrn noch am Leben sein. Siehe die Vergeltung: Er selbst wird kommen, ihnen ihre Werke zu belohnen.

Je getreuer einer Jesu nachfolgt, desto herrlicher wird seine Vergeltung und sein Lohn sein. Um die Größe und den unendlich hohen Werth dieses Lohnes recht hervorzuheben, beschreibt Jesus die Glorie, in der er selbst kommen wird. In himmlischer Herrlichkeit, umgeben von den Engeln seines Vaters, wird er erscheinen als ein reicher Vergelter. Wer wird alsdann nicht jubelnd bekennen: Ja, Herr, das Leben um deinetwillen hingeben, heißt es gewinnen?

Daß Jesus nur von Einigen spricht, schließt den Trost für die Andern nicht aus. Mitten unter den Qualen des Kreuzes und des Martyriums wird sie die Verheißung aufrichten: Noch ein kurzes, und ihr werdet den Menschensohn in seiner Königsherrschaft kommen sehen.

Wie er dieses meine, behielt er einer spätern Zeit vor.

## 4.

Matth. 17, 1—8. Mark. 9, 1—8. Luk. 9, 28—36.

Da Jesus von einer Nothwendigkeit, nach Jerusalem zu reisen, gesprochen hatte, erwarteten die Zwölf, daß es sogleich geschehen würde. Aber er wollte zuvor die siebzig

Jünger um sich versammelt sehen, darum verweilte er noch einige Zeit hart an der Nordgrenze in der Nähe des herrlichen Wildbaches Litany (Leontes), der den Libanon durch eine tiefe Schlucht vom galiläischen Hochlande trennt. Erst am sechsten Abende traf er Anstalten zur Weiterreise, die zunächst darin bestanden, daß er auf einem Berge mit seinen drei bevorzugten Jüngern, Petrus, Jakobus und Johannes, die ganze Nacht im Gebete zubrachte. Es war ein Gebet der Angst und des Zagens, des Opfers und der Hingabe, denn der Weg nach Jerusalem war vom ersten Schritte an ein Kreuzweg. Hier, auf dem Berge nahm er das Kreuz auf sich; hier zeigten sich die Bilder aller kommenden Leiden dem Auge des Geistes und bestürmten seine schreckerfüllte Menschheit, bis sich auf diesem dunkeln Grunde der Friedensbogen der Verklärung abhob und seine drei Gefährten überspannte.

Während er betete, erzählt das Evangelium, wurde er verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden glänzend wie das Licht.

Statt verklärt sollten wir eigentlich sagen: er wurde umgestaltet. Die Person nämlich blieb, die Gestalt aber wurde eine andere. Jesus wurde nicht in etwas Anderes verwandelt, er wurde aber auch nicht bloß für das Auge verklärt, d. h. von einem Lichtstrome durchdrungen, sondern in jene Gestalt umgestaltet, die er bei seiner Himmelfahrt annahm und die seine heilige Menschheit jetzt zur Rechten des Vaters hat. Die Gestalt des Knechtes wurde abgelegt, die des Sohnes angezogen. Jesus erschien den Dreien so, wie er im Himmel thront, wie er dem Stephanus und dem Paulus erschien.

Da Jesus während seines Erdenlebens den Stand der Selbstentäußerung nie aufgegeben hat, mußte seine Verklärung vom Vater ausgehen. So verlangte es schon der Zweck und die Absicht, um derentwillen Jesus verklärt wurde,

seine heilige Menschheit zu kräftigen, zu trösten, sie gleichsam zu stählen für die bevorstehenden Leiden. Ueberdieß bezeugt es der Apostel Petrus ausdrücklich, indem er in seinem zweiten Briefe schreibt: Wir sind zu Augenzeugen seiner Majestät gemacht worden, da er von Gott dem Vater Ehre und Herrlichkeit empfing, indem eine Stimme zu ihm herabkam von der hocherhabenen Herrlichkeit, die sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn (1, 16, 17).

Dreimal wurde die Menschheit Jesu in außerordentlicher Weise gekräftigt, daß sie auf ihrer Laufbahn nicht erliege, am Anfange, in der Mitte und am Ende; am Anfange bei der Taufe durch die Herabkunft des heiligen Geistes, in der Mitte beim Beginne der Reise nach Jerusalem durch die Verklärung, am Ende auf dem Oelberge durch den Engel.

In den weitern Worten: Und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, beschreiben die Evangelisten die Art und Weise, wie sich die Verklärung den Jüngern darstellte. Sie selbst bestand in Mehrerem, im Vorgenusse der ganzen himmlischen Herrlichkeit, sichtbar aber wurde dem sterblichen Auge nur das Eine — der Sonnenglanz der Leiblichkeit. Das Himmlische offenbart sich dem Menschen immer im Lichtglanze. Du bist umkleidet mit Licht, wie mit einem Gewande, sagt der Psalmist von Gott (103, 2), und bei Daniel lesen wir: Ich erhob meine Augen und schaute, und siehe, ein Mann, gekleidet in Linnen und sein Angesicht anzusehen wie der Blitz und seine Arme und Füße wie der Blick des glänzenden Metalles (10, 5, 6). Das Angesicht strahlte den Jüngern entgegen wie die Sonne, im mildern Glanz schimmerten Hände und Füße, soweit sie nicht bedeckt waren, und der bedeckte Leib, aber immer noch so mächtig, daß seine Kleider, wie vom Lichte getränkt, glänzend weiß wurden.

Und es erschien ihnen Moses und Elias, die mit Jesus von seinem Ausgange redeten, den er erfüllen werde in Jerusalem.

Es heißt ausdrücklich: Moses und Elias erschienen ihnen, den Jüngern; d. h. Moses und Elias, die der jenseitigen Welt angehörten, wurden von den Jüngern gesehen, wie Engel von Menschen gesehen werden können, nicht im auferstandenen, sondern in einem angenommenen Lichtleibe, gleich den Engeln auf den Fluren von Bethlehem.

Ihre Erscheinung war für Jesus ein Unterpfand der Gottwohlgefälligkeit seines Werkes, eine Tröstung der zagenden menschlichen Natur; für die Jünger ein Zeugniß seiner göttlichen Sendung und der Wahrheit seines Wortes, daß er gekommen sei, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen. Sie war aber außerdem auch ein Abbild der ganzen göttlichen Offenbarung, des Anfanges in Moses, des Endes in Elias und der, Anfang und Ende verbindenden, Mitte in Jesus Christus. Elias steht für das Ende, weil seine Wiederkunft am Ende der Zeiten allgemein erwartet wurde.

Die Jünger, welche die ganze Nacht mit ihrem göttlichen Meister gewacht und gebetet und seine Angst, seine Trauer und Ergriffenheit, wenn auch nicht begriffen, doch mitgefühlt hatten, waren, gleichwie später beim Gebete auf dem Oelberge, nahe daran, der übermächtigen Ermüdung und Anstrengung zu erliegen und in Schlaf zu fallen; da durchströmte sie das Licht der plötzlich eintretenden Verklärung mit neuer Lebenskraft und seligem Erschrecken. Herr, rief Petrus aus, gut ist unser Hiersein; wenn du willst, werde ich hier drei Hütten bauen, dir eine und dem Moses eine und dem Elias eine.

Die Gnade der Verklärung Christi übte ihre wunderbare Kraft auch über die Jünger aus. Wie von einem Spiegel her reflectirten sich in ihnen die Strahlen himm-

lischer Beseligung. Kummer und Trauer waren vergessen; alle ihre Wünsche schienen erfüllt, denn nicht anders dachte man sich die messianische Seligkeit. So kühn ihre Hoffnung war; was sich ihren Augen darbot, ging über alle Vorstellung hinaus; es war ein Vorgefühl des himmlischen Friedens. Nun werde nichts mehr mangeln. Moses und Elias bleiben, die Verklärung des Irdischen und Leiblichen habe bereits begonnen, die Auferstehung werde folgen und alle Frommen werden eintreten in die Sonnenklarheit, die hier herrsche.

Der Evangelist Lukas schreibt: Petrus wußte nicht, was er sage, d. h. in seinem freudigen Schrecken vergaß der Apostel, daß jene, die er so eben in Herrlichkeit sah, welches auch der Zweck ihres Kommens sein mochte, keiner Hütten bedürften.

Die Erkenntniß des Moses und Elias kam den Jüngern mit und aus dem Anblicke. Das Licht der Verklärung öffnete ihre Augen. Eine Unkenntniß wäre gar nicht denkbar, sie schlöße eine Unvollkommenheit der Verklärung selbst in sich ein.

Während Petrus noch redete, überschattete sie eine lichte Wolke, und eine Stimme kam aus der Wolke, die sprach:

Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; ihn höret!

In der Wolke offenbarte sich der Vater und gab seinem Sohne Zeugniß. Wir sollten aber nicht sagen: Gott erschien in der Wolke, sondern vielmehr, er verhüllte seine Gegenwart in der Wolke. Die verklärte Menschheit Jesu und die beiden Propheten Moses und Elias, ihr zur Seite, sahen den Vater, den Jüngern verhüllte er sich durch die Wolke, in der Moses und Elias aus ihrem Blicke verschwanden, nicht so Jesus selbst.

Die Wolke war dunkel, denn nur im Wolkendunkel

läßt sich Gott zur Erde herab, sie wurde aber licht durch den Glanz, der von Jesus, in ihrer Mitte schwebend, ausstrahlte.

Die Stimme aus der Wolke war den Jüngern ein Zeichen der Gegenwart Gottes; darüber erschraken sie sehr, so daß sie auf ihr Angesicht fielen; Jesus aber trat hinzu und berührte sie und sprach:

Stehet auf und fürchtet euch nicht.

Und da sie ihre Augen erhoben, sahen sie niemanden als Jesus allein.

Die Nähe und Gegenwart Gottes erfüllt den Menschen mit Zittern und Beben, davor all seine Kraft hinschwindet. Voll tödtlicher Angst rief Isaias, da er den Herrn der Heerschaaren sah und die Stimme der anbetenden Seraphim hörte: Wehe mir, denn ich bin ein Mensch unreiner Lippen (6, 5). Und Daniel fiel betäubt auf sein Angesicht und keine Kraft war in ihm, bis ihn eine Hand berührte und auf seine Kniee richtete. In ähnlicher Weise berührte Jesus seine Jünger. Sowie er sprach: Stehet auf, fürchtet euch nicht, wich ihre Schwäche und ihr Schrecken. Seine Berührung war eine Mittheilung der Kraft.

## 5.

Matth. 17, 9—21. Mark. 9, 9—29. Luk. 9, 37—43.

Während sie vom Berge herabstiegen, gebot ihnen Jesus, indem er sprach:

Niemanden saget von diesem Gesichte, bis daß der Menschensohn von den Todten auferstanden sein wird.

Das Verbot: Saget niemanden, lautete unbedingt und galt auch für die nicht gegenwärtigen Jünger. Darüber wunderten sich die Drei kaum; denn nach diesem Vorgange auf dem Berge hielten sie die letztendliche Erfüllung der Dinge für unmittelbar bevorstehend und das Gebot des

Stillschweigens für eine Rücksicht, welche die Ereignisse bald selbst beseitigen würden. Aber zwei Umstände waren ihnen dunkel und unbegreiflich, einmal daß Jesus die Vollendung an seine Auferstehung von den Todten knüpfte, dann daß Elias, der zur Vollendung nothwendig schien, nicht bei ihnen blieb, sondern in der Wolke wieder verschwand. Sie richteten ihr Augenmerk zunächst auf das zweite, das ihnen näher lag, indem sie Jesus fragten und sprachen: Warum sagen die Schriftgelehrten, daß Elias zuerst kommen muß? d. h. haben sie dafür schriftgemäße Gründe? Sie wollten, wenn es Jesus, wie sie erwarteten, bejahe, weiter fragen, *wie* Elias wieder kommen und *wo* unterdessen er selbst (Jesus) sein werde; denn der Satz lautete, daß Elias zuerst komme und nachher der Messias. Werde Jesus während der Zeit der Wirksamkeit des wiedergekommenen Elias etwa in die Unterwelt hinabsteigen und so von den Todten auferstehen?

Jesus machte solche nebenbei noch beabsichtigte Fragen immer unnöthig, indem er ihnen entweder zuvorkam, oder der Rede eine andere Wendung gab. So that er auch hier, da er erwiederte und sprach:

Elias kommt zwar, und wird alles herstellen.

Ich sage euch aber, daß Elias schon gekommen ist; aber sie haben ihn nicht erkannt, sondern ihm gethan, was sie wollten;

also wird auch der Menschensohn von ihnen zu leiden haben.

Diese kurze Antwort enthält drei Theile; der erste sagt, worin die Schriftgelehrten Recht haben; der zweite, worin sie irren; der dritte, welche Folgen dieser Irrthum habe. Richtig ist, daß Elias komme; falsch ist, daß seine Ankunft noch etwas zukünftiges sei. Er ist schon gekommen und ist dem Messias vorangegangen; aber weil sie den gekommenen Elias nicht *erkannt* haben, darum haben sie an

ihm gethan, was sie gelüstete, und ebenso, d. h. in derselben Weise und aus demselben Grunde werden sie auch am Menschensohne thun, was sie gelüstet. Sie werden ihn hinrichten, wie sie den wiedergekommenen Elias hingerichtet haben. In ihrer Verblendung gegen ihn wurden sie auch blind gegenüber dem Menschensohne, und verblendet, wie sie sind, können sie nicht anders, als ihn verwerfen, verfolgen und endlich tödten.

Die Jünger begriffen wohl, daß Jesus von Johannes dem Täufer und seiner gewaltsamen Hinrichtung, die er dem ganzen ungläubigen Volke zur Last legte, gesprochen habe; wie aber damit Tod und Auferstehung des Menschensohnes zusammenhänge, begriffen sie nicht. Doch hatte keiner den Muth, ihn deßhalb weiter zu befragen. Sie gingen schweigend an seiner Seite, bis sie wieder zu den Ihrigen kamen, die eben ein eifriges Gespräch mit Schriftgelehrten führten, was die Drei nicht wenig in Staunen versetzte. Die Veranlassung dazu war der mißglückte Heilungsversuch an einem besessenen Knaben. Es warf dieß nicht bloß auf die Jünger, sondern auch auf ihren Meister bedenkliche Schatten. Man konnte mit Fragen kommen, welche die Jünger in große Verlegenheit brachten, wenn ihnen auch keine böse Absicht zu Grunde lag, da nicht alle Schriftgelehrte feindlich gesinnt waren. An diesem Gespräche nahm auch bald das umstehende Volk Theil, und es entstand ein lautes Hin- und Herreden mit Lärm und Tumult, wie es bei Volksscenen überall, nicht bloß im Morgenlande vorkommt. Während dem erblickte man plötzlich den Herrn, und seine an Hoheit und Sanftmuth unvergleichliche Erscheinung machte wegen des Contrastes mit dem, was hier vorging, einen tiefen Eindruck. Alle erschraken und verstummten, sammelten sich aber gleich wieder und gingen Jesu entgegen, ihn ehrerbietig zu begrüßen.

In ihrer Mitte angelangt, fragte er um die Ursache des laut gewordenen Disputes; denn daß dieser keine gleichgiltige Sache betroffen habe, zeigten die verstörten Mienen und die Verlegenheit der Angeredeten. Nach kurzem Schweigen trat ein Mann, der etwas zurückstand, aus der Volksmenge zu ihm her, fiel auf seine Kniee nieder und sprach: Lehrer, ich bitte dich, siehe an meinen Sohn; denn er ist mein einziges Kind. Und siehe, ein Geist ergreift ihn, und sogleich schreit er auf, und er zerrt ihn unter Schäumen, und kaum weicht er von ihm, ihn zerschlagend. Und ich bat deine Jünger, daß sie ihn austrieben, und sie vermochten es nicht.

Alles dieses trug der Vater mit flehentlicher Geberde vor; als er aber weiter fahren, oder ein Anderer etwa wegen der Jünger das Wort ergreifen wollte, fiel ihnen Jesus in die Rede, indem er schmerzlich bewegt ausrief:

O ungläubiges und verkehrtes Geschlecht! bis wie lange noch werde ich bei euch sein, bis wie lange euch ertragen?

Der Bittende beruft sich auf seinen Glauben (er brachte das Kind den Jüngern), und Jesus klagt wegen Unglaubens über ihn. Was er als Entschuldigung vorbringt, daß die Jünger ihm nicht helfen konnten, wird eine Selbstanklage in den Augen dessen, der gelehrt hat, daß der Glaube alles vermag.

Der Ausdruck: o ungläubiges und verkehrtes Geschlecht! hatte, so ernst er lautet, nichts, was den Vater des unglücklichen Knaben persönlich verletzte, weil Jesus damit Alle angeredet hatte. Er rechnete die Ursache des Mißlingens auf Schuld des ganzen Volkes, nicht eines Einzelnen. Darum sehnte er sich nach Vollendung seines Tagewerkes, wie der Arbeiter nach dem Abende; denn es legte ihm durch Unglaube und verkehrten Sinn nur Hinderniß in den Weg. Doch war sein tief einschneidendes: Wie

lange noch? nicht Ungeduld mit den Launen des Volkes, sondern Liebe, die nichts versagen kann, wenn sie auch mißbraucht wird. Der Klage folgte gleich die Tröstung, indem Jesus den Knaben herzuführen befahl.

Der Evangelist Markus, der gerne schildert, erzählt nun weiter:

Und sie brachten ihn zu ihm. Und da er ihn sah, zerrte ihn sogleich der Geist, und er fiel auf den Boden hin und wälzte sich schäumend.

Und Jesus fragte seinen Vater:

Wie lange Zeit ist es her, daß ihm dieses zugestoßen ist?

Er sprach: Von Kindheit an. Und oft wirft er ihn auch ins Feuer und ins Wasser, um ihn zu verderben. Aber wenn du es irgend vermagst, so hilf uns aus Erbarmen gegen uns.

Jesus sprach zu ihm:

Wenn du vermagst, ist dieß dein Wort? Alles ist möglich dem Glaubenden.

Sogleich rief der Vater des Knaben aus und sprach: Ich glaube; hilf meinem Unglauben.

Da aber Jesus sah, daß Volk mitherzuströme, schalt er den unreinen Geist mit den Worten:

Du stummer und tauber Geist, ich befehle dir, gehe aus von ihm und fahre nicht mehr in ihn hinein.

Und er fuhr aus schreiend und ihn heftig zerrend, und er ward wie todt, so daß viele sprachen: Er ist gestorben. Jesus aber ergriff seine Hand und richtete ihn empor, und er stand auf.

Der besessene Knabe war, wie wir aus diesem Berichte und den Ergänzungen der beiden andern Evangelien sehen, taubstumm, mondsüchtig und epileptisch. Als er zu Jesus gebracht wurde, fiel er in die heftigsten Krämpfe, was vor den Jüngern, scheint es, nicht eingetreten war. Jesus ließ es zu und trat auch nicht sogleich heilend und helfend da-

zwischen, sondern knüpfte vielmehr ein Gespräch an, weil er dem Vater aus seinem eigenen Bekenntnisse zeigen wollte, was Hilfe und Heilung unmöglich gemacht habe — der Mangel an Glaube. Das Ausbrechen der Krämpfe, die Zuckungen und Zerrungen hätten für den Bittenden ein Fingerzeig sein sollen, daß der böse Geist die Nähe Jesu nicht ertragen könne und darum im Knaben so heftig wüthe; aber statt dessen wurde er beim Anblicke der Leiden seines Kindes nur noch muthloser. Auf die Antwort: Von Kindheit an, fuhr er nicht etwa fort: Aber sprich nur ein Wort, sondern: Wenn du es irgend vermagst, versuche dein Aeußerstes, uns zu helfen. Wie verschieden vom Hauptmanne zu Kapharnaum, vom cäsarienſischen und vom kananäischen Weibe, die Heiden waren! Doch Jesus ermüdet nicht. Er löscht den glimmenden Docht nicht aus. Das Fünkchen Glaube und Vertrauen, das im: Wenn du es vermagst, liegt, entflammt er durch die ermuthigenden Worte: Der Glaube vermag alles; er kennet kein Wenn.

Man möchte fragen: Was unter dem Worte Alles gemeint sei, alles zu bewirken, oder alles zu erlangen? Die Antwort ist: Beides. Die Anwendung richtet sich nach dem, was im gegebenen Falle der Glaubende thun oder erlangen will. Beim Vater galt es vom Erlangen, bei den Jüngern vom Thun. Das erkannte auch der Vater, als er in die rührenden Worte ausbrach: Ich glaube, hilf meinem Unglauben. Er hatte schon anfänglich geglaubt, und glaubte noch; aber, was er nun wohl einsah, nicht so, wie es Jesus forderte. Darum rief er im demüthigen Bekenntnisse: Ist mein Glaube in deinen Augen ein Nichtglaube, o, so hilf mir, daß ich gläubig werde, um alles zu vermögen. Die erste Bitte hatte allgemein gelautet: Hilf uns! Da ihm nun Jesus zeigt, was bei ihm der Hilfe bedürfe, sagt er, ganz eingehend in die Forderung Jesu: Hilf meinem: ich glaube. Dieß war genug; ein Anderes wollte

Jesus nicht. In diesem Bekenntnisse lag das Senfkörnlein Glaube, von dem Jesus gleich darauf zu seinen Jüngern sprach:

Wenn ihr Glaube habet, wie ein Senfkörnlein, wird euch nichts unmöglich sein.

Sehr heftige Krämpfe enden mit vollkommener Erschöpfung der Kräfte. So lag auch der Knabe wie todt am Boden; aber Jesus ergriff seine Hand und richtete ihn auf, und sogleich kehrte die Lebenskraft in ihn zurück, und er stand auf, befreit vom bösen Geiste und geheilt von seiner Krankheit; und es staunten Alle über die Größe Gottes.

Jedes Wunder ist ein Zeugniß der göttlichen Größe und Macht. Wie aber in dem einen die Macht, so spiegelt sich in dem andern besonders die Hoheit und Größe Gottes ab. Die Erweckung eines Todten zeigt uns Gottes Macht, die Heilung eines Besessenen Gottes Hoheit und Größe. Ein wahrhaft großartiges Schauspiel bot die schreckliche Scene der dämonischen Bewältigung des Kindes, auf die plötzlich eine vollkommene Heilung erfolgte. Man erinnerte sich unwillkührlich der Worte des Psalmisten: Der thronet im Himmel, lacht ihrer; es spottet ihrer Gott (2, 4).

Darauf entließ Jesus das Volk und zog sich in ein Haus zurück, wo er mit seinen Jüngern allein war. Er wählte dazu das Haus eines Gastfreundes oder die öffentliche Herberge, in der die Jünger mit andern Freunden des Herrn aus dem Kreise der Siebenzig die vergangene Nacht zugebracht hatten, um einige Zeit auszuruhen, da er und seine drei Begleiter sehr ermüdet waren. Als er sich bei der Gesammtschaar seiner Jünger, den neun, und wer sonst noch von seinen Vertrauten da war, wieder einfand, traten sie zu ihm und sprachen: Warum konnten wir ihn nicht austreiben?

Jesus aber sprach:

Wegen eures Unglaubens. Denn wahrlich sage ich euch, wenn ihr Glaube wie ein Senfkörnlein habet, werdet ihr zu diesem Berge sagen: Versetze dich von da dorthin, und er wird versetzt werden, und nichts wird euch unmöglich sein.

Diese Gattung aber fährt nicht aus, außer durch Gebet und Fasten.

Die Antwort Jesu ist doppelt, allgemein und speciell. Den Jüngern fehlte, was allgemein zu Dämonenaustreibungen nothwendig ist, der Glaube; und ihnen fehlte, was speciell eben hier noch nothwendig war, die Uebung des Gebetes und des Fastens. Beide Bedingungen bestehen nebeneinander fort; Gebet und Fasten sollen nicht etwa bloß dem Glauben zu Hilfe kommen, so daß der hinreichend starke Glaube ihrer nicht mehr bedürfe, sondern es gibt Fälle, wo zum Glauben, er mag wie immer stark und heroisch sein, Gebet und Fasten kommen muß. Jesus sagt ausdrücklich: Diese Gattung fährt nicht aus, oder wie Markus noch stärker hat, vermag nicht auszugehen, außer bei Gebet und Fasten. Die Beschwörung ist direkt gegen den bösen Geist gerichtet, das Beten und Fasten indirekt. Wenn zur Beschwörung Gebet und Fasten kommt, wenn sich der Beschwörende mit Gebet und Fasten umgibt, dann stellt er sich in eine Atmosphäre, die dem Teufel unerträglich ist. Wir dürften selbst sagen, wenn es auch befremdlich klingt, daß Gebet und Fasten es dem bösen Geiste möglich machen, da auszugehen, wo er will, aber nicht kann. Man dürfte die Frage, ob das Ausgehen von einem Menschen dem unreinen Geiste allzeit freistehe, kaum unbedingt bejahen. Er könnte auch verstrickt und gebunden sein, Markus sagt: Er vermag nicht. Alle Bande und Fesseln lösen sich bei Gebet und Fasten.

Scheint es aber nicht, daß die Worte Jesu einen Widerspruch enthalten, daß er seine eigene Behauptung

wieder zurücknehme? Zuerst schreibt er das Mißlingen der Heilung dem Mangel an Glauben, dann dem Mangel an Gebet und Fasten zu. Wenn die Apostel vollen Glauben gehabt, wenn sie der erste Widerstand nicht eingeschüchtert und zurückgeschreckt, sondern nur um so mehr ermuthigt hätte, im Namen Jesu den Dämon zu drängen und zu beschwören, würden sie seiner nicht doch durch den Glauben allein Meister geworden sein? Gewiß, aber nur, weil sie noch um keine andere Waffe wußten. Christus hätte damals ergänzt, was ihrem Glauben abging; aber uns, die wir es wissen, und ihnen, seitdem sie es wissen, ergänzt er das Fehlende nicht mehr. Da die Apostel verzagt und kleinmüthig über den unerwarteten Widerstand des Teufels wurden und darum auch nichts mehr über ihn vermochten, ergriff Jesus die eben gebotene Gelegenheit zu einer Vorschrift für die Zukunft, da, wo der Satan dem Beschwörungsworte Widerstand leiste, Gebet und Fasten mit dem Glauben, d. i. mit der aus dem Glauben kommenden Beschwörung zu verbinden.

## 6.

Matth. 17, 22,.23. Mark. 9, 30—32. Luk. 9, 43—45. 10, 1—16.

Die Reise nach Jerusalem vom äußersten Norden aus hatte mit glücklichen Vorzeichen begonnen. Das Volk begleitete den Herrn unter Lobpreisungen Gottes, und die Jünger sammelten sich vollzählig um ihn, außer den Zwölf auch die Siebenzig. Alles war in der besten Stimmung, nur Jesus schien sie nicht zu theilen. Er redete von seinem Leiden und Sterben; er mied die Landstraße und zog auf Umwegen da und dorthin, als ob er absichtlich die Leute hinhalten und ermüden wollte; er verabschiedete endlich auch die Siebenzig, so daß die Hoffnung auf einen baldigen und glänzenden Einzug in Jerusalem ganz vereitelt schien.

Da sich Alle verwunderten, erzählt Lukas, über alles was Jesus that, sprach er zu seinen Jüngern:

Leget in eure Ohren die Worte: Der Menschensohn ist daran, in Menschenhände überliefert zu werden,

und, wie um diesen auszuweichen, zog er abseits durch Galiläa, denn er wollte nicht, daß es jemand erfahre. Wer sich mit Todesgedanken beschäftigt, der flieht die geräuschvolle Menge. Das begriffen die Jünger wohl, um so weniger aber, wie er jetzt und wiederholt von gewaltthätiger Handanlegung sprechen könne, wo alles vom Gegentheile zeuge. Darum wurden sie sehr traurig, fürchteten sich aber, ihn zu befragen, weil er sich darüber nie in eine nähere Erklärung einließ. So lange die Vorbedingungen zu einem Verständnisse fehlen, ist nicht verstehen besser als verstehen, das nur ein halbes und schädliches sein könnte. Dazu kam noch, daß ihr nicht verstehen im Rathschlusse Gottes lag; es war, sagt Lukas, verhüllt vor ihnen, denn der Hirte sollte geschlagen, und die Herde zerstreut werden (Matth. 26, 31).

Das Wort: Der Menschensohn wird überliefert werden in Menschenhände, mußte auf die Jünger einen tiefen, betrübenden Eindruck machen. War es doch, als ob er den Namen Menschensohn nur habe, weil er Menschenhänden überliefert werde, als ob das Zeichen der Ehre ein prophetisches Zeichen der Schmach sei. Menschenhände lautete stärker als Feindeshände, nach dem bekannten Gebete Davids: Lasse mich fallen in die Hand des Herrn, denn sehr groß ist seine Barmherzigkeit; doch in die Hand der Menschen möge ich nicht fallen (1. Chron. 21, 13). Menschenhand im Gegensatze zu Gotteshand ist eine Gewalt, die keine Schonung kennt, sondern nur nach dem Antriebe der Rache und des Hasses handelt.

Sobald Jesus angefangen hatte, die direkte Straße nach Jerusalem zu meiden und die Volksmassen ferne zu

halten, befremdete es nicht mehr, als man sah, daß er auch die siebenzig Jünger wieder entließ. Er habe, dachte man, seinen Plan ganz aufgegeben, und fügte sich, wenn auch mit schwerem Herzen, das um eine süße Hoffnung ärmer geworden war. Den Leuten gegenüber sprach sich Jesus nicht aus, wohl aber vor seinen Jüngern, die er beruhigte und tröstete, vielleicht weniger durch Worte als durch die That, indem er die siebenzig, wie früher die zwölf auf Mission aussandte, nicht einfach entließ, wofür es das Volk ansah. Diese Sendung war ein Akt des Vertrauens auf die Jünger, die noch eine Aufgabe zu lösen hätten, ehe das Ende käme.

Lukas, der allein von dieser Mission der Siebenzig als einer eigenen und spätern redet, leitet sie mit einer Rede Jesu ein, die uns Matthäus nach ihrem vollen Inhalte überliefert und mit der Aussendung der Zwölf verbunden hat. Dieselben Pflichten und Gefahren bedingen auch dieselbe Belehrung und Warnung. So ernste und wichtige Wahrheiten zweimal zu hören, ermüdete nicht mehr als die zweite Bergpredigt, schon deßhalb, weil die Wiederholung keine wörtliche war, sondern jede Rede ihr Eigenthümliches hatte, das wir aber nicht mehr ausscheiden können. Beide Reden wurden in der ursprünglichen Katecheſe zu Einer verbunden und erst später wieder getrennt.

Bleiben wir bei dem, was uns hier Lukas mittheilt. Auch öfter Gehörtes gibt Stoff zu neuen Erwägungen.

Als Jesus die Siebenzig versammelt hatte, um sie paarweise, aber alle zu gleicher Zeit, nicht, wie früher die Zwölf, gelegentlich nach einander und sich gegenseitig ablösend, auszusenden, sprach er zu ihnen:

Die Ernte ist zwar groß, der Arbeiter aber sind wenige; bittet also den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Gehet hin; siehe ich sende euch wie Lämmer mitten unter Wölfen.

Traget weder Beutel, noch Tasche, noch Schuhe und grüßet niemanden unter Wegs.

Eine Ernte, die groß ist, kann wenige Arbeiter ermuthigen oder entmuthigen. Das Erstere findet statt, wenn die Ernte nicht bloß groß, d. i. weithin ausgedehnt, sondern auch reich ist, so daß selbst wenige Arbeiter in kurzer Zeit viel ausrichten. Das Zweite tritt ein, wenn die Ernte groß ist, ohne reich zu sein, so daß sie nur mit vieler Mühe eingebracht werden kann. Dieses Zweite hatte Jesus vorzugsweise im Auge; das Erntefeld für ihn und seine Jünger war groß und weithingebreitet, aber dünn und mit Dornen überwuchert, so daß es war, als ob Lämmer unter Wölfen ausgesendet würden; denn Letzteres bezeichnet die nämliche Sache, nur unter einem andern Bilde. Lebhafter und anschaulicher kann die Mühsal des Erntens und die Größe der Gefahr nicht mehr geschildert werden. Eine solche Ernte kann man nur im Vertrauen auf Gott antreten; jede menschliche Hilfe ist da schlechterdings unzureichend. Dieß lehrt Jesus in den Worten: Traget weder Beutel, noch Tasche, noch Schuhe, d. i. verzichtet hier auf jede menschliche Stütze, auf jedes natürliche Hilfsmittel, haltet euch allein an Gott. Zu diesem Vertrauen gehört aber auch unbedingte Hingabe an seinen Beruf und unermüdlicher Eifer für ihn. Es darf nicht ein Vertrauen sein, das einschläfert und zerstreut, bei dem man sich mit dem Gedanken tröstet: Gott wird es schon fügen, es wird sich schon machen; sondern dem Vertrauen muß ein Eifer, eine Concentration aller Kräfte auf das eine Ziel hin zur Seite stehen, die so stark ist, das man außer ihm alles vergißt, wie Jemand, der auf seinen Weg schauend, niemanden beachtet, wer ihm auch begegne, der niemanden grüßt.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

In welches Haus ihr aber tretet, saget zuerst: Friede diesem Hause. Und wenn daselbst ein Sohn des Friedens ist, wird ruhen auf ihm euer Friede; wenn aber nicht, wird er zurückkehren auf euch.

In dem Hause aber bleibet, essend und trinkend von dem ihrigen; denn würdig ist der Arbeiter seines Lohnes.

Gehet nicht von Haus zu Haus.

Und in welche Stadt ihr kommet, und sie euch aufnehmen, da esset, was man euch vorsetzt, und heilet in ihr Kranke und sagt zu ihnen: Nahe ist gekommen zu euch das Reich Gottes.

In welche Stadt ihr aber kommet, und sie euch nicht aufnehmen, da gehet hinaus auf ihre Straßen und saget: Auch den Staub, der uns anklebt von eurer Stadt an den Füßen, schütteln wir euch ab; doch dieses wisset, daß nahe gekommen ist das Reich Gottes.

Ich sage euch, daß es Sodoma an jenem Tage erträglicher ergehen wird als jener Stadt.

Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida; denn wären in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen, die geschahen in dir, sie hätten längst in Sack und Asche Buße gethan. Doch wird es Tyrus und Sidon erträglicher ergehen im Gerichte als euch.

Und du, Kapharnaum, wirst du bis in den Himmel erhöhet werden? Bis in die Hölle wirst du hinabgestoßen werden.

Durchdrungen vom Bewußtsein ihres hohen Berufes, das Licht der Welt, das Salz der Erde zu sein, sollen die Prediger des Evangeliums überall voll Muth und Selbstbewußtsein auftreten, nicht als solche, die empfangen und betteln, sondern als solche, die geben und spenden, der Seele den Frieden, dem Leibe die Heilung, als solche, die wissen, daß der Arbeiter des Lohnes werth ist, und die sich

laut und feierlich von denen lossagen, welche ihre Botschaft, die vom Himmel stammt, nicht annehmen. Dem Einzelnen stellt Jesus die Gemeinde, dem Hause die Stadt gegenüber. Wo sie eintreten, sollen sie zuversichtlich bleiben; was man ihnen bietet, sollen sie unbedenklich annehmen; von dem, der sie nicht aufnimmt, sich offen lossagen; keine kleinlichen Bedenken sollen sie in ihrem großen Wirkungskreise hemmen. Sie sollen nicht schüchtern sein im Gebrauche des Gastrechtes, nicht ängstlich bei dem, was man ihnen vorsetzt, nicht verzagt bei Hindernissen und Schwierigkeiten. Wehe denen, die das Heil von sich weisen! Sodoma und Gomorrha, Sidon und Tyrus werden eher im Gerichte bestehen als die Ungläubigen. Ach, was wird da Kapharnaum erfahren, was Chorazin und Bethsaida, diese hochbegnadigten Städte!

Indem Jesus die Ernte, in welche seine Jünger einzutreten im Begriffe waren, überschaute, brach sein gefühlvolles Herz in einen schmerzlichen Weheruf aus; denn vergeblich hatte er sich abgemüht und vergeblich wird auch die Arbeit seiner Jünger sein. Seinem Auge zeigte sich das große Ackerfeld der jüdischen Nation als eine trügerische Ernte gleich dem Worte des Propheten: Ihr tratet zu einem Garbenhaufen von zwanzig Scheffel, und ihrer wurden zehn, und ihr tratet zur Kelter, fünfzig Maß auszupressen, und ihrer wurden zwanzig (Apostelg. 2, 17).

Damals mochten diese Klagen den Zuhörern eben so räthselhaft vorkommen, wie die Vorhersage seines gewaltsamen Todes; aber ihre volle Wahrheit bestätigte sich nur zu bald und prägte sich gerade wegen dieses furchtbaren Umschlages der Volksgesinnung den erschütterten Gemüthern um so tiefer ein.

Wir kennen das Wehe über Bethsaida und Kapharnaum von früher her. Es war so wichtig, daß es Jesus öfter aussprechen mochte, wie die Vorhersage seines Leidens.

Die Sendung der Siebenzig, ausgerüstet mit Wunderkräften, war ein neues Unterpfand der Gnade und Liebe Jesu und seines brennenden Verlangens, daß Alle glauben und selig werden.

Endlich sprach er noch:

Wer euch höret, höret mich, und wer euch verachtet, verachtet mich; wer mich aber verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat.

Diese Worte bilden den Schluß, entsprechend den ersten: Die Ernte ist groß, die als Eingang zur Missionsrede dienten. Gehet hin, lautet der Auftrag; das Uebrige enthält Vorschriften, wie sich die Jünger auf den Weg begeben, und was sie thun sollen, wenn sie aufgenommen oder verworfen werden.

Die Sendung der Siebenzig hatte im Wesentlichen denselben Zweck mit jener früheren der Zwölf; doch war sie nicht mehr eine erste Einladung zum Himmelreiche, wie noch vielfach bei der von Seite der Apostel, sondern eine wiederholte und erneuerte; denn kaum dürften die Jünger einen Ort betreten können, wohin der Ruf Jesu noch nicht gelangt wäre. Sie entsprach somit jener zweiten Aussendung der Knechte, die zum Hochzeitsmahle des Königssohnes einluden. Nochmal sollte über ganz Israel der Ruf ergehen: Alles ist hergerichtet, kommet zur Hochzeit. Wenn aber die Geladenen nicht erscheinen wollen, dann werden die Jünger den Staub von ihren Füßen schütteln und weit weg von ihnen auf den Landstraßen alle einladen, denen sie begegnen.

## 7.

Luk. 11, 1—13.

Jesus unterließ die öffentlichen Religionsübungen, wo sie zur Erbauung dienten, niemals. Er war nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern vollkommen zu machen.

Wie er an den Sabbaten die Synagoge besuchte und am Gottesdienste Theil nahm, so hielt er auch die täglichen Gebetsstunden zur Zeit des Morgen- und Abendopfers gewissenhaft ein.

Bei einem solchen Morgengebete an einem öffentlichen Betorte, wo sich immer Mehrere einfanden, trat, als Jesus zu beten aufhörte, einer von seinen Jüngern zu ihm und sprach: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger gelehrt hat.

Es kam ihm nämlich der Gedanke, den Meister um die Mittheilung einer Gebetsformel zu bitten. Die Pharisäer hatten eine solche im sogenannten Schma Israel (Höre, Israel), Johannes hatte gleichfalls ein bestimmtes Gebet bei seinen Jüngern eingeführt; es war also sehr begreiflich, wenn man dasselbe auch von Jesus erwartete und wünschte, da eine Uebereinstimmung hierin im Wesen jeder Religionsgemeinschaft zu liegen schien. Die Bitte war also für den Jünger in jeder Hinsicht ehrenvoll; sie bezeugte seinen Glauben, sein Verlangen nach Gebetsgemeinschaft, seinen Muth, sie öffentlich zu bekennen. Die Berufung auf Johannes läßt einen ehemaligen Johannesjünger erkennen, vielleicht einen von den zweien, die der Täufer an Jesus abgesandt hatte, und die ihm von nun an näher standen, ohne in die Reihe der Siebenzig eingetreten zu sein.

Jesus antwortete nicht: Der Buchstabe tödtet, der Geist ist's, der lebendig macht, oder etwas ähnliches, sondern ging ganz auf die Bitte ein, indem er sprach:

Wenn ihr betet, sagt:

Vater, geheiliget werde dein Name.

Dein Reich komme.

Unser Brot auf morgen gib uns täglich.

Und vergib uns unsere Sünden, denn auch wir vergeben jedem, der uns schuldet.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Im Vaterunser der Bergpredigt hatte Jesus ein Gebetsbeispiel aufgestellt, hier gab er der Bitte entsprechend ein Gebetsformular; dort war es ein Gebetsvorbild, hier ist es eine Gebetsvorschrift. Die Bedeutung beider ist nicht ganz gleich, weil ein Gebetsbeispiel und Vorbild nicht auch zugleich ein Gebetsformular sein muß. Wenn man auch das erste hatte, konnte man noch immer um das zweite bitten, und ebenso konnte Jesus entweder auf das Gebetsvorbild, das er schon mitgetheilt hatte, zurückgreifen, oder es in ein noch kürzeres Formular zusammenziehen. Was er gewählt habe, läßt sich nicht mehr mit Gewißheit ermitteln, weil uns das verlangte Gebetsformular in einem doppelten Texte vorliegt, der eine ist die genaue Wiederholung des Vaterunsers der Bergpredigt, der andere dasselbe in verkürzter Gestalt, wie wir es oben mitgetheilt haben. Alle alten Handschriften haben das ganze Vaterunser bis auf eine*); außer dieser kennen aber den kürzern Text mehrere Väter, unter ihnen Origenes, Tertullian, Augustinus und Hieronymus. Bei einem solchen Schwanken der Zeugen müssen wir auf eine Entscheidung verzichten, die aber nichts Beunruhigendes hat, denn wo wir auch das ganze Vaterunser beten, statt des kürzern Formulares, kommen wir nicht in Gefahr, viele Worte zu machen und gegen seine heilige Anordnung zu handeln.

Der Inhalt des Formulars läßt sich in fünf Worte zusammenfassen: Heilige, bringe, gib, vergib, behüte. Davon gehören die ersten zwei und die letzten drei zusammen. Heilige, Vater, deinen Namen und bringe dein Reich. Gib, Vater, das tägliche Brod, vergib die Schuld und behüte

*) Der Vaticanische Codex, der Sinaitische läßt auch die dritte Bitte weg, hat aber die siebente.

vor Versuchung. Das Vaterunser, wie es hier lautet, ist ganz eigentlich und im strengsten Sinne an den Vater gerichtet; denn es ist der Name des Vaters, den zu heiligen, und es ist das Reich des Vaters, das zu gründen Jesus Christus gekommen ist; in gleicher Weise ist die Mittheilung des Lebens an Leib und Seele Sache des Vaters; sein Werk ist die Erschaffung und Erhaltung, auf welche die dritte; sein Werk die Berufung und Erwählung, auf welche die vierte und fünfte Bitte sich gründen. Die erste Hälfte des Gebetes enthält somit die Bitte um das, was im Interesse Jesu, die zweite um das, was in unserm Interesse liegt, oder mit andern Worten, die ersten zwei Bitten bewegen sich um die Ehre Gottes, die letzten drei um unser Heil. Der Christ betet in erster Reihe immer, daß Christi Werk vollendet werde; in zweiter Reihe dann, daß er daran Theil habe. Im Gebete für sich wendet er sich an Gott Vater, den Allmächtigen, daß er ihm das tägliche Brot gebe, d. i. das Leben, welches von ihm ausgeht, erhalte; an Gott Vater, den Allbarmherzigen, daß er seine Schuld vergebe, d. i. das geistige Leben in ihm wecke; endlich an Gott Vater, den Allwissenden, daß er ihn vor der Versuchung, d. i. vor dem geistigen, zweiten Tode in seiner heiligen Vorsehung bewahre. Die Allmacht gibt, die Barmherzigkeit vergibt, die Vorsehung behütet.

Der gläubige Israelit hatte ein großes Vertrauen auf die Kraft des Gebetes, aber er hatte nicht in demselben Maße auch den Muth zu beten, wie er sagen mochte, die Dreistigkeit, um etwas zu bitten; ihm fehlte das Vertrauen des Kindes zum Vater; Gott stand ihm fern. Da nun die Jünger und das übrige anwesende Volk aus dem Munde Jesu ein Gebetsformular empfingen, das von den bisherigen ganz abwich, und das eine Vertraulichkeit athmete, die sich mit ihren Vorstellungen von Gottes Größe und Majestät schwer vereinigen ließ, war es ganz an der Zeit, sich darüber

zu äußern, d. i. diesen vertraulichen Ton zu rechtfertigen. Deßhalb fuhr Jesus in seiner Rede fort und sprach:

Wer von euch hat einen Freund, und er geht zu ihm um Mitternacht und spricht zu ihm:

Freund, leihe mir drei Brote, weil mein Freund zu mir gekommen ist von einer Reise, und ich nicht habe, was ich ihm vorsetze.

Und jener innen erwiedert und spricht: Mache mir keine Mühe; schon ist die Thüre geschlossen, und meine Kinder sind bei mir zu Bette; ich kann nicht aufstehen und dir geben.

Ich sage euch, wenn er auch nicht aufsteht und ihm gibt, weil er sein Freund ist, so wird er wegen seiner Dreistigkeit aufstehen und ihm geben, so viel er braucht.

Auch ich sage euch: Bittet, und es wird euch gegeben werden; suchet, und ihr werdet finden; klopfet an, und es wird euch aufgethan werden.

Denn jeder, der bittet, empfängt; und der sucht, findet; und dem, der anklopft, wird aufgethan.

Wenn aber einen aus euch, wenn seinen Vater der Sohn um Brot bittet, wird er ihm einen Stein geben? oder auch um einen Fisch, wird er ihm statt eines Fisches eine Schlange geben; oder auch, wenn er ihn um ein Ei bittet, wird er ihm einen Skorpion geben?

Wenn nun ihr, die ihr böse seid, gute Gaben euren Kindern zu geben wisset, um wie viel mehr wird der Vater aus dem Himmel den heiligen Geist denen geben, die ihn bitten.

Die Anwendung, welche Jesus selbst von seinen Worten machte, ist einfach und leicht verständlich. Bittet der Freund den Freund ohne Scheu, keck, wie ihr saget, dreist, weil er sein Freund ist; so dürft ihr noch viel mehr ohne Scheu Gott bitten, weil er euer Vater ist. Erhält der Freund vom Freunde, auch wo er zur ungelegenen Zeit

kommt, so werdet ihr noch viel mehr von Gott erhalten, um was ihr bittet, da ihr bei ihm nie zur ungelegenen Zeit kommt; er schläft und schlummert nicht. Gebt ihr, Väter, die ihr böse seid, euren Kindern Gutes, um wie viel mehr wird der himmlische Vater, der nur gut ist, denen, die ihn bitten, den heiligen Geist, den Spender alles Guten geben.

Die beiden Beispiele enthalten eine Steigerung, aber so, daß sie nur den Muth und die Dreistigkeit zu bitten darstellen, nicht zugleich auch die Ausdauer und Beharrlichkeit im Bitten. Gilt im Freundesleben der Grundsatz, zu bitten, wenn man etwas braucht, und zu geben, wenn man gebeten wird, sei es gelegen oder ungelegen; so noch viel mehr im Familienleben; und gilt dieß im irdischen Zusammenleben, so noch mehr und am meisten im himmlischen. Gibt der unwillige, irdische Freund, um wie viel mehr der willige, himmlische; und gibt der böse, irdische Vater, um wie viel mehr der gute, himmlische. Also betet voll der Zuversicht: Vater! heilige, bringe, gib, vergib, behüte.

## 8.

Luk. 11, 37—52.

An diesen Vorgang knüpft der dritte Evangelist die Heilung eines Besessenen, der taubstumm war. Die Forderung eines Zeichens aus dem Himmel, die Seligpreisung Jesu durch ein Weib aus dem Volke, und was Jesus bei diesen Gelegenheiten sprach, — Ereignisse, die einer früheren Zeit angehören und die wir schon kennen. Darauf fährt er fort: Während Jesus noch redete, bat ihn ein Pharisäer, daß er ein Frühmahl bei ihm nehme. Dadurch werden wir wieder auf jenen Morgen zurückversetzt, an dem Jesus seinen Jüngern das Vaterunser als Gebetsformular übergab; denn man nahm in der Regel vor der ersten Gebetsstunde zur Zeit des Morgenopfers kein Frühstück. Jesus

war also noch nüchtern, obwohl er schon längere Zeit gelehrt hatte und müde geworden war.

Der Pharisäer glaubte, Jesu mit seiner Einladung einen Dienst zu erweisen, deßwegen aber auch jene Rücksicht und Aufmerksamkeit zu verdienen, die seinem Stande und seiner religiösen Ueberzeugung gezieme. Jesus werde mit Pharisäern ein Pharisäer sein und nicht verachten, was ihnen Allen heilig war. Er gerieth daher in nicht geringes Staunen, als Jesus, der die Einladung annahm, sogleich auch mitging, ohne daß er sich vor dem Mahle zuerst ganz wusch, d. h. ohne daß er zuvor ein Bad nahm und, wofern es ihm möglich war, die Kleider wechselte.

Wenn sich der Jude levitisch verunreinigte, mußte er sich durch ein Bad reinigen und sein Kleid waschen, d. i. sein Kleid wechseln. Das Gesetz spricht dabei nur von Fällen der Verunreinigung, deren man sich bewußt war; die Pharisäer dehnten es aber auch auf unbewußte Verunreinigungen aus und verlangten z. B. von jedem, der vom Marktplatze, wo sich allerlei Leute herumtrieben, heimkam, daß er sich durch ein Bad reinige. Da sich um Jesus auch überall Leute sammelten, die es mit den Geboten der Reinigkeit nicht sehr genau nahmen, und er selbst ohne jede Vorsichtsmaßregel mit ihnen verkehrte, hielt es der Pharisäer für eine grobe Verletzung der Gastsitte, daß Jesus gleich mitging und sich zu Tisch setzte, wie er war. Es sollte ihm dieß nicht ungeahndet hingehen; denn bald lenkte sich, natürlich beabsichtigt, das Gespräch auf die traditionellen Reinigungsvorschriften, wobei es nicht an Gelegenheit fehlte, ihm das Unziemliche seines Verhaltens fühlen zu lassen. Er aber kehrte, wie wir zu sagen pflegen, den Stiel um, indem er mit dem Freimuthe und Ernste eines alten Propheten den schmählichen Widerspruch aufdeckte, in dem ihr Leben zu ihren Grundsätzen und Lehren stand, und sprach:

Jetzt, ihr Pharisäer, das Aeußere des Bechers und der Schüssel reinigt ihr, euer Inneres aber ist voll Staub und Bosheit.

Ihr Thoren, hat nicht der das Aeußere schuf, auch das Innere geschaffen?

Jedoch was drinnen ist, gebet als Almosen, und siehe, alles ist euch rein.

Mit dem nachdrücklichen: Jetzt, ihr Pharisäer, bringt Jesus die jetzige Zeit und die jetzige Lehre in einen Gegensatz zur alten Zeit und zur alten Lehre. Jetzt lehret ihr, Becher und Schüsseln rein zu halten, woran man in der alten Zeit nicht dachte; damals lehrte man, das Herz rein zu halten, woran ihr nicht denket.

Die Pharisäer hatten diese ihre Lehre von den Reinigungen als einen Fortschritt der religiösen Erkenntniß gepriesen. Jetzt, sagten sie, sei man eben so weit gekommen, daß die Nothwendigkeit dieser Uebungen einleuchte; oder wer wolle dem Fortschritte der religiösen Erkenntniß Schranken setzen? Hieße dieß nicht die Religion selbst leugnen? Dem gegenüber sprach Jesus: Ja wahrhaftig, so weit seid ihr gekommen, daß ihr die Schüsseln reinigt und die Herzen im Schmutze der Sünde lasset; das ist euer religiöser Fortschritt. O ihr Thoren! Wenn ihr das Aeußere um Gottes willen rein haltet, müßt ihr dann nicht ebenso auch das Innere rein halten, da Gott Beides erschaffen hat? und müßt ihr das Innere nicht um so viel mehr rein halten, als es dafür keinen Ersatz gibt, wohl aber für das Aeußere; denn wer da etwas für verunreinigt hält, braucht es nur den Armen zu schenken, und es wird rein.

In diesem letzten Satze liegt Ironie und Ernst zugleich. Jesus zeigt darin, daß die Pharisäer bei ihren Lehrsätzen von den Reinigungen nie etwas mit ruhigem Gewissen essen oder trinken könnten, und er gibt ihnen wie

aus Mitleid ein Universalmittel an, das ein Scherz ist, wenn wir es im buchstäblichen Sinne nehmen, nämlich das Ganze den Armen zu geben, und ein Ernst, wenn wir es in dem Sinne nehmen, den Jesus damit verbunden haben wollte, den Armen von Speise und Trank mitzutheilen und darin die rechte Reinigung zu suchen, nicht im Spülen und Waschen der Schüsseln und Becher und in den sonstigen pharisäischen Vorsichtsmaßregeln.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Aber wehe euch, ihr Pharisäer; denn ihr verzehntet die Minze und die Raute und jegliches Gemüs und umgehet das Gericht und die Liebe Gottes.

Dieses soll man thun und jenes nicht unterlassen.

Wehe euch, ihr Pharisäer; denn ihr liebet den ersten Sitz in den Synagogen und die Begrüßungen auf den Marktplätzen.

Wehe euch; denn ihr seid wie die unkenntlichen Gräber, und die Leute gehen darauf und wissen es nicht.

Pharisäer heißt der Reine. Jesus hatte das Ideal eines Reinen in der Reinhaltung des Herzens und in Almosen aufgestellt, aber ach, wie weit sind sie davon entfernt; es ist ihnen nur um den Schein, nicht um die Sache, nur um die Ehre, nicht um das den Menschen Ehrende zu thun; sie haben nur mehr den Leichnam, nicht den lebendigen Leib des göttlichen Wortes. Siehe, die drei Wehe über die Pharisäer.

Das Gericht und die Liebe Gottes umgehen, oder daran vorübergehen, heißt das nicht thun, was Gericht und Liebe ihrem Grundwesen nach fordern. Das Gericht fordert Gleichschätzung des Nächsten mit sich selbst, also Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit, gleiches Maß und Gewicht nach dem Grundsatze: Was du nicht willst, daß dir geschehe, füge keinem andern zu. Die Liebe fordert Werthschätzung Gottes über Alles, so daß wir um Gottes willen thun,

was wir weder um unser, noch um des Nächsten willen thun würden. Die beiden Ausdrücke: Gericht und Liebe umfassen somit die innere Gewissenstreue entgegen der äußern, welche in der Gewissenhaftigkeit der Zehentleistungen abgebildet ist. Während sich nun die äußere Gewissenhaftigkeit von selbst ergibt, da wo die innere vorhanden ist, findet das umgekehrte Verhältniß nicht mit Nothwendigkeit statt; die äußere Gewissenhaftigkeit kann da sein, die innere fehlen. Darin liegt eben der Vorwurf, den Jesus im ersten Wehe den Pharisäern macht, daß sie den Schein haben ohne die Sache. Die Waschungen und den Zehent, d. i. den Schein der Reinigkeit und der Gerechtigkeit halten sie aufrecht, die Sache der Reinigkeit und der Gerechtigkeit geben sie preis.

Das zweite Wehe gilt ihrer Ehrsucht und Hoffahrt. Der Jude überhaupt war stolz, der Pharisäer insbesondere. Mit unerhörter Geringschätzung behandelten sie alle, die sich nicht zu ihrer Sekte bekannten. Man sollte sie als die einzig beglaubigten Lehrer und Vorbilder des echten Judenthums in und außerhalb der Synagoge respektiren; in der Synagoge dadurch, daß ihnen die Plätze der Lehrer und geistlichen Väter reservirt bleiben, außer der Synagoge dadurch, daß man sie zuerst und ehrfurchtsvoll begrüße.

Das dritte Wehe wird in einem Gleichnisse vorgetragen. Wer über ein unkenntlich gewordenes Grab hinwegschreitet, verunreinigt sich, ohne daß er es weiß und will; dasselbe geschieht denen, die mit den Pharisäern Umgang haben. Statt zu reinigen und zu bessern, verunreinigen und verderben und verschlechtern sie jene, die mit ihnen in geistige Lebensgemeinschaft treten. Es ist darunter nicht ihre Heuchelei im Leben, sondern ihr Lehrsystem gemeint, das innerlich faul und verderblich nur mehr die todte Maske des göttlichen Wortes ist, ein Leichnam, nicht

ein lebendiger und Leben spendender Leib, eine giftige Pfütze, nicht ein Quellwasser, das erfrischt und kräftigt.

Die Sekte der Pharisäer bestand aus zwei Ordnungen, den Lehrern und den Jüngern. Das letzte Wehe galt ausschließlich den Lehrern und war so einschneidend, daß die Pflicht der Selbsterhaltung forderte, sich dagegen zu wehren. Es erwiederte daher einer von den Gesetzkundigen und sprach: Lehrer, indem du dieses redest, schmähest du auch uns.

Er aber sprach:

Wehe auch euch, ihr Gesetzkundigen; denn ihr bürdet den Menschen unerträgliche Lasten auf, und ihr selbst berührt sie nicht mit einem von euren Fingern.

Wehe euch, denn ihr bauet die Denkmäler der Propheten, eure Väter aber tödteten sie.

Ihr gebet also Zeugniß und stimmet den Werken eurer Väter bei; denn sie tödteten sie, ihr aber bauet ihre Denkmäler.

Deßwegen hat auch die Weisheit Gottes gesprochen: Ich werde senden zu ihnen Propheten und Apostel, und von ihnen werden sie tödten und verjagen;

damit gefordert werde das Blut aller Propheten, das ausgeschüttet wird seit Grundlegung der Welt, von diesem Geschlechte, vom Blute des Abel bis zum Blute des Zacharias, der umkam zwischen dem Altare und der Wohnung.

Ja ich sage euch, es wird von diesem Geschlechte gefordert werden.

Wehe euch, ihr Gesetzkundigen, denn ihr habt den Schlüssel der Erkenntniß weggenommen. Selbst seid ihr nicht hineingegangen, und die Hineingehenden habt ihr zurückgehalten.

Die Antwort und Rechtfertigung besteht in einem neuen, dreifachen Wehe: Sie, die Lehrer, sind gegen Andere streng, gegen sich selbst lax; sie, die Lehrer, stellen sich auf

Seite ihrer Väter, die Prophetenmörder waren; sie, die Lehrer, sperren die Thüre der Erkenntniß zu. Sie thun also gerade das Gegentheil von dem, was dem Lehrer geziemt, der milde sein, die Unschuld beschützen und vertheidigen, die Thüre der Erkenntniß den Weisheitsjüngern öffnen soll.

## 9.

Luk. 11, 53, 54. 12, 1—21.

Heftige Auftritte dürfen nicht lange dauern. Jesus mußte also entweder vom Tische aufstehen und das Haus des Pharisäers verlassen, oder dem Gespräche eine andere Wendung geben und nach Beruhigung der aufgeregten Gemüther in Friede von seinem Gastfreunde scheiden, wozu bei der sanften Gewalt, die er über die Herzen übte, wenige Worte hinreichten. Er that das Letztere, denn zum Erstern war seine Stunde noch nicht gekommen; noch hielt er sich wie den Sündern so auch den Pharisäern gegenüber an den Grundsatz, zu suchen, was verloren war, und den glimmenden Docht nicht auszulöschen.

Auf nicht wenige, die mit zu Tische saßen, machte seine Warnung und die gleich darauf folgende, wie Balsam wirkende, liebevolle Art der Verabschiedung einen bleibenden Eindruck, nicht so auf jene, welche das Evangelium Pharisäer, d. i. Pharisäer im schlimmen Sinne nennt. Sie fühlten nur das Messer, welches schmerzt, nicht die Hand des Arztes, die verwundet, um zu heilen, und wurden voll Grimm und Haß, wie Lukas sagt, Jesu äußerst aufsätzig, so daß sie auf nichts anderes mehr sannen, als wie sie ein Wort aus seinem Munde auffangen könnten, das eine Klage gegen ihn möglich machte.

Um seinetwillen war Jesus ohne Sorge; aber anders stand es bei den Jüngern; ihnen drohte von Seite dieser

Pharisäer eine doppelte Gefahr, eine geistige, wenn sie keine leibliche traf, und eine leibliche, wenn sie die geistige überwanden. Darum sprach er zu einer Zeit, da sich Tausende um ihn versammelt hatten, so daß sie einander niedertraten, erzählt der Evangelist, vor allem Volke, also in möglichst öffentlicher und feierlicher Weise zu ihnen:

Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer, der die Heuchelei ist.

Nichts aber ist verhüllt, was nicht aufgedeckt, und verborgen, was nicht erkannt werden wird.

Deßhalb wird alles, was ihr im Dunkeln redetet, im Lichte gehört werden, und was ihr ins Ohr sprachet in den Kammern, auf den Dächern verkündet werden.

Jesus warnte seine Jünger Angesichts von Tausenden, den Einen wie den Andern zur Lehre, vor der Heuchelei, und gibt als Grund dieser Warnung an, daß alles Verborgene werde aufgedeckt werden, daß auf den Dächern werde gepredigt werden, was sie sich in die Ohren und in den Kammern zuflüsterten.

Dieß ist an sich betrachtet einfach und einleuchtend; denn die Heuchelei besteht eben darin, daß man unter sich ganz anders spricht, als vor allem Volke, daß man in der Kammer anders redet, als man auf der Kanzel predigt; aber schwer begreiflich scheint, in wie ferne die Jünger einer solchen Warnung bedurften, und in wie ferne darin zugleich eine Warnung vor den Pharisäern lag. Wir werden dieß einsehen, wenn wir ins Auge fassen, daß die Pharisäer gerade, wo große Volksmassen gegenwärtig waren, sich den Jüngern heuchlerisch nähern und mit bedenklicher Miene sagen konnten: Was euer Meister lehrt, mag recht und gut sein, aber es taugt nicht für eine unbeschränkte Oeffentlichkeit, für das rohe Volk. Dieß wird von seinen Idealen nur den gröbsten Mißbrauch machen, und wenn es sich getäuscht sieht, die Obrigkeiten gegen euch aufhetzen

oder selbst euch zerreißen. Nehmt euch wohl vor der wilden Bestie in Acht, die Volk heißt. So mochten die Pharisäer den Jüngern Furcht einzuflößen suchen. Jesus aber sprach, in seiner Rede, zu der die ersten, obigen Sätze nur die Einleitung bildeten, fortfahrend:

Ich aber sage euch, meinen Freunden, fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib tödten und hernach nichts mehr vermögen.

Ich will euch aber zeigen, wen ihr fürchten sollt.

Fürchtet den, der, nachdem er getödtet hat, die Macht hat, in die Hölle zu werfen.

Ja, sage ich euch, diesen fürchtet.

Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Heller? Und keiner von ihnen ist vergessen vor Gott.

Aber auch alle Haare eures Hauptes sind gezählt.

Fürchtet also nicht; ihr seid mehr als viele Sperlinge.

Die Anrede mit: Freunde, weist auf die Einflüsterungen der Pharisäer zurück. Sie sind eure Freunde nicht, sie meinen es nicht gut mit euch, aber ich meine es gut und sage: Fürchtet Gott allein! Damit man jedoch nicht entgegne: Es ist sehr gewagt, Gott allein und die Menschen nicht zu fürchten; er wird es nicht achten, wenn einem von uns wehe geschieht; sind wir nicht Alle wie der Tropfen am Eimer? entgegnet Jesus: Das sei ferne; Gott achtet so sehr auf jedes Einzelnste in der Welt, daß er auch nicht einen Sperling vergißt, und daß er die Haare auf unserm Haupte gezählt hat. Wer dieses glaubt, wird nicht fürchten; er wird nicht zittern mitten in Todesgefahren; solches wäre nur denkbar, wenn man sich von Gott vergessen glaubte.

Und weiter sprach er:

Ich aber sage euch: Jeder, der mich bekennt vor den Menschen, den wird auch der Menschensohn bekennen vor den Engeln Gottes.

Wer aber mich verleugnet vor den Menschen, der wird verleugnet werden vor den Engeln Gottes.

Und jeder, der sprechen wird ein Wort wider den Menschensohn, ihm wird vergeben werden; dem aber, der auf den heiligen Geist lästert, wird nicht vergeben werden.

Wenn sie euch aber vor die Synagogen und die Mächte und Gewalten hinführen, so seid nicht besorgt, wie oder womit ihr euch zu vertheidigen, oder was ihr zu sagen hättet; denn der heilige Geist wird euch in jener Stunde lehren, was zu sagen ist.

Hiemit geht Jesus Christus in seiner Forderung noch um einen Schritt weiter. Die Jünger haben nicht bloß keinen Grund, die Menschen zu fürchten, sondern die strengste Pflicht, sie nicht zu fürchten; denn nur, wer die Menschen nicht fürchtet, wird den Muth haben, ihn zu bekennen; und nur wer ihn bekennt, wird selig werden. Es gibt keine andere Seligkeit, als die vom Bekenntnisse des Namens Jesu kommt. Bei seinen Jüngern, den täglichen Zeugen seiner Wunder ist dieses Bekenntniß in dem Maße nothwendiger, als hier eine Verleugnung die Sünde gegen den heiligen Geist, die Lästerung des heiligen Geistes wäre, die nicht vergeben wird. Doch sage keiner: Gerne wollte ich bekennen auch vor Königen und Machthabern, aber mir fehlt die Macht der Rede; ich werde mehr schlecht als gut machen; es wird von mir der Satz gelten: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Nein, der heilige Geist wird dich lehren, was zu sagen ist.

Je muthiger man ist, Jesum zu bekennen, desto ängstlicher kann man über die Art des Bekenntnisses werden. Jesus läßt diese Besorgniß nicht aufkommen; Allen ruft er zu: Seid nicht bekümmert darum; Gott selbst wird seine Sache durch euren Mund vertreten. Was wollt ihr mehr?

Unter diesen Reden trat ein Mann zu ihm und sprach:

Lehrer, sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe theile. Jesus aber entgegnete:

Mensch, wer hat mich über euch zum Richter oder Theiler aufgestellt?

Jesus wies den Bittenden ab; ob er ihn aber nicht doch erhörte, ist eine andere Frage. Aehnlich sprach er auch zu seiner Mutter in Kana und erhörte sie. Es hängt hier alles davon ab, ob die Forderung des Mannes gerecht oder ungerecht war. Im erstern Falle dürfte man kaum an ihrer Gewährung zweifeln, zwar nicht äußerlich durch einen Machtspruch, wohl aber durch eine innere Wirkung der Gnade und durch den heilsamen Schrecken, den seine Warnung vor der Habsucht und das Beispiel eines plötzlichen Todes im Herzen des Angeklagten erweckte, da Jesus in seiner Rede fortfuhr und sprach:

Sehet zu und hütet euch vor aller Habsucht; denn nicht darin, daß einer viel hat, besteht sein Leben aus seiner Habe.

Und er trug ihnen ein Gleichniß vor, indem er sprach:

Eines reichen Mannes Feld trug viele Frucht.

Und er überlegte bei sich, indem er sprach: Was werde ich thun, da ich nicht habe, wo ich meine Früchte unterbrächte?

Und er sprach: Das werde ich thun; ich werde die Scheunen abbrechen und größere bauen und dahin bringen all meinen Ertrag und meine Güter.

Und ich werde zu meiner Seele sagen: Seele, du hast viele Güter daliegend auf viele Jahre; ruhe, iß, trink, ergötze dich.

Es sprach aber zu ihm Gott: Thor, diese Nacht fordert man dein Leben von dir ab; was du aber bereitet hast, wessen wird es sein?

Also ist, wer Schätze sammelt für sich und nicht in Beziehung auf Gott reich ist.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf alle, den tiefsten aber gewiß auf den Angeklagten, dem seine Habsucht, die ihn zu einem schweren Unrechte verführte, so ernst und wieder mit solcher Schonung und Zartheit vorgehalten wurde, indem sich Jesus nicht an einen Einzelnen, sondern an Alle wandte.

Da der Klagende von Einem Bruder redete, waren es ihrer wahrscheinlich nur zwei und der Beeinträchtigte der Jüngere. Streit bei Erbschaften ist eben nichts Ungewöhnliches, wenn auch Gesetz und Landessitte einfach und unumstößlich sind. Vielleicht wollte der ältere Bruder den Grundbesitz nicht theilen, sondern den treffenden Antheil am Erbe ablösen, worin nach Umständen eine große Härte liegen konnte.

## 10.

Luk. 12, 22—59.

Und zu seinen Jüngern sprach Jesus:

Darum sage ich euch: Sorget nicht wegen des Lebens, was ihr esset, noch wegen des Leibes, was ihr anziehet.

Das Leben ist mehr als die Nahrung, und der Leib mehr als die Bekleidung.

Betrachtet die Raben, daß sie nicht säen und nicht ernten, daß sie keine Vorrathskammern und keine Scheune haben und Gott sie ernährt.

Um wie viel seid ihr mehr, als die Vögel!

Wer aber von euch kann durch Sorgen zu seiner Lebensdauer eine Elle fügen?

Betrachtet die Lilien, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht; ich sage aber euch, daß nicht einmal Salomon in all seiner Herrlichkeit gekleidet war, wie eine einzige von ihnen.

Wenn Gott aber das Gras, das heute auf dem Felde ist und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, um wie viel mehr euch, Kleingläubige!

Und ihr, suchet nicht, was ihr esset, oder was ihr trinket, und versteiget euch nicht; denn dieses alles suchen die Völker der Welt; euer Vater aber weiß, daß ihr dieß nothwendig habt.

Nur suchet das Reich Gottes, und dieß alles wird euch darein gegeben werden.

Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben.

Verkaufet, was ihr habt, und gebt es als Almosen; machet euch Beutel, die nicht altern, einen nicht versiegenden Schatz im Himmel, wo ein Dieb nicht nahet und eine Motte nicht zerstört.

Denn wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.

Diese Worte, welche in der Bergpredigt an alle Zuhörer gerichtet waren, gelten hier zunächst nur den Jüngern. Großen Entbehrungen ausgesetzt, konnten sie auf ihren Missionen in Kummer und Sorge fallen, was Jesus von ihnen entfernt halten wollte. Darum sprach er: Euch, die ihr keine Schätze sammelt, euch, die ihr arm seid und nichts habet, sage ich: Seid ohne Kummer und Sorge!

Man kann keine Schätze sammeln, mit wenigem zufrieden sein, und doch sorgen; man kann Mangel haben, und doch nicht sorgen. Dieß Letzte ist es, was Jesus von den Seinen will und wozu er sie mit Worten ermahnt, die sich in zwei Sätze zusammenfassen lassen. Der eine von ihnen stellt das Unnöthige, der andere das Thörichte alles Sorgens in anschaulicher Weise dar. Sorget nicht; es wäre unnöthig; denn Gott, der das Größere gibt, verweigert nicht das Geringere, im Einen liegt die Bürgschaft für das Andere. Sorget nicht; es wäre thöricht; denn der Mensch, der um des Größern willen sorglos ist, muß es

um des Geringern willen noch viel mehr sein. Wer keinen Kummer hat wegen des Lebens, obgleich er dessen keinen Augenblick sicher ist, und keinen wegen des Leibes, obgleich er darüber keine Gewalt hat, darf auch nicht Sorge haben um Speise für das Leben, oder um Kleidung für den Leib, weil sie das Geringere sind; anders würde er unvernünftig handeln.

Säen und ernten, spinnen und nähen umfassen die beiden Hauptarten der Thätigkeit des Mannes und des Weibes. Die Raben säen nicht, die Lilien spinnen nicht, will sagen, daß der Jünger Jesu nichts thun soll, was in seiner Sphäre einem Säen von Seite des Raben und einem Spinnen von Seite der Lilie gleich käme, d. h. daß er nicht sorge, außer um das Eine, wofür er berufen ist, das Reich Gottes.

Aber, konnte man einwenden, gerade hier scheint das Sorgen sammt Mühen und Arbeiten am übelsten angewendet zu sein. Was vermag Einer gegen Millionen? Verrinnt nicht alles, was wir thun, wie der Thautropfe im Sand der Wüste? Nein! entgegnete Jesus, das wird nicht stattfinden; denn es hat Gott gefallen, euch Wenigen das Reich zu geben; ihr seid das Senfkörnlein des Himmelreiches, der Sauerteig des Menschengeschlechtes. Da heißt es: Sorget, wachet! Darum fuhr Jesus in seiner Rede fort und sprach:

Es seien eure Lenden gegürtet und eure Lampen brennend, und ihr gleich Leuten, die ihren Herrn erwarten, wenn er sich hinwegbegibt von der Hochzeit, damit sie, sowie er kommt und anklopft, ihm sogleich aufthun.

Selig jene Knechte, welche der Herr bei seiner Ankunft wachend finden wird.

Wahrlich sage ich euch, daß *er* sich gürten und *sie* zu Tische setzen und herantreten und sie bedienen wird.

Und wenn er kommt in der zweiten Nachtwache, und

wenn er in der dritten Nachtwache kommt und also findet, selig sind jene Knechte.

Treue Diener erwarten ihren Herrn gegürtet und mit brennenden Lichtern; gegürtet, oder, wenn ein militärischer Ausdruck erlaubt ist, in voller Equipirung, also nicht in einer Haltung, die an Ruhe und Schlafenszeit, sondern vielmehr an Arbeit und Mühe erinnert; mit brennenden Lichtern, oder, wie man sagen könnte, bei erleuchtetem Hause, also daß alles zum Empfange des Herrn vollkommen hergerichtet ist und sein Eintreten ohne Aufenthalt geschehen kann. Die Lampen bezeichnen den Stand der Rechtfertigung und Gnade. Sie macht aus dem finstern Innern ein erleuchtetes, wohnliches, für die Aufnahme des Herrn zubereitetes Haus; die gegürteten Lenden bezeichnen die christliche Frömmigkeit; es gibt keine andere Gürtung für das Himmelreich als die der Tugend. Die Ankunft des Herrn von einer Hochzeit ist die Wiederkunft Christi nach dem Freudentage der Himmelfahrt; sie ist dreifach, eine geistige, eine bildliche, eine leibliche. Die geistige trat ein bei der Sendung des heiligen Geistes, die bildliche tritt ein beim Tode jedes Gläubigen, die leibliche wird eintreten am jüngsten Tage. Die Nachtwachen bezeichnen die verschiedenen Zufälle des Lebens; selig, wer bei allen wachend gefunden wird. Die zweite und dritte Nachtwache bedeuten also eine gefahrvolle, schwere Zeit, da tödtlicher Schlaf und Lösung der Zucht unsere Seele bedrohen. Das Mahl bildet die himmlische Seligkeit ab, die in hundertfacher Wiedervergeltung dessen besteht, was Liebe und Treue hienieden auf Erde thaten. Die Jünger waren gegürtet, nun gürtet sich der Meister; sie bedienten ihn in den Armen und Nackten und Elenden an Leib und Seele; nun bedient er sie und behandelt sie wie Gastfreunde, denen man sich seit langem verpflichtet fühlte.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Dieß aber merket, daß, wenn dem Hausherrn Kenntniß geworden wäre, um welche Stunde der Dieb komme, er gewacht und nicht zugelassen hätte, daß in sein Haus eingebrochen werde.

Und ihr, seid bereit, denn zu einer Stunde, da ihr's nicht vermuthet, kommt der Menschensohn.

Die Rede geht auf ein neues Gleichniß über, das zum vorausgehenden in so ferne eine Ergänzung bildet, als es zeigt, wie sehr die angestrengteste Wachsamkeit und Bereitschaft im eigenen Interesse der Jünger liege. Sie würden sich selbst der größten Gefahr aussetzen, das Kleinod ihrer Berufung, den ihnen anvertrauten Schatz des Himmelreiches zu verlieren.

Es könnte jemand möglicher Weise auf hundertfache jenseitige Wiedervergeltung der apostolischen Mühen verzichten; er könnte Ruhe und Bequemlichkeit diesseits jeglicher Auszeichnung jenseits vorziehen; allein dieß hieße ein anvertrautes Gut sich rauben lassen, und darin läge eine dreifache, schwere Versündigung gegen den Geber, gegen sich selbst und gegen den Nebenmenschen. Darum ging Jesus in der zweiten Parabel vom Knechte auf den Hausvater über, denn er (nicht so der Knecht) muß aus diesem dreifachen Grunde wachen, und der gute thut es unermüdet im Hinblicke auf Gott den Geber, auf das ihm anvertraute Gut und die ihm zugehörige Familie, für die er das Gut empfangen hat.

Die Jünger Jesu im engern Sinne, die Apostel, sind beides: Diener und Hausväter; Diener Jesu Christi und Hausväter der Kirche; sie haben den Schatz der Kirche zu behüten und zu verwalten.

Da sprach Petrus: Herr, trägst du dieses Gleichniß für uns vor, oder für Alle zumal?

Es war dieß im Sinne des Apostels nur eine Vorfrage. Hätte Jesus darauf Antwort gegeben, dann würde

er erst seine andern Bedenken angebracht haben; denn beide Parabeln waren ihm, da sie einen prophetischen Inhalt hatten, dunkel und unverständlich, bis auf den einen allgemeinen Gedanken von der Nothwendigkeit, zu wachen, womit für das Ganze nicht viel gewonnen war. Jesus aber sprach:

Wer also ist der treue Hausverwalter, der verständige, den der Herr setzt über seine Dienerschaft, daß er zur Zeit die Getreidegebühr austheile?

Selig jener Knecht, den der Herr bei seiner Ankunft also thuend finden wird.

Wahrlich sage ich euch, daß er ihn über all das Seinige setzen wird.

Wenn aber jener Knecht in seinem Herzen spricht: Mein Herr zögert zu kommen, und er fängt an, die Knechte und Mägde zu schlagen, und zu essen und zu trinken und sich zu berauschen; da wird kommen der Herr jenes Knechtes an dem Tage, den er nicht vermuthet, und zu der Stunde, die er nicht kennt, und wird ihn entzweihauen und sein Theil mit den Ungläubigen geben.

Jener Knecht, der den Willen seines Herrn gewußt und nicht zubereitet und nicht gethan hat nach seinem Willen, wird viele Streiche erleiden; wer aber nicht gewußt, aber der Streiche würdiges gethan hat, wird wenige erleiden.

Jedem aber, dem viel gegeben wurde, wird viel abgefordert werden, und wem man viel übertrug, von dem wird man mehr verlangen.

Statt der Antwort folgt ein neues, drittes Gleichniß mit demselben Grundgedanken. Darnach schien sie Jesus nicht zu verweigern, sondern nur etwas hinauszuschieben. Petrus mochte anfänglich denken, das neue Gleichniß enthalte theilweise die Antwort selbst oder bereite sie doch vor. Da dieß nicht der Fall war, sah er ein, daß Jesus auf seine Fragen noch nicht eingehen wolle und schwieg.

Dieses dritte Gleichniß nimmt einen andern Ausgangspunkt, als das erste. An der Stelle der kurzen Frist von bloß Einer Nacht tritt hier eine bei weitem größere, die eine ordentliche Bestellung des Hauswesens während der Abwesenheit des Herrn, d. i. die Einsetzung der kirchlichen Obergewalt nothwendig macht, so daß Jesus nicht die erste Art seiner Wiederkunft, sondern nur die dritte am jüngsten Tage gemeint haben kann.

Die Römer hatten bei ihrem ungeheuren Sklavenbesitze eine Reihe von Aufsehern und Obersklaven. Die Einen leiteten die Arbeiten, andere führten die Rechnungsbücher, wieder andere überwachten die Vorräthe. Diese, welche die Aufsicht über Keller und Speicher hatten, vertheilten unter die Sklavenfamilie die Lebensmittel im Großen, z. B. das Getreide für eine Woche oder gleich für einen Monat. Ein solch ausgedehntes Hauswesen hat Jesus hier nicht vor Augen, sondern jenes einfachere, in welchem der Herr selbst und täglich den Speisebedarf unter seine Knechte und Mägde austheilt und womit er während seiner Abwesenheit, den Hausältesten unter den Sklaven betraut. Darnach vertritt dieser in gewissem Umfange ganz die Stelle des Herrn. Die Uebergabe der Sklavenfamilie ist Zeichen des Vertrauens und stellt die Uebertragung des Apostolates dar, auf welches, wenn man es treu verwaltet, eine reiche Belohnung folgen wird. Der Herr wird den guten Verwalter über all das Seinige setzen. Zu einem guten Verwalter gehört, daß er berufen sei, daß er sich als Knecht, nicht als Herr betrachte, daß er treu und verständig sei. Treu ist, wer nicht hintergeht; verständig, wer sich nicht hintergehen läßt; treu ist, wer des Herrn, nicht seinen Vortheil sucht; verständig, wer die rechten Mittel anwendet. Zu einem guten Verwalter gehört ferner, daß er den Speisebedarf aus den Vorrathskammern des Herrn, aus der Schrift und Ueberlieferung, nicht anderswoher nehme,

daß er endlich die Speise reiche, nicht nach seinem Belieben, sondern zur rechten Zeit.

Im Gegenbilde vom guten Verwalter wird zuerst die Versuchung geschildert: Der Herr zögert, er kommt noch nicht so bald, es läßt sich etwas wagen. Dann die erste Sünde: Ueberhebung und Mißbrauch seiner Gewalt, wobei er sich den Schein des Eifers gibt; nur aus Eifer schlägt er die ihm Untergebenen und treibt die Trägen zur Arbeit an. Endlich jene andern Sünden, die der ersten auf dem Fuße folgen und in einem Aergerniß gebenden Wandel bestehen. Die Schwere der Strafe entspricht der Größe des verheißenen Lohnes; der treue Verwalter wird über Alles gesetzt, der ungetreue vom Herrn, der Gewalt hat über Leben und Tod, hingerichtet und gleich den Ungläubigen der ewigen Verdammung überantwortet, denn jedem, dem viel übergeben ist, wird viel abgefordert werden.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sprach:

Feuer, kam ich, zu werfen auf die Erde, und wie will ich, daß es schon angefacht wäre!

Eine Taufe aber habe ich getauft zu werden, und wie bin ich bedrängt, bis daß sie vollendet sein wird.

Meinet ihr, daß ich kam, Friede zu bringen auf der Erde? Nicht, sage ich euch, sondern nur Spaltung.

Denn von jetzt an werden sein fünf in Einem Hause getheilt, drei wider zwei und zwei wider drei.

Getheilt werden sein Vater wider Sohn und Sohn wider Vater, Mutter wider Tochter und Tochter wider Mutter, Schwiegermutter wider Schwiegertochter und Schwiegertochter wider Schwiegermutter.

Der Prophet Malachias vergleicht den Messias mit Walkerkraut und Feuer und sagt ferner: Er reiniget die Söhne Levi und läutert sie wie Gold und wie Silber (3, 2, 3). Dieß hatte Jesus vor Augen, da er von sich aussagte, er sei gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, d. h. zunächst

nicht, die Erde in Brand zu stecken, sondern die Erde auszubrennen, wie Metalle ausgebrannt werden, nach dem Worte des Apostels: Sei es Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeden Herz offenbar werden; denn der Tag des Herrn wird es an's Licht bringen (1 Kor. 3, 12, 13). Ein solches Feuer ist in einem andern Bilde das Schwert, oder wie Lukas sagt, die Spaltung, die Jesus Christus in die Welt bringt und die alle, auch die innigsten Bande auflöst. Das Feuer der messianischen Läuterung oder was dasselbe ist, die Macht des christlichen Geistes wirkt so gewaltig, daß Alles, was sich nicht in Christo zu einer lebendigen Einheit verbindet, wie Schlacke ausgeschieden wird. Dieß ist die Feuertaufe der Welt, der Jesus die Bluttaufe seines Leibes gegenüber stellt, indem er sagt: Ich habe eine Taufe getauft zu werden. Die Feuertaufe der Welt, nach der es ihn drängt, ist nur möglich durch die Bluttaufe seines Leibes, vor der ihm bange ist, die ihn bedrängt, bis sie vollendet sein wird.

Der Blick in die ferne Zukunft mit ihren Umgestaltungen, einer Phönixperiode ähnlich, vergegenwärtigte Jesu sein nahes Leiden. Es bildete den düstern Vordergrund zu jenem lichtstrahlenden Hintergrunde der erlösten Menschheit; die Flamme zur Welttaufe entzündete sich an dem zertrümmerten Kiesel seines Leibes und nährte sich vom Holze seines Kreuzes.

Jesus hatte Bangen vor seinem Leiden und keinen Grund, dieß seinen Jüngern verborgen zu halten; es machte auf sie einen tiefern Eindruck als Ausbrüche der Freude und Sehnsucht, über denen sie Kreuz und Leiden wenig beachtet hätten.

Sehen wir noch auf den Zusammenhang dieser Worte Jesu mit den vorausgehenden Gleichnissen. In ihnen hatte er die Nothwendigkeit, sich auf seine Ankunft bereit zu

halten, an's Herz gelegt. Damit man nun nicht entgegne: Herr, wie kannst du daran zweifeln, daß wir wachen und bereit sein werden? weist er unter den Bildern vom Feuer und Schwerte, welche die Jünger erst später in ihrer ganzen Bedeutung verstehen lernten, auf die Gefahren und Schwierigkeiten hin, sich bereit zu halten, da keine Tage der Ruhe und stillen, ungestörten Vorbereitung, sondern vielmehr eines allgemeinen Weltbrandes und blutiger Kämpfe bis zu seiner Wiederkunft kommen werden, wo jeder zusehen und wohl Acht haben müsse, daß er wach im Glauben, gegürtet in Hoffnung und mit brennender Lampe der Liebe erfunden werde.

Zuletzt noch wandte er sich an das Volk und sprach:

Wenn ihr eine Wolke aufsteigen sehet von Westen, sagt ihr sogleich: Es gibt Regenschauer; und es geschieht so; und wenn einen Südwind wehen, sagt ihr, daß es heiß werden wird; und es geschieht.

Heuchler, das Aussehen des Himmels und der Erde wisset ihr zu würdigen, aber diesen Zeitlauf, würdiget ihr ihn nicht?

Warum richtet ihr nicht von selbst gerecht?

Denn da du mit deinem Widersacher zu Gericht gehst, gib dir auf dem Wege Mühe, von ihm los zu werden, damit er dich nicht vor den Richter schleppe, und der Richter dich nicht dem Gerichtsdiener überliefere, und der Gerichtsdiener dich nicht ins Gefängniß werfe.

Ich sage dir, du kommst da nicht heraus, bis daß du auch den letzten Heller bezahlt hast.

Die feierliche Betheurung Jesu: Von jetzt an werden sein fünf in Einem Hause getheilt, und das düstere Gemälde, welches er von dieser jetzt beginnenden Zeit entwarf, konnte nicht verfehlen, einen peinlichen Eindruck auf die große Masse des zuhörenden Volkes zu machen. Sie mochte, die Pharisäer an der Spitze, theils erschreckt, theils erbittert

zu einem entschiedenen Widerspruche aufgelegt sein, etwa: Wie, in unsern Tagen der höchsten Blüthe des echten Judenthums sollte eine so tiefgreifende Spaltung möglich sein?

Dieser Einsprache kam Jesus mit der erneuten Versicherung zuvor: Ja, so ist es. Daß ihr es aber nicht sehet, daß ihr die Vorboten all dieser Schreckniſse nicht erkennet, ist Folge eurer selbstmörderischen Heuchelei, die blind ist gegen alles, was euch selbst angeht. Die Vorzeichen der Gewitter und der Gluthzeiten lasset ihr nicht unbeachtet, aber gegen die Vorboten des Sturmes und der versengenden Gluth des messianischen Gerichtes verschließet ihr euer Auge, als ob sie euch nichts angingen.

Solche Vorboten kennen wir. Ihrer waren die Erfüllung der Weißagungen, die politische Lage des Volkes, die Predigt des Täufers, die Wunder, die Lehre Jesu und all das Außerordentliche und Unerhörte, das ihn umgab. Gegen all dieses blieb das jüdische Volk, als Ganzes betrachtet, gleichgiltig und blind; es achtete nicht auf diese Kläger, dachte nicht daran, sie zufrieden zu stellen, sie zu hören; und doch waren sie bereits auf dem Wege in's Gericht, und gab es für die Beklagten keine andere Rettung als aufrichtige, vollkommene, schnelle Bußwirkung, ein gerechtes Selbstgericht, ehe der Gerichtstag anbräche. Er kam in der Verwerfung des Volkes und in der Zerstörung Jerusalems. Da erschien Jesus Christus als der Richter; da hörte er auf die Kläger, die sich nicht mehr zurückhalten ließen; da überantwortete er das Volk durch die Gerichtsdiener, d. i. sichtbar durch die römischen Heere, unsichtbar durch Entziehung der Gnade dem Gefängnisse, d. i. der Zerstreuung in alle Welt und der Ausschließung aus dem Himmelreiche, wie es vor unsern Augen noch fort dauert und dauern wird, bis der letzte Heller durch aufrichtige Buße und Umkehr bezahlt sein wird.

## 11.

Luk. 13, 1—9.

Während dieser Reden verbreitete sich die Nachricht vom jämmerlichen, gewaltsamen Tode, den einige Galiläer in Jerusalem erlitten hatten. Pilatus, erzählte man, habe ihr Blut mit ihren Opfern vermischt. Dieß war eine haarsträubende Sache, und die Umstehenden beeilten sich, Jesus davon in Kenntniß zu setzen. Er werde es, dachten sie, an einer eindringlichen Lehre und Warnung nicht fehlen lassen, da es selbst an heiliger Stätte, nicht ohne Mitschuld von Seite der Juden, öfter blutige Händel zwischen ihnen und den Römern absetzte. Vielleicht hatten galiläische Zeloten Skandal mit der römischen Wache vor dem Prätorium oder an einem Tempelthore angefangen und mit dem Leben gebüßt. Der Ausdruck: Das Blut mit ihren Opfern mischen, ist malerisch, aber unbestimmt und gesucht, um das Tragische ihres Todes recht hervorzuheben; wir sehen daraus nur so viel, daß eine Gleichzeitigkeit statt fand, indem sie vielleicht unter Wegs, da sie die Opferthiere zum Tempel herein trieben, in Streit mit den Soldaten geriethen. Die Erwähnung des Pilatus fordert keine unmittelbare Theilnahme desselben an der Blutthat. Für alles, was die Römer thaten, war im Sinne des Volkes Pilatus verantwortlich, wie bei uns für alles die Regierung herhalten muß.

Jesus erwiederte auf diese Nachricht und sprach zu ihnen:

Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, weil sie solches erlitten haben?

Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle ebenso umkommen.

Aus dieser Antwort ergibt sich ein Doppeltes, einmal daß die Galiläer nicht ohne Schuld waren, anders hätte man

sie nicht für Sünder, sondern für Märtyrer einer heiligen Sache gehalten; dann daß wir einen engen geschichtlichen Zusammenhang und Fortschritt in der Erzählung haben, denn Jesus sprach aus derselben Gemüthsstimmung, die seine vorige Rede durchdrang, indem er zum einen Beispiele noch ein zweites fügte und fortfuhr:

Oder jene achtzehn, auf welche der Thurm am Siloam stürzte und sie tödtete, meinet ihr, daß sie schuldig waren vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnten?

Nein sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle eben so umkommen.

Sie sollten das blutige Ende jener Galiläer und dieser Achtzehn, deren Heimath nicht genannt wird, recht beherzigen; denn eben so werde es ihnen allen ergehen, wenn sie nicht Buße thun. Schon seien sie auf dem Wege in's Gericht, schon sei die Axt an die Wurzel gelegt. Wie die Sünde, so die Strafe.

Jesus faßte den gewaltsamen Tod jener Unglücklichen, in Uebereinstimmung mit dem Volke, das ihm zuhörte, unter dem Gesichtspunkte einer Strafe auf, aber nicht für eine persönliche, sondern für eine Nationalschuld. Das Gericht über diese sei ein erstes Warnzeichen des Gerichtes, das über Alle hereinbrechen werde. Sie sollten daran die Zeichen der Zeit verstehen lernen.

Der Siloam, d. i. der Teich Siloam liegt an der Südostecke des Tempelberges, der hier hoch und steil ist. Der auch nur theilweise Einsturz eines Thurmes, vielleicht des Gerüstes an einem Neubau, konnte von der Höhe in das Thal einen großen Verlust von Menschenleben zur Folge haben.

Und Jesus fuhr in seiner Rede fort und sagte dieses Gleichniß:

Jemand hatte einen Feigenbaum, der in seinem Weinberge stand, und er kam, Frucht an ihm zu suchen, und fand nicht.

Da sprach er zum Weingärtner: Siehe, drei Jahre sind's, und ich komme, Frucht an diesem Feigenbaume zu suchen, und finde nicht; haue ihn um; wozu auch macht er den Boden feiern?

Jener aber erwiederte und sprach: Herr, lasse ihn auch noch dieses Jahr, bis daß ich um ihn herum gegraben und Dünger eingelegt habe.

Vielleicht daß er Frucht bringt; wenn aber nicht, magst du ihn das nächste Jahr umhauen.

Der Zusammenhang dieser ergreifenden Parabel mit dem Vorausgehenden ergibt sich von selbst. Jesus schildert darin die Natur der Nationalschuld, über welche das Gericht bevorsteht, und die Frist zur Bußwirkung, die noch gegeben wird und nur einer außerordentlichen Fürbitte zu verdanken ist.

Der Herr im Gleichnisse bedeutet Gott den Vater, der Gärtner seinen Sohn Jesus Christus, der Feigenbaum das Volk Israel, die drei Jahre den Zeitraum von der Erwählung Israels zum Volke Gottes bis zum Tode Jesu Christi am Kreuze; die Unfruchtbarkeit des Baumes den Unglauben an Jesus und seine Verwerfung; hierin besteht die Nationalschuld der Juden. Im Augenblicke, da sie riefen: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder, sprach Gott der Vater: Hauet um diesen Baum! Aber Jesus erhob vom Kreuze seine Fürbitte: Vater, vergib ihnen! und eine neue, letzte Frist zur Bußwirkung ward ihnen gestattet. Sie dauerte bis zur Zerstörung Jerusalems; mit ihr war das vierte, außerordentliche Gnadenjahr abgelaufen.

Die Zahl drei ergab sich aus dem Umstande, daß der junge Feigenbaum vom dritten Jahre an Früchte zu tragen beginnt. Im Leben des Volkes Israel bezeichnet es die drei Perioden der patriarchalischen, der mosaischen und der messianischen Zeit, d. i. der Zeit des öffentlichen Lebens

Jesu und der Predigt vom Reiche Gottes. Erst am Schlusse des dritten Jahres, d. i. am Ende des öffentlichen Lebens Jesu wurde die Frucht des Glaubens vom Volke gefordert. Daß es diese Frucht nicht trug, war seine große Schuld. Wenn der Gärtner fürbittend sagt: Lasse ihn noch, bis ich um ihn herum gegraben und Dünger eingelegt haben werde, so schließt dieses Wort eine frühere, gleiche Sorgfalt nicht aus, sondern vielmehr ein. Er will seine Mühe und Arbeit noch auf eine Zeit ausdehnen, wo Feigenbäume in der Regel sich selbst überlassen werden, er will noch ein Außerordentliches thun. Wie vollkommen dieß eintraf, zeigt die Geschichte in den Wundern der Apostel, in ihrer Predigt, in dem Zuströmen der Gläubigen von allen Seiten. Was noch die Spur einer Lebenskraft am Feigenbaume hatte, sollte in dieser Gnadenzeit gerettet werden.

## Berichtigungen:

Seite 30, Zeile 8 von unten lies: göttlichen statt göttlichsten.
„ 192, „ 13 „ „ „ gaben statt geben.
„ 341, „ 8 „ oben „ sie den statt sieden.
„ 352, „ 9 „ „ „ anderes statt anders.
„ 405, „ 3 „ unten „ den (zweimal) statt der.
„ 454, „ 3 „ oben in (zu streichen).
„ 468, lies: 15 statt 14, 1—11.

BS2420 .S317 v.1
Sechs Bucher des Lebens Jesu ...
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00051 4481